
B
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Das

Volks-Archiv.

Eine Sammlung

geſchichtlicher Erzählungen aus der neueſten Zeit,
Biographien berühmter Freiheits-Kämpfer u. ſ. w.

von

Adolph Streckfuß.

Erſter Band.

Berlin, 1850.
Verlag von Wilhelm Corduan.

Gottfried Kinkel,

sein Leben, sein Wirken.

Dem Volke erzählt

von

Adolph Streckfuß.

Einleitung.

Indem wir dem Leser das Volksarchiv übergeben, können wir nicht umhin, demselben einige Worte zur Erklärung unserer Absichten vorangehen zu lassen.

Das Volksarchiv soll eine Sammlung politischer und historischer Aufsätze sein, es soll dazu beitragen, den Leser klar zu machen über die Zustände in unserem Vaterlande, ihm in entschiedenen aber wahren Farben die Jetztzeit zu schildern und ihm so ein klares treues Bild von dem Staatenleben in unsern Tagen zu liefern.

Das Volksarchiv wird daher, um seinem Zwecke zu genügen, Aufsätze jeder Art enthalten. Die Biographien derjenigen Männer, die sich verdient gemacht haben um das Vaterland, um die Freiheit, werden neben der Geschichtserzählung, neben der Darstellung historischer Ereignisse stehen.

Wir wollen beginnen mit der Geschichte eines Mannes der zum Märtyrer geworden ist an der deutschen Freiheit, eines

Mannes, der als kühner und treuer Volksvertreter in der preußischen Kammer mit Ehren seine Stelle einnahm, der dann, obwohl durch seinen Beruf weit entfernt davon, im übersprudelnden Freiheitsdrange zum Schwerte griff, und für die Einigung Deutschlands als gemeiner Soldat kämpfte, und der jetzt dafür in der engen Kerkerzelle eines preußischen Zuchthauses die schönsten Jahre des kräftigen Mannesalters dahinlebt.

Das Volksarchiv ist bestimmt für das Volk, nicht für jene bevorrechtigten, im Genuß hohen Standes und reicher Güter lebenden Klassen des Volkes, welche auf den Grundkern mit stolzer Verachtung herabblicken, welche den Arbeiter tief unter sich halten, und welche sich allein berechtigt glauben, das Ruder des Staats zu lenken.

Nicht für jene Klassen der Gesellschaft, die sich selbst vom großen Volke ausgeschlossen haben, ist das Archiv bestimmt, nicht für jene schreiben wir, sie mögen sich an seichten Leihbibliotheks-Romanen, an den gediegenen Aufsätzen der „Neuen Preußischen Zeitung", an den Lügen und Verläumdungen des Zuschauers und an ähnlichen Schriften ergötzen, die der vornehmen Welt gewidmet sind.

Wir wollen unsere Feder nicht verkaufen, sie soll dem ganzen großen Volke dienen. Sie ist bestimmt, so weit unsere Kräfte es erlauben, zur Aufklärung und Belehrung zu wirken und in das wahre Volk den Saamen der Freiheit zu streuen, damit er dereinst in schönern Tagen kräftig aufgehe und gedeihlich wachse.

Wir schreiben für den Handwerker, für den Arbeiter, der nach mühsam vollendetem Tagewerke gern ein Buch zur Hand nimmt, um sich zu belehren, seinen Geist auszubilden

und einen Blick zu werfen auf die politische Lage seines Vaterlandes.

Wir schreiben für die, welche durchdrungen sind von dem Bewußtsein ihres eigenen Werthes, ihrer eigenen Kraft, für die, welche weder nach der einen noch nach der andern Richtung mit Stolz und Verachtung schauen, welche sich selbst das Volk nennen, weil sie in der That das Volk sind.

Wir werden deshalb, wenn auch vielleicht zwischen den ernsten politischen Aufsätzen ab und zu ein leichteres Wort seinen Platz findet, oder eine Erzählung eingestreut wird in die historischen und politischen Schilderungen, doch niemals das Ziel vergessen, welches wir einzig im Auge haben, das Ziel, dem ganzen großen Volke in seiner Totalität zu dienen, das Ziel, die Lehre der Demokratie auszubreiten, theils durch die Erzählung historischer Thatsachen, theils durch die Beschreibung des Lebens wahrer Freiheitsmänner, theils auch durch Dichtungen, welche aber immer einen wahren historischen Hintergrund, eine politische Tendenz haben werden.

Dies ist unsere Absicht und im Bewußtsein, daß sie eine wahre, gute sei, übergeben wir dem Volke das ihm gehörige Volksarchiv mit dem Wunsche, daß wie unsere Absicht gut, so auch unsere Kraft es sei, mit dem Wunsche, daß es uns gelingen möge, dem Ziele zuzustreben, das wir uns gesetzt haben, und dem alle Kraft zu widmen wir entschlossen sind.

Freilich, unsere Aufgabe ist eine schwierige. Blicken wir hin auf die traurigen Verhältnisse, auf die bejammernswerthen Zustände unseres unglücklichen Vaterlandes im gegenwärtigen Augenblicke, schauen wir auf die endlosen Ver-

folgungen, welche den Schriftsteller betreffen, der Wahrheit und Recht zu seinem Lebensziele gemacht hat, so können wir uns nicht verhehlen, welche Gefahren und Hindernisse auch uns sich in den Weg legen werden. Aber dennoch wollen wir rüstig vorwärts schreiten, wir wollen die Gefahr nicht scheuen und die Hindernisse werden wir beseitigen.

Wir leugnen es nicht, daß wir unter den gegenwärtigen Preßverhältnissen manches Wort ungesagt lassen müssen, welches wir gern mit voller Schärfe dem Papier anvertraut hätten. Wir leugnen es nicht, daß wir manches Mal bei der Schilderung milder sein müssen, als wir es wünschten, als die Thatsachen es verdienen. Aber wir werden deshalb der Wahrheit nicht untreu werden, wir werden niemals schmeicheln, niemals heucheln, wir werden mit aller Kraft vorwärts schreiten auf dem Wege des Rechts und der Wahrheit.

Es giebt eine Grenze, über die wir nicht hinaustreten dürfen. Wenn auch diese Grenze willkürlich gezogen ist, und nach unserer Ueberzeugung des Rechts entbehrt, wir dürfen sie dennoch nicht überschreiten, denn wir würden uns die Möglichkeit entziehen, für das Volk zu wirken und die Lehre der Demokratie zu predigen.

Wir fürchten nicht die Gefahr, wir fürchten nicht Gefängniß und lange Haft; andere bessere Männer haben auf der Anklagebank gesessen, und sie leiden zum Theil für ihren glühenden Freiheits-Enthusiasmus, für ihr Bestreben, dem Volke zu dienen, noch im gegenwärtigen Augenblick.

Ueberall sind die Gefängnisse überfüllt von den Märtyrern der Freiheit. Auch wir fürchten solches Loos nicht, welches wir theilen würden mit Kinkel und mit so vielen

andern Männern, die wir achten und verehren, Männern, denen das Volk in treuer Liebe zugethan ist.

Wenn uns die Wahl gelassen wird, zu schweigen oder dafür, daß wir die Wahrheit sagen, zu leiden, so werden wir das Letztere wählen.

So weit aber ist es im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht gekommen, noch können wir die Wahrheit sagen, wenn wir auch oft mildere Worte gebrauchen müssen, als wir es wünschen, und so schreiten wir denn rüstig an unser schweres Werk. Nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, nicht die Gefahr, welche mit derselben verbunden ist, soll uns abschrecken. Wir geben dem Volke das heilige Versprechen, treu und wahr bei ihm auszuhalten, treu und wahr die politischen Ereignisse zu schildern, deren Erzählung die Aufgabe des Volks-Archivs sein wird.

Erstes Capitel.

Im Jahre 1837 lebte zu Bonn am Rheine ein junger Student der evangelischen Theologie, Namens Gottfried Kinkel. Er war ein junger Mann von bedeutenden Anlagen, und seines Fleißes, seiner Thätigkeit wegen von den Lehrern der Universität sowohl als von seinen Commilitonen geachtet. Mit den Letzteren aber kam er wenig zusammen, denn er war still und ernst weit über sein jugendliches Alter hinaus.

Gottfried Kinkel war der Sohn eines frommen Predigers, der seit kurzer Zeit in Bonn lebte, nachdem er von seiner Predigerstelle in Oberkassel entlassen worden war.

Im Hause der Eltern hatte Gottfried eine außerordentlich stille und religiöse Erziehung genossen.

Sein Vater war ein frommer Mann, aber seine Frömmigkeit neigte sich zu jener in den dreißiger Jahren so sehr in Aufnahme gekommenen Art von Religiösität, welche der Pietisterei außerordentlich nahe tritt. Der Prediger Kinkel hatte in seinem ganzen Familienleben strenge Religiösität eingeführt. Es wurde viel gebetet im Hause und alle Fa=

milienglieder mußten die religiösen Formen auf das Strengste beobachten.

Die Mutter Kinkels fügte sich gern dem Willen des Mannes. Auch sie hatte jene pietistische Religiösität tief in sich aufgenommen, und die Erziehung der Kinkelschen Kinder konnte daher eben nur von diesem religiösen Standpunkte aus geleitet werden.

So führte denn Gottfried Kinkel im Hause seiner Eltern ein stilles und daher trauriges Kinderleben.

Der Geist des Knaben war lebhaft, oft übersprudelnd, oft aber auch zur stillen Schwärmerei sich neigend.

Wenn auf der einen Seite zwar jene Art der Religiösität, wie sie in dem Kinkelschen Hause gelehrt wurde, und wie sie dort an der Tagesordnung war, dem lebhaften Geiste des Knaben widerstrebte, wenn er dieselben zu überflügeln versuchte und auf eine andere Bahn zu kommen strebte, so machte auf der andern Seite der tief mit seinem Gemüth verwachsene Hang zur Poesie, zur stillen Schwärmerei ihn schon wieder geneigt für die religiöse Schwärmerei des Vaters und der Mutter, und er mußte dies um so mehr werden, als er beide liebte und achtete, als er in Vater und Mutter Bilder des reinen Menschenthums sah, und als daher der Begriff von Recht und Unrecht, von wahrer Religiösität sich dem Knaben tief einprägte.

Auch die ältere Schwester Kinkel's, Johanna Kinkel, hatte den religiösen Geist der Eltern tief in sich aufgenommen, ohne jedoch den Geist des reinen Menschenthums mit dieser Religiösität zu verbinden.

Johanna Kinkel war ein Mädchen von keiner hohen Bedeutung; sie vermochte daher die orthodoxen Ideen des

Vaters und der Mutter nur nach der strengen Form aufzufassen; im Singen und Beten, im Herplappern von Bibelsprüchen, im fleißigen Besuche der Kirche schien ihr die wahre Religiösität zu liegen. Wenn sie beim Kirchenbesuche mit höchster Aufmerksamkeit dem Prediger zugehört hatte, dann glaubte sie, ihre Pflicht erfüllt zu haben, zumal, wenn sie außerdem noch in ihrer Häuslichkeit, Morgens, Mittags, Abends betete und in der Bibel und im Gesangbuche las.

Sie hielt es für eine schwere Sünde, wenn der übersprudelnde Geist des jungen Bruders oft die strenge Form der evangelischen Kirche von sich abzuschütteln strebte, wenn Gottfried außer für Kirche und Gesangbuch auch für weltliche Litteratur, für ein schönes Schauspiel oder Trauerspiel Sinn hatte, wenn er die Schönheiten der Natur bewunderte, entzückt war von ihnen, ohne zu gleicher Zeit ein Dankgebet gegen Gott und Christus auszusprechen — und dies kam oft vor.

Die glühende poetische Natur des Knaben riß ihn oft fort, hinaus aus seinen Umgebungen und ließ ihn die Welt aus einem freundlichern Lichte betrachten, als aus dem der orthodoxen und pietistischen Religiösität. Da mußte denn Gottfried Kinkel strenge Strafpredigten von seiner bigotten Schwester hören.

Der Knabe mußte in eine Ecke des Zimmers knien und mit dem Gesicht gegen die Wand gewendet, mußte er Gott um ein besseres Herz, um Vergebung seiner Sünden bitten. Die ältere Schwester maßte sich dabei eine Herrschaft über den Knaben an, die ihr nicht gebührte, die aber Gottfried sich von der Schwester gefallen ließ.

Diese Herrschaft war nicht immer eine sanfte. Jo-

hanna gehörte trotz ihrer zur Schau getragenen Religiösität, trotz ihrer orthodoxen Ansichten nicht zu den sanften weiblichen Wesen. Die Religion war ihr lediglich etwas Aeußerliches, sie hatte nicht in ihr Herz zu dringen vermocht.

Johanna Kinkel war strenge, oft unnachsichtlich strenge gegen den jüngern Bruder.

Ein glänzendes Beispiel für den Charakter der Schwester, die später einen so bedeutenden und oft ungünstigen Einfluß auf Gottfried Kinkel haben sollte, die ihm viele unglückliche Stunden bereitete, ihn so oft tief betrübte und schmerzlich kränkte, bildet folgendes kleines Ereigniß.

Im Kinkelschen Hause wurden die Kinder eines Professors Heinrich, welche ihre Mutter verloren hatten, erzogen.

Eins dieser Kinder, ein kleines Mädchen begleitete eines Sonntags Johanna Kinkel in die Kirche. Das Kind war zu jung, um ein Interesse an der Predigt nehmen zu können, aber nichts desto weniger gefiel es ihm in der Kirche ganz wohl, denn es schaute nach den schönen goldenen Engeln, welche die Decke des Kirchenschiffes schmückten.

Mit dieser Betrachtung amüsirte es sich und so ging die Predigt vorüber.

Als Johanna mit der Kleinen zurückgekehrt war, fragte sie das Kind: „Nun Lottchen, was hast Du in der Kirche gemacht?"

„Ich habe mir die schönen goldenen Engeln angesehn," erwiederte die Kleine freundlich.

Johannas Gesicht nahm sogleich einen strengen Ausdruck an.

„Wie hast Du das gemacht?" fragte sie böse.

Die Kleine wendete das Gesicht nach der Decke, erhielt aber in demselben Augenblicke einen heftigen Schlag von Johanna Kinkel auf die Backe, so daß sie schreiend davon lief.

Dies ist ein kleiner Zug aus dem täglichen Leben von Johanna Kinkel; ein kleiner Zug, aber dennoch ist er bedeutungsvoll, er bezeichnet deutlich die Lieblosigkeit des Mädchens, ihre Härte, ihre bigotte Strenge, er bezeichnet deutlich ihren Charakter.

Daß Kinkel in seiner Kindheit nicht immer frohe Tage verleben konnte, ist wohl natürlich. Er gerade hatte am Meisten von der Schwester zu leiden, aber trotzdem wurde sein kindliches Herz nicht verhärtet, und wenn auch die häusliche Umgebung ungünstig auf ihn einwirkte, wenn er auch durch das, was er als Kind täglich sah, täglich hörte, selbst hingeführt wurde zu jener pietistischen Religiösität, welche er erst später nach langen schweren Kämpfen abzustreifen vermochte, so blieb trotzdem in ihm doch jenes rein menschliche Gefühl unverfälscht und unversehrt, welches ihn während seines ganzen Lebens so vielfach ausgezeichnet hat.

Schon als Kind legte Kinkel oftmals Beweise von seiner Menschenliebe, von seiner aufopfernden Gutmüthigkeit, von seiner vollständigen Selbstsuchtlosigkeit ab. Er konnte nichts für sich behalten; was er hatte, gehörte nicht ihm allein, gehörte Allen denen, mit welchen er zusammentrat.

Nichts schmerzte ihn tiefer, als der Anblick fremder Leiden, und wo er es vermochte, linderte er dieselben.

Wenn ihm einmal, was selten genug geschah, Geld in die Hände gegeben wurde, so theilte er es am Liebsten trotz

eigener Entbehrung mit den Armen; ihm war die wahre Frömmigkeit, welche weit entfernt ist von jenem äußerlichen Pietismus, tief ins Herz gelegt.

So wuchs Kinkel heran zum Jüngling. Er bezog die Universität. Den Wünschen seiner Eltern und seiner eigenen Neigung folgend, studirte er evangelische Theologie, denn in dieser hoffte er etwas Bedeutendes wirken zu können.

Während seiner Studien zeigte sich in ihm wieder jener seltsame Kampf, in dem er mit sich selbst schon seit frühester Kindheit befangen war. Sein scharfer Verstand, sein rasches und gediegenes Auffassungsvermögen, zog ihn hin zum Rationalismus, zu einer freieren Richtung innerhalb der Religion, zum Hineintragen der philosophischen Entwickelung in die Religon selbst.

Auf der andern Seite zog ihn wiederum seine natürliche Schwärmerei, jener tiefe Hang nach einem poetischen Wunderglauben, der mit seinem ganzen Sein und Wesen verwachsen war, zum Pietismus.

Kinkel mußte in jener Zeit vielfach mit sich selbst kämpfen, mußte manchen innern Seelenstreit durchleben, ohne mit sich selbst ins Klare zu kommen. Erst einer spätern Zeit, spätern Einflüssen war es vorbehalten, ihn zur klaren Erkenntniß, zur Festigkeit der Anschauung zu bringen.

Auch auf der Universität führte Kinkel ein stilles und wenig freudenvolles Leben. Zu den rauschenden Vergnügungen der Studenten hatte er wenig Neigung; er vermißte sie daher nicht und auch, wenn er bemittelt gewesen wäre, und wenn ihm seine Eltern ein reichlicheres Taschengeld gegeben hätten, würde er dennoch weit entfernt von dem aus-

schweifenden Leben gewesen sein, welches ein großer Theil der Bonner Studentenschaft führte.

Die Erziehung, welche er genossen hatte, ließ ihm viele der Vergnügungen, denen sich die jungen Studenten Bonn's hingaben, fast als eine Sünde erscheinen.

Er haßte das Spiel, den Trunk aus tiefster Seele, und selbst unschuldige Vergnügungen kamen ihm nach der Lehre, welche er seit frühester Jugend von den Eltern und der Schwester empfangen, als sündlich vor; so namentlich der Tanz.

In seinen schon in damaliger Zeit geführten Tagebüchern spricht es Kinkel deutlich aus, daß es ihm stets einen Stich durchs Herz gegeben habe, wenn er an schönen Sommerabenden ins Freie hinausgegangen recht seelenvergnügt gewesen sei, und sich an der herrlichen Natur erlabt habe, daß ihm dann oft aus einer Bauernschenke eine Tanzmusik entgegengeschallt sei.

Kinkel vermochte in damaliger Zeit sich noch nicht zu trennen von jenen überspannten Ideen, die er aus dem elterlichen Hause hineingetragen hatte ins Leben.

So führte Gottfried Kinkel auch auf der Universität ein stilles Leben, welches erst im Februar des Jahres 1834 durch ein bedeutungsvolles Ereigniß gebrochen werden sollte, ein Ereigniß, welches uns ein lebendiges Bild von Kinkel's wahrer Menschenliebe, seinem Muthe, seiner Aufopferungsfähigkeit giebt.

Es war an einem schönen Februar-Tage des Jahres 1834, als Kinkel mit einem Freunde einen Spatziergang vor die Stadt Bonn machte. Einem langen Thauwetter war endlich wieder ein scharfer Frost gefolgt, und der Pop-

pelsdorfer Teich vor Bonn war wieder gefroren, aber nur eine dünne Eisschichte bedeckte das kleine, aber ziemlich tiefe Gewässer.

Kinkel hatte mit seinem Freunde seine Schritte dem Eise zugewendet, und schon von Ferne sah er auf der dünnen Eisdecke eine Schaar Kinder lustig spielen. Plötzlich störte ihn ein lautes gellendes Schreien der Kinder aus der Unterhaltung mit dem Freunde, welche sich um wissenschaftliche Gegenstände drehte. Er blickte nach dem Teiche und sah, wie die Kinder aufs Eiligste das Eis verließen; in der Mitte des Teiches aber war das Eis gebrochen und drei Knaben waren in das Wasser gesunken.

Nicht einen Augenblick besann sich Kinkel, er eilte auf den Teich zu, um welchen rings herum schreiend und lärmend die Kinder standen, angstvoll nach den unglücklichen Knaben sehend, die in jedem Augenblicke dem Ertrinken nahe waren.

Vergeblich suchten sich die Knaben an dem Eise zu halten, wo sie auch anfaßten, da brach die dünne Scholle, sie bröckelte sich los und immer wieder glitschten die Unglücklichen in das tiefe Wasser hinab.

Auch Erwachsene standen an dem Rand des Teiches, aber keiner wagte, den ertrinkenden Kindern zu Hülfe zu kommen, denn die Eisdecke war bei Weitem zu dünne, als daß sie einen Erwachsenen zu tragen vermocht hätte.

Jetzt kam Kinkel hinzu, er besann sich nicht einen Augenblick, schnell warf er den Rock ab und eilte auf den Teich; aber neben seinem Muthe bewahrte er auch stets Besonnenheit.

Er sah ein, daß das dünne Eis ihn zu tragen nicht

vermochte, und so legte er sich denn platt auf den Leib; sich nun so auf dem Eise liegend so schnell als möglich vorwärts schiebend, bis er in die Nähe des Loches gekommen war, in welchem die Knaben dem Ertrinken nahe, sich ängstlich an die Eisscholle klammerten.

Zwei vermochten noch, sich einigermaßen festzuhalten, der dritte der Eingebrochenen war bereits beim Versinken.

Kinkels Freund war ihm gefolgt, er hielt die Füße Gottfrieds, um diesen vor dem Einbrechen zu bewahren und nöthigenfalls herauszuziehen.

Kinkel wollte zuerst den schon im Versinken begriffenen Knaben retten, aber er vermochte es nicht, denn einer der beiden, welche sich noch über dem Wasser befanden, umklammerte seine Arme und hielt sich fest, so daß er nicht anders konnte, als zuerst diesen auf das feste Eis zu bringen.

Mittlerweile war auch der andere bereits in die Tiefe gesunken, er schien rettungslos verloren.

Jetzt galt es, schnell zu handeln. Kinkel riß sich deshalb vom Freunde los und sprang in das eiskalte Wasser. Hier gelang es ihm, den schon dem Tode geweihten Knaben, als er noch einmal auftauchte, zu ergreifen und auf's Eis zu befördern. Sein Freund rettete mittlerweile den dritten Knaben und so war das schöne Rettungswerk vollendet.

Aber Gottfried Kinkel befand sich in der augenscheinlichsten, furchtbarsten Lebensgefahr; wo er auch versuchte, das Eis zu ergreifen, und sich vorsichtig an demselben heraufzuziehen, brachen die morschen, dünnen Schollen unter ihm. Vergeblich reichte Kinkels Freund ihm die Hand, immer wieder brach das Eis und erst, als aus einem nahe-

stehenden Wirthshause eine Leiter gebracht worden war, erst da vermochte Kinkel die Eisdecke zu besteigen, und es gelang ihm nun, indem er sich niederlegte, das rettende Ufer zu erreichen.

Mit donnerndem Jubelruf empfing ihn die Volksmenge, welche sich mittlerweile um den Poppelsdorfer Teich gesammelt und dem kühnen Wagestücke des Jünglings zugesehen hatte. Kinkel aber eilte den Freudes- und Dankes-Bezeigungen der Volksmenge so schnell als irgend möglich aus dem Wege, um sich in der Einsamkeit seiner That zu freuen, und für seine eigene Rettung ein Dankgebet gen Himmel zu senden, denn seine tiefe Religiösität ließ ihn diese Rettung als eine wunderbare Fügung Gottes betrachten.

Das Abenteuer, welches Kinkel an diesem Tage erlebte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn und bestärkte ihn sogar noch in seinem mystischen Wunderglauben.

Er war dem Tode so nahe gewesen, war der Lebensgefahr so glücklich entronnen, in die er sich gestürzt hatte, um Anderen zu helfen, daß es ihm fast schien, als habe Gott selbst ihn errettet.

So erneuerte sich denn immer in ihm der Kampf zwischen Denken und Glauben, und wahrlich es gehörten manche Ereignisse, es gehörte ein tiefes Studium, ein kraftvoller Wille und ein großartiger Geist dazu, um Gottfried Kinkel dazu zu bewegen, alle jene Schlacken des pietistischen Aberglaubens von sich abzuschütteln und ein Herz für eine freie Regung in der Religion und in der Politik zu gewinnen.

Nichts ist geeigneter, einen jungen Mann einer freiheitsfeindlichen Richtung zuzuführen, als jener pietistische Aberglauben, für den Kinkel in jener Zeit so sehr geneigt

war, und den er späterhin erst nach langen Kämpfen von sich abzuschütteln vermochte.

In den pietistischen Lehren liegt auch die Lehre des Absolutismus tief begründet, beide hängen innig und fest zusammen und deshalb wird der Pietismus von den Gewalthabern der Erde stets so sehr begünstigt, deshalb sträuben sich dieselben gegen jede freiere Religions- und Gedanken-Richtung, deshalb wurden seiner Zeit dem Deutsch-Katholizismus, deshalb werden heut zu Tage den freien Gemeinden so fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt, deshalb begünstigt man stets von oben her alle diejenigen Religionssekten, deren Lehren basirt sind auf dem modernen Pietismus, auf dem Religionsformenwerk, in welches der Geist eingeknechtet wird.

Der einmal geknechtete Geist vermag nur nach schweren Kämpfen sich frei zu machen, frei in der Religion, frei in der Politik.

Das weiß man in den höhern Sphären sehr gut, man weiß, welche unendliche Geisteskraft dazu gehört, all' jene Irrlehren des pietistischen Aberglaubens von sich zu stoßen, wenn sie einmal eingedrungen sind in den jugendlichen Geist, und deshalb befördert man sie auf Schulen und Universitäten in so vielen deutschen Ländern.

Der Pietismus ist die wahre Stammschule der Fürstenherrschaft und des Absolutismus, während der freie Religionsglaube der erste Keim auch zur freien politischen Bewegung ist.

Zweites Capitel.

Seit seiner frühesten Jugend hatte Gottfried Kinkel ein tiefes poetisches Gefühl, einen mächtigen Drang zur Dichtung in sich ausgebildet. Dies Gefühl trieb ihn oft dazu, seine tief poetischen Gedanken auf das Papier zu bringen, es trieb ihn zum geistigen Schaffen und riß ihn weit über die gewöhnliche Alltäglichkeit, in der zu leben er gezwungen war, hinweg.

Die Familie Kinkels betrachtete nicht eben mit freundlichen Augen die poetischen Aeußerungen des talentvollen Jünglings, besonders war das ein Dorn in ihren Augen, daß Kinkel mit außerordentlicher Vorliebe an dem Drama, an den Theater-Dichtungen hing.

Die frömmelnde Mutter und Schwester sahen im Schauspiel einen wahren Sündenpfuhl, während der junge Kinkel die tiefe Poesie des Dramas auffaßte, und sich deshalb ganz besonders zum Theater hingezogen fühlte.

Mit glühendem Eifer studirte Kinkel alle die älteren und neueren dramatischen Dichter. Er wäre gern oft in das Theater gegangen, um hier seinen poetischen Geist zu fördern, um sich an der Darstellung zu erheben; aber seine

Mutter bemühte sich nach Kräften, diese sündliche Neigung in ihm, ihrem geliebten Sohne zu bekämpfen und zu unterdrücken.

Sie verbot ihm strenge den Besuch des Theaters, sie beaufsichtigte seine Lektüre, und sein Abgott Shakespeare wurde dem jungen Dichter nur selten gestattet. An Hengstenbergs evangelischer Kirchenzeitung sollte er sich erlaben, aus ihr sollte er den Geist des modernen Pietismus in sich aufsaugen.

Kinkel war als Jüngling äußerst sanft und gefügig; die Liebe zu seiner Mutter und Schwester bewog ihn, diesen alles Mögliche zu Gefallen zu thun, aber den Hang zur Poesie, der so tief mit seinem Innersten verwachsen war, den vermochte er nicht aus sich herauszutreiben, in sich selbst zu ertödten, wie sehr auch Mutter und Schwester gegen seine sündliche Neigung zu Felde zogen.

Wenn er auch den Verwandten zu Gefallen die trokensten theologischen Studien trieb und sich in dieselben nach Kräften vertiefte, so sprudelte dagegen immer und immer wieder von selbst der Strom der Dichtung in ihm auf, und fast gegen seinen Willen mußte er dem tief gefühlten Bedürfniß, seine Gedanken zu Papier zu bringen, nachgeben.

So lange er in Bonn im elterlichen Hause war, wirkten allerdings die Einflüsse der Verwandten mächtig auf ihn und in damaliger Zeit beschäftigte er sich mehr mit den theologischen Studien. Seine früheren kleinen Dichtungen traten zurück, aber ganz und gar von ihnen sich abzuwenden, vermochte er nicht.

Schon in Bonn begann er ein großes Trauerspiel, „Preraspes" zu schreiben, aber er legte es wieder zurück,

um sich auf die theologischen Studien mit mehr Kraft wenden zu können. Nur zu seiner Erholung las er die ältern und neueren Dichtungen der Klassiker, dann aber durchströmte ihm mächtig wieder der in ihm wohnende poetische Geist, dann fühlte er sich gedrungen, Meistern, die er verehrte, nachzuahmen und sich mit ihnen in einen Wettstreit einzulassen.

Er nahm wieder die Feder zur Hand und dichtete bis das Alltagsleben, die Kollegien, die hölzernen Professoren einigermaßen den dichterischen Drang wieder in ihm einschläferten.

In jener Zeitepoche war Kinkel weit davon entfernt, ein Politiker zu sein; er studirte allerdings die Geschichte und er nahm die Keime zu seinen späteren Werken in sich auf, ohne sich indessen schon damals irgend einer politischen Gesinnung bewußt zu sein. Daß aber in Kinkel trotz dieser Gleichgültigkeit gegen die Politik schon damals ein tiefes Gefühl für die Freiheit vorhanden war, daß es nur schlummerte und den Augenblick zum Ausbruch erwartete, das beweißt eine Stelle in seinem Preraspes*), die wir nicht umhin können, dem Leser zu übergeben, denn sie ist uns ein klarer Beweis dafür, daß schon in den frühesten Jünglingsjahren Kinkels in jener Zeit, wo er noch tief befangen war in den Irrlehren des Pietismus, wo er noch nicht den kräftigen Mannesgeist, der ihn später so sehr auszeichnete, gewonnen hatte, daß Kinkel auch damals schon eben so glühend für die Freiheit fühlte, wie später, wenn auch trockene Studien und Familienbande dies Gefühl damals vielfach am Ausbruche verhinderten.

*) Wir entnehmen dieselbe dem Strodtmannschen Werke.

Eine Stelle des Preraspes lautet:

„O eitle Lust der hirnverbrannten Menge,
Verfolgst Du mich auch in dies stille Haus?
Die widerwärtigen Töne drängen sich
Wie böse Geister ein in meine Brust; —
Ist dies ein Fest, dann giebt's kein Trauern mehr!
Ist Sklaverei ein Fest — was ist dann Freiheit?
Heut schmiedet willig sich ein edles Volk
Aus schnödem Eifer eine Sklavenkette! — —
Wär' ich gefangen in dem tiefsten Thurme,
Ich bisse grimmig meine Eisenfesseln;
Und wenn ich mir die Zähne abgestumpft,
Ich würde doch noch rasseln mit den Ketten!
Doch dieses Volk — der ungeheure Riese,
Der Diamantenfesseln könnte sprengen —
Es kettet selbst sich — und es jauchzt dazu!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ha, soll ich's dulden, daß um Kores Krone,
Die dieses Erdballs bestes Volk beherrscht,
Wie um ein Aas, sich diese Bestien streiten!
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwischen jenen Tiger
Und diesen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Kronen reißen aus den Räuberklauen,
Und sie versenken in den tiefsten Abgrund!
Wenn ich der „Knechtschaft Zeichen" so vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke schenken,
Der Höchste nicht, doch soll kein Höhrer sein!"

Unter solchen Beschäftigungen verlebte Kinkel den Sommer des Jahres 1834 in Bonn theils in seinen dürren Studien, denen er mit höchstem Eifer und größtem Fleiße oblag, theils auch wieder von diesen Studien sich ermannend und seinen poetischen Gefühlen nachgebend.

Wichtig für die Entwickelung Kinkel's in damaliger Zeit war es, daß er im Laufe des Sommers seine erste Predigt in einem kleinen der Universitätstadt Bonn benachbarten Dorfe hielt.

Diese Predigt war trefflich und tief ergreifend, Kinkel selbst sprach mit hoher Begeisterung, denn er war, wie wir dem Leser bereits gesagt haben, aufs Tiefste von der Wahrheit der Worte überzeugt, die er den einfachen Leuten in verständlicher Sprache predigte. Kinkel war von einer tiefen Religiösität durchdrungen.

Im Oktober des Jahres 1834 verließ Kinkel zuerst das elterliche Haus, um seine begonnenen Studien in Berlin fortzusetzen.

Gleich sein erstes Auftreten in Berlin gab widerum einen Beweis von dem kräftigen Geiste, der in dem jungen Manne lebte. Es gab einen Beweis davon, wie Kinkel es stets als seine höchste Pflicht betrachtete, Anderen mit eigener Aufopferung zu helfen.

Kinkel war kaum nach Berlin gekommen, er hatte seine Sachen noch nicht vollständig ausgepackt, nur seine besten Kleider hatte er auf Tischen und Stühlen in seinem bescheidenen Zimmer ausgebreitet, weil er am folgenden Tage einige Besuche zu machen beabsichtigte. Er war während des Packens von Müdigkeit bewältigt worden und hatte sich zu Bette gelegt.

Da weckte ihn plötzlich aus tiefem Schlummer ein gewaltiger Feuerlärm. Die Feuerglocken heulten von den Thürmen Berlins, das Nachthorn tutete und tief erschreckt sprang Kinkel aus dem Bette. Er lief ans Fenster, da rasselte eine Spritze am Hause vorbei, schaurig beleuchtet vom rothen Lichte der Fackeln, und zu gleicher Zeit ertönte das Geschrei: „Feuer, Feuer!“ in den Straßen.

Ohne sich zu besinnen, ergriff Kinkel diejenigen Kleidungsstücke, die ihm eben zur Hand waren und zog sich an.

Der Zufall wollte es, daß er gerade seinen besten Rock, seine einzige gute Kleidung ergriff, diejenige, mit der er am folgenden Tage seine Antritts-Visiten zu machen beabsichtigte.

Er achtete nicht darauf. Er dachte nur daran, daß vielleicht einige Familien vom Feuer bedroht dem Unglücke nahe seien. Mit der ihm tief inne wohnenden Menschlichkeit entschloß er sich, schnell zu helfen nach besten Kräften.

Er sprang auf die Straße und folgte der Spritze. So eilte er vorwärts der Feuerstätte zu und fand in der Mohrenstraße ein Haus lichterloh brennen. Hoch zum Himmel empor loderte die Flamme, aber schon waren die Spritzen in bester Beschäftigung beim Löschen.

Kinkel bot augenblicklich seine Hülfe an, er drängte sich durch die dichten Massen unthätiger Zuschauer, welche das Feuer nur betrachteten als ein schönes Schauspiel zur Verscheuchung der langen Weile, und welche sich wohl hüteten, Theil zu nehmen an dem gefährlichen und beschwerlichen Versuche, eine Feuersbrunst zu löschen.

Kinkel war von einem ganz andern Geiste beseelt, ihm kam es nicht darauf an, zu sehen wie die rothen Feuersäu-

len zum Himmel loderten und wie sie allerdings ein prachtvolles Schauspiel darboten; ihm kam es darauf an, zu helfen und so machte er sich denn schnell Platz und trat in die vordersten Reihen der Löschmannschaften ein.

Bald half er Wasser tragen, bald war er hier, bald dort thätig, und so kam es denn, daß hier eine Spritze ihn mit einem Strahle kalten Wassers begoß und vollständig durchnäßte, während er dort den Flammen zu nahe kam, so daß das Feuer seine Rockschöße ergriff und ziemlich tiefe Löcher in dieselben einbrannte.

Erst am Morgen, nachdem das Feuer gelöscht war, verließ Kinkel die Brandstätte.

Seine Lust zu helfen und zu retten, hatte dem Jünglinge indessen einen argen Streich gespielt. Seine beste Kleidung war vollständig ruinirt, sie war theils durchnäßt vom Wasser, theils auch durch das Feuer versengt und verbrannt. Die Schöße seines Rockes waren so gut als vernichtet, ohne daß er in dem Eifer zu retten und zu helfen, dies bisher irgend bemerkt hatte.

Das war denn freilich ein furchtbarer Schlag für den armen Kinkel, der nicht eben besonders reichlich mit Geld ausgestattet nach Berlin gekommen war.

Um seine Antritts-Visiten zu machen, um einigermaßen in gebildeten Kreisen leben zu können, mußte er einen neuen Anzug haben. Wenn er aber diesen sich kaufte, und wenn er außerdem die Collegiengelder bezahlte, so blieben ihm nicht mehr als 6 Thaler.

Von diesen 6 Thalern sollte er Monate lang leben. Das war schrecklich. Aber was half's; der junge Mann mußte sich in das Unvermeidliche schicken. Das Glück be-

günstigte ihn überdies, und bald sollte er Gelegenheit finden, sich durch eigene Thätigkeit und tüchtige Arbeitskraft eine allerdings nicht bedeutende, aber doch genügende Existenz zu verschaffen.

Kinkel wohnte in der Charlottenstraße in einem kleinen aber freundlichen Zimmer bei dem Schauspieler Weiß, der als ein liebenswürdiger, geistvoller und tüchtiger Mann allen Kreisen Berlins wohl hinreichend bekannt ist.

Er hatte Empfehlungen von Bonn aus an Weiß mitgebracht und war von diesem mit seinem Sohne, einem talentvollen jungen Maler bekannt gemacht worden.

Während nun Kinkel am Morgen beschäftigt war, seine wenigen Habseligkeiten auszupacken, trat der junge Weiß in sein Zimmer und erzählte hier, daß man von Seiten des Königlichen Theaters einen jungen Mann zur Recension neuer Stücke suche; es wäre allerdings diese Stellung nur eine sehr kleinliche, aber doch mit festem Gehalt verknüpfte, und der Vater Weiß's habe bei der Vergebung der Stellung viel Einfluß.

Kinkel horchte hoch auf. Allerdings hatte seine Mutter ihn dringend gebeten, nicht das Theater zu besuchen, sich nicht wieder weltlichen Neigungen zu ergeben, und die Bitte der Mutter hatte großen Einfluß auf den jungen Mann; auf der andern Seite aber erschien es ihm zu unendlich lockend, seiner Liebhaberei, ja seiner Leidenschaft für die Bühne nachzugeben, häufig das Theater zu besuchen und mit seiner Feder für dasselbe thätig zu sein. Außerdem drängte ihn die Noth.

Wie sollte er Monate lang von 6 Thalern leben, wie sollte er auf eine andere Weise sich Geld verdienen, wenn er das so lockend gebotene Engagement nicht annähme.

Diese Gründe überwogen, und Kinkel ging sofort zum Regisseur Weiß, um diesem seine Bereitwilligkeit, die kleine Stelle anzunehmen und mit Pflichttreue zu verwalten, zu erzählen. Die Sache hatte denn auch weiter keine Schwierigkeiten und Kinkel sah sich jetzt nicht mehr von Nahrungssorgen bedroht.

Bald erhielt er außerdem auch noch Arbeiten für einen Buchhändler, welche zwar ebenfalls viel Mühe machten, ohne viel einzubringen, welche aber von Kinkel gern angenommen wurden, um seine Existenz etwas zu verbessern.

Er erhielt den Auftrag, Correkturen zu machen, und er machte diese für eine geringe Bezahlung mit außerordentlicher Pflichttreue. So konnte Kinkel denn jetzt ohne Sorgen in die Zukunft schauen und sich ganz und gar seinen Arbeiten ergeben, theils den theologischen, theils den poetischen, die ihm so eng am Herzen gewachsen waren.

Kinkel blieb ein Jahr in Berlin, und der Aufenthalt in der großen Stadt, welche ihm alle Hülfsquellen zu seinen theologischen Studien, zu seiner wissenschaftlichen und poetischen Ausbildung bot, hatte einen großen Einfluß auf seine ganze Zukunft.

Besonders gewann ein außerordentlich talentvoller junger Mann, ein Architekt, Hugo Dünweg aus Barmen, mit dem Kinkel in Berlin bekannt wurde, vielen Einfluß auf ihn.

Dünweg war ein genialer Mensch von einer dichterischen Natur, aber er war in sich zerrissen, er überließ sich, getrieben von seinem Genie, welches in den gewöhnlichen Schranken kein Genüge fand, einem oft ausschweifenden Leben.

Er konnte sich in dem gewöhnlichen Alltagsleben nicht

befriedigt fühlen und drängte sich daher aus den Schranken desselben hervor.

Gerade eines solchen Mannes bedurfte es zum Umgange für Kinkel, dem es damals etwas an Thatkraft, an Lebhaftigkeit und Lebendigkeit fehlte; Kinkel mußte zu einem freien geistigen Streben empor gerüttelt werden, er mußte das Leben kennen lernen, sich herausreißen aus seinen Träumereien, ohne jedoch hineingetragen zu werden in ein gemeines, materielles Leben. Kinkel's poetisches Talent mußte einen Ausweg finden, es mußte angeregt werden, um sich gehörig entfalten zu können.

Zu Allem diesem war Hugo Dünweg grade der rechte Mann. Er gewann bald einen großen Einfluß auf Kinkel und wirkte auf diesen im höchsten Grade belebend und kräftigend.

Dünweg war tief durchdrungen von enthusiastischen Freiheitsgedanken und auch diese Freiheitsgedanken flößte er Kinkel mit jedem Tage mehr und mehr ein.

Als er eines Tages bei Kinkel die schon von uns mitgetheilte Stelle aus dem Trauerspiel Prexaspes fand, da gerieth er fast außer sich vor Entzücken und legte seinem Freunde die heilige Pflicht auf, dies Trauerspiel zu vollenden.

Kinkel war damals gerade bei einer langen und schwierigen theologischen Arbeit beschäftigt; aber der Freund wollte nichts davon wissen, daß Kinkel in so unfruchtbare Studien seinen jugendlichen Enthusiasmus vergeude. Die Poesie sei sein Feld, in dieser solle er rüstig und kräftig vorwärts arbeiten.

Gern ließ sich Kinkel vom Freunde vorwärts ziehen, er schloß sich eng an denselben an, und manches schöne Ge-

dicht entstand in jenen Monaten, welche Kinkel mit Dünweg gemeinsam in Berlin verlebte.

So verging das Jahr schnell und glücklich. Kinkel erwarb sich manchen tüchtigen Freund in Berlin, unter denen besonders auch der alte Weiß war, der eine hohe Idee von des jungen Dichters Talent in sich aufnahm.

Zu Ende August im Jahre 1835 rief ihn ein Brief der Schwester nach Bonn zurück. Der Zustand der Mutter, welche schon längst kränklich war, hatte sich verschlimmert und machte viele Sorgen. Da sollte denn Kinkel nach Bonn zurückkehren, da die Mutter ihn zu sehen, ihre letzten Tage mit ihm zu verleben wünschte.

Kinkel war ein zu liebevoller, guter Sohn, um diesem Wunsche nicht nachzukommen.

So verließ er denn Berlin; aber einige Tage vor seiner Abreise nahm ihn der alte Weiß noch mit sich in das Schauspielhaus. Hier zeigte er ihm den Saal, in dessen Nischen die Büsten der bedeutendsten deutschen Bühnendichter stehen und bedeutungsvoll sagte er, auf einige leere Nischen zeigend: „Es sind noch Plätze frei, mein Freund."

Dies war ein Funke, der glühend in die Seele Gottfried Kinkel's fiel; er war sich bewußt der Kraft, die er im Innern hegte, des Talentes, und glänzende Aussichten für die Zukunft standen vor seiner Seele. Er fühlte, daß es nur eines kräftigen Ringens bedürfte, damit der Namen Kinkel mit denen der größten Männer Deutschlands genannt werde.

Von solchen Gefühlen erhoben verließ Kinkel Berlin, um der Heimath wieder zuzueilen.

Drittes Capitel.

Kinkel fand, in die Heimath zurückgekehrt, wenig Freude, wenig Lust; die kranke Mutter erwartete ihn, und die wenigen Monate in Bonn verflossen ihm daher nicht so fröhlich und vergnügt, als diejenigen, die er in Berlin verlebt hatte.

Kinkel's Mutter war mit jedem Tage kränker geworden. Die Krankheit war gefährlich und sie fühlte, daß ihr Ende nahe sei. Kinkel bemühte sich die letzten Tage seiner Mutter, die er aufs Innigste liebte und verehrte, so glücklich, als es bei ihren Leiden irgend möglich war, zu machen, denn er war der treuste, liebevollste Sohn.

Im November 1835 starb denn auch Kinkel's Mutter. Der Sohn war tief betrübt, aber als Mann wußte er sich zu fassen. Wie tief Kinkel's Schmerz war, wie sehr er seine Mutter liebte, wie hoch er sie verehrte, das geht am Besten aus dem Liederkranze hervor, den Kinkel seiner Mutter widmete.

Dieser Liederkranz beginnt mit den Versen:

„Wenn ich in Dein Antlitz seh',
Wie's aus den weißen Tüchern sieht,
Da bricht mir schier das Herz vor Weh,
Daß solch' ein Geist der Welt entflieht.

Du warst kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Sturm vom Ziel verschlägt:
Der feste Geist hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Du stand'st im heißen, hellen Streit
Mit Welt und Sünde offenbar
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

Und so bist Du geschieden auch
Nicht müde, lebesiech verzehrt
Im kräft'gen Thun, wie stets Dein Brauch
Hat Dich des Todes Schlag versehrt."

Und das letzte Lied aus dem Liederkranz lautet dann:

„Wenn geheimstes Wissen seinen Schleier
Vor uns aufhub, wenn sich kühner, freier
Mächt'ge Bilder mit dem Geist vermählt;
Wenn der Kunst entzündende Gestalten
Vor dem Auge mir vorüberwalten,
Wenn ich dann mich fühlte wild beseelt:

Oder wenn bunt und berauschend das Leben
Reich im Genusse und kräftig im Streben
Voll mir kredenzte den Becher der Lust:
Wenn vor der mächtigen Bildungen Fülle
Wollte sich lösen die leibliche Hülle,
Wollte zerspringen die klopfende Brust: —

Ging ich Abend's stille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhst im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
All' dies Glühen, all' dies wilde Leben
Wird man einst, wie mich, dem Staube geben —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!

Nach dem Tode der Mutter widmete sich Kinkel auf das Ernstlichste seinen theologischen Studien. Allerdings genügten ihm nicht immer diese oft trockenen Beschäftigungen, aber dennoch gab er sich ihnen mit aller möglichen Kraft hin, und wußte ihnen vermöge seines tief poetischen Geistes die lieblichsten und schönsten Seiten abzugewinnen. Kinkel war rastlos fleißig und so machte er denn auch bald sein Licentiaten-Examen und ließ sich endlich als Privatdocent bei der Universität nieder.

Gerade zu der Zeit, als zu Ende Februar des Jahres 1837 auch sein 81jähriger Vater starb, vollendete er seine Dissertation.

Während dieser für seine theologische Ausbildung so wichtigen Zeit, während Kinkel unermüdlich thätig war für seinen eigentlichen Lebensberuf, und während ihn zu gleicher Zeit auch Familiensorgen in Anspruch nahmen, ruhte dennoch sein poetisch-schöpferischer Geist nicht. Der

Drang der poetischen Auffassung und Wiedergabe war zu tief in das Gemüth Kinkel's gelegt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich irgend von demselben zu entfernen.

Kinkel suchte sich naturgemäß befreundete und verwandte Seelen, aber er fand deren wenige in Bonn; die Universitätsstadt war arm an poetischen Talenten und so blieb Kinkel ziemlich allein. Nur im Winter des Jahres 1835 hatte er den Genuß, mit dem tief poetischen Geibel umzugehen.

Geibel hielt sich während jenes Winters in Bonn auf und befreundete sich natürlicher Weise mit dem ihm geistig vielfach nahe verwandten Kinkel. Er hatte auch auf Kinkel eine nicht unbedeutende Wirkung, indem er ihn zum geistigen Schaffen, zur poetischen Thätigkeit ermunterte und antrieb.

Aber der Winter verging und Geibel verließ Bonn.

So stand nun Kinkel wiederum allein da, denn seine andern Bekannten waren nichts weniger als dichterische Gemüther. Allerdings versuchte es Kinkel, unter der Studentenschaft einige mehr befähigte Köpfe herauszusuchen, und mit den jungen Studenten bildete er ein poetisches Kränzchen; aber seine Genossen waren zu unbedeutend, als daß sie dem geistig so hoch stehenden Kinkel hätten genügen können.

So mußte er denn eine Befriedigung seines Geistes etwas weiter entfernt suchen. Die Gelegenheit hiezu wurde ihm, indem sein Freund Weiß die Düsseldorfer Maler-Akademie bezogen hatte. Kinkel suchte ihn in Düsseldorf auf, und lernte hier viele geniale junge Maler kennen. Auch machte er die Bekanntschaft des trefflichen Freiligrath, zu dem er sich in jeder Hinsicht angezogen fühlte.

Diese Bekanntschaft war für Kinkel wichtig, denn sie gab seinen poetischen Bestrebungen immer wieder einen neuen Anstoß. So sind denn viele der besten Gedichte in jener Zeitperiode entstanden.

Wir wollen dem Leser nur eins derselben mittheilen, welches wir aus den Liedern jener Zeitperiode herausgreifen:

„Auf dem weichen Purpurdiwan
Liegt am Tode Boabdil,
Er in Tatuan der Reichste;
Um ihn stehn der Sklaven viel.

Und zu seinen Füßen stürzen
Weinend seine Kinder hin:
Doch er wehret ihrem Schmerze,
Spricht mit ruhig klarem Sinn:

Groß ist Allah! Ihm verdank' ich
Freuden überreich und viel:
Sollt ich murren, da dem Wohlthun
Er nun endlich setzt ein Ziel?

Hört denn meinen letzten Willen:
Fatme, Du mein jüngstes Kind,
Nimm, so viel mir reiche Ballen
Im Gewölb und Bazar sind.

Du, mein zweiter Sohn Almansor,
Hast dies Haus mit seiner Zier
Sammt den Sklaven und Kameelen;
Allah mehr' es reichlich Dir!

Aber Dir, mein Erstgeborner,
Wird der herrlichste Gewinn,
Nimm mein Köstlichstes und Bestes,
Nimm, o Ferhad, es dahin.

Denn mein Roß und meinen Säbel
Sammt der Waffen goldner Zier
Und noch diesen rostgen Schlüssel
Lass' ich als dem Liebsten Dir.

Dies der Schlüssel Deines Erbtheils,
Wenn Du einst den Feind bezwingst:
Reicher bist Du als der Bruder,
Wenn Du's tapfer Dir erringst.

Denn im Wunderlande liegt es,
In Granada süß und mild,
Wo Xenil die hellen Wogen
Wälzt durch's sonnige Gefild.

Christen haben uns vertrieben
Aus dem himmlischen Besitz,
Und Du sollst ihn neu gewinnen
Mit des Damasceners Blitz.

Schon erglänzt in jenen Landen
Uns ein rothes Hoffnungslicht:
Grimmig morden sich die Franken
Und ihr blut'ger Thron zerbricht.

Drum erhebe Dich, Ferhadi,
Und mein Segen folge Dir!
Mögen Tausend zu Dir schwören,
Wenn Du aufwirfst dies Panier!

Schwingt die Klingen, tönt Fanfaren!
Ueber blaue Welle fliegt,
Ruht nicht, bis die Christenhunde
Liegen euch zu Fuß geschmiegt!

Hoch Granada! — und der Alte
Richtet auf vom Lager sich,
Und es wallt der weiße Bart ihm,
Augen rollt er fürchterlich.

Und begann mit Macht zu singen
Ein uraltes Schlachtenlied:
So inmitten Siegesjubels
Sank zurück er und verschied."

Trotz des freien, regen, poetischen Strebens, und der vielen oft trefflichen Gedichte, welche Kinkel schrieb, stiegen doch in dem jungen Manne, wie in den meisten andern Dichtern, mitunter Zweifel auf an seinem poetischen Talente. Je mehr er klassische Dichtungen Anderer las, und besonders während er Immermanns treffliche Schriften studirte, regten sich düstre Zweifel an seiner eigenen Befähigung in ihm und dies machte ihn oft sehr unglücklich.

Er hatte mehrere Gedichte an Chamisso zur Aufnahme in seinen Musen-Almanach gesendet, aber dies war vergeb-

lich gewesen und so glaubte denn Kinkel, daß Chamisso den Stab über ihn gebrochen habe.

Er fühlte deshalb einen tiefen Schmerz und er fürchtete, daß seine Leistungen unbedeutend, kleinlich seien.

Zu diesen Zweifeln über sein eigenes poetisches Talent kamen auch religiöse Zweifel und diese machten ihn fast noch unglücklicher. Je mehr er dem dichterischen Genius nachgab, je tiefere Blicke er auf die Natur des ganzen Wesens der Menschen that, je mehr er sich zu gleicher Zeit auf wissenschaftliche Studien einließ, je mehr mußte jener feste religiöse Glauben in ihm wanken, je mehr wurde der moderne Pietismus, dem er bisher immer noch mehr oder weniger anhing, in ihm erschüttert. Damals glaubte Kinkel indeß noch immer fest an die orthodoxen Lehren, er hielt jeden Zweifel für ein Unrecht, und gerade deshalb machten ihn die Zweifel, deren er sich nicht erwehren konnte, unglücklich.

Aber Kinkel war ein junger Mann von festem und energischem Charakter; so schüttelte er mit einem festen Willen auch diese Zweifel von sich ab, und kräftigte sich im Glauben, wie er späterhin, als sie abermals in ihm auftauchten und der Verstand in ihm den Sieg über den Glauben errang, eben so fest und energisch seine Vernunft-Religion vertheidigte.

In politischer Beziehung war jene Zeit in Bonn ohne eine tiefere Bedeutung für Kinkel. Die Politik lag dem jungen Dichter zu fern, als daß er vermocht hätte, sich derselben zu weihen; er fühlte allerdings für die Freiheit, ohne sich aber in tiefe Studien der politischen Verhältnisse einzulassen.

Einen interessanten Belag für sein politisches Gefühl

giebt der folgende in damaliger Zeit entstandene kleine Vers:

„Was sagt Ihr, Freunde, zu scharf sei das Roth?
Die Lieb' ist roth und der funkelnde Wein,
Und roth ist das Blut in dem Schlachtentod: —
Was aber mag sanfter und schöner sein,
Als Lieb' und leuchtenden Weines Gluth,
Als selig verströmendes Jugendblut?"

Es war im August des Jahres 1837, als Kinkel die Nachricht von dem Tode eines nahen Verwandten erhielt. Er entschloß sich sogleich, die Eltern seines verstorbenen Vetters, welche in der Nähe von Elberfeld im Wupperthale wohnten, zu besuchen, um dem Leichenbegängnisse des theuren Verwandten beizuwohnen.

Spät am Abend nach einer beschwerlichen und ermüdenden Fußwanderung traf Kinkel im Hause seines Verwandten ein. Er wurde von seinem Oheim liebevoll empfangen und auch nicht weniger freundlich empfing ihn eine schöne Cousine, Elise, die Schwester des Verstorbenen, welche Kinkel seit langer Zeit nicht gesehen hatte, und die unterdessen zu einem schönen, geistvollen, blühenden Mädchen emporgewachsen war.

Der geistreiche junge Mann machte einen tiefen Eindruck auf das leicht bewegliche Herz des lebhaften jungen Mädchens und Elise unterhielt sich daher während des ganzen Abends mit ihrem Vetter.

Auch Kinkel fand mehr als einen nur flüchtigen Gefallen an dem schönen Mädchen, welches leicht und geistvoll auf seine Ideen einging.

Kinkel war damals gerade in dem Alter, in welchem

der Jüngling das Bedürfniß nach Liebe, nach einer Häuslichkeit mehr als in frühern oder spätern Jahren empfindet. Kinkel fühlte tief im innersten Herzen die Sehnsucht nach einem Wesen, dem er sich ganz zu offenbaren, welches er sein zu nennen vermochte, mit dem er Leiden und Freuden, sein Alles zu theilen im Stande war.

Allerdings hatte er schon früher manches kleine Verhältniß mit schönen und liebenswürdigen Mädchen gehabt, sein tief poetisches Gemüth machte ihn der Liebe geneigter, als andere kältere und weniger in dem Ideale lebende Männer, aber alle jene frühern Bekanntschaften waren nur flüchtig gewesen, sie hatten das Herz wenig berührt, heute aber wurde Kinkel von einem warmen Gefühl für seine schöne Cousine ergriffen, und als er sich des Abends auf sein Lager warf, da konnte er nicht schlafen, denn immer stand das Bild des liebenswürdigen, reizenden Mädchens vor seiner Seele.

Es war eine schöne, milde Sommernacht, der Schlaf floh das Lager des jungen Mannes, und Kinkel wollte daher lieber, als in dem dumpfigen Zimmer die herrliche Nacht im Freien zubringen.

Gegen Mitternacht sprang er von seinem Lager auf und verließ leise das Zimmer, wie er glaubte, um auf den Hof zu gehen, aber ein seltsamer Anblick überraschte ihn.

Er befand sich auf der Schwelle eines großen Saales, in dessen Mitte sich der Sarg seines gestorbenen Vetters befand. Zu dessen Haupte saß die liebliche Elise in leichtem Nachtgewande, die Haare aufgelöst über die Schultern zurückgeschlagen.

Kinkel war überrascht, er vermochte es einen Augen-

blick nicht über sich, das reizende Mädchen zu verlassen, und als er endlich umkehren wollte, um unbemerkt in sein Zimmer zurückzufliehen, da riß plötzlich ein Zugwind die hinter ihm geöffnete Thür seines Schlafzimmers zu, und erweckte durch dies Geräusch das junge Mädchen aus ihren Träumereien.

Erschreckt sprang sie auf, eine dunkle Purpurröthe überflog ihr Gesicht, als sie sich so plötzlich in tiefer Nacht von ihrem Vetter allein überrascht sah.

Kinkel trat näher und tröstete sie; weinend sank das junge Mädchen in seine Arme.

So verging die Nacht und erst gegen Morgen kehrte Kinkel in sein Zimmer zurück, um sich auf sein Lager niederzuwerfen und hier abermals von seiner schönen Braut zu träumen. Es war freilich kein angenehmer Traum, denn er sah die Braut in den Armen eines Andern und fühlte sich von wilder Eifersucht durchdrungen.

Am andern Morgen war das Leichenbegängniß, aber auch nachdem dies vorüber, blieb Kinkel noch einige Tage im Hause seines Oheims und bat den Vater um die Hand der reizenden Elise.

Gern willigte der Oheim ein, und als förmlich Verlobter schied Kinkel endlich von seiner lieblichen Braut, ihr folgendes Gedicht zurücklassend:

„Ein Spiegel ist die Seele,
Ein Spiegel die ganze Welt
Sie wirft zurück getreulich,
Was immer in sie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tausend Bilder vorbei;
Der Spiegel ist groß, drum faßt er
Gestalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit
In Rüstung und Gebände
Ziehen sie schön gereiht.

Alter Völker Geschichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet sie wieder all'.

Frühling mit seinen Rosen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauschend ergossen
Wiederleuchten im Glanz.

Durcheinander wogen
Flüchtig die Bilder in Reih'n,
Ewig darinnen stehen
Bleibet ein Bild allein.

Ruhend an Weibesherzen
Träumet ein Jüngling süß,
Ueber ihm schwebt ihrer Lippen
Rosiges Paradies.

Ueber die strengen Züge
Gießt blauer Augen Paar

Mildverklärenden Schimmer
Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling,
Träumend in Wonneruh: —
Aber der blaue Aether,
Liebchen, Wer wär' es, als Du?

Laß die Gestalten wogen
Flüchtig im tollen Reih'n, —
Bleib' in der Seele stehen
Ewig dies Bild allein!"

Kinkel hatte gehofft, durch seine Liebe eine Beruhigung in dem rastlosen Streben zu finden, welches ihn durchdrang. Aber so theuer, wie ihm auch Elise war, so sehr er sie auch liebte, so war doch der tief poetische Geist zu mächtig in dem jungen Manne, um ihn jener trägen Ruhe zu überlassen, welche sonst so häufig das Schicksal eines Bräutigams ist.

Die gewöhnlichen alltäglichen Geschäfte und Studien genügten Kinkel nicht, es zog ihn mächtig in die Ferne, fremde Menschen, andere Länder kennen zu lernen, und besonders zog es ihn nach dem Süden, nach jenem Heimathlande der Poesie, nach Italien; dort wollte er poetische Schätze sammeln um sie dereinst in der Heimath wiedergeben zu können. Es kam dazu, daß die anstrengenden Arbeiten in seinen Studien ihn kränklich gemacht, seinen Geist vielfach aufgereizt hatten, und so kam denn Kinkel zu dem Entschluß, die Zeit, in der er noch frei, noch ungebunden war, zu benutzen, um eine Reise nach Italien zu machen.

Seine Schwester Johanna gab diesem Entschlusse ihre Billigung, sie erbot sich sogar, den Bruder zu begleiten, mit ihm gemeinsam die Reise nach dem Süden anzutreten.

Im Oktober 1837 befanden Kinkel und seine Schwester sich auf dem Dampfschiffe, welches den Rhein hinauf fährt, nachdem alle möglichen Geschäfte geordnet und verschiedentliche Visiten gemacht worden waren.

Mit einem glücklichen, freien und frohen Herzen wurde die Reise angetreten, und über Mainz, Straßburg, Colmar Basel und Bern fortgesetzt.

In Bern blieb Johanna Kinkel zurück, um den Rückweg allein nach der Heimath anzutreten, während der Bruder seine Reise weiter fortsetzte.

Johanna war von einer Krankheit befallen worden, welche sie hinderte, die weite Reise fortzusetzen, und dies war ein großes Glück für Kinkel, denn die Schwester hatte sich noch nicht im Geringsten geändert, sie war eher mißmüthiger und strenger, eher empfindlicher als milder geworden.

Der pietistische Glauben hatte sich in ihr von Jahr zu Jahr mehr festgesetzt und verstärkt, und so konnte sich Kinkel nur Glück wünschen, daß er allein, ohne die Schwester, seine Reise nach dem schönen Italien weiter fortzusetzen vermochte, denn Johanna übte noch immer einen höchst nachtheiligen Einfluß auf Kinkel aus, ihr Umgang drückte seinen sonst so kräftigen Geist nieder und hielt ihn oft ab vom regen energischen Schaffen.

Froh und fröhlich setzte Kinkel seine Reise fort. Meistens ging er zu Fuß mit dem Ränzel auf dem Rücken, keine beschwerliche Wanderung scheuend, um ganz und gar den

Genüssen der reizenden Natur jener schönen Gegend nachzugehen.

Er war glücklich, sein tief poetischer Geist fand hier die reichlichste Nahrung und manches schöne Gedicht entstand auf seiner Wanderung. Wenn er auch nicht so thätig und reichlich schaffte, wie wohl zu Hause, so sammelte doch Kinkel in jenen Tagen Stoff zu spätern herrlichen Dichtungen.

Von den Gedichten, welche auf jener Reise entstanden, theilen wir dem Leser nur eins, das folgende mit:

„Wo man nach Welschland pilgert, wo Alpen starren empor,
Da winkt mit ernstem Gruße ein altes Römerthor.
O deutscher, deutscher Wandrer, betracht' es Dir mit Fleiß:
Siehst Du das Bildwerk droben, und wird das Blut Dir heiß?

Nie ist hindurch gezogen des Kornes goldne Fluth
Durch diesen stolzen Bogen, nie milden Weines Gluth!
Nie stieg der stille Bürger durch ihn ins luft'ge Feld —
Er ward von grimmem Würgen als Sieg'smal aufgestellt.

Schau, die Gefangenen stehen von schweren Fesseln müd,
Vier spähen nach dem Norden, vier schaun hinab gen Süd'.
Kennst Du die langen Locken, kennst Du die knappe Tracht?
Die Väter sind's; sie boten dem Römer hier die Schlacht.

Wie Dich auf seine Bahnen noch immer Welschland reißt,
So einst mit tiefem Ahnen weckt es der Väter Geist.
Vom rauhen Baltenmeere, wo Luft und Leben stockt,
Zum Süden ziehn die Heere, wo warme Sonne lockt.

Dort unten, wo die Quelle dem Boden wild entzischt,
Hat sich die heiße Welle mit heißerm Blut gemischt,

Mit Blute meiner Ahnen, die dort der Römer traf:
Dort schläft der Stamm der Kimbern den ew'gen Todesschlaf.

Da, stolzer Römer, bautest Du dieses Siegesmal,
Und trotzig nieder schautest du, blut'ger Aar zu Thal.
Stumpf war dein Blick, o Adler! Es birst dein Felsenwall,
Es stürzt durch's Thor der Alpen brausender Heeresschwall.

Das sind die Rächerschaaren, in jugendfrischer Kraft!
Wie bald vor ihrem Schlachtruf ist deine Schwing' erschlafft!
O schont dies Thor, ihr Wilden, zur Schande ward's erbaut,
Nun kündet's eure Ehre, nun ruft's von Rache laut!

Denn heut, viel hundert Jahre, da Du, o Roma, sankst,
Du aber jung in Blüthen, mein hohes Deutschland, prangst:
Da jauchzt in mir die Seele, wie sie erblickt dies Mal,
Das euch, ihr Väter, höhnet in eurer Ketten Qual.

Ja, eure Blicke leuchten vom Abendroth erhellt,
Ihr schaut, so will mir's däuchten, in diese junge Welt:
Ihr grüßet mild den Enkel, den Erben eures Bluts,
Und weihet ihn zum Erben des bluterkämpften Gut's.

Rüstig wanderte Kinkel vorwärts von Stadt zu Stadt, nur selten Dampfschiffe oder Posten benutzend. Er durchwanderte das südliche Frankreich, von da gings nach Italien, nach der ewigen Stadt, nach Rom.

Wie glücklich fühlte sich der junge Dichter in dem Lande der Lieder und des Gesanges, in dem Vaterlande Ariostos, Petracas, Tassos und Dantes, wie viele Keime zum herrlichen Schaffen nahm er dort in sich auf, und sein

Glück wurde befördert, verdoppelt durch die zärtlichen und liebevollen Briefe, welche er aus der Heimath von seiner Braut empfing, und welche er wiederum dorthin schrieb. Aber freilich, dies Glück sollte nicht von langer Dauer sein.

Eines schönen Tages kam Kinkel aus der Kirche San Antonio zurück, in der er sich wahrhaft erbaut hatte, da fand er Briefe aus der Heimath in seiner Wohnung vor, der eine war von der Hand seiner Braut.

Mit freudigem liebeglühendem Herzen erbrach er ihn; aber taumelnd sank er zurück, denn Elise schrieb ihm, daß ein sehr wohlhabender Mann, ein Arzt sich um ihre Hand beworben habe. Dieser Mann habe eine höchst ausgebreitete Praxis und halte sich ein Reitpferd. Da könne sie denn nicht umhin, Kinkel zu bitten, das Verhältniß zu lösen, welches sie an ihn fessele, denn es könne ja noch Jahre dauern, bis Kinkel sich eine Lebensstellung erworben, die ihm eine Verbindung möglich machte.

Vernichtet, mit zerrissenem Herzen las Kinkel den Brief und las ihn wieder. Wohl fühlte er, daß dies Mädchen, welches so ihm zu schreiben vermochte, welches ihn aufgeben konnte, um eines andern Mannes willen, weil dieser wohlhabender war und ein Reitpferd besaß, seiner Liebe nicht würdig sei. Wohl fühlte er, daß er zu gut sei, zu edel, um eines solchen Mädchens willen zu trauern, aber dennoch schmerzte ihn der Verlust auf das Tiefste.

Er hatte jetzt keine Ruhe mehr in Rom, keine Ruhe mehr in Italien, er mußte zurückkehren zur Heimath.

So trat er denn mit ganz andern Gefühlen die Rückreise an, mit ganz andern Gefühlen, als er den Weg nach dem schönen Italien begonnen hatte.

In Bonn fand er einen Brief Elisens, in welchem diese ihn um Verzeihung bat, ihn bat, er möchte ihr wenigstens ein Gefühl der Freundschaft erhalten.

Kinkel antwortete in der edelsten ruhigsten Weise, aber mit wie großer Bitterkeit, mit wie tiefem Schmerze ihn dennoch die Handlungsweise dieses Mädchens erfüllte, das vermag am Besten folgendes Gedicht zu beweisen, welches er an dem Tage dichtete, an welchem er die Nachricht von der Hochzeit seiner frühern Braut empfing:

„Wenn ich einst alt bin, denk' ich mit Lust daran
Vielleicht, wie ich auch jung mir ein Lieb gewann.
Der Frühhauch oftmals traf mich in ihrem Arm,
Die Lippen kühlend, nächtlich vom Küssen warm;
Ich ging in die Ferne, da kam ihr ein Andrer für,
An Dem fand mehr sie, als sie gehabt an mir: —
Denn er hatte ein Reitpferd.

Ich war ein armer Doktor der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich besessen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Aussicht doch
Ein armes Aemtlein lang' zu erharren noch: —
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldnen Medizin, —
Und er hatte ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geist umschlang sie jauchzend im bunten Spiel,
Viel' glühende Lieder waren ihr Liebeslohn:
Doch Wagenrollen däucht' ihr ein schönrer Ton!

Wenn man ein Pferd hat kommt man ohne Beschwer
Auch noch zum Wagen — merkst Du? Und freilich, Er —
Ja, er hatte ein Reitpferd.

Mein Lieb war ähnlich einem Demantenstein,
Hellauf zu leuchten, braucht er der Schleifung allein,
Sie wäre geworden Perle der Fraun zumal,
Der Welt Entzücken, wurde sie mein Gemahl: —
Bei jenem wird sie braves und ehliches Weib,
Hübsch fleißig schwanger pflegt sie den schönen Leib, —
Und er hat doch ein Reitpferd."

Nach seiner Rückkehr von Italien begann für Kinkel in Bonn ein wenig freudenvolles Leben. Der Verlust seiner Braut hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und wie sehr er sich auch bemühte, sich selbst zu sagen, daß das junge Mädchen seiner nicht werth gewesen sei, wie sehr er sich selbst mit diesem traurigen Troste zu kräftigen versuchte, so schmerzte ihn dennoch der Verlust seiner Liebe tief.

Kinkel war indessen nicht der Mann, der sich durch äußere Verhältnisse dauernd niederdrücken ließ. Sein tiefer Geist wußte bald von dem empfangenen Schlage sich wieder aufzurichten.

Mit erneutem Eifer wendete er sich zu seinen Studien und zwar besonders zu denen der historischen Theologie, welchen er sich ganz hingab. Aber auch die Poesie wurde nicht vernachlässigt; manches treffliche Gedicht entstand bald nach seiner Rückkehr von Italien.

Er wurde hierzu besonders angefeuert durch den Umgang mit andern tüchtigen Dichtern, Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller.

So war denn Kinkel geistig fortwährend aufs Eifrigste thätig, und er mußte es um so mehr sein, als er gerade um diese Zeit sein Staats-Examen machte und glücklich bestand.

Für das häusliche Leben Kinkels sollte schon die erste Zeit nach seiner Rückkunft von Italien von hoher Bedeutung sein.

Kinkel's Schwester Johanna hatte sich mit einem Jugendfreunde Wilhelm Bögehold verlobt, einem Manne, der ganz und gar der pietistischen Richtung ergeben war, und der daher zu Johanna Kinkel vollkommen paßte.

Mit dieser Verlobung war in Johanna Kinkel der Wunsch aufgetaucht, auch den Bruder mit derselben Familie, in die sie treten wollte, zu verbinden.

Wilhelm Bögehold hatte eine junge Schwester, Sophie, ein liebliches, liebenswürdiges Mädchen, und diese hatte sie für den Bruder bestimmt.

Sophie Bögehold nahm das höchste Interesse an dem jungen Dichter, und auch Kinkel interessirte sich für das sanfte, liebenswürdige Mädchen.

Kinkel ist eine jener seltenen Naturen, die neben der höchsten männlichen Kraft dennoch in sich das tiefste Bedürfniß nach Liebe, nach einem Wesen, für welches sie sorgen können, das sich an sie schließt, empfinden, und so war auch Kinkel den Bestrebungen seiner Schwester zugeneigt und nahm ein hohes Interesse an dem jungen Mädchen, welches Johanna Kinkel für ihren Bruder bestimmt hatte.

Viel Lust- und Landparthien wurden gemeinschaftlich gemacht, und immer wußte es Johanna Kinkel so einzurichten, daß Sophie Bögehold mit dem Bruder allein zu-

sammentraf, daß Beide neben einander zu sitzen kamen, damit sie ihre Gedanken auszutauschen vermochten.

Das fromme, sanfte Wesen Sophien's machte bald einen tiefen Eindruck auf Kinkel, und vielleicht zog ihn gerade die Einfachheit des jungen Mädchens an, welches gläubig und verehrend zu dem talent- und geistreichen Manne aufschaute.

So wurde denn Johanna's Plan bald mit Erfolg gekrönt. Kinkel lernte Sophie Bögehold liebgewinnen, und folgte dem Wunsche seiner Schwester, indem er sich um die Hand seiner künftigen Schwägerin bewarb. Freudig gaben die Eltern ihre Einwilligung und so war denn Kinkel abermals verlobt, und hatte die Verpflichtung, sich bald möglichst nach einem eignen Hausstande umzusehen, um die junge Gattin heimführen zu können.

Kinkel fühlte sich in diesem Verhältniß außerordentlich glücklich, aber dies Glück sollte nicht von langer Dauer sein.

Im Frühjahre 1839 kam in Bonn die seit mehreren Jahren geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Matthieux, Frau Johanna Mockel an, um hier bei ihren Eltern zu leben.

Frau Mockel war eine außerordentlich geist- und gemüthreiche Frau, sie war mit vorzüglichen geistigen Gaben ausgestattet, besonders glänzte sie durch ein großes musikalisches Talent, selbst als Dichterin war sie bedeutend.

Kinkel lernte Frau Mockel in einer großen Gesellschaft zu Bonn kennen und fühlte sich von Anfang besonders dadurch zu ihr hingezogen, daß er schon als Knabe für sie, die damals ein junges Mädchen war, eine große Zuneigung gehabt hatte. Auch Frau Mockel interessirte sich für Gott-

fried, den sie aus seinen Dichtungen kannte und von dessen Geist und Talent sie bereits vieles gehört hatte.

Kinkel hatte in damaliger Zeit eine Lehrerstelle am Bonner Gymnasium übernommen, und zu gleicher Zeit Religionsstunden im Lehrinstitut der Madame Thormann. Er wurde der Frau Mockel hierdurch noch näher geführt, indem er dieselbe häufig im Hause der Madame Thormann traf, und sie genauer kennen lernte.

Bald gewann die interessante Frau einen bedeutenden Einfluß auf Kinkel; Beider Naturen stimmten so vielfach überein, daß sie sich gegenseitig angezogen fühlen mußten; aber in einem Punkte wichen beide freilich bedeutend auseinander. Frau Mockel war Katholikin, aber sie gehörte nicht jener ultramontanen katholischen Richtung an, welche besonders zu damaliger Zeit am Rhein so bedeutende Fortschritte machte. Sie war im höchsten Grade freisinnig, ihr galt die Form nichts; ihr forschender Geist suchte nach dem wahren, tiefen Inhalte der Religion, und so religiös sie war, vermochte sie doch nicht, sich in das religiöse Formwesen hineinzufinden. Gottfried Kinkel hingegen gehörte noch immer der pietistischen Richtung an, und ihn schmerzte es mitunter tief, daß die neue Freundin in religiöser Beziehung zu freisinnig sei.

Frau Mockel hatte jedoch schon in kurzer Zeit einen bedeutenden Einfluß auf Kinkel gewonnen; ihrem geistreichen Einfluß gelang es, Kinkel von vielen der fest in ihm eingewurzelte Vorurtheilen zurückzubringen und schon damals zeigte sich dies aufs Deutlichste, denn Kinkel, der im Jahre 1840 eine Anstellung als Hülfskandidat der evangelischen Gemeinde zu Cöln erhielt und alle Sonntag Mor-

gen nach Cöln hinüberfuhr, um dort zu predigen, ließ bald die Form mehr und mehr außer Acht, indem er nur das Moralische, das rein Sittliche im Christenthum hervorhob. Er predigte die wahrhaft christliche Liebe, und gewann dadurch, so wie durch die herrliche schöne Form, durch die poetische Begeisterung, welche alle seine Predigten durchglühte, eine ungeheure Popularität.

Wenn Kinkel predigte, war die Kirche überfüllt, während sie bei den älteren Predigern meistens leer war.

Schon dies machte viele der ältern Theologen neidisch auf Kinkel und manche Stimme wurde schon damals gegen ihn laut. Schon damals tadelte man vielfach den Inhalt seiner Predigten, und besonders waren die Pietisten darüber unzufrieden, daß er die Person Christi nicht göttlich genug hervorhebe, und sich mehr auf die Worte und Handlungen Christi, auf die Erklärung des Evangeliums einlasse, als auf die Darstellung der orthodoxen christlichen Lehre.

Auch die Bonner Theologen stimmten bald in den Tadel der Geistlichen ein.

Kinkel hatte es sich zum Gesetz gemacht, die jungen Studirenden zu sich heranzuziehen, und frei und offen mit den jungen Männern zusammen zu kommen. Dies nannten die Professoren burschikos; denn freilich, Kinkel war weit entfernt davon, den gelehrten Professor seinen Zuhörern gegenüber spielen zu wollen, ihm lag es daran, seine Schüler in jeder Beziehung geistig auszubilden, und er glaubte, dies sowohl im Privatumgange, als auf dem Katheder thun zu können.

Die Feindschaft gegen Kinkel, welche schon damals er-

wachte, wurde verstärkt durch dessen fröhliches und heiteres Leben im freundlichen Umgange mit Johanna Mockel.

Johanna lebte im Hause ihrer Eltern, und Kinkel besuchte dieses Haus oft, welches bald der Sammelplatz für alle geist- und talentreiche Männer in Bonn wurde. Da wurde gesungen und gedichtet, und Kinkel fühlte sich äußerst wohl; sein poetisches Talent entfaltete sich immer reicher; immer schönere Gedichte aus Kinkel's Feder entstanden.

Charakteristisch für jenes heitere Leben im Hause Johanna's ist ein kleines Unternehmen, welches Johanna, Kinkel und andere gleichgesinnte Freunde gemeinschaftlich machten.

Es wurde nämlich im Freundschaftskreise, der sich wöchentlich einmal versammelte, eine Zeitschrift, „der Maikäfer" genannt, gebildet, zu der jeder an der wöchentlichen Unterhaltung Theilnehmende einen Beitrag liefern mußte.

Kinkel charakterisirte die Tendenz dieser kleinen Zeitschrift durch folgendes niedliche Gedicht:

„Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
Daß diese Blätter sich Maikäfer nennen?
Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen
Und des Maikäferthumes Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geistlos auf Vieren rennen,
Muckvögel nicht, die sich im Licht verbrennen, —
Nein: Meister des Genießens nenn ich sie!

Im steten Dusel von dem Rausch der Düfte
In unartikulirtem heitern Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.

So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen, —
Geistreichen Freude, der Philister Pein.

So verging unter fröhlichem, geselligem Zusammenleben, unter steter Arbeit und steter Erholung die Zeit schnell für Kinkel und mit jedem Tage gewann Johanna einen tieferen Einfluß auf den jungen Dichter.

Es konnte nicht fehlen, daß Kinkel im steten Zusammensein mit der tief geistig gebildeten Frau gezwungen wurde, Vergleiche zwischen derselben und seiner Braut anzustellen. Er glaubte allerdings für Johanna nur Freundschaft zu empfinden, aber ohne daß er es wußte, hatte sich diese Freundschaft nach und nach in Liebe verwandelt, und wenn er nun Sophie Bögehold mit Johanna verglich, so mußte die erstere gegen die letztere freilich bedeutend in den Hintergrund treten. So liebenswürdig, sanft und gut Sophie auch war, so fehlte ihr doch der tiefe Geist, der Kinkel an Johanna so unaussprechlich anzog, sie zeigte dies mit jedem Tage mehr und mehr, und zu gleicher Zeit verschwand auch für Kinkel mehr und mehr die Hoffnung, seine Braut zu sich heranzubilden.

Er hatte es oft versucht, dem jungen Mädchen Bücher zu senden, und sie gebeten, dieselben zu durchlesen, aber auch diese Versuche mußte er aufgeben, denn Sophie interessirte sich für dergleichen nicht, sie war bei weitem nicht geistig befähigt genug.

Dies schmerzte Kinkel, aber noch immer dachte er nicht daran, deshalb sein Verhältniß mit der Braut zu lösen. Er selbst wußte noch nichts von seiner Liebe zu Johanna,

als man schon in Bonn in den meisten Kreisen von derselben sprach.

Besonders war Kinkel's Schwester höchst erbittert und aufgebracht über des Bruders häufigen und freundschaftlichen Umgang mit Johanna Mockel. Sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, ihren Bruder mit Sophie Bögehold zu verheirathen, und sie ließ daher kein Mittel unversucht, Kinkel von der Frau zu entfernen, von der sie fürchtete, daß sie ihre Pläne kreuzen, vielleicht vernichten möchte.

Sie schilderte Frau Mockel als ein genuß- und gefallsüchtiges Weib ohne Grundsätze und sie haßte dieselbe aus voller Seele.

Frau Mockel war ihrer freisinnigen Religiösität wegen um so furchtbarer, denn der Einfluß, welchen sie auf Kinkel ausübte, war unverkennbar, und die Schwester Kinkel's fürchtete mit Recht, daß der Bruder durch den steten Umgang mit der freisinnigen Frau mehr und mehr der pietistischen Richtung, der sie selbst angehörte, und die sie für die einzig wahre und seligmachende hielt, entfremdet werde.

So zog sich das Verhältniß Kinkel's zu Johanna Mockel längere Zeit ohne irgend eine Veränderung hin, denn trotz aller Vorwürfe seiner Schwester wollte Kinkel den interessanten und bildenden Umgang mit der geistreichen Frau nicht aufgeben.

Er wußte es selbst nicht, daß er schon jetzt sie liebe, er wußte es nicht, wie theuer sie ihm war, bis ein plötzliches Ereigniß, eine gemeinschaftliche Todesgefahr, ihn über seine Gefühle belehrte und auf sein künftiges Leben entscheidend einwirkte.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1840 hatte Kinkel eine Lustpartie mit Johanna und einem jungen Freunde gemacht. In einem leichten Kahne fuhr er von einem Ausfluge in der Umgegend auf dem Rhein nach Bonn zurück.

Unter heiterm Gesange wurde die Fahrt begonnen. Schon war es dunkel geworden und ein starker Wind hatte sich erhoben. Da stürmte plötzlich das Dampfboot „Marianne" den Rhein hinab; Kinkel bemerkte das Dampfboot zu spät, er wollte ausweichen und wohl wäre dies noch gelungen, aber zum Unglück hatte auch der Führer des Dampfboots den kleinen Kahn bemerkt und bog nach derselben Richtung wie Kinkel selbst aus.

In einem Augenblick war der leichte Kahn zertrümmert, Johanna stürzte in den Rhein und war dem Ertrinken nahe, aber in demselben Augenblicke hatte auch Kinkel die Freundin ergriffen und mit starkem Arm auf die Ueberreste des zertrümmerten Kahnes gesetzt, neben diesem schwamm er und führte die Gerettete an das Land.

Er selbst beschreibt in einem Gedichte dies Ereigniß:

„Hoch preis' ich vor den Göttern allen
Als den gewaltigsten den Tod;
Es reift, wo seine Blitze fallen
Die Frucht des Lebens voll und roth.
Wär' an die Sterne festgebunden
Des Lebens goldenstes Geschick: —
Der Tod hat uns hinauf gewunden
In einem mächt'gen Augenblick.

Wie gingst Du träumend mir zur Seite,
  Du meines Geistes heller Stern!
Du gabst mir freundliches Geleite,
  Und doch Du warst mir ewig fern!
Wohl drang der heiße Mund zum Munde
  Zu eines Kusses Seelentausch;
Doch wehrt, mit strengem Tag im Bunde,
  Des Willens Ernst den Liebesrausch.

Da kömmt die Nacht: mit schwarzen Fügeln
  Umrauscht sie unsern schwanken Kahn,
Und auf den düstern Wellenhügeln
  Stürmt donnernd die Gefahr heran.
Vergebens Arbeit, Ruf und Zeichen!
  Der Sturm umheult die Opfer rund,
Zur Rechten, Linken kein Entweichen,
  Und unten jauchzt der grause Schlund.

Verloren! von gewaltgem Stoße
  Birst schon der Kahn im Fluthgebraus,
Und in der Wellen grimm Getose
  Unrettbar schleudert er uns aus.
Da schwieg das Leben: seine Laute,
  So lockend hold, verstummten ganz;
Doch Deine Liebe schlug, o Traute,
  Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenschranken
  Sie borsten mit dem Kahn entzwei.
Nun durft' ich innig Dich umranken,
  Dich an mich pressen kühn und frei.

Du hast, o Starke, nicht gejammert,
In solcher seel'gen Todesnoth,
An den Geliebten festgeklammert,
Sankst wie ein Kind Du in den Tod!

Doch mich durchfloß in Deinem Arme
Des vollsten Lebens heiß Gefühl,
Denn Deine Brust, die wilde warme,
Schlug mir im kalten Fluthgewühl,
Nun rasch gewandt, ein starker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengischt hervor,
Und zum kristallnen Sternenschimmer
Hub Dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warst gerettet, mir gerettet
Für eine frische Lebensbahn;
An meine Brust lagst Du gebettet,
Und weinend schautest Du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich Deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden,
Von Deiner Liebe fessellos.

Da fiel des Lebens höchste Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt:
Frei gab Dein Mund sich meinem Munde,
Von Wonneschauern heiß durchwallt.
Da löste sich in Todesschmerzen
Das allererste heil'ge Du,
Du hauchtest es aus vollem Herzen,
Mir Ueber- Ueberseel'gen zu!

Nun hat der Tod ein Band geschmiedet,
Das uns kein Leben mehr zerreißt,
Es ruht fromm und still befriedet
Nun Herz an Herz und Geist im Geist.
Uns sprang aus der Vernichtung Hülle
Mit sonn'gem Aug' ein jung Geschick, —
Zu eines ganzen Lebensfülle
Dehnt sich der kurze Augenblick!"

Wir haben diesem Gedichte wenig hinzuzufügen. Von jenem Augenblick an erkannte Kinkel, welche Leidenschaft, welche tiefe Gefühle er für Johanna im Busen trug.

Da faßte er den Entschluß, das Verhältniß zu brechen, welches ihn bisher an Sophie Bögehold gefesselt hatte. Er fühlte es, wie weit entfernt ihm das junge Mädchen stand, er fühlte es, daß eine Verbindung nur ihn, Sophie und Johanna unglücklich machen müsse, und er erkannte es deshalb als seine Pflicht, das Verhältniß zu lösen, welches das Glück dreier Menschen vernichtet hätte.

Kinkel selbst hat niemals seiner frühern Braut irgend eine Schuld der Lösung seiner Verlobung beigemessen, und auch Sophie fand sich mit Ergebung in ihr Schicksal. Sie fühlte, daß sie den geistig so reich begabten Kinkel nicht glücklich zu machen vermocht hätte.

Viertes Capitel.

Die Aufhebung der Verlobung Kinkel's mit Fräulein Sophie Bögehold sollte für den Dichter gewaltige Folgen haben, sollte tief eingreifen in sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Leben.

Kinkel's äußere Verhältnisse, wie seine innere Ausbildung wurden durch den Entschluß, seine Verlobung aufzuheben, bedeutsam erschüttert.

Sophie Bögehold hatte der pietistischen Richtung angehört; die Verlobung Kinkels mit dem jungen Mädchen war daher von Seiten der Professoren sowohl, als von Seiten aller der frühern Gönner Kinkel's aufs Höchste gebilligt worden. Man hatte gehofft, den feurigen und talentvollen jungen Mann durch diese Verlobung der pietistischen Richtung zu bewahren, der er doch, seinem ganzen Sein und Wesen nach eigentlich so fremd war.

Es erregte daher in jenen Kreisen einen tiefen Schrekken, als man erfuhr, daß Kinkel sein Verlöbniß mit Sophie Bögehold aufgegeben habe und daß er sich nun näher und näher an Johanna Mockel anschließe.

Johanna war im Gegensatze zu Sophien und deren Familie als eine freisinnige und geistreiche Frau bekannt und gefürchtet, weil sie einen unverkennbaren Einfluß auf Kinkel übte; um so mehr glaubte man in den höheren Sphären fürchten zu müssen, daß Kinkel sich mehr und mehr diesem Einflusse hingeben, und daß er dadurch der Richtung verloren gehen würde, in welcher man sich durch ihn eine bedeutende Stütze zu erwerben hoffte.

Es kam hinzu, daß Johanna Mockel damals noch, wenigstens äußerlich, der katholischen Religion angehörte, und daß sie daher vor dem Tode ihres geschiedenen Mannes keine neue Ehe eingehen durfte; eine Verbindung Kinkel's mit Johanna war deshalb vorläufig unmöglich. Dies eben nahm man zum Vorwande, um aufs Aeußerste gegen Kinkel zu operiren. Alle Lästerzungen in Bonn bewegten sich, um Kinkel die Aufhebung seiner Verlobung aufs Schmählichste vorzuwerfen.

Wäre die Braut der freisinnigen anstatt der pietistischen Richtung angehörig gewesen, so würde man es nur natürlich gefunden haben, daß Kinkel durch die Verbindung mit dem jungen Mädchen nicht sich und diese unglücklich machen wollte; jetzt aber nahm man darauf keine Rücksicht, und es wurde Kinkel fast zum Verbrechen gemacht, daß er sein Wort nicht gehalten habe.

Die Feinde Kinkel's waren mächtig und einflußreich, und bald wußten sie ihren Einfluß auch gehörig zu benutzen.

Schon kurze Zeit nach der Aufhebung seiner Verlobung erhielt Kinkel plötzlich seine Entlassung im Thormann'schen Institute. Das war ein harter Schlag, aber noch härtere sollten bald kommen.

Kurze Zeit darauf ließ sich bei Kinkel eines Nachmittags der Pastor Engels aus Köln anmelden. Dieser eröffnete ihm, daß er im Auftrage des Presbyteriums zu ihm komme, um ihn über das Verhältniß zu befragen, in dem er mit der geschiedenen Frau Matthieux stände.

Kinkel antwortete sehr kurz, daß er dem Presbyterium kein Recht zustehe, sich in seine Privatverhältnisse zu mischen. So lange er sein Amt treu verwalte, die christliche Lehre rein von der Kanzel predige, und auch seinen sittlichen Wandel von Vorwurf frei halte, so lange habe das Presbyterium nicht das Recht, sich um seine Privatverhältnisse zu kümmern.

Der Pastor mußte sich mit dieser Antwort entfernen, aber schon 6 Tage später erhielt Kinkel ein Schreiben vom Presbyterium, in welchem ihm seine Absetzung als Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln mitgetheilt wurde.

Dies war wiederum ein harter Schlag, aber Kinkel ließ sich durch denselben nicht beugen, seine Stellung als Privat-Dozent an der Universität Bonn konnte ihm nicht genommen werden, und auf diese verwendete er die höchste Aufmerksamkeit, den höchsten Fleiß; wenn ihm auch jetzt vorläufig jede Hoffnung abgeschnitten war, aus der untergeordneten Stellung eines Privat-Dozenten höher zu steigen und Professor zu werden, so ließ er sich dadurch nicht abschrecken, sondern lehrte tüchtig und kräftig nach wie vor.

Seine Anstrengungen waren auch vom höchsten Erfolge gekrönt, denn Kinkel's Vorlesungen an der Universität zu Bonn waren die am Meisten und Regelmäßigsten besuchten. Die akademische Jugend strömte dem Lehrer zu, der so

freimüthig nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit lehrte, und sich nicht um das Stirnrunzeln und die giftigen Worte der alten verzopften Professoren kümmerte.

Schmerzlicher als der Verlust seiner beiden Stellen, so bitter er dieselben auch in pecuniärer Beziehung empfand, war für Kinkel doch der Verlust vieler der Freunde, auf die er viel gehalten, auf deren Redlichkeit er gebaut hatte.

Sobald das Glück Kinkel den Rücken zu wenden schien, zogen sich viele Derjenigen, mit denen Kinkel bisher froh und freundschaftlich zusammengelebt hatte, von dem Manne zurück, der jetzt bei den hohen und höchsten Herrschaften in Ungnade gefallen war.

In den Bonner Salons wurde Kinkels Name oft mi der, den Salons eigenen Lästersucht genannt, und dies veranlaßte Manchen von denen, die bisher den steten Umgang Kinkels gebildet hatten, den frühern Freund zu verlassen.

Dies freilich schmerzte Kinkel tief, aber sein kräftiger Sinn ließ ihn auch solchen Verlust verschmerzen. In einem schönen Gedicht „Scipio" spricht er es aus, wie ruhig der Mann die Lästersucht, im Bewußtsein seines eigenen Werthes zu ertragen wissen muß:

„Schau dort den Mann! Er kommt gegangen
Die Toga lässig umgehangen:
Das ist der große Scipio,
Dem sich Carthago gab verloren,
Vor dem vor Rom's geborstnen Thoren
Des Barkas grauser Enkel floh.

Es ist der Weg zum Capitole,
Den er mit ruhmbeschwingter Sohle

Als Triumphator einst erstieg.
Er geht mit ernster Römersitte
Auch heut hinauf in festem Schritte,
Als führt er eine Schaar zum Sieg.

Und dennoch durft' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,
Die Mißgunst haßt sein großes Thun.
Er ist verklagt als Landverräther,
Und vor dem Hof der greisen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

Wir haben Gold Dir reich gesendet,
Es ward auf diesen Krieg verschwendet
Des Volkes Schweiß und letzte Kraft.
Dir haben wir uns überlassen,
Du hast verstreut des Silbers Massen!
Wohlan, so gib uns Rechenschaft!

Stolz giebst Du reiche Pracht zu schauen;
Rings an den Bergen, auf den Auen
Wird Oel und Korn und Wein Dir reif.
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und drum im Namen der Quiriten
Verklag ich Dich auf Unterschleif!

Da hebt sich Scipio vom Sitze,
Es bleiben seines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruhn.
Aufschlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüßt' er Nichts vom Grolle
Beginnt er seine Rede nun:

Leicht wär's, ihr Väter, mir zur rechten!
Ich schrieb im Feld in heißen Nächten
Dies Rechnungsbuch mit eigner Hand.
Von meinem Quästor untersiegelt,
Des Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Ist's meiner Ehre gültig Pfand.

Und weil mich die Erinn'rung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute:
Nun aber, dünkt mich, ist's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,
Es wäre mir und euch zur Schande —
Dies meine Antwort: kommt zum Spruch!

Er schweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hofs Entsetzen
Auf's Kohlenbecken Stück für Stück,
Dann schürt bedachtsam er die Flammen,
Bis es zu Asche fiel zusammen,
Und geht zu seinem Sitz zurück.

Still wird's — dann jauchzt es in der Runde:
Frei, frei von Schuld! aus jedem Munde;
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam.

Kinkel war in jener Zeit überhaupt außerordentlich thätig. Sein Grundsatz war stets der: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann," und je mehr er daher die Un-

gunst des Schicksals auf sich einstürmen sah, je kräftiger richtete er sich empor, um so energischer kämpfte er mit den äußern Verhältnissen.

Eine große Anzahl trefflicher Gedichte, theils lyrischer, theils dramatischer Art, entstand gerade in jener Zeit und immer und immer wieder munterte ihn Johanna zu dieser energischen Thätigkeit auf.

Auch die pekuniären Verluste, welche mit dem Verluste seiner amtlichen Stellungen verbunden waren, wußte Kinkel zu überwinden. Seine literarische Thätigkeit ersetzte bald diese Verluste fast vollständig und Kinkel wurde ein fleißiger Mitarbeiter am Morgenblatte und an der Augsburger-Allgemeinen Zeitung, welche ihm eine Reihefolge trefflicher Aufsätze über Kunst und Litteraturgeschichte verdanken.

So ließ denn Kinkel seinen kräftigen Geist durch alle jene, gegen ihn angewendeten Chicanen nicht knicken, sondern nur rüstiger schritt er vorwärts, nur um so energischer bahnte er sich selbst den Weg, den er zu gehen Willens war.

Auch Kinkel's Privatleben blieb nach wie vor ein freies, und selbst durch den Umgang mit den ihm treu gebliebenen Freunden und mit Johanna ein genußreiches.

Wichtiger, als die Umgestaltung seiner äußern Verhältnisse, war für Kinkel und besonders auch für uns, für das gesammte deutsche Volk der Einfluß, den sein neues Leben auf seine geistige Richtung gewann. Jetzt war er im Stande, sich mehr und mehr, sich endlich ganz dem Umgange der Frau hinzugeben, die schon einen so gewaltigen Einfluß auf sein ganzes Wesen gehabt hatte; mit ihr studirte, mit ihr dichtete er, mit ihr ging er ein in die philosophischen Forschungen über das Christenthum.

Da konnte es denn bald nicht fehlen, daß Kinkel's freier, frischer Geist den Sieg gewann über den Hang zur pietistisch-religiösen Schwärmerei, daß Kinkel in sich selbst klar wurde, und vom Pietismus überging zum Rationalismus, daß er überging zur freieren Anschauung der Religion.

Aber mit diesem Uebergange zur freieren Anschauung der Religion ging auch Hand in Hand das freie, rege, politische Streben.

Hatten früher besonders die Verhältnisse, die Erziehung Kinkel's ihn in die Reihen der Konservativen geführt, so brach sich jetzt die Ueberzeugung von der Wahrheit einer freieren Lehre, von der Wahrheit der Demokratie mit jedem Tage mehr und mehr Bahn, und mehr und mehr wendete er sich den Studien der Politik zu, welches ihm bisher ziemlich fern gelegen hatte; aber diese Umwandlung erforderte, wie wir dies noch weiter erläutern werden, lange Zeit und schwere Geisteskämpfe. —

Wie kräftig Kinkel indessen schon im Jahre 1842 fühlte, wie tief er durchdrungen war von dem unglückseligen Zustande des deutschen Volkes, das beweist wohl am Besten folgendes Gedicht:

An das Volk!

Mein starkes Volk, das mit verjüngtem Leben
Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du hast vorzeit Dich duldend hingegeben
Als Opfer für die Sünden dieser Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
Die Welt verheert auf seinem blut'gen Flug,
Du hast am Tiefsten seinen Grimm erfahren,
Als er in Dich die Tiegerklauen schlug!

Tief haben Deine Fürsten Dich zerspalten,
Und sich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die inn're Lebenskraft gehalten,
Und stark geblieben ist der deutsche Muth.
So weit erklingt das Lied der Niebelungen,
So weit der Stauffenkirchler Stolz und Leid,
Ist bis zu dieser Stunde nicht zersprungen
Die goldne Kette deutscher Einigkeit.

Drum blicke nicht nach Nord und Ost mit Sorgen —
Kommt erst der Feind: Du bist Dir selbst genug!
Gedenke kühn an Hellas Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perser schlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann schlug Athen die große Meeresschlacht!
Die Stimmen strebten nach den gleichen Zielen: —
So groß ist heut' auch noch des Blutes Macht!

Dein Schwert, entreiß es allen Fürstenknechten,
Und schwing' es selber in der starken Faust!
Dich hat gekränkt in Deinen höchsten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertraust.
Zerreiß den Frieden, der die Ehre schändet
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich sich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig bist Du, — laß es Dich nicht grämen!
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz sei Eins! Laß Dir das Herz nicht nehmen,
Dann ist, Was jene brieften, Dir ein Scherz!

Es schlagen ja die Fürsten nicht die Schlachten —
Zwei Arme haben sie, wie jeder Mann!
Wenn erst um Dich die Pulverwolken nachten:
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!"

Von diesem Augenblicke an blieb Kinkel fest auf den einmal beschrittenen Wegen. Mit jedem Tage kräftigte er sich mehr und mehr in dem freien religiösen und politischen Streben und immer und immer wieder wurde er bestärkt durch Johanna, welche endlich manches veraltete Vorurtheil überwindend zur protestantischen Kirche übertrat, um sich mit Kinkel verbinden zu können.

Am 22. Mai 1842 wurden Gottfried Kinkel und Johanna Mockel zu Bonn getraut. Unter den Zeugen war auch der Dichter Emanuel Geibel.

So war Kinkel denn ans Ziel seiner Wünsche gelangt, und für alle die Chicane, für alle die Anfeindungen der pietistischen Partei entschädigte ihn jetzt der Besitz eines geliebten Weibes, welches, geistreich und tieffühlend, mit ihm zu forschen, mit ihm zu streben im Stande war.

Fünftes Capitel.

Gottfried Kinkel war jetzt verheirathet, er hatte sich mit der Frau verbunden, von der er überzeugt war, daß sie einzig und allein sein Glück zu befördern im Stande wäre, von der er überzeugt war, daß ste ihn verstehen, mit ihm wirken, mit ihm geistig leben werde, und das war allerdings zu Kinkels Glück unumgänglich nothwendig; ihm konnte ein so einfaches Mädchen, wie seine frühere Braut, Sophie Bögehold nicht genügen, er mußte sich an eine Frau anschließen, die, wie er, geistig befähigt war, einzudringen in die Tiefe der Studien, mit Kinkel zu denken und zu forschen, an eine Frau, welche Sinn hatte für die tiefe Poesie im Wesen Kinkel's, die ihn und seine Schöpfungen zu verstehen vermochte; und Kinkel hatte glücklich gewählt.

Johanna war gerade die Frau, welche geeignet war, das Glück des Dichters zu gründen; sie besaß alle jene Eigenschaften, welche wir so eben andeuteten, und Kinkel wußte dies; er liebte deshalb Johanna Mockel nicht allein, er achtete, er verehrte sie auf das Höchste.

Ihr starker, kräftiger, energischer Geist flößte dem jungen Dichter unwillkürlich Bewunderung ein. Auf diese Bewunderung gründete sich die Achtung, und auf die Achtung die Liebe. Wie stark, wie kräftig, wie tief gefühlt diese Liebe war, das geht wohl am allerbesten aus allen den Fährlichkeiten hervor, welche Kinkel zu bestehen hatte, ehe er sich mit der geliebten Frau zu verbinden vermochte, und auch nach dieser Verbindung.

Wir haben schon angedeutet, wie sehr die pietistische Clique in Bonn die Verbindung Kinkel's mit Johanna verabscheute, wie sie all und jedes Mittel aufbot, um diese Verbindung zu hintertreiben. Da war kein Mittel zu schlecht, jegliche Art der Verleumdung wurde versucht, aber vergeblich. Kinkel blieb fest bei seinem Willen, bei seiner Liebe. —

Johanna war Künstlerin. Der Leser weiß es, wie sie sowohl in der Musik als in der Poesie Bedeutendes leistete. Dies griff man auf, und stellte Kinkel auf das Ernsteste vor, daß eine Künstlerin unmöglich eine gute Hausfrau werden könne. Es ist ein alter, trivialer Glaube, daß eine Frau, die sich mit Musik und Dichtung ernster beschäftigt, als die gewöhnliche Gesellschaftsbildung dies erfordert, sich unmöglich zu einer guten Hausfrau eignen könne. Da heißt es denn, anstatt in die Küche und in die Keller zu gehen, anstatt die Kinder zu warten und zu pflegen, sitzt die Frau am Klavier, singt und spielt oder sie sitzt am Schreibepulte und dichtet.

Freilich, so ist es in vielen Fällen, vielleicht sogar in den meisten. Die dichtende Frauen, die Künstlerinnen vergessen oftmals, daß sie vor allen Dingen Frau sein sollen,

und daß es erst demnächst die Aufgabe ihres Lebens ist, durch ihre Talente und Kunst sich und Andere zu erfreuen, sich und Anderen zu nützen.

Viele vergessen dies, viele betrachten die Kunst als die einzige Hauptsache des Leben und vernachlässigen deshalb ihre Aufgabe als Frau, als Mutter; so manche unglückliche Ehe giebt uns hiervon ein betrübendes Beispiel.

Auch Kinkel stellten seine sogenannten Freunde gerade dies als Warnung vor, noch ehe er seine Braut heirathete. Seine Braut, so hieß es, sei allerdings eine tief geistig befähigte Frau, aber eine Gattin, eine Mutter sei sie nicht und werde es niemals werden. Die Kunst werde ihr stets weit über den häuslichen Pflichten stehen, und somüsse Kinkel's häusliches Leben ein trübes und trauriges werden.

Kinkel aber ließ sich nicht abschrecken. Er kannte Johanna, er wußte, daß sie eine der seltenen Frauen war, welche sehr wohl Kunst und wissenschafttiches Leben mit den Beschäftigungen und Sorgen der Frau zu vereinigen wissen.

Johanna erkannte die Aufgabe der Frau klar und war fest entschlossen, diese ihre Aufgabe zu erfüllen, ohne deshalb die Kunst, die zur Verschönerung und Veredelung des Lebens dient, aufgeben zu wollen. Wo ein ernster, kräftiger Wille ist, da kann Alles möglich gemacht werden, und so wußte es auch Johanna möglich zu machen, ihren Vorsatz auszuführen. Freilich, die Stunden, welche die deutsche Hausfrau sonst gewöhnlich kleinlichen Klätschereien und Plaudereien am Kaffee- oder Theetisch widmet, die Stunden, in denen in kleinen Städten die Frau Nachbarin die Nachbarin besucht, und in denen dann die ganze

Stadt mit gehässigen Redensarten durchgehechelt wird, diese Stunden der Klätschereien wurden auf andere Weise verwendet, in diesen Stunden eben trieb Johanna Musik, in diesen Stunden dichtete sie, und trotz Musik und trotz der Dichtungen war die Kinkelsche Wirthschaft herrlich in Ordnung und als die Ehe der jungen Leute mit Kindern gesegnet wurde, da waren die Kinder so schmuck und rein, da wurden sie so liebevoll und freundlich gepflegt, und so trefflich beaufsichtigt, daß Niemand mehr den albernen Vorwurf, als könnte die Dichterin nicht auch eine tüchtige Mutter, eine treuliebende Gattin sein, gegen Frau Johanna Kinkel hervorzubringen wagte.

Aber freilich wurde ihr jetzt ein anderer Vorwurf gemacht, und diesen hielt man um so mehr aufrecht.

Frau Johanna Kinkel wollte ihre Wirthschaft, ihre Kinder nicht vernachlässigen, aber sie wollte auch Musik und Dichtung nicht aufgeben. Da blieb ihr dann natürlich wenig Zeit übrig, und in keinem Falle Zeit genug, den kleinen Kaffeegesellschaften in Bonn beizuwohnen. Das wurde für Stolz ausgelegt und erregte und vermehrte den Haß gegen Johanna, der schon vorher in vollem Maße bestanden hatte. Johanna mußte natürlich jedem weiblichen Umgange entsagen, um ihrer Kunst treu bleiben zu können. Sie that es gern und willig, denn die Frauen in einer kleinen Stadt waren meistens keine genügende Gesellschaft für die tiefdenkende und geistig befähigte Frau. Dieses Zurückziehen der Frau Kinkel wurde Stolz genannt; es war den Frauen in Bonn ein solches Zurückziehen so vollständig unbegreiflich, daß sie keinen andern Grund, als den der höchsten Eitelkeit, des großartigsten Stolzes dafür aufzufin-

den wußten. Manches seltsame Märchen wurde deshalb über Johanna Kinkel in den Bonner Gesellschaftskreisen ausgesprengt, ohne daß Frau Kinkel es der Mühe für werth hielt, diese Mährchen zu widerlegen, oder Etwas gegen die Ausbreiter derselben zu thun; sie war sich ihres eigenen Werthes bewußt und in diesem Bewußtsein konnte sie leicht die niedrigen Klätschereien, die über sie im Umgange waren, vergessen. —

Gottfried Kinkel selbst fühlte sich in seiner Ehe außerordentlich glücklich; er hatte freilich durch seine Verbindung mit Johanna in vieler Beziehung Verluste, so auch in pecuniärer Hinsicht.

Der Leser weiß bereits, welche Schritte die pietistische Partei gegen Kinkel gethan hatte, er weiß, welchen Haß Kinkel sich durch seine Verbindung mit der freisinnigen Johanna, durch die Aufhebung seiner Verlobung mit Sophie Bögehold von Seiten der hohen und höchstgestellten Pietisten erworben hatte, und dieser Haß wuchs mit jedem Tage um so mehr, je deutlicher es sich zeigte, daß Kinkel in keiner Weise geneigt wäre, den gegen ihn gerichteten Verfolgungen nachzugeben. Kinkel's gerader, fester Sinn ließ ihn sein Recht auf dem guten Wege mitten durch alle die gehässigen Verleumdungen, die man gegen ihn verbreitete, durch die Verfolgungen, welche man gegen ihn unternahm, durchführen.

Es war ihm freilich nicht gleichgültig, daß manche seiner frühern Bekannten und Freunde schwach genug waren, sich von ihm zurückzuziehen, weil sie das Urtheil der Bonner vornehmen Gesellschaft fürchteten, aber diese treulosen Freunde vergaß er bald, und tröstete sich am Umgange derer, die

treu vereint mit ihm ausharrt, an der Gesellschaft seines geistreichen herrlichen Weibes.

Die äußere Lage Kinkel's war freilich keineswegs eine glänzende. Wenn auch sein und seiner Frau Talent dem jungen Dichter ein Einkommen schuf, welches hinreichte zu einem einigermaßen gemächlichen und angenehmen Leben, so bedurfte es doch großen Fleißes und vieler Anstrengungen, um dies Einkommen zu sichern.

Aber Alles dies hatte keinen Einfluß auf Kinkel, der sich wenig um äußere Verhältnisse kümmerte, und jetzt nur um so freier dichtete, seitdem er so manche der äußeren Schranken durchbrochen hatte. Das Familienleben Kinkel's war so glücklich, wie es nur irgend gedacht werden konnte. Kinkel lebte ganz seiner Frau und seinen Kindern und gerade in diesem Familienleben zeigte er sein außerordentlich tiefes, liebevolles Gemüth. Bei Krankheitem der Kinder gab es keinen treueren Pfleger als ihn, er war immer gern erbötig, die niedrigsten Krankenpflegedienste zu thun, wie er schon früher dies bei der Krankheit seiner Mutter und bei denen seiner Freunde gethan hatte.

Kinkel's herrliches, tiefes Gemüth entfaltete sich mit jedem Tage schöner, und weil er in sich selbst die Glückseligkeit fand, weil seine Frau ihm einen reichen Schatz herrlicher Gefühle entgegentrug, seine Kinder ihn liebten, so war Kinkel abgesehen von den äußern Verhältnissen, außerordentlich glücklich. Aber auch diese äußern Verhältnisse änderten sich nach und nach mehr und mehr.

Die Bonner Gesellschaft hatte sich von dem Kinkel'schen Ehepaare Anfangs sehr zurückgezogen; viele der alten Freunde Kinkel's hatten diesen verlassen. Aber während

Kinkel diese falschen Freunde sehr leicht vergaß, während er seine Abgeschiedenheit von der Gesellschaft sehr leicht ertrug, war doch der Gesellschaft der Verlust Kinkels und seiner Frau höchst störend und schmerzlich. Kinkel's poetisches Talent, das musikalische seiner Frau hatten der Gesellschaft so großartige Genüsse bereitet, daß man sich schon bald wieder nach den geistreichen, interessanten Leuten zurücksehnte.

Die Leute der vornehmen Welt, die Aristokraten sind selbstsüchtig, sie lieben den Genuß; diesem opfern sie Alles, selbst ihr Vorurtheil, und so suchten die Mitglieder der Aristokratie denn nach und nach das Kinkelsche Ehepaar wieder in ihre Gesellschaft hineinzuziehen, sie wollten Vortheil haben von den herrlichen Talenten der beiden geistig so reich befähigten Menschen. Aber Kinkel hatte diese Clique durchschaut, er zog es jetzt vor, sich selbst einen Gesellschaftskreis zu bilden, in dem er leben wollte.

Er zog daher nach und nach diejenigen Männer wieder an sich heran, in deren Umgange er Genuß fand, die ihn durch geistiges Streben interessirten, die ihn durch ihre Unterhaltung, ihre Talente irgend anzogen. Aber nicht nur diese, sondern auch junge, geistig befähigte Handwerkersöhne, junge Mädchen aus den mittleren Ständen zog er in seine Gesellschaft.

Die Gesellschaft im Kinkelschen Hause bildete ein wunderbares, selten in der deutschen Gesellschaft gesehenes Bild. Hier sah man alle Stände, denn Kinkel kannte keinen Unterschied derselben. Nicht nach Rang, nach Ordenszeichen, noch nach Titeln wählte er seine Gesellschaft, er wählte sie aus nach ihrem Geiste, ihren Talenten.

Dies machte Aufsehen in Bonn und bald fanden sich viele hochgestellte Männer, die beneidend auf den Kinkelschen Gesellschaftssalon hinschauten, und in ihn eingeführt zu werden wünschten. Nicht lange dauerte es, so luden sich selbst Prinzen und Männer vom höchsten Adel ein, und bald erhielt die Gesellschaft im Kinkelschen Hause einen so wunderbaren Anstrich, indem hier der Handwerkersohn neben dem Grafen, der arme, unscheinbare Gelehrte neben dem Prinzen einherging. Alles, was schön, gut und edel war in Kunst und Wissenschaften hatte im Kinkelschen Hause eine geheiligte Stätte.

Kinkel selbst war der erste Vorkämpfer für das Edle, Schöne und Gute, da wo er es irgend fand, und seine Gattin stand ihm dabei treulich zur Seite.

Bei diesen tief geistigen Bestrebungen Kinkel's welche immer und immer wieder unterstützt wurden durch das rege Interesse und durch das Mitfühlen seiner Frau ging nach und nach in Kinkel mehr und mehr die gänzliche Umgestaltung seiner Meinungen, seiner Ansichten vor.

Wir haben schon in früheren Capiteln angedeutet, wie Kinkel nach und nach von seinen orthodoxen pietistischen Ideen mehr und mehr zurückkam; seine vollständige Umwandlung, sein vollständiges Genesen von seinen früheren krankhaften Ideen und falschen Meinungen fand aber erst von der Zeit seiner Verheirathung an statt. Tief waren jene pietistischen Ideen in Kinkel's Gemüth eingewurzelt.

Die jugendliche Erziehung läßt immer tiefe Spuren im Menschen zurück. So hatte auch Kinkel erst schwer mit sich selbst zu kämpfen, ehe er dahin zu kommen vermochte, alle seine, seit frühester Kindheit gefaßten Vorurtheile auf-

zugeben, ehe er die Falschheit dessen einzusehen vermochte, was er durch die Lehren der Mutter, des Vaters, durch späteres Studium als wahr zu glauben berechtigt war; nur sein tief forschender Geist, der sich nicht beruhigte bei der oberflächlichen Anschauung, sondern der immer in das Innerste der Dinge einzudringen sich bemühte, nur dieser tiefe, rastlos eindringende Geist machte es ihm möglich, nach und nach alle jene Schlacken des Pietismus abzuwerfen und den Weg der freien Forschung in der Religion anzutreten.

Als dieser Weg aber erst einmal angetreten war, da verfolgte ihn Kinkel auch rastlos, unaufhörlich, und wenn es auch Mühe, wenn es auch Jahre kostete, Jahre des bittern Seelenkampfes, ehe Kinkel die alten Schlacken von sich abgeworfen und die neue Vernunftreligion in sich aufgenommen hatte, so gelang ihm dies endlich dank seinem regen, kräftigen, energischen Geiste.

Daß Kinkel von dem Augenblicke an, wo er sich einer freiern religiösen Richtung hingab, eine nur noch vermehrte Feindschaft in den höchsten pietistischen Regionen fand, versteht sich von selbst. Man nannte ihn gottlos, während er in der That viel frommer war, als gerade Diejenigen, welche ihn verdammten, als jene heuchlerischen Pietisten, welche bei jedem Worte den Namen Gottes und des Heilandes auf der Zunge tragen, und welche dennoch in jedem Augenblicke bereit sind, gerade die Grundregeln der christlichen Religion, die sie stets im Munde führen, durch die That zu verletzen, indem sie der wahren Moral, dem Kern des eigentlichen Christenthums den Rücken wenden.

Kinkel ging von anderen Grundsätzen aus; wenn er auch erst nach und nach durch die Vernunft geführt, dahin gekommen war, die Irrlehren des Pietismus von sich abzuschütteln, so war er dennoch religiös geblieben, aber er suchte in den Lehren des Christenthums den festen Kern desselben, er hielt nicht fest an dem eitlen Formwerke der Religion, dies hatte er von sich abgeworfen. Die wahren Lehren des Christenthums, die Grundprinzipien der Religion, also die Lehren des eigentlichen Menschenthums, suchte er zur Wahrheit zu machen und sie praktisch in das Leben einzuführen, und diese Lehren sind — die Befreiung der Menschheit vom Fluche der Armuth und Unwissenheit, die Demüthigung der sich selbst genügenden, alles Andere verdammenden Heuchelei.

Christus selbst verehrte Kinkel als den größten Menschen, der je gelebt, als das Vorbild des ächt Moralischen, nicht aber als ein Gottesbild, welches anzubeten man die urtheilslose Menge zwingen will.

Das Prinzip des Christenthums, das Prinzip der Gleichheit, das Prinzip der Gerechtigkeit, endlich — das Prinzip der Selbstaufoferung, der Aufopferung auch des Lebens für eine Ueberzeugung, von der man tief durchdrungen ist, dies Prinzip des Christenthums stellte er seiner eigenen Religionsüberzeugung voran, und diese seine eigene Ueberzeugung suchte er dann wiederum durch Wort und Schrift, durch die Lehre auszubreiten.

Zu einem solchen Glauben war Kinkel nach langen, langen Kämpfen mit sich selbst gekommen, nachdem er endlich den Pietismus überwunden hatte.

Aehnlich wie in religiöser Hinsicht bildete sich Kinkel auch in politischer mehr und mehr aus. Mit dem orthodox-pietistischen Glauben ist, wie wir schon früher andeuteten, stets das Autoritätsprinzip eng verwachsen und deshalb sind die Anhänger des Pietismus auch fast immer Anhänger des Absolutismus.

Kinkel selbst mußte Anfangs auch diese politische Richtung durchmachen, aber je weiter er in der Religion fortschritt, je freier der Standpunkt wurde, den er in religiöser Beziehung einnahm, je freier wurde auch sein politischer Standpunkt. Durch den Absolutismus ging er über in die Richtung der Conservativ-Constitutionellen, aber auch diese genügte ihm bald nicht mehr und er ging weiter.

Wie er bemüht war, das Christenthum praktisch ins Leben einzuführen, so kam er durch Selbstdenken nach und nach zum freiesten politischen Standpunkt. Die Gleichheit Aller, welche das Christenthum will und predigt, führt unbedingt auf die Pfade der Demokratie. Das Aufgeben des Reichthums, die Pflichten des Helfens, der Nächstenliebe, welche die Grundprinzipien des Christenthums ausmachen, führen uns auch wieder auf die Pfade des Sozialismus, und so mußte Kinkel durch die freie Religiösität nach und nach zur Demokratie und selbst zum Sozialismus geführt werden.

Schon früher hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie fern Kinkel jedem Eigennutze war, wie sein Charakter sich stets zum Hülfreichen hinneigte, wie er mit Aufopferung seiner Selbst immer zu helfen trachtete.

Der Leser erinnert sich der Kindheit Kinkel's, welche wir ihm bereits erzählt haben, wie schon damals der Knabe

das kärgliche Taschengeld fortgab. Noch heutigen Tages erzählen die alten Bauern in Bonn, wie Kinkel als Kind bei einer kleinen Reise armen Kindern das ihm von seinen Eltern als Zehrgeld mitgegebene kärgliche Taschengeld gab, und lieber die schöne Wanderung nicht machte, als daß er es vermocht hätte, die Armuth leiden zu lassen.

Später haben wir Kinkel mit eigener Lebensgefahr jene Knaben aus dem eisbedeckten Teiche retten sehen, später wiederum war er in Berlin helfend bei der Feuersbrunst thätig, und achtete es nicht, daß ihm sein bester Rock verbrannte.

Auch in Italien gab Kinkel ein ähnliches Zeichen seines Dranges, dem leidenden Menschen zu helfen. Er reiste durch die pontinischen Sümpfe, als ein Postillon ohnmächtig wurde und nicht mehr fortkommen konnte. Die übrige Reisegesellschaft wollte den armen Menschen im Stiche lassen, weil sie die giftigen, fieberschwangern Dünste der Sümpfe fürchtete; aber Kinkel litt dies nicht, er bestand darauf, daß der arme Mensch mitgenommen wurde, dessen Leben eine in den Sümpfen hülfslos zugebrachte Nacht gefährdet, wahrscheinlich vernichtet hätte. Wiederum rettete er mit eigener Gefahr ein Menschenleben.

Diese Selbstaufopferung finden wir durch das ganze Leben Kinkel's hindurch, sie bildet einen der tiefsten Züge seines Charakters und besonders glänzend tritt sie bei seiner letzten Theilnahme an den Feldzügen in Baden und in der Pfalz hervor. Er, der glückliche Familienvater, der ruhmgekrönte Dichter, er, dem das Leben so rosig und schön erschien, er opferte gern und willig das Leben, um Theil zu nehmen an dem Kampfe der Badener für die Freiheit,

um Theil zu nehmen an dem Kampfe für die Lehren, die er als wahr und richtig erkannt hatte.

Dieser Charakterzug der freien Selbstaufopferung zur Hilfe Anderer mußte Kinkel nothwendig zur entschiedenen Demokratie führen, denn nur der Eigennutz und die Selbstsucht können der entgegengesetzten Lehre huldigen.

Sobald Kinkel einmal die engherzigen Irrlehren des Absolutismus und des Altliberalismus überwunden hatte, konnte es nicht fehlen, daß er sich auch mit der vollen Kraft seines Geistes, mit aller Energie, mit dem tiefen Gefühle seines Herzens ganz und gar der Lehre der Demokratie hingab; besonders geschah dies vom Jahre 1848 an, wo er das Volk in seiner ganzen Allgemeinheit in Volksversammlungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Seine politische Wirksamkeit werden wir bald Gelegenheit haben zu schildern, denn wir werden den Zeitraum von einigen Jahren, welcher zwischen der Verheirathung Kinkel's und seiner politischen Wirksamkeit liegt, überspringen. Freilich ist auch diese Zeit wichtig für die innere Ausbildung Kinkel's. Reichlich hat er in jenen Tagen geschaffen, unaufhörlich thätig ist er gewesen, aber dennoch können wir uns mit dem begnügen, was wir dem Leser über die Veränderung in Kinkel's Ansichten gesagt haben, und können nun zur Erzählung seiner praktischen Wirksamkeit in der Politik übergehen.

Sechstes Capitel.

Es war eine großartige Zeit das Frühjahr 1848. Wie erwachten damals plötzlich die Männer Deutschlands aus dem 33jährigen Todesschlafe, wie kamen sie so plötzlich zum Bewußtsein, zum Gefühle ihrer Kraft, und wie gebrauchten sie diese Kraft so thätig!

Es war eine schöne, es war eine herrliche Zeit. Vom heiligen Geiste der Freiheit angeweht, standen überall in Deutschland die unterdrückten Bewohner auf, um sich zu befreien, und überall erreichten sie nach kurzem Kampfe das Ziel, nach dem sie strebten. Freilich, sie erreichten es weniger durch den Kampf, als durch die Furcht derer, von denen sie es erkämpfen wollten, vielleicht auch weniger noch durch die Furcht als durch die Arglist derselben, denn diese kannten das gutmüthige Volk, sie wußten, wie leicht es sich betrügen läßt, sie wußten, wie leicht es wieder zurückfällt in den frühern Todesschlaf, sie konnten voraus sehen, daß dem Jahre 1848, einem Jahre des ungestümen Freiheitsdranges, die Jahre 1849 und 1850, die Jahre des Entschlummerns und endlich des Schlafes folgen würden, und

daß sie dann abermals die Kraft hätten, dem schlummernden Riesen wiederum die Rechte nach und nach theils mit Gewalt, theils mit List zu entreißen, welche derselbe sich im Jahre 1848 gewaltsam errungen hatte.

Der französische Königsthron war durch die wild entfesselte Kraft des französischen Volkes über den Haufen geworfen worden, und sein Fall hatte alle anderen europäischen Fürstenthrone mit erschüttert.

Deutschland, und besonders Süddeutschland fühlte zuerst die Folgen der Erhebung des französischen Volkes. In Süddeutschland flammte plötzlich der schon längst unter der der Asche glühende Funke lichterloh auf zum Himmel; in Süddeutschland erwachte plötzlich das deutsche Volk und rief laut und drohend seine Forderungen und sein Recht hinauf zu den Thronen seiner Fürsten.

Diese Forderungen wurden gewährt. Was nur immer das Volk wollte, es wurde gegeben; hier und dort erst nach Scenen der Gewaltthätigkeit, in den meisten kleinen deutschen Staaten aber ohne irgend einen Widerstand Seitens der Fürsten. In Preußen war dem nicht so.

Auch in Preußen regten sich die Wünsche des Volkes mit dem März 1848 großartig und gewaltig; aber der König von Preußen gestützt auf sein starkes, wohl disciplinirtes Heer, dessen Treue unbezweifelbar feststand, der König von Preußen wollte dem Andringen seines Volkes nicht nachgeben.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte seit dem Jahre 1840, wo er den Thron seiner Väter bestieg, sich ein bestimmtes System der Regierung gebildet, von dem abzuwei-

chen, ihm schmerzlich und welches auch durch das Jahr 1848 hindurch zu tragen, er entschlossen war.

Der König hat eine besondere Vorliebe für mittelalterliche Institutionen, für Ständewesen, und gerade deshalb widerstrebte ihm das System des neueren Konstitutionalismus vollständig, gerade deshalb konnte er sich in das neue Formwesen nur schwer hineinfinden, und es widerte ihn an. Innerhalb der ständischen Verfassung die möglichste Freiheit des Einzelnen zu begründen und ihn besonders in Wort und Schrift auf einen möglichst freien Standpunkt zu stellen, das war allerdings nach allen vorhergegangenen Schritten ganz unverkennbar die Absicht des Königs; aber seine eigene königliche Gewalt wollte er nicht beschränkt wissen, das Königsthum von Gottes Gnaden ganz wie es ihm von seinen Vätern überliefert worden war, wollte er aufrecht erhalten, der Absolutismus in seiner vollen Glorie sollte in Preußen auch das Jahr 1848 überdauern.

Wenn unser König, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine solche Verfassung nicht nur den König und den höchsten ständischen Adel, sondern auch die niederen Schichten des Volkes glücklich mache, bei dieser Art der Verfassung fest stehen bleiben und jede Neuerung entschieden von sich stoßen wollte, so war dies dem Zeitgeiste ganz entgegen.

Durch die französische Februar-Revolution war der Geist der Zeit ein anderer geworden. Die Forderungen der Völker gingen jetzt mit einem Male mit einem plötzlichen Sprunge weit, weit über diejenigen Forderungen hinaus, welche man früher an die Fürsten wohl gestellt hatte, und welche früher schon von den Fürsten für so weitgehend

befunden worden waren, daß sie nicht erfüllt werden konnten.

Schon in den dreißiger Jahren hatte Deutschland einen Aufschwung nehmen wollen, einen Aufschwung, welcher auf das Schleunigste und Energischste von den verbündeten deutschen Fürsten niedergedrückt worden war. Damals hatte es nichts gewollt, als einen leeren Formenkonstitutionalismus, es hatte damals nichts gewollt, als Kammern, die, ohne den Gesammtwillen des Volkes auszudrücken, doch den Gesammtwillen der im Volke bevorzugten Klassen ausdrückten, und denen die Berechtigung ertheilt werden sollte, über die Besteuerung des Volkes zu wachen, ihr Ja oder Nein in den Besteuerungsfragen abzugeben, und auch außerdem bei der wichtigeren Gesetzgebung ein Wort mitzureden.

Diese Kammern sollten nach dem beschränktesten, nur dem Reichthum und dem Besitze Zutritt lassenden Wahlgesetze gewählt werden.

Die Demokratie war in früheren Jahren noch nicht ins Volk getragen worden. Preßfreiheit wurde allerdings schon früher gewünscht, aber niemals mit Energie gefordert. Assoziationsrecht, Gleichstellung in der Religion, Verringerung des Militair-Etats, Vereinigung des deutschen Volkes zu einem einigen deutschen Volke waren allerdings früher auch schon fromme Wünsche, aber sie lagen so weit hinaus in die Ferne gerückt, daß das deutsche Volk alle diese Forderungen den Fürsten gegenüber selbst im Jahre 1830 nicht zu stellen wagte, obgleich es auch damals schon den Versuch, sich seine Freiheit zu erringen, machte, aber wie wir bereits sagten, einen mißlungenen, schnell unterdrückten Versuch.

Im Jahre 1848 war es anders. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das war der Grundsatz, den die neue französische Republik aufstellte, den sie ihrer eigenen Staatsverfassung an die Stirn schrieb. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, so hallte das Feldgeschrei auch durch ganz Deutschland und die deutschen Männer riefen es hoch aufjubelnd nach. Man blieb jetzt nicht mehr stehen bei den früheren bescheidenen Forderung des Volks, man wollte mehr, bei Weitem mehr; an einem hohlen, leeren Konstitutionalismus lag dem Volke nichts mehr, Kammern, gewählt aus den Vornehmen und Reichen des Landes, konnten den Freiheitsgeist der Bürger Deutschlands nicht mehr befriedigen.

Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit in der bürgerlichen Stellung, Gleichheit bei der Wahl, das war das erste Haupterforderniß, also mit andern Worten ein vollkommen demokratisches Wahlgesetz.

Freiheit, die höchste Freiheit des Einzelnen, das war der zweite Ruf! Freiheit der Presse, Freiheit der Assoziation, Freiheit der Religion, Freiheit in allen einzelnen Beziehungen des bürgerlichen Lebens, und mit der Gleichheit und mit der Freiheit die Brüderlichkeit! Die Brüderlichkeit der einzelnen deutschen Nationen, ihre Vereinigung zu einer ganzen großen Familie, ein einiges Deutschland!

Das waren gewaltige Forderungen, welche das Volk im Frühjahre 1848 stellte, Forderungen, wie sie Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, seinem Volke zu gewähren, sich nicht entschließen konnte. Er wollte den Fortschritt, aber die Erfüllung dieser Forderungen des Volkes hielt er nicht für einen Fortschritt, er suchte den Fortschritt, wie wir

bereits angedeutet haben, in andern Regionen, in der Entwickelung des mittelalterlichen Ständewesens.

Schon hatten in Süddeutschland die Völker sich überall diejenigen Rechte erworben, welche sie von ihren Fürsten forderten, welche in ganz Deutschland als die Forderungen der Völker ausgesprochen wurden, nämlich die Freiheit der Presse, die Freiheit der Assoziation, eine Verfassung mit verantwortlichen Ministern und unverantwortlichem Fürsten an der Spitze, allgemeine Volksbewaffnung und Verminderung der Kriegsheere, Freiheit des Glaubens, Emanzipation der Juden u. s. w. — In Preußen war noch Alles todt und stille, da begannen in den Rheinprovinzen und in Schlesien sich laute Stimmen für die Freiheit zu regen, besonders aber geschah dies in der Rheinprovinz, welche den Süddeutschen am Nächsten liegend, von dort aus und von Frankreich naturgemäß die ersten Einflüsse erhielt.

In den verschiedenen Städten der Rheinprovinz bildeten die Bürger Versammlungen, denen sich die Magisträte, die Stadtverordneten und Gemeinderäthe auch zum größern Theil anschlossen.

In diesen Versammlungen wurden alle diejenigen Volksforderungen, welche wir so eben erwähnt haben, und welche in Süddeutschland überall den Inhalt der Petitionen gemacht hatten, ebenfalls in Adressen an den König zusammengedrängt und diese nach Berlin gesendet. Besonders lebhaft ging es in Cöln her.

In Cöln hatte sich seit langen Jahren unter den frühern preußischen Offiziren von Willich und Annecke und unter dem Doktor der Medicin Gottschalk eine radikale

Partei gebildet, welche mit jedem Tage an Größe und Bedeutsamkeit gewonnen hatte.

Die preußischen Offiziere von Willich und Annecke hatten ihren Abschied eben ihrer volksfreundlichen Gesinnung wegen nehmen müssen; Annecke war Schriftsteller, von Willich Zimmermann geworden. Beide hatten von der Zeit an, wo sie die Uniform ausgezogen, sich nur noch mit erhöhtem Eifer den volksthümlichen Bestrebungen hingegeben.

Ihren Bemühungen war es gelungen, die Anfangs nur sehr kleine radikale Partei in Cöln mit jedem Tage größer und kräftiger zu machen, und selbst von Cöln aus auch in die übrigen Städte der Rheinprovinz hinein zu wirken. —

Schon am 3. März zeigte sich in Cöln eine außerordentlich großartige Aufregung. Der Ober-Präsident der Rheinprovinz, Herr Eichmann war von den städtischen Behörden angegangen worden, er möge dem König die Wünsche des Volkes vorstellen, und von demselben die Gewährung dieser Wünsche zu erlangen suchen. Herr Eichmann hatte kalt und stolz geantwortet, dies würde nicht geschehen. Wenn die kleinen süddeutschen Staaten sich den Volksforderungen gegenüber schwach erwiesen hätten, so würde das mächtige Preußen sich stark erweisen. Damit hatte er Diejenigen abgewiesen, welche durch den ersten Stadtsdiener, den Ober-Präsidenten der Rheinprovinz eine Vermittelung mit dem Könige herbeizuführen hofften.

Die Aufregung war hierdurch in der ganzen Rheinprovinz ungeheuer gewachsen. In Cöln traten die verschiedensten Versammlungen zusammen. Der Gemeinderath selbst,

obgleich derselbe doch aus den ruhigsten und gemäßigsten Bürgern bestand, aus Männern, die heutigen Tages der äußersten konservativen Richtung angehören, faßte den Entschluß, eine Petition abzusenden, in welcher der König um die schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages gebeten werden sollte, damit dieser Landtag eine dauerhafte Verfassung für das Volk, ein erweitertes Wahlgesetz, kurz, eine Verfassung auf sogenannter breitester Grundlage berathe. Der König sollte ferner um sofortige Aufhebung der Censur, und um eine Umgestaltung der deutschen Bundes-Verfassung in der Art, daß dadurch ein einiges Deutschland gegründet werde, gebeten werden.

Zu gleicher Zeit war außerdem eine großartige Bürgerversammlung abgehalten worden, und in dieser hatten die sonst so ruhigen Bürger Cöln's eine Adresse an den König berathen und beschlossen, in welcher sie alle diejenigen Wünsche aussprachen, welche den Süddeutschen durch ihre Fürsten bereits gewährt worden waren.

Die Cölner Bürger waren hierzu besonders durch Nachrichten aus Süddeutschland bewogen worden, die ihnen einen glücklichen Erfolg der Süddeutschen mittheilten.

Aber auch die große Masse des Volkes blieb nicht unthätig bei diesen bedeutungsvollen Schritten der Bürgerschaft und der Behörden.

Am Abende des 3. März sammelte sich auf dem Marktplatze eine ungeheure Volksmasse, welche wild und laut ihre Forderungen aussprach; vor allen Dingen aber auch eine Organisation der Arbeit durch die Behörden forderte. Der Stadtrath hatte sich auf dem Rathhause versammelt, um die Bewegung meistern zu können; aber dies war vergeblich.

Der Stadtrath hatte längst beim großen Volke kein Vertrauen mehr, er hatte sich das Vertrauen durch jenes engherzige und eigennützige Betragen, welches stets die vornehme Bourgeoisie charakterisirt, längst verscherzt.

Der Stadtrath hatte eben die Petition an den König, welche wir bereits erwähnten, unterzeichnet, als die Volksmasse dringend eine Erweiterung der Petition um alle die den Süddeutschen bereits gewährten Forderungen des Volkes und um Sicherstellung der Arbeit der Armen, begehrte.

Bis gegen Mitternacht blieb das Rathhaus von den Volksmassen umlagert; da ward Generalmarsch geschlagen und Militair rückte heran; der Marktplatz ward gesäubert, aber das Rathhaus vom Volke erstürmt.

Von einem panischen Schrecken ergriffen, suchten sich die Stadträthe in möglichster Eile zu flüchten, einer derselben sprang aus dem Fenster und brach beide Beine.

So dauerte die Unordnung fort, bis das Militair endlich das Volk auch aus dem Rathhause vertrieb. Die Lieutenants von Willich, Annecke und der Dr. Gottschalk wurden verhaftet und die Ruhe damit wenigstens für einige Zeit hergestellt, aber eine Ruhe, welche augenscheinlich nur die Ruhe des Augenblicks war, denn mit jedem Tage, wo die preußische Regierung die Erfüllung der gemachten Forderungen des Volkes verzögerte, mit jedem Tage wuchs auch die Wuth und der Unwille des Volkes immer mehr. Es lag hell und klar am Tage, daß diese Wuth sich endlich einen gewaltsamen Ausweg bahnen würde, wenn sie nicht zur rechten Zeit durch Nachgiebigkeit beschwichtigt werden konnte.

Der Stadtrath von Cöln beeilte sich deshalb, seine Petition so schnell als möglich abzusenden und die verschiedensten Städte der Rheinprovinz folgten dem Beispiele der Cölner. Aus Coblenz, aus Crefeld, Aachen, Düsseldorf und vielen andern Städten der Rheinprovinz wurden ähnliche Petitionen, wie die des Stadtraths von Cöln nach Berlin gesendet.

Viele dieser Petitionen gingen noch weiter, und forderten vom Könige die Konstituirung einer ächt demokratischen Verfassung.

Während dieser Zeit, während schon die ganze Rheinprovinz in wilder Aufregung befand, während das Volk schon überall seine Forderungen geltend machte, blieb es in Bonn noch todt und stille.

Die Universitätsstadt Bonn, welche an Intelligenz und kräftigem, geistigem Streben den übrigen Städten der Rheinprovinz mit einem guten Beispiele hätte vorangehn sollen und müssen, blieb hinter diesen zurück.

In Bonn herrschte ein ganz eigenthümliches Leben, wie man es in einer Universitätsstadt wohl kaum hätte erwarten können. Schon aus frühern Kapiteln unserer Erzählung hat der Leser ersehen, einen wie großen Einfluß die pietistische Richtung auf das ganze Leben in der Bonner vornehmen Gesellschaft äußerte.

Der Pietismus hatte aber in Bonn nicht nur die vornehmen Klassen, sondern noch mehr den Arbeiter- und Handwerkerstand durchdrungen. Auch nicht nur in der evangelischen Kirche hatte der Pietismus sich Bahn gemacht, fast noch greller, noch wunderbarer trat er innerhalb der katholischen Religion hervor. Das ultramontane Pfaffenthum

hatte sich dort zu einer Blüthe entfaltet, wie kaum in einer andern Stadt der Rheinprovinz, und beherrschte einen großen Theil der Einwohnerschaft in Bonn.

Der Leser erinnerte sich gewiß der heftigen Kämpfe, welche die ultramontane Partei mit der preußischen Regierung hatte. Die Zeit dieser Kämpfe war indessen längst vorüber. Die absolutistische Regierung und die ultramontane Geistlichkeit hatten sich vereinigt, wie denn überall diejenigen Parteien sich vereinigen und gern zusammenhalten, deren Vortheil in der Unterdrückung und Verdummung des Volkes liegt.

So war denn die ultramontane Partei mehr und mehr begünstigt worden, und hatte gerade in Bonn ungeheure Fortschritte gemacht.

Wenn auf der einen Seite in einer Stadt die orthodox-pietistische Partei in der evangelischen Kirche, wenn auf der andern Seite in derselben Stadt die ultramontane-katholische Partei die herrschende ist, so ist es wohl nicht zu verwundern, wenn das freie, geistige Leben in einer solchen Stadt außerordentlich unterdrückt ist und sich niemanls kräftig zu entfalten vermag. So war es in Bonn, und während daher schon in allen übrigen Städten der Rheinprovinz die Forderungen des Volkes sich geltend machten, blieb Bonn noch todt und stille.

Erst in der Mitte des März traten in Bonn sowohl die Universität, als der Magistrat und endlich auch die Bürgerschaft zusammen, um ebenfalls ihre Stimmen in den deutschen Wirrnissen abzugeben. Einige kräftige Männer, unter denen sich Kinkel rühmlichst auszeichnete, veranlaßten endlich ein regeres Parteileben in Bonn, aber noch immer

geschah dies in derselben engherzigen Art, welche die Stadt Bonn stets charakterisirt hatte. Besonders engherzig zeigte sich die Universität.

Den Studenten wurde verboten, irgend eine Petition mit zu unterzeichnen; vor allen Dingen wurde ihnen verboten, die Petition, welche von der Bürgerschaft ausging, zu der ihrigen zu machen, denn die Bitten, welche in derselben enthalten waren, erschienen den edlen Bonner Professoren als bei Weitem zu excedent, obgleich sie eben nichts anderes betrafen, als die Vertretung des deutschen Volkes durch ein deutsches Parlament, die Freiheit der Rede und der Schrift, das freie Assoziationsrecht, eine Verfassung mit Verantwortlichkeit der Minister, Aufhebung aller Ausnahme-Gesetze, Gleichberechtigung aller Religionssekten, Freiheit der Kirche vom Staate, freies Petitionsrecht und Vorlegung eines Gesetzes zur Verbesserung der Lage der Armen, besonders der Fabrikarbeiter.

Eine solche Petition schien denn allerdings den ehrenwerthen, am veraltetsten Zopfe mit Begeisterung hängenden Professoren der Bonner Universität so furchtbar excedent, daß die Theilnahme der Studenten an einer solchen Petition ihnen gleichsam wie ein Hochverrath vorkam.

Die Professoren beschlossen unter sich selbst, eine bescheidene Adresse an den König abgehen zu lassen, und sie thaten es.

Aber dies war eine gemäßigte, und außerdem eine vornehme Petition; gemäßigt, denn sie forderten nichts Anderes, als eine Zusammenberufung des vereinigten Landtags und Erweiterung der Befugnisse desselben. Vornehm, denn der edle Dahlmann, der jetzt das Haupt der gothaer Cen-

trums ist, war der Verfasser derselben und dies verbürgt wohl die Mäßigkeit dieser Petition.

Aber auch vornehm war dieselbe, denn sie war nur verfaßt von den ordentlichen Professoren der Universität, von denen sich noch ohnehin zwei selbst ausgeschlossen hatten. Den außerordentlichen Professoren und Privatdocenten wurde die Petition erst einige Tage nach ihrer Abfassung vorgelegt, dann sollten diese Männer auch die Erlaubniß erhalten, sie zu unterzeichnen; natürlich aber genügten diese der Erlaubniß zum Unterzeichnen nicht, denn sie hielten es ihrer Würde nicht für angemessen, dem Beispiele der hohen Professoren zu folgen.

Eine dritte Petition wurde endlich vom Bonner Stadtrathe vorbereitet, und diese war eben ganz im Sinne der Professoren=Petition, nicht weniger unterwürfig, und nicht weniger ohne allen inneren Inhalt, ohne alle innere Bedeutung.

Die Demonstrationen und Petitionen der Rheinprovinz, welche in ihrer Wirkung verstärkt wurden durch ähnliche Willensäußerungen des Volkes in allen andern Provinzen Preußens, hatte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den König, der noch bedeutender wurde durch den Einfluß, den großartige Ereignisse im Osten Deutschlands, in Wien auf ihn äußerten.

Die berühmte Märzrevolution brach am 15. März in Wien aus. Fürst Metternich, der bejahrte Leiter der europäischen Politik wurde aus Wien verjagt, die Revolution schuf plötzlich eine neue Regierung, ein neues System im österreichischen Kaiserstaate, gerade in dem Staate, welcher

bisher der Stammhalter des Alten und Veralten gewesen war.

Solche Ereignisse konnten an Preußen nicht spurlos vorübergehen. So innig auch der König der romantischen und mittelalterlichen Ständeverfassung anhing, so wenig geneigt er zu modernen Neuerungen war, so zeigte sich ihm doch die gebieterische Nothwendigkeit, einigermaßen einzugehen auf den Willen des Volkes und die Ideen der Neuzeit.

Es erschien dies um so mehr nothwendig, als auch in Berlin in der Mitte des März der Volkswille sich immer deutlicher und entschiedener dokumentirte; als das Volk von Berlin durch Forderungen, die in Volksversammlungen entworfen, und in Adressen an den König niedergelegt worden waren, ebenfalls seinen Willen kund gab und sich bedrohliche Bewegungen in der Hauptstadt Preußens zeigten. Allerdings wurden diese Bewegungen mit Waffengewalt niedergedrückt, es kam zu Conflikten zwischen der Bürgerschaft und dem Militair, das Militair siegte; aber mit jedem Tage wurde der Conflikt ernster und endlich, am 18. März Vormittags sah sich der König veranlaßt, durch zwei Proklamationen seine Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit zu zeigen.

Wir können nicht umhin, eine dieser Proklamationen als ein gewichtiges Aktenstück dem Leser wiederum mitzutheilen.

Es ist eine lange Zeit verflossen seit dem 18. März 1848, mächtige Ereignisse haben sich seit jenem Tage in der Geschichte Preußens und Deutschlands zugetragen, ein Ereigniß hat stets das andere überflügelt, und so ist Vieles aus

jener Zeit vergessen worden. Unter Andern gedenkt man jetzt selten jener Proklamation, in der der König so entschieden seine Willensäußerung, seine Erwartung für die künftige Umgestaltung Preußens und Deutschlands aussprach. Diese Proklamation ist mehr oder weniger vergessen worden, und doch ist es so interessant, sich derselben zu erinnern, wenn wir die Jetzzeit mit dem Damals vergleichen, und wenn wir dann zu dem Schlusse kommen, daß Preußen vor der Revolution auf einem bei Weitem freieren Standpunkte stand, als es im gegenwärtigen Augenblicke zwei Jahre nach der Revolution steht.

Die Proklamation des Königs vom 18. März vor der Revolution lautet:

Patent
wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen 2c. 2c.

Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die, Unseren deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jetzt, nach jenem Ereigniß, finden Wir Uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutsch-

lands — so es Gottes Wille ist — bald innigst vereintem Volke laut und unumwunden auszusprechen, welches die Vorschläge sind, die Wir unseren deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung verursacht, welche nur im Verein der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß.

Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig neben einander sitzen.

Wir verlangen eine allgemeine Wehrverfassung und werden beantragen, solche im Wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen. Wir verlangen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen wird.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimathsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.*)

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme und den Gewerbefleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maß und gleiches Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor, Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Mißbrauch für das gesammte deutsche Vaterland.

Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unseren Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesgenossen und des gesammten deutschen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie Wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen und der Bund sie aufzunehmen bereit ist.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja, daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserem großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr

*) Wie verträgt es sich mit diesem Verlangen Sr. Majestät des Königs, daß in neuerer Zeit so unendlich viele Männer aus Berlin, aus der Hauptstadt Preußens ausgewiesen worden sind? —

und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, — ja, Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach Außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unseren Staaten Zögerung und Hinderniß finden können, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig, haben wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beschleunigen und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag den 2. April d. J. zu bewirken.

Gegeben Berlin, den 18. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thiele. v. Savigny.
v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden.
Freiherr v. Canitz. v. Düesberg. Rohr.

Wie der Leser ersieht, war der König in dieser Proklamation den Wünschen des Volkes, wie sie fast in allen Petitionen und Adressen ausgesprochen wurden, zum größten Theil nachgekommen. Mit dieser Proklamation wurde zu gleicher Zeit auch ein Preßgesetz veröffentlicht, und so schien es denn, als werde Preußen auf dem ruhigen Wege der Reform in die neue Staatsverfassung übergehen, welche die stürmischen Bewegungen des Jahres 1848 nothwendig gemacht hatten; dem sollte aber nicht so sein.

Als das Volk auf dem Schloßplatze freudig und ju-

belnd die königlichen Verheißungen in Empfang nahm, da wurden plötzlich zwei Schüsse aus den Reihen des Militairs, Niemand weiß, auf wessen Veranlassung, abgefeuert; das Volk sah sich verrathen.

Die Kämpfe an den Tagen vor dem 18. März hatten das Volk wüthend gemacht auf die Soldaten, und so ertönte denn der Schrei: „Verrath, Verrath! zu den Waffen, zu den Waffen!" durch die Straßen Berlins, und ein neunzehnstündiger Kampf in der Nacht vom 18. zum 19. März war die Folge jenes seltsamen Ereignisses.

Es liegt der Aufgabe unseres Werkes zu fern, jenen Kampf, so wie seine Folgen, weitläufig zu schildern, wir haben es anderen Orts gethan. Nur wenige Worte können wir verlieren über die nächsten Folgen der Revolution vom 18. März.

Jener Kampf drückte den Märzbewegungen des ganzen Landes das Siegel auf. Die Verheißungen des Königs im Patent vom 18. März wurden jetzt durch sich selbst erfüllt; waren sie durch das Patent in die Zukunft hinausgeschoben worden, so erzwang sie der Kampf für den Augenblick.

Das alte absolutistische Ministerium wurde sofort entlassen, ein neues Ministerium unter dem Grafen Arnim mit Hinzufügung der frühern Oppositionsmänner, des Grafen Schwerin und des Herrn v. Auerswald wurde begründet, und wenige Tage später wurde das Haupt der Opposition, Herr Camphausen zum Ministerpräsidenten Preußens berufen.

So war denn Preußen plötzlich, urplötzlich übergegangen aus dem schroffesten Absolutismus hinein in ein freisinniges Regiment; die Altliberalen aus dem Jahre 1847

waren an die Spitze der Regierung gekommen, es war ihnen Gelegenheit gegeben, zu zeigen, ob sie regieren könnten. Die Presse war plötzlich vollkommen frei geworden und das Volk von Preußen, welches bisher unter der strengsten Vormundschaft gehalten worden war, fühlte plötzlich seine Glieder von den lange getragenen Fesseln frei, es konnte sich vollkommen unbehindert bewegen.

Welche Früchte diese so plötzliche Freiheit in Bonn und der Rheinprovinz trug, wie gewaltig und bedeutsam sie auf Kinkel einwirkte, das werden wir dem Leser in den nächsten Capiteln erzählen.

Siebentes Capitel.

Schon als die Kunde von dem Patente des Königs vom 18. März nach der Rheinprovinz gelangte, schon da bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung der Provinz ein außerordentlicher Jubel, eine unerhörte Freude, und selbst das sonst politisch so leblose Bonn gerieth fast bei jener Nachricht in Entzücken. Plötzlich wurde aber die Freude unterbrochen.

Es kamen Gerüchte von Berlin über einen furchtbaren Straßenkampf, der in den Straßen der Residenz tobe und mit unerhörter Wuth und Erbitterung zwischen Militair und Bürgerschaft geführt werde.

Wie immer, so übertrieb auch hier das Gerücht. Berge von Leichen, so hieß es, seien in den Straßen angehäuft, die ganze Stadt gleiche einem Schlachtfelde, Militair und Bürgerschaft hätten furchtbare, die Wirklichkeit weit überwiegende Verluste erlitten.

Aber auch diese Gerüchte läuterten sich. Es kam endlich nach Bonn die wahrhafte Nachricht von der Revolution des 18. März, von den glorreichen Folgen, welche

dieser Straßenkampf gehabt hatte. Camphausen, Hansemann und alle die Häupter der Altliberalen wurden nach Berlin berufen, um in das Ministerium einzutreten. Eine Bürgerbewaffnung war bewilligt, die Presse war mit einem Schlage frei geworden, das Assoziationsrecht gehörte plötzlich dem Volke und wie mit einem Zauberschlage waren plötzlich alle diejenigen Rechte dem Volke überlassen worden, wegen deren man so heftig stritt, und wegen deren man furchtbare Kämpfe mit der Regierung glaubte bestehen zu müssen.

Alle jene Rechte, um welche die Süddeutschen petitionirt und welche sie zum Theil erlangt hatten, welche dadurch auch die Forderungen der Norddeutschen geworden waren, wurden plötzlich dem preußischen Volke gegeben.

Das erregte einen namenlosen Jubel in der Rheinprovinz und in Bonn, ein Entzücken, wie es wohl vor und nach dem Jahre 1848 nicht gesehen worden ist. Da waren alle Stände gleich erfreut, alle Diejenigen, die nur irgend ein Gefühl für die Freiheit hatten, waren glückselig, entzückt, und auch die alten Hofdiener, die alten Beamten, die Männer, die in jedes Regiment sich schicken, überall die unterthänigen Knechte sind, überall heucheln und sich verstellen, sich zu Dienern der Gewalt hergeben, wie zu Dienern des freien Volkes, auch diese Männer erheuchelten eine gewaltige Freude über den Sieg der Revolution.

Ganz unbekannte Menschen, wenn sie sich in den Straßen von Bonn begegneten, umhalsten sich, Alles war glückselig, außer sich.

Zu gleicher Zeit aber zog auch ein neuer Geist in das

Volk ein, und ein neuer Wunsch machte sich in demselben rege. —

Etwas war noch nicht erlangt, das war das freie, das einige Deutschland. Die deutsche, schwarz-roth-goldene Kokarde war als das Freiheitszeichen an allen Hüten sichtbar, die deutschen, schwarz-roth-goldenen Fahnen hingen als das Freiheitspanier aus allen Häusern; ein einiges Deutschland, ein solcher Ruf erschallte nach dem 18. März mächtig durch ganz Deutschland und besonders durch Preußen; denn das durch die Revolution frei gewordene Volk wollte seine Freiheit durch eine große That gründen, und diese That sollte die Vereinigung Deutschlands sein, die Vereinigung auf ewige Zeiten, damit das frei gewordene Deutschland dem mächtigen östlichen Kolosse, Rußland, zu widerstehen vermöge, denn es lag klar und entschieden auf der Hand, daß Rußland, das despotisch von seinen Kaisern regierte Rußland, das Reich der Knutenherrschaft, unmöglich ein friedlicher Nachbar sein könne dem von jeglicher Despotie befreiten Deutschland.

Der Same der Freiheit verbreitet sich, wie eng ihn einzuschließen man sich auch bemühen mag, immer weiter. Das mußte Rußland wissen, und ein freies Deutschland durfte es daher unter keiner Bedingung neben sich leiden; deshalb war Rußland der gefährliche Feind Deutschlands und jeder Deutsche fühlte es, daß er seine Freiheit nur zu bewahren vermöge in der innigsten Vereinigung mit den übrigen deutschen Brudervölkern.

Das in 38 Fetzen zerrissene Deutschland konnte nicht länger in diesem zerrissenen Zustande bestehen, nicht länger wollte der Würtemberger Würtemberger, der Preuße Preuße

oder gar der Reuß-Schleitz-Lobensteiner Reuß-Schleitz-Lobensteiner sein. Ein einiges Deutschland, das war nach dem Siege vom 18. März das allgemeine Schlachtgeschrei in den preußischen und übrigen deutschen Ländern.

Alle Parteien, wenn es damals überhaupt Parteien gab, stimmten in den gleichen Ruf, Deutschland lebe, Deutschland werde einig! ein; alle Parteien schienen ein gleiches Interesse an der Neugeburt eines einigen, freien Deutschlands zu nehmen; selbst diejenigen Männer, die sich bisher hergegeben hatten zu allen Diensten des preußischen Beamtenthums, zu allen Diensten des Absolutismus, die Männer, welche gerade den Militair- und Polizeistaat Preußen aufrecht erhalten hatten, welche besonders daran Schuld waren, daß Deutschland nicht einig, nicht frei war, welche auf dem Bundestage zu Frankfurt a. M. gegen die Einheit und Freiheit Deutschland nach Kräften gewirkt hatten, selbst diese Männer steckten die schwarz-roth-goldene Kokarde an den Hut, und aus ihren Häusern wehten gewaltige schwarz-roth-goldene Fahnen, zum Zeichen, daß auch sie mitfühlten für die Sache des Volkes, daß auch sie einen einigen Staat Deutschland wollten.

Wie sprachen in jener Zeit alle die Männer, welche jetzt dem Treubunde für König und Vaterland angehören und mit aller Kraft jeden Freiheitskeim im Volke zu vernichten sich bestreben, welche das Jahr 1848 das Jahr der Anarchie und Pöbelherrschaft nennen, wie sprachen alle jene Männer sich damals so volksfreundlich und freiheitsglühend aus, welche schöne Redensarten, welche schöne Worte hörte man damals von allen heuchlerischen Lippen!

Es war eine wunderbare Zeit der Frühling 1848;

das Volk brauchte nur einen Wunsch auszusprechen, es durfte nur eine Forderung energisch laut werden lassen, da wurde sie auch von den hohen und höchsten Herrschaften erfüllt. Kaum war in Preußen durchgängig der Ruf nach einem freien einigen Deutschland erschollen, da hatte auch die preußische Regierung nichts Schleunigeres zu thun, als diesen Wunsch zu erfüllen.

Wunderbar! wenn wir jetzt zurückdenken an jene Zeit, an den Zug des Königs durch die Straßen Berlins, an die Worte, welche der König damals zu den Bürgern, zu den Studenten sprach, an die Proklamation, welche dem Rundritt des Königs vorherging, und an die, welche ihm folgte, wahrlich, dann scheint uns oft jener März des Jahres 1848 wie ein seltsames Traumbild, wenn wir ihn vergleichen mit der Jetztzeit!

Es war am Morgen des 21. März, da fand man an allen Ecken von Berlin folgende Proklamation angeschlagen:

„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammt-Vaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem F ü h r e r d e s g e s a m m t e n d e u t s c h e n V o l k e s, d e m n e u e n K ö n i g e d e r f r e i e n w i e d e r g e b o r e n e n d e u t s c h e n N a t i o n!“

Eine Unterschrift fehlte dieser Proklamation, aber dennoch wußte man sehr gut, woher sie kam, denn die Druckfirma trug den Namen, die Deckersche Geheime Oberhofbuchdruckerei.

So blieb es denn keinem Zweifel überlassen, daß diese Proklamation ein offizielles Aktenstückchen sei, und Jedermann glaubte deshalb dem Plakate.

Tausende von Menschen gingen nach dem Schloßplatze, um den König zu erwarten und der Dinge zu harren, die bald kommen sollten.

Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich vor dem Portale des Schlosses versammelt; bunt wogte die Menge auf dem Schloßplatze durch einander, und wahrlich, obgleich dies dieselben Menschen waren, die zwei Tage vorher, am 19. Morgens ebenfalls sich auf dem Schloßplatze versammelt hatten, welche die blutigen Leichen der in der Nacht vom 18. zum 19. März Gefallenen nach dem Schlosse getragen hatten, um sie dem Könige zu zeigen, die Gefühle dieser Menschen waren am heutigen Tage ganz andere; das Volk von Berlin vertraute wiederum seinem Könige, es hatte die blutbefleckten Leichen vergessen.

Mit lautem Jubelgeschrei verlangte das Volk, den König zu sehen. Endlich erschien derselbe auf dem Balkon und rief den Versammelten zu, er werde bald zu Pferde unter ihnen erscheinen. Zu gleicher Zeit bat er um eine schwarz-roth-goldene Fahne, denn diese, so sprach der König mit starker Betonung: **„Diese ist fortan mein Panier!“**

Ein lautes Jubelgeschrei folgte den Worten des Königs. —

Aus einem Hause in der breiten Straße wehte eine schwarz=roth=goldene Fahne. Aufs Schleunigste wurde eine Leiter herbeigeholt und an das Haus gelegt. Ein junger Mann sprang behende in die Höhe, ergriff die Fahne und eilte dann hinab, um sie dem Könige zu geben.

Gleich darauf bestieg der König ein Pferd, und ritt auf diesem, gefolgt von den in Berlin anwesenden Prinzen, den Ministern, vielen Generälen und anderen Standespersonen durch die Straßens Berlins. Er selbst trug die Uniform des zweiten Garderegiments, aber um den Arm geschlungen hatte er ein schwarz=roth=goldenes Band, und ihm vorangetragen wurde eine schwarz=roth=goldene Fahne.

Auch alle Begleiter des Königs trugen die deutschen Farben, meistens in Form schwarz=roth=goldener Armbänder.

Der Jubel des Volkes war unermeßlich, grenzenlos. Darin, daß der König selbst die deutschen Farben angelegt hatte, daß alle seine Begleiter, die höchsten Staatsbeamten sie trugen, daß die schwarz=roth=goldene Fahne dem Zuge voranwehte, darin sah das Volk von Berlin und mit ihm das Volk von ganz Preußen den besten Beweis, daß der König fortan Deutschlands Einheit wahrhaft zu seinem Streben, Deutschlands Freiheit zu seinem Zielpunkte machen werde.

Wie sehr wurde diese Hoffnung bestärkt durch die Worte des Königs!

Der König ritt durch die Straßen Berlins, gefolgt von der unermeßlichen, jubelnden Volksmenge; hier und dort hielt er an.

Gleich Anfangs, als er den Ritt begonnen, sprach er

folgende Worte zum Volke, welche den Jubel desselben nur noch erhöhten:

„Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer **aufrichtigen** constitutionellen deutschen Verfassung.“

Dann ritt er weiter und an der Universität, wo die bewaffnete Studentenschaft von ihren Professoren in Reihe und Glied aufgestellt war, wendete der König sich an die Studenten mit folgenden Worten:

„Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren, steckt eine große Zukunft, und wenn sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein sind, aber will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott (hier erhob der König seine Rechte gen Himmel). Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzöge wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner er-

griffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen, und der Wille des Volks mich unterstützen werde. Merken Sie sich das, meine Herren, schreiben Sie es sich auf, daß ich Nichts usurpiren, nichts will als, deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend; es thut mir unendlich leid, daß Sie nicht Alle da sind. Sagen Sie es Allen."

Endlich aber am Kölnischen Rathhause rief der König den dort versammelten Stadtverordneten, nachdem er auch ihnen die Versicherung, für Deutschland wirken zu wollen, wiederholt hatte, zu:

„Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß **starken und tapfern Heeres**, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch **die Herzen** und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet Ihr mir schenken! Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland."

Wahrlich, das waren schöne, das waren erhabene Worte, gesprochen von dem mächtigsten Fürsten Deutschlands, Worte, gesprochen aus freiem Antriebe, und Preußens Volk war damals stolz auf diese Worte, es vertraute ihnen und es sah beglückt einer schönen Zeit der Freiheit entgegen.

Seitdem freilich ist das Jahr 1848 verronnen, ihm ist das Jahr 1849 gefolgt. Die Deutsche National-Versammlung in Frankfurt a. M. ist auseinandergejagt worden; die deutsche Reichsverfassung ist nicht zu Stande gekommen,

an ihre Stelle ist die Union, die Vereinigung Preußens mit einigen kleinen, deutschen Fürstenthümern getreten, während das ganze andere große Deutschland dieser Union feindselig gegenübersteht.

Deutschland ist jetzt in zwei Lager getheilt: — das ist die Einheit Deutschlands, wie wir sie im Frühjahr 1848 erstrebten und hofften.

Seit jenem Frühjahre haben deutsche Truppen gegen deutsche Bürger gekämpft. In Baden und in der Pfalz haben die Preußen die für Deutschlands Einheit und Freiheit strebenden Bürger besiegt, und Gottfried Kinkel sitzt im Zuchthause!!

Nach dem Rundritt des Königs in den Straßen von Berlin überließ sich das Volk von Berlin einem endlosen Jubel, und dieser wurde zum höchsten Enthusiasmus empor gehoben, als am Abende folgende Proklamation des Königs an allen Straßenecken erschien:

An mein Volk, an die deutsche Nation.

Wir vertrauen, sprach der König vor 35 Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung.

Mit Vertrauen spreche ich heute, im Augenblicke, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter dessen edelste Stämme mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, drin-

genden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter **einer** Leitung hervorgehen.

Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. **Preußen geht fortan in Deutschland auf.** —

Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages in einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten.

Die auf diese Weise zeitwillig sich bildende deutsche Stände-Versammlung wird in gemeinsamer, freier Berathung das Erforderliche in der gemeinsamen, inneren und äußern Gefahr ohne Verzug vorkehren.

Was heute vor Allem Noth thut, ist

1) Aufstellung eines deutschen, volksthümlichen Bundesheeres,
2) bewaffnete Neutralitäts-Erklärung.

Solche vaterländische Rüstung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverletzbarkeit des Gebietes deutscher Zunge und deutschen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den

Frieden in unserm schönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Gesammt-Vaterlande zu erhalten.

Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Stände-Versammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit.

Allgemeine Einführung **wahrer** konstitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschwornen-Gerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiöse Glaubensbekenntnisse und eine **wahrhaft** volksthümliche, freisinnige Verwaltung werden **allein** solche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande sein.

Berlin, den 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Graf Arnim. v. Rohr. Graf Schwerin. Bornemann. v. Arnim. Kühne.

Diese Proklamation des Königs bekräftigte die Worte desselben am vorangegangenen Tage.

Mit den Zeitungen flog die Proklamation des Königs und die Erzählung von dem Rundritte desselben, flogen seine bei diesem Rundritte gesprochenen Worte schnell durch alle Provinzen des Landes. Unendlicher Jubel erscholl, wie in Berlin, und in allen Provinzialstädten, so auch in Bonn. —

Das Volk glaubte und vertraute, nur wenige gab es, die damals zweifelten an den Worten der Regierung, nur äußerst wenige, die einsahen, daß Worte in der Stunde der Gefahr gesprochen, nicht immer aus dem Herzen kommen, und daß sie in der Stunde der Sicherheit leicht zurückgenommen werden können.

Auch Kinkel gehörte zu den Gläubigen, zu den Vertrauenden; er selbst war ohne Falsch, er war so edel, sein Wort ihm so heilig, daß er niemals an eine Täuschung glaubte, er war überzeugt davon, daß Alles, was die Proklamation des Königs dem deutschen Volke versprach, auch im wörtlichsten Sinne des Worts gehalten werden würde, und so sah er denn freudig der Zukunft entgegen, denn die Einheit und Freiheit Deutschlands war sein Ideal.

Durch diese Auffassung der Verhältnisse war es bedingt, daß Kinkel selbst noch in den ersten Tagen nach der Revolution der konservativen Partei angehörte.

Jene konservative Partei ist freilich nicht zu verwechseln mit der heutigen konservativen Partei, oder vielmehr mit derjenigen Partei, welche sich heutigen Tages konservativ nennt, während sie doch in der That nichts Anderes will, als den Umsturz alles Bestehenden, um die finstersten Institutionen des Mittelalters nach und nach wieder aufzurichten.

Die konservative Partei vom Frühjahre 1848 wollte eine organische Fortbildung des Staats ohne Sprünge, ohne fernere Revolutionen. Jene konservative Partei glaubte, daß durch die Märzrevolution ein neuer Boden für diese Ausbildung des Staats gewonnen sei, daß man fortan

auf dem Wege der Reform gehen könne, daß jedes fernere Blutvergießen, jeder fernere Bürgerkampf unnöthig sein werde.

Jene konservative Partei bestand aus den Gläubigen, aus den Vertrauenden, und Kinkel gehörte daher zu diesen.

Er gab den deutlichsten Beweis von dieser seiner konservativen Richtung in einer Versammlung, in welcher am 24. März in Bonn Berathung darüber gehalten wurde, ob es wohl räthlich sei, den König zu bitten um die Oktroyirung einer demokratischen Verfassung, oder ob es räthlich erscheine, daß eine solche Verfassung durch den zweiten vereinigten Landtag, der zum 2. April zusammenberufen war, berathen werde.

Die radikale demokratische Partei wollte keine Berathung des zweiten vereinigten Landtags, sie wollte, daß der König aus eigener Machtvollkommenheit ein Wahlgesetz oktroyire, und vermittelst dieses Wahlgesetzes eine Versammlung berufe, welche die neue preußische Verfassung zu berathen habe.

Die konservative Partei wollte den alten Weg des Gesetzes, sie wollte, daß der König zum 2. April, wie beschlossen, den zweiten vereinigten Landtag zusammenberufe, und daß dieser sich dann über ein Wahlgesetz für eine konstituirende Versammlung und über die Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung vereinige.

Auf diese Weise wäre durch die Revolution nichts in der preußischen Staatsverfassung geändert worden, indem der König unter Zustimmung des alten preußischen Landtages nur eine Veränderung in der alten preußischen Verfassung vorgenommen hätte, die Revolution hatte dann keine andere Wichtigkeit als die, daß diese Veränderung in der

Verfassung beschleunigt wurde, und vielleicht den Willen des Königs modifizirt hätte.

Dies war die erste Frage, in welcher die Parteien auseinandergingen und schon damals gab es gewaltigen Streit zwischen ihnen, schon damals heftige Debatten über diesen allerdings hochwichtigen Gegenstand.

Die radikale, demokratische Partei wußte sehr wohl, daß, wenn der König in damaliger Zeit bewegt werden konnte, ein Wahlgesetz zu oktroyiren, daß dasselbe dann allen Anforderungen der Demokratie entsprechen würde, denn der Geist der Zeit war bei Weitem zu mächtig, als daß damals der König sich dem Willen des Volkes widersetzt haben würde.

Es kam aber vor allen Dingen darauf an, auch diesen Geist zu benutzen, keine Zeit zu verlieren, um eine neue Verfassung für Preußen zu begründen, deshalb wollte die radikale demokratische Partei die sofortige Oktroyirung eines Wahlgesetzes, die sofortige Zusammenberufung der verfassunggebenden Versammlung und ihre fleißigste Arbeit, damit in möglichster Schnelligkeit eine Verfassung für Preußen berathen und vom Könige sanktionirt würde.

Die Zeit hat bewiesen, daß die radikale demokratische Partei damals vollkommen Recht hatte. Wäre die National-Versammlung anstatt erst im Mai, schon im März berufen worden, hätte sie sich nicht durch fruchtlose Interpellationen hinreißen lassen und ihre edle Zeit vergeudet, hätte sie schon damals möglichst schnell eine Verfassung berathen, diese dem Könige vorgelegt und von demselben ihre Beschwörung verlangt, wäre sie mit dieser Aufgabe vielleicht schon im Juni oder spätestens im Juli fertig geworden,

wahrlich, es stände jetzt anders um Preußen; aber dem sollte nicht so sein, denn so rasches Vorwärtsschreiten erschien den Altliberalen, zu denen damals auch noch Kinkel gehörte, als ein jähes Ueberstürzen, die Oktroyirung eines Wahlgesetzes als eine eigenmächtige Handlung.

Kinkel selbst sprach sich in jener Versammlung in Bonn mit Dahlmann und andern Altlieberalen dahin aus, daß er es für wahrhaft tyrannisch halten würde, wenn der König in dem jetzt konstitutionellen Preußen aus eigener Machtvollkommenheit ein neues Wahlgesetz erlassen wollte, dies dürfte nur der Landtag thun, und erst nach Anhörung des Landtags dürfte der König beschließen.

Die Ansicht, der Kinkel folgte, war in jener Zeit die im ganzen Lande am Weitesten verbreitete, und so wurden denn unzählige Adressen an den König unterschrieben und abgesendet, in welchen die Zusammenberufung des Landtags trotz der Revolution gefordert wurde, und gern ging der König auf die in dieser Adresse ausgesprochenen Wünsche ein, denn es wurde dadurch kostbare Zeit gewonnen. Wahrlich, kostbare Zeit; zwei Monate waren damals ein ungeheurer Gewinn! Man hatte zwei Monate vor sich, zwei neue Monate, in welchen die Männer des alten Systems die zersplitterten Kräfte der Reaktion zu sammeln vermochten!

Der Landtag wurde berufen, und wenn er auch ein durchaus freisinniges, auf Urwahlen begründetes Wahlgesetz erließ, wenn auch durch dies Wahlgesetz die National-Versammlung erwählt wurde, es waren immer zwei Monate verloren.

Achtes Capitel.

Neben den großen politischen Fragen, welche die Revolution des Jahres 1848 zur Entwickelung brachte, waren es vor allen Dingen auch die sozialen Fragen, die unmittelbar mit der politischen Entwicklung verbunden, schon im März des Jahres 1848 ihre Lösung erlangten.

Der so lange durch das Verbot einer freien Assoziation, durch die Macht des Kapitals und die dadurch immer größere Macht der vornehmen Bourgoisie unterdrückte Arbeiterstand vereinigte sich; die kleinen Handarbeiter und Handwerksmeister begannen einzusehen, daß sie in der politischen Entwicklung auch die Entwicklung des sozialen Lebens zu finden erwarten dürften.

Aber die kleinen Meister und Handwerker, wenn ihnen auch praktische Erfahrung eigen war, wenn sie auch, wie man zu sagen pflegt, wußten, wo sie der Schuh drückte, standen doch meistens nicht auf einer solchen Stufe von Bildung, um ihre Wünsche und Forderungen in klarer und anschaulicher Weise zur Kenntniß derjenigen Behörden zu bringen, von denen sie eine Abhülfe erwarteten.

Auch in Bonn war dies der Fall, aber dort fanden die Handwerker und Handarbeiter einen Mann, der sich mit voller Seele und Kraft, mit der höchsten Liebe und Selbstaufopferung ihrer Interessen annahm, und für sie unabläßsig thätig zu wirken bereit war; und dieser Mann war Gottfried Kinkel.

Kinkel hatte nach manchen schweren und sorgenvollen Jahren*) endlich das Ziel erreicht, nach dem er so lange gestrebt hatte. Er war außerordentlicher Professor der Litteratur-, Kunst- und Kultur-Geschichte an der Universität Bonn geworden. Seine geistreichen Vorlesungen waren auf das Zahlreichste besucht und er bei den Studirenden auf das Höchste beliebt.

Alles, was Sinn für Kunst und Wissenschaft hatte, drängte sich zu Kinkel, seine Stimme, die des gefeierten Dichters, war überall die entscheidende; und dieser Mann, dem das Handwerk mit seinen Interessen so fern lag, dessen ganze Lebensrichtung eine von dem Handwerke so wesentlich verschiedene war, dieser Mann gab sich mit voller Kraft und Energie den Bestrebungen der Handwerker hin.

Mit unsäglichem Fleiße studirte er die Interessen des Handwerkerstandes; er ging in den Werkstätten umher, um sich Fachkenntniß zu erwerben; er las alle die über die verschiedenen Handwerke geschriebenen Schriften, und dies einzig aus dem Grunde, weil er einsah, daß die Hülfe eines tief geistig gebildeten Mannes dem Handwerkerstande in seiner Bedrängniß unumgänglich nothwendig wäre.

---

*) Wir werden später auf das Privat- und Familienleben Kinkel's noch einmal mit wenigen Worten zurückkommen.

Kinkel hatte eine tiefe Hochachtung vor dem Fleiße, vor jeder Geschicklichkeit, Handfertigkeit und Kunst; jedes rege und tüchtige Streben flößte ihm die innigste Hochachtung ein, und deshalb war er weit entfernt von jener albernen und unsinnigen Mißachtung, welche so viele Gelehrte gegen den einfachen Handwerker hegen. Er achtete den Handwerker hoch und gerade deshalb entschloß er sich, nach seiner Kraft zur Hebung des Handwerkerstandes beizutragen.

Wie er überall half, wo er konnte, wo es irgend in seiner Kraft stand, so that er dies auch hier.

Die Bonner Handwerker wollten eine Petition abgehen lassen an das Ministerium mit der Bitte, daß bei der Bildung eines neuen Arbeiter-Ministeriums, welche im Gange wäre, auch die Arbeiter selbst eine berathende Stelle einnehmen möchten. Vierhundert Bonner Handwerksmeister erließen am 24. April eine solche Petition an den Finanzminister Hansemann und Kinkel stand ihnen bei der Verfassung der Petition mit Rath und That bei, nachdem er vorher mit unsäglichen Mühen sich in die Interessen des Handwerkerstandes hineingearbeitet hatte.

Kinkel's Bemühungen fanden bei den Bonner Handwerkern dankbaren Boden. Sie fanden die innigste Anerkennung, und am 30. April überreichte ihm eine Deputation der Handwerker eine Dank- und Anerkennungs-Adresse.

Kinkel antwortete der Deputation mit folgenden Worten, welche seine Achtung vor der Arbeit und vor dem Arbeiter hinlänglich bezeugen.

Mitbürger! Freunde! Die Grundlage, worauf alle menschliche Bildung ruht, ist die Arbeit. Die Völker sind anfangs wild. Sie beginnen den Feldbau — die Arbeit des Landmanns fängt an. Sie bauen sich Wohnungen, das Handwerk beginnt. Sie steigen weiter, bauen Palläste, Tempel, Kirchen, die Arbeit der Kunst fängt an. Sie denken über das nach, was sie gewonnen haben, sie suchen Erkenntniß unter ihre nachwachsenden Bürger zu verbreiten: da beginnt eine neue Arbeit, die Arbeit der Schule, die Arbeit der Wissenschaft.

Mitbürger! Wir alle sind Arbeiter. Von den Ministern herunter, die jetzt auf der Höhe des Staats an die Besserung unserer Zustände denken, bis zum Lehrling am Amboß, bis zur Näherin im dunkeln Stübchen, bis zum Kattundrucker in der Fabrik hinab, Alles arbeitet. Auf der Arbeit ruht alle Regsamkeit, alle Schönheit, alles Glück des Lebens, Arbeit ist der Stolz des freien Mannes. Wer tüchtig seine Arbeit versteht, kann, wenn er es will, überall ein unabhängiger Mann sein. Die Arbeit der Völker ist die Grundlage ihrer Freiheit, ihres Reichthums, ihrer Macht.

Mitbürger! Sind wir denn alle Arbeiter, so wollen wir uns gegenseitig achten in unserm Beruf. Denn keine Art der Arbeit dürfen wir gering schätzen. Geachtet sei der Gelehte, der durch seine Schriften uns die Welt und ihre Verhältnisse klar erkennen läßt und eine tüchtige Jugend uns bildet. Geachtet sei der Kaufmann, der von seinem Geld nicht bloß als Faulenzer Zinsen zieht, sondern seine Arbeitskraft, das Kapital, eben auch arbeiten läßt, tausend Hände beschäftigt, die Erzeugnisse unsers Fleißes

ins Ausland führt und das Gold des Auslandes in unser Land heimbringt. Aber gleich geachtet sei auch der Landmann, der im Schweiß seines Angesichts hinter dem Pfluge geht, oder die Sichel des Mähders schwingt. Gleich geachtet sei insbesondere der Mann, welcher der Handwerker heißt, weil seine Hand geschickt ist zu wirken das Nützliche an Geräth und allem menschlichen Bedürfniß, und dieses Nützliche zu vereinigen mit dem Schönen und Wohlgefälligen. Segen rufe ich herab, Segen Gottes und Liebe aller Mitmenschen über jede wirklich arbeitende Hand!

Diese Anerkennung, daß jede Art der Arbeit ehrwürdig sei, das war es, was Sie und mich zu einem gemeinsamen Wirken verband. Sie thun mir zu viel Ehre an: ich war in dieser Sache blos Organ dessen, was Sie wünschen und zur Besserung Ihres Zustandes fordern. Ich habe nach der Ueberzeugung gehandelt, daß nichts Gutes und Bleibendes von Einrichtungen geschaffen werden kann, das nicht aus dem Willen des betreffenden Standes hervorgeht: ich habe den alten Grundsatz befolgt, zu dem ich mit Stolz mich bekenne: Alles für das Volk, aber auch Alles durch das Volk. Möge unsre Petition ein Werk des Segens sein; möge sie beitragen zur Eintracht zwischen allen Klassen der menschlichen Gesellschaft und die Grundlage werden, auf der ein fester Bund der Handwerker zum gesetzmäßigen Schutz ihrer Rechte sich aufbaue!

Mit herzlichstem Danke nehme ich von Ihnen Abschied. Wollen Sie mich ehren, wollen Sie jeden wackern Bürger ehren, wollen Sie sich selbst ehren, so stimmen Sie mit mir ein, wenn ich jetzt ein dreifaches Hoch ausbringe:

Es lebe jede Art von Arbeit und jeglicher

brave Arbeiter, gleichviel auf welchem Felde er wirkt. Es lebe aber insbesondere die Arbeit, welche hervorgebracht wird von hartschaffenden und kunstfertigen Händen. Wie der Baum im Mai, so lebe, grüne und blühe das Handwerk hoch! —

Kinkel begnügte sich indessen mit dieser einseitigen Wirksamkeit für die Interessen des Handwerkerstandes nicht, er war auch fortan unablässig thätig, für diesen Stand, den gedrücktesten des Volkes, weiter zu wirken.

Kinkel hatte die höchste Achtung vor der reinen, freien Menschennatur. Während die absolutistisch-pietistische Partei fortwährend auf die Dummheit des Volkes spekulirt, ist es gerade das Prinzip der demokratisch-sozialistischen Partei, auf den gesunden Verstand des Menschen, und daher des Volkes zu rechnen, zu gleicher Zeit aber auch, diesen gesunden Verstand des Volkes durch Bildung und Belehrung zu läutern.

Dies System befolgte auch Kinkel, er suchte das Volk zu belehren, doch nie, ihm seine Meinung aufzudringen; aber er suchte die Meinung des Volkes selbst dadurch zu läutern, daß er ihm Kenntnisse verschaffte.

Von diesem Grundsatze ausgehend, stiftete Kinkel einen Handwerker-Bildungsverein, zu dessen Vorstand er erwählt wurde. In diesem Handwerkerbildungsverein wurden alle die das Handwerk betreffenden Fragen auf das Gründlichste erläutert und erörtert, in demselben sprach Kinkel selbst in längeren Vorträgen sich aus, und suchte dadurch auf die Belehrung der Handwerker zu wirken.

So hielt er einen glanzvollen Vortrag über das ganze Wesen des Staats; er entwickelte den Begriff des Staats,

er erzählte die Geschichte desselben von Beginn an, durch das Mittelalter hindurch bis zur neuesten Zeit und entwickelte dann aus dieser Geschichte des Staats wiederum die Geschichte der Maschinen-Industrie und that dar, wie durch diese und durch die politische Entwicklung des Staats die Gegensätze der Bourgeoisie und des Proletariats, der Kapitalsherrschaft und der Arbeiterunterdrückung nach und nach entstanden seien.

Endlich aber schilderte er den gewaltigen Kampf des Kapitals und der Arbeit und die Mittel, durch welche das Proletariat in der freien Assoziation sich seine Geltung verschaffen, seine Arbeit garantiren könne.

Während Kinkel auf solche Weise zur Belehrung der Handwerker wirkte, that er es noch mehr; indem er ihnen die Gelegenheit verschaffte, ihre eigenen Ansichten auszusprechen und ihre praktische Erfahrungen dadurch zur Geltung zu bringen.

Gewichtige Debatten über die Arbeit und über andere, das innerste Wesen des Handwerkerstandes berührende Fragen wurden gehalten; es wurde in dem Verein nachgewiesen, wie die Arbeit aus den Gefängnissen den gegenwärtigen Preis der Arbeit herabdrücke und doch nichts Ersprießliches für die Gesammtheit des Volkes daraus erwachse, während zu gleicher Zeit die Verbrecher bei dieser Arbeit erkrankten und demoralisirt würden.

Es wurde nachgewiesen, einen wie glänzenden Erfolg die Arbeit haben, wie verdienstlich sie für das Wohl des ganzen Volkes werden könnte, wenn die Verbrecher, anstatt mit industriellen Arbeiten beschäftigt zu werden, dazu

gebraucht würden, wüste Landstrecken urbar zu machen, und dadurch wiederum einen neuen Boden für neue Produktionen zu schaffen.

Theils in Vorträgen, theils in freien Unterhaltungen, die gewürzt wurden durch Männergesang, ging ein für den Handwerker genußreicher Abend hin, und dies wirkte gewaltig zur Aufklärung des bisher unter der bigotten Priesterherrschaft seufzenden Volkes von Bonn: Ein Lesezimmer, in dem die neuesten Zeitschriften gehalten wurden, und welches auch eine kleine Bibliothek tüchtiger, guter und für den Handwerker verständlicher Schriften enthielt, wurde eingerichtet und so wirkte Kinkel in jeder Weise aufklärend und belehrend auf den Handwerkerstand seiner Heimathstadt.

Außer durch das Wort suchte Kinkel indessen auch auf dem Wege der Schrift zur Belehrung der Handwerker zu wirken.

Er hatte im Sommer 1848 die Redaktion der Bonner Zeitung, eines Blattes von vollständig demokratischer Tendenz übernommen. Dieser Zeitung gab er allwöchentlich ein Beiblatt zu, welches lediglich bestimmt war, zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Beförderung und Besprechung seiner Tendenzen. Kinkel selbst redigirte dies Blatt und schrieb es zum größeren Theile auch selbst.

Wie verständlich und ganz für den Handwerkerstand dies Blatt berechnet war, wie es die wichtigsten Interessen des Handwerkers fortwährend in den Vordergrund stellte, das mag untern Andern ein Aufsatz über die Einwirkung einer freien Gemeinde-Ordnung auf den Handwerkerstand beweisen.

Die freie Gemeinde-Ordnung und der Handwerkerstand.

Woher kommt es, daß es mit der Organisation des Handwerks und seiner Thätigkeit noch immer nicht fort will? Warum bringen wir es zu keinem tüchtigen Innungswesen, keinen großartigen Bildungsinstituten des Arbeiterstandes, keiner festen Lohnliste?

Es ist dieselbe Ursache, warum es auch im Staate mit allen Verbesserungen nicht vorwärts geht. Es werden Gesetze gegeben, Organisationen eingeleitet, aber Alles zerfällt, weil die Vollziehung und Ausführung in untüchtigen Händen liegt. Die Krone umgiebt sich mit Ministern, die blos das königliche Interesse verfolgen und daher allen Einrichtungen ihren Schutz und den Vortheil der Staatsgunst entziehen, wodurch dem Volke abzuhelfen wäre. An dem halben Willen der Exekutivgewalt scheitert jeder ehrliche Reformversuch.

Genau dasselbe findet bei den meisten Gemeinde-Behörden statt. Im Kleinen freilich — aber in allen Arbeitsfragen ist das Kleine gerade das Wichtige. Nun haben wir unsern Bürgermeister von der Regierung, und zwar sogar von der volksfeindlichen alten Regierung eingesetzt bekommen; unsre Gemeinräthe aber sind nach einem System gewählt worden, welches den Kapitalisten und somit die Ausbeutung der Arbeit durch das Geld eines Andern begünstigt. Wie können wir hoffen, daß es da mit den Handwerkern besser werde? Welcher Stadtrath hat bis jetzt neben andern städtischen Gebäuden, Kirchen, Schulen, Leichenhäusern u. s. w. an die Schöpfung einer Gewerbehalle gedacht? Wie wenigen ist es Ernst gewesen zur Gründung von Innun-

gen, Krankenladen, Sterbeladen eine kräftige Hand zu reichen? Welcher Bürgermeister hat das heillose Versteigerungswesen abgethan und dafür innungsmäßige Vertheilung der städtischen Arbeiten eingerichtet? Wie viele Stadtväter mögen sich überhaupt bemüht haben, irgend eine der Schriften zu lesen, welche jüngst so zahlreich über die Bedürfnisse und Forderungen des Arbeiterstandes geschrieben worden sind?

Unsre Gemeindebehörden sind also im Allgemeinen weder fähig noch geneigt dem Handwerker zu helfen: über Pfandhaus, Leih- und Sparkasse, und am Ende über Armenunterstützung geht ihr Horizont nicht heraus. Nur dadurch können wir hoffen, Behörden zum Vortheil der Arbeiterklasse zu gewinnen, daß wir selbst die Wahl in die Hand bekommen und auf Männer lenken, die, statt über die Sozialisten und Führer der Arbeitervereine zu lästern, sich wenigstens Mühe gegeben haben, die sozialen Fragen zu durchdenken.

Diesen Vortheil erringen wir nur durch eine neue und freie Gemeinde-Ordnung, wie davon einen Entwurf die Linke der preußischen National-Versammlung aufgestellt hat. Dieser Entwurf, auf demokratischer Grundlage ruhend, giebt der ganzen Gemeinde die freie Wahl ihrer Beamten in die Hand und behütet sie vor Männern, die nur eine königliche Bureau-Seele im Busen tragen, aber kein Herz haben für den Nothschrei verarmender Familien. Ferner giebt diese Gemeinde-Ordnung der Gesammtheit das Recht, in Verwaltung des Vermögens ein Wort mitzusprechen und dafür zu sorgen, daß dasselbe nicht zur Fütterung fauler Bettler und Bettlerinnen, sondern zur

Verhütung des Armwerdens in der Art angewendet wird, daß der brave, aber schuldlos ins Unglück stürzende Arbeiter zur rechten Zeit ausreichende Unterstützung findet, ohne sich durch Darlehnsgesuche bei reichen Mitbürgern einer Erniedrigung oder Inquisition seiner politischen Gesinnung auszusetzen. Ueberhaupt werden erst dann die Quellen des Wohlstandes sich aufthun, wenn die vom Schweiße des Volks herrührenden Kommunalsteuern auch wieder nach dem Willen des Volks verwendet werden, wie sich dieser Wille in der Gemeinde-Versammlung durch die Debatte herausstellt und von volksbeliebten Männern im Stadtrath zur Ausführung wird gebracht werden.

Die Handwerker müssen einsehen, daß ohne diesen großen politischen Schritt, nämlich die freie Gemeinde-Verfassung, ihnen gar nichts oder doch nur blutwenig zu Theil wird von den Vortheilen, die wir im März schon meinten errungen zu haben. Es stellen sich bereits die bisherigen Magistrate gegen diesen großen Fortschritt der Demokratie auf die Hinterbeine und klügeln, Berlin vorauf, an einem „Städtetag" der dem d'Esterschen Entwurf entgegenkämpfen soll. Um so entschiedener muß der Handwerkerstand Preußens durch Petitionen und Berathungen darauf hinwirken, daß der Berliner Reichstag sich nicht irre machen läßt, sondern dem Volke die Freiheit der Gemeinde giebt, welche die schönste und zuverlässigste Grundlage auch für die politische Freiheit ist."

Neben diesem Handwerkerblatte stellte Kinkel auch in einem besonderen Werke die Erfahrungen zusammen, welche er über den Handwerkerstand gesammelt hatte, und die Mit-

tel, von denen er überzeugt war, daß sie der Noth des Handwerkerstandes abhelfen würden.

Dies Werk führt den Titel: „Handwerk errette Dich," oder „Was darf und soll der deutsche Handwerker fordern und thun, um seinen Stand zu verbessern," vom Professor Gottfried Kinkel.

Es ist ein treffliches Buch ganz unseres Kinkel's würdig und mit dem warmen Herzen für die arbeitende Klasse, mit großer Einsicht in ihre Lage geschrieben.

Kinkel entwickelte zuerst die Frage der freien Konkurrenz und der Gewerbefreiheit; er entwickelte, wie die verschiedenen Gesetze, die über Gewerbe gegeben worden sind, wie die Maschinenarbeit, der Handel und die Staatsarbeit in Zuchthäusern und Militairkasernen auf den Handwerkerstand wirken, dann geht er über zu denjenigen Mitteln, die der Staat ergreifen muß, um dem Handwerker zu helfen, wie der Handwerker gesichert werden müsse gegen Bankerotte, wie durch Anlegung von Industrie-Hallen, von Gewerbeschulen und dergleichen mehr dem Handwerker unter die Arme gegriffen werden solle; endlich aber schildert er diejenigen Mittel, durch welche die Handwerker auf dem Wege der freien Assoziation sich selbst zu helfen die Pflicht haben; wie sie sich ausbilden, wie sie Krankenkassen, Schiedsgerichte, Bildungsvereine, Bibliotheken u. s. w. anlegen sollen, und wie aus Allem diesem eine Hebung der Noth des Handwerkerstandes hervorgehen könne.

Wir können dies Büchelchen, welches nur funfzehn Silbergroschen kostet und bei W. Sulzbach zu Bonn erschienen ist, unsern Lesern auf das Angelegentlichste empfehlen.

Dies war Kinkel's Thätigkeit während des Sommers 1848 für den Handwerkerstand, und gewiß, es war eine verdienstreiche, eine mühevolle Thätigkeit, ganz des Mannes würdig, welcher dereinst ein Märtyrer für die Freiheit des Volkes werden sollte, das zu belehren er damals unablässig bestrebt war.

Die politische Thätigkeit Kinkel's im Sommer 1848 werden wir im nächsten Kapitel schildern.

Neuntes Capitel.

Schon in den vorhergehenden Kapiteln haben wir dargethan, daß Kinkel von seinem früheren politischen Standpunkte und seiner ganzen innern Ausbildung abgewichen war, und daß er, wie auf dem Gebiete der Religion, so auch auf dem Gebiete der Politik, langsam und nach und nach, aber dennoch immer vorwärts schritt. Wir haben gesehen, wie Kinkel auf den liberal-konstitutionellen Standpunkt unmittelbar nach der Märzbewegung gekommen war, aber auch dieser Standpunkt genügte ihm bei Weitem nicht.

Kinkel forschte rastlos vorwärts, und er hatte jetzt die Gelegenheit, sich politisch auszubilden dadurch, daß er in enge Berührung mit dem Volke kam. Gerade das Studium der Handwerker-Interessen, ein Studium, dem er sich, wie wir im vorigen Kapitel nachgewiesen, auf das Angelegentlichste widmete, auf das er den größten Theil seiner Zeit verwendete, gerade das Studium der Handwerker-Interessen mußte ihn mehr und mehr in enge Berührung mit dem eigentlichen Volke bringen, und dadurch auch wiederum auf den Weg der freiestes potitischen Ueberzeugung.

Kinkel war ein so heller, klarer Geist, daß er bei seinen veralteten Vorurtheilen nicht lange stehen zu bleiben vermochte. Er hatte eine solche Herrschaft über sich selbst, daß er auch die, aus seinem Gemüthsleben hervorgehenden Vorurtheile leicht und schnell überwand.

Eine geistige Umwandlung, die bei weniger befähigten, weniger kräftigen Charakteren viele, viele Monate erfordert hätte, ging bei Kinkel vermöge seiner kräftigen, befähigten Natur schnell vor sich.

Haben wir Kinkel noch im April als einen Gegner der radikal-demokratischen Partei gesehen, so finden wir ihn schon im Mai als einen Freund und Anhänger dieser Partei, und werden ihn bald als den ersten Führer der radikal-demokratischen, ja der sozialistisch-republikanischen Partei in Bonn erblicken.

Diese schnelle Umwandlung seiner Meinungen hat Kinkel viele Vorwürfe zugezogen. Oftmals hat man gesagt, Kinkel meine es gerade deshalb, weil er so schnell sich ausgebildet habe, weil er so offen und rücksichtlos die Partei, der er früher anhing, verlassen, nicht rein und ehrlich mit der demokratischen Partei, der er von dem Augenblicke an, wo seine Ueberzeugung dieser Partei gehörte, mit dem reinsten und tiefgefühltesten Enthusiasmus sich widmete.

Wenn schon an und für sich Kinkel, dem Manne gegenüber, der jetzt auf dem Zuchthause seine Freiheitsbestrebungen, seine innige Anhänglichkeit an die radikal-demokratische Partei, der er im Kampfe sein Leben zum Opfer bringen wollte, büßen muß, einem solchen Mann gegenüber, der zum Märtyrer seiner Ueberzeugung geworden

ist, eine solche Beschuldigung lächerlich ist, so ist sie doch auch in jeder Beziehung falsch.

Gerade Derjenige, der es am Ehrlichsten und Treuesten meint, der nicht aus falschem Schamgefühl bei einer frühern Meinung verharrt, obgleich er dieselbe für falsch erkennt, gerade ein solcher Mann wird in der Politik am wenigsten konsequent erscheinen.

In der Politik giebt es nur eine wahre Konsequenz, das ist die des rastlosen Vorwärtsstrebens, die, durch fortwährendes Studium seine Meinungen zu läutern, und diese Konsequenz hatte Kinkel im höchsten Grade.

Aber er war offen und ehrlich, treu und edelherzig genug, um, sobald er das Falsche einer früheren Meinung eingesehen hatte, dies gern zu bekennen und dem besseren Urtheile, welches er durch rastloses Forschen erlangt hatte, zu folgen.

So scheute sich denn auch Kinkel nicht, nachdem er seinen früheren engherzigen Standpunkt überwunden hatte, offen und ehrlich sich der demokratischen Partei zuzuwenden und für diese Partei in die Schranken zu treten.

Schon in der Mitte des Monats Mai verband sich Kinkel mit andern ihm gleichgesinnten Männern in Bonn und rief alle diejenigen Männer der Stadt, welche sich zu demokratischen Grundsätzen bekannten, zusammen, damit dieselben einen demokratischen Verein bildeten. Mitglieder der verschiedensten Stände des einen Volkes sollten sich zusammenschaaren, um sich durch Besprechungen und Gedankenaustausch gegenseitig zu belehren.

In dem Aufruf zu diesem demokratischen Verein, den neben Kinkel auch Fr. Althaus, Ad. Fels, Adolf Quantius,

Theodor Schröder, Anselm Ungar und Ludwig von Weise unterschrieben hatten, heißt es unter Anderem:

„Wir glauben, daß zwar die oberste Spitze eines gebildeten Staats verschieden gebaut werden kann, daß aber einem jeden Volke, wenn es erst, wie das unsere, seine Bildungshöhe erreicht hat, die Machtvollkommenheit zusteht, sich selber diese seine Staatsform zu gestalten und lebendig weiter zu entwickeln. Wir glauben ferner, daß, um diese Machtvollkommenheit unumstößlich zu sichern, das Volk gewisse unveräußerliche Rechte sich vorbehalten muß und nie aus den Händen geben darf. Wir rechnen dahin vorzüglich den Antheil des Volks an der Gesetzgebung, die Steuerbewilligung, die Freiheit der Person und des Hauses, des gesprochenen und gedruckten Wortes, den offenen Ausdruck der Wünsche, die Oeffentlichkeit des Gerichtes und das Recht der Versammlung und der Vereinigung. Wir rechnen namentlich dahin die Selbstverwaltung und die Selbstwahl der Beamten im Gemeindeleben, die Abschaffung aller die Menschenwürde schändenden, die Bürgerehre demüthigenden Strafarten, und die allgemeine, gesetzlich geregelte Bewaffnung des Volkes, neben der Eidesverpflichtung jedes Waffentragenden auf die bestehende Verfassung. Als ein dem deutschen Volke besonders theures Recht fügen wir die Freiheit des Glaubens und der Gottesverehrung nebst der Unabhängigkeit des vollen Bürgerrechts von dem religiösen Bekenntnisse hinzu.

Diese Machtvollkommenheit des Volkes und diese aus ihr fließenden unveräußerlichen Rechte des Volkes verstehen wir unter dem Begriffe der Demokratie.

Wir stellen demnach die folgenden fünf Sätze klar und offen als das Bekenntniß unserer politischen Ueberzeugungen und Wünsche hin:

1) Der Volkswille ist die Quelle aller Staatsgewalt. Diese seine Souverainetät übt das Volk aus durch seine Beamten, deren Macht einzig und allein auf dem Mandate des Volks beruht.

2) Der politische Wille des Volks wird ausgesprochen durch die Majorität, welche aber eine reine, unbestochene und unverfälschte sein muß. Dies ist nur möglich durch die Eine und untheilbare gesetzgebende Volks-Vertretung, welche aus und von allen unbescholtenen und großjährigen Männern des Volkes mit Ausschluß eines jeden Vermögens-Census und ohne Rücksicht auf Unterschied des Standes und Glaubens gewählt wird und jährlich einmal zusammentritt.

3) Um Gewaltsamkeit und Anarchie auszuschließen, erklären wir für einen Verrath an dem demokratischen Prinzip, für höchst verwerflich und strafbar einen jeden Versuch, den Willen einer Minorität, mit Umgehung der vorbezeichneten Volksvertretung oder mit Gewaltthat an derselben, zur Grundlage einer Staatsänderung zu machen.

4) Wir begehren die Vereinigung Deutschlands und seiner zum Gesammtkörper zurückstrebenden abgetrennten Glieder zu Einem mächtigen Staate. Die Interessen der Sonderstaaten müssen sich denen des gesammten deutschen Vaterlandes unterordnen, und es ist das Bestehen von Sonderstaaten überhaupt nur in dem Maße statthaft, als die Einheit Deutschlands dadurch nicht wesentlich gefährdet wird.

5) Wir erkennen demnach der jetzt in Frankfurt vereinigten deutschen Nationalversammlung allein das Recht zu, über die künftige Verfassung Deutschlands, wie über alle die Einheit desselben erzielenden Maßnahmen bindende Beschlüsse zu fassen.

Mitbürger! Die Kraft des Volkes liegt in seiner Einigung. Wollen wir die herrlichen Freiheiten, welche die letzten Monate uns endlich gegeben haben, gegen Eingriffe von oben, gegen Umsturz von unten schirmen, wollen wir die erste Stelle unter den Völkern Europas einnehmen, zu der die Weltgeschichte heute Deutschland berufen, so laßt uns klar werden in unserer Erkenntniß, fest in unserm Willen, stark durch Verbrüderung!"

In diesem Aufrufe sind aufs Klarste die Gedanken zusammengesetzt, welche Kinkel erfüllten und ihn veranlaßten, sich an die Spitze der Bonner demokratischen Partei zu stellen. Der Leser ersieht aus den aufgestellten fünf Sätzen, wie Kinkel schon im Mai 1848 gänzlich von seinen frühern Vorurtheilen zurückgekommen war, wie er schon damals der entschiedensten Demokratie anhing.

Der Verein wurde gebildet, und wie dies bei den hohen Talenten Kinkel's, bei der Liebe, bei der Verehrung, die sein Charakter bei allen Anhängern der Demokratie in Bonn fand, wohl nur natürlich war, Kinkel wurde mit in den Vorstand des Vereins gewählt, und leitete denselben nach besten Kräften. Der Verein sollte bald segensreiche Folgen bringen.

Die Thätigkeit des demokratischen Vereins erstreckte sich hauptsächlich auf die Belehrung. Wie es Kinkel's Grundsatz bei dem Arbeiter-Verein war, die große Masse

des Volkes zu belehren, und durch die Belehrung zum Selbstdenken, zur eigenen Geistesthätigkeit aufzufordern, so war es auch sein Grundsatz beim demokratischen Verein.

Er gab sich die höchste Mühe, durch belehrende Vorträge günstig auf seine weniger gebildeten Mitbürger einzuwirken. Er selbst übernahm es fast in jeder Sitzung trotz seiner so vielfach in Anspruch genommenen Zeit, dem Vereine in klarer, trefflicher Darstellung ein Bild der Politik in den verschiedenen deutschen und in den andern europäischen Staaten zu geben, wie dieselbe sich nach der Revolution ausgebildet hatte und ausbildete.

Jede solche Rundschau, welche Kinkel mit außerordentlichem Fleiße gab, wirkte auf das Günstigste zur Belehrung der Vereinsmitglieder.

Unter solchen Berathungen mußte der Bonner demokratische Verein mehr und mehr Zugang und Anklang im Volke finden, er mußte sich auch schnell und tüchtig ausbilden, und dies geschah in der That.

Das bisher vernachlässigte Proletariat von Bonn bildete sich mit jedem Tage mehr und mehr heran, und auch der Handwerkerstand, der bisher todt und ohne Interesse für Politik gewesen war, der nur dem ultramontanen Pfaffenthum angehangen hatte, wurde mit jedem Tage intelligenter und politisch reger.

Aber auch Kinkel selbst lernte im Lehren. Je mehr er in innige Berührung mit dem Volke kam, um so entschiedener wurde er in seinen Ansichten, um so kräftiger und tüchtiger bildete er sich heran.

Schon im Monat Juni sollte er einen Beweis davon ablegen, wie gänzlich verändert er in allen seinen Ansichten

durch das Jahr 1848 geworden war, wie die stürmischen Bewegungen der Zeit auf ihn selbst den günstigsten Einfluß gehabt hatten.

Es war im Juni 1848, als schon überall in Deutschland die hohe Reaktion mehr und mehr zeigte, daß sie wieder zum Leben kam. Das deutsche Parlament in Frankfurt a. M. zeigte sich mit jedem Tage mehr als eine gefügige Dienerin der Fürstenherrschaft, es vergaß ganz seinen Standpunkt, daß es eine Vertreterin der Volksinteressen sei, daß es geschaffen sei aus der Revolution, und daß es, die Früchte der Revolution dem Volke zu bewahren, die heilige Verpflichtung habe.*)

Da fühlte denn die demokratische Partei in ganz Deutschland, daß, wenn die Vertreter des Volkes sich hergäben zum Verrathe der Volksinteressen, dann das Volk selbst die Pflicht habe, seine eigenen Interessen in die Hand zu nehmen, und diese mit starker Hand selbst kräftig zu wahren.

Dazu bedurfte es aber vor allen Dingen der höchsten Einigkeit aller Derjenigen, welche fühlten für die Freiheit des Volkes, und welche diese Freiheit zu bewahren entschlossen waren.

Die demokratische Partei aller Länder Deutschlands mußte zu einem innigen Verbande zusammentreten, nur dann war es möglich, daß sie einig handeln konnte. Eine Organisation der Demokratie durch eine über ganz Deutschland verbreitete Organisation der demokratischen Vereine, dies

---

*) Wir verweisen den Leser auf unsere Schilderung des deutschen Parlaments in Robert Blum, sein Leben, sein Wirken.

war eine Nothwendigkeit, welche mit jedem Tage klarer an den Tag trat.

Um eine solche Organisation zu erlangen, wurde in der Mitte Juni ein demokratischer Kongreß zu Frankfurt a. M. abgehalten, zu dem auch der Bonner Verein seine Deputirten sendete.

Aus fast allen größeren Städten Deutschlands kamen die Deputirten in Frankfurt a. M. zusammen, um einen Organisationsplan zu berathen, und jetzt kam es vor allen Dingen darauf an, die einigende Idee zu finden, welche den Scheidepunkt der Demokratie von allen übrigen in Deutschland herrschenden Parteien bildet.

Da wurde denn folgendes Prinzip an die Spitze des in Frankfurt a. M. berathenen Organisations-Planes gestellt:

> „Es giebt nur eine für das deutsche Volk haltbare Verfassung, das ist die demokratische Republik, in welcher die Gesammtheit die Verantwortlichkeit für die Freiheit und Wohlfahrt des Einzelnen übernimmt."

Dieser auf dem frankfurter Kongreß von den Deputirten der verschiedenen demokratischen Vereine angenommene Satz erregte ein tiefes Entsetzen unter den guten konstitutionellen Staatsbürgern in ganz Deutschland, und selbst manche der demokratischen Vereine waren erschreckt über diesen Satz, denn sie wagten damals noch nicht, offen und entschieden mit ihren Ansichten an das Tageslicht zu treten. —

Auch einer der Bonner Deputirten, Bleibtreu*) wagte es nicht, im Namen des Bonner Vereins zu diesem Satze seine Zustimmung zu geben, weil der Bonner demokratische Verein über die eigentliche Staats-Verfassung für Deutschland sich noch nicht ausgesprochen hatte: er trat deshalb vom Kongresse zurück.

Als aber die Deputirten des Vereins nach Bonn zurückkehrten, als sie ihrem Vereine die Berathung des frankfurter Kongresses mittheilten, da schloß sich auch der Bonner demokratische Verein und ganz besonders auf Kinkel's Veranlassung, der in einer trefflichen Rede die Richtigkeit dieses Prinzips auseinandersetzte, dem vom Frankfurter Kongreß aufgestellten Grundsatze an. Die spätere Zeit hat deutlich bewiesen, wie richtig dieser Grundsatz war.**)

---

*) Herr Bleibtreu, derselbe Herr Bleibtreu, welcher später ein so liebenswürdiges Mitglied der Rechten war, welcher später mit gefügigem Sinne sich an das Ministerium Brandenburg-Manteuffel anschloß, derselbe Herr Bleibtreu war damals Deputirter des Bonner demokratischen Vereins am demokratischen Kongresse zu Frankfurt a. M.

**) Auch ich war damals als Deputirter von Berlin Mitglied des demokratischen Kongresses in Frankfurt a. M. und stimmte für jenen Grundsatz. Wäre ich heute in demselben Falle, ich würde wiederum die demokratische Republik als die einzig für Deutschland haltbare Verfassung anerkennen.

Mehr denn zwei Jahre sind seit dem Sommer 1848 verflossen, und gerade diese zwei Jahre haben uns bewiesen, daß ein einiges und freies Deutschland unter einer monarchischen Verfassung nicht möglich ist. Mögen deshalb die einzelnen Staaten, wenn die Majorität des Volkes es will, ihre mon-

Auch Kinkel hat sich seit jener Zeit stets als ein Vorkämpfer für die demokratisch=soziale Republik gezeigt.

Als er im Sommer 1848 die Redaktion der Bonner Zeitung übernahm, stellte er in dieser Zeitung in allen Leitartikeln aufs Offenste und Klarste seinen Grundsatz dar. Einen dieser Leitartikel, der am ersten Oktober mit dem neuen Quartal die Richtung von Kinkel's Thätigkeit auf das Deutlichste zeigte, welcher das Wesen der verschiedenen Verfassungen lichtvoll darstellte, können wir nicht unterlassen, dem Leser mitzutheilen.

An unsere Leser.

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

Freudig und hoffnungsreich, wie stets seit der deutschen Revolution dieses Frühlings, führen wir heute unsre Zeitung in das neue Vierteljahr herüber. Sechs Monate sind seit den gewaltigen Märztagen verflossen — und wie unwiderstehlich ist seitdem der Geist unserer Partei, der Geist der Demokratie, im Vaterlande durchgedrungen!

Der erste Gedanke der meisten Deutschen ging nach den Märztagen auf Verwirklichung des Konstitutionalismus: die Republik, obwohl von einem so volksthümlichen

---

archische Verfassung beibehalten, ein einiges und freies Deutschland wird nur als Republik haltbar und möglich sein.

Die Republik als solche ist freilich nur eine Staatsform, und die Form ist etwas höchst Unwesentliches, aber leider zeigt uns die Erfahrung, daß die Demokratie in ihrer vollen Ausdehnung, wenn auch innerhalb der Monarchie möglich, doch schwerlich haltbar ist. D. V.

Manne wie Hecker ins Land gebracht, fand im Volke nur schwache Unterstützung. Die konstitutionellen oder doch im Geiste dieser Staatsform thätigen Vereine wuchsen kraftvoll, und sie besaßen nicht blos Personen, sondern auch Geister unter sich. Die Demokratie war, namentlich im Rheinlande, überall zurückgedrängt und verlor bei uns allen Boden durch die fast totale Niederlage bei den Wahlen, von der im eigentlichen Rheinthal nur Düsseldorf eine Ausnahme macht. —

Schon hier konnten wir die wunderbare Erscheinung bemerken, daß die Demokratie nach jeder Niederlage mächtiger aufsteht. Sehr bald nach den Wahlen begann an allen Orten die Gründung demokratischer Vereine, und schon zu Pfingsten konnte die Partei zur Organisation fortgehen. Unter den furchtbarsten Gefahren für die Republik, unter dem Wetterleuchten des Juniaufstandes in Paris hatte die Partei den Muth, sich offen zur Republik als der nothwendigen Staatsform der deutschen Zukunft zu bekennen und den Sozialismus als nothwendige Ergänzung oder vielmehr Erfüllung derselben hinzustellen. Und in diesem Augenblick, nachdem die Demokratie in ganz Deutschland die furchtbarsten Schläge erhalten hat, spricht sich beim Landvolk, im Heer und im Besuch der Vereine eine lebhaftere und treuere Anhänglichkeit an ihre Grundsätze aus, als je zuvor.

Woher diese wunderbare Erscheinung? Ist doch diese Demokratie, wie einst das Christenthum, durch nichts so stark geworden als durch Erliegen und Märtyrthum!

Die Ursache ist, daß die Demokratie mit der ganzen Macht einer religiösen Idee die Menschen er-

faßt. Die Kirchenstreite sind in unsern Tagen unwichtig geworden, und es giebt nur einen wesentlichen Kampf und Gegensatz: es ist der Kampf zwischen dem Fürstenthum und der Republik. In solchen siegt aber immer diejenige Sache, für welche sich der Mensch begeistern kann.

Und begeistern kann sich Niemand im Ernste mehr für das Fürstenthum, zumal seit es die konstitutionelle Form angenommen hat. Wir hatten auf unsern Fürstenthronen schon längst nicht mehr die Ersten der Nation sitzen! Wir hatten unter ihnen weder einen Feldherrn noch einen Gesetzgeber noch einen Weisen ersten Ranges: jene ursprüngliche Geistesgröße des Einzelnen, aus der die Monarchie entstanden ist, hat überhaupt in einer Zeit aufgehört, wo Alle denken, Alle ihre Talente entwickeln. Wenn somit die Personen der Herrscher nicht mehr wie ein Friedrich II. oder Napoleon uns begeistern, so hat das monarchische Staatssystem noch viel weniger Begeisterndes: das konstitutionelle aber ist gänzlich gedankenlos und maschinenmäßig.

In einer Konstitution, wie die Verfassungslieferanten auf unsern Universitätskathedern sie beabsichtigen, giebt es zuerst einen Volkswillen, dann eine zweite, dann eine erste Kammer, dann einen König. Sonderbare Stufenleiter! Im Volke muß also erst ein Wille sich vorbereiten und reif werden: aus diesem Willen macht nun die zweite Kammer einen Gesetzentwurf. Es versteht sich von selbst, daß die erste Kammer die immer ganz oder zum Theil aus Bevorrechteten besteht, jeden durchgreifenden, auf wahre Besserung des Volkszustandes gerichteten Entwurf durchfallen läßt: denn wir sehen es ja täglich vor Augen, daß die besitzreichen Bürger jede soziale Frage durch Verleumdungen oder Bedrückungen abschneiden.

Nun wird zwar der Volkswille am Ende immer stark genug, um auch die erste Kammer fortzureißen: aber dann bleibt noch der König übrig, und dieser braucht einfach sein Veto einzulegen, d. h. einem von beiden Kammern angenommenen, vom Volke geforderten Gesetz seine Bestätigung zu versagen — so ist wieder alle Mühe und Arbeit vergebens, das gequälte in seinen Hoffnungen getäuschte Volk muß entweder warten, oder die Noth drängt es zu dem unnützen und vielleicht doch vergeblichen Blutvergießen einer neuen Revolution hin. Ist nun in diesem öden, todten Mechanismus eine Idee, ist etwas darin, für das man sich begeistern kann? Eine höchst kostspielige und dabei seelenlose Verfassung, merkwürdig nur durch einige Reibungen der verschiedenen Gewalten und vor Allem dadurch, daß sie jeden entschiedenen Volkswillen langsam von unten herauf rädert — solch eine Verfassung, die uns muthlos, schlecht, schleichend und bestechlich macht, und in der die besten Männer (wir sehens ja in Frankfurt und Berlin!) zuletzt nach Ministerstellen greifen oder doch zu Pfiffen und Kniffen ihre Zuflucht nehmen — solch eine Verfassung wagt man dem armen Volke als einen guten Uebergang zur Republik zu empfehlen?

Betrachten wir dagegen die Demokratie — wie einfach sind ihre Grundsätze! Sie giebt zuerst dem Volke die volle Freiheit, seine Angelegenheiten öffentlich zu verhanden, und diese Freiheit sichert sie auch denen, die mit der augenblicklich bestehenden Regierung nicht einverstanden sind. Jede Meinung kann friedlich sich ausbreiten, und hat eine Meinung so die Mehrzahl der Stimmen erlangt, dann versteht es sich von selbst, daß bei den nächsten allgemeinen

Wahlen auch die Männer dieser Meinung auf den Landtag kommen, daß also ohne Blut und Kampf der wirkliche Volkswille sich zum Gesetz erhebt, ohne daß Jemand noch sein Nein dazwischen zu werfen hat.

Und nun das Begeisternde der Demokratie! Sie tilgt und wird immer stärker tilgen den jetzt so herzzerreißenden Unterschied des erblichen Standes, des erblichen Vermögens und der eben so erblichen Bildung. Sie faßt den Mann als Mann auf, ohne nach dem Kleide und Range zu fragen. Ihre Grundsätze sind einfach, wie alles Göttliche und weltgeschichtlich Große: das Kind begreift sie, und der Mann denkt sie nicht aus! In ihr hört die Herrschsucht auf, denn der Mächtigste tritt, wenn er seinen übertragenen Beruf erfüllt hat, unter die Bürger zurück. Die Demokratie ruht auf dem tiefen Gefühle der Liebe, das den Menschen an den Menschen bindet als an seinen gleichberechtigten Nächsten. Sie ist das anbrechende Reich der Vernunft, sie ruft Alle zum Denken auf, und vereinigt die Verstandes- und Arbeitskräfte Aller zur Erreichung des großen heiligen Zieles: daß es keinen ungebildeten, keinen geknechteten, keinen in Elend verkommenden Bruder mehr geben soll, daß die Gesammtheit, wie der leitende Grundsatz der sozialen Republik lautet, die Gewähr übernimmt für die Freiheit und Wohlfahrt des Einzelnen. Was das Christenthum andeutungsweise und in einer Hülle brachte, das wird durch die Demokratie zu Wesen und Wirklichkeit werden: wie jenes Allen ein Anrecht an das Heil des Himmels, so verheißt diese Allen ihr Theil an der Glückseligkeit und den Gütern dieser Erde.

Aber werden wir siegen?

Kanonen und Säbel gegen uns — gegen uns der Geldsack, der Jeden nach Kräften dafür bestraft, der einen demokratischen Verein zu besuchen wagt — gegen uns Kerker, Spott, Verfolgung, gegen uns der Haß aller besoldeten Fürstendiener! Und sind wir nicht in der verflossenen Woche überall geschlagen worden?

Als die Kirche schon drei Jahrhunderte stand, da trat auch gegen sie der verfaulte Römerstaat mit einer furchtbaren Verfolgung hervor, welche ganz anders wüthete als der Ingrimm der Bureaukratie und die Impertinenz des Kapitals gegen uns. Der Staat führte gegen die Christen seine Speere, verbot ihre Versammlung, setzte ihre Lehrer gefangen und konfiszirte ihre Schriften — Alles wie bei uns. Mit dem Staat gingen damals fast alle Weisen, Gelehrten und Priester — Alles wie bei uns. Von der Kirche fielen zahllose Mitglieder ab und kauften sich damit Gold, Hofgunst und Aemter — Alles wie bei uns. Es gab Menschen, die auch zwischen Heidenthum und Christenthum eine Art Mittelglauben, eine konstitutionelle Halbheit, wollten — Alles wie bei uns. Die Christenpartei, theils aus Muthlosigkeit, theils weil es gegen ihren Grundsatz der friedlichen Propaganda war, wagte als Gesammtheit keinen offnen Widerstand, keinen großen umwälzenden Schlag — Alles wie bei uns!

Aber die Kirche trug in sich den Gedanken, der die Herzen der Menschen bewegt, die Heiden waren ohne Idee und Begeisterung. Und als die Zeit erfüllet war, da kam Constantin — und auf seiner Fahne stand das Kreuz!"

Kinkel war durch den ganzen Sommer 1848 neben seiner ausgebreitesten Thätigkeit für die speziellen Handwerker-Interessen auch fortwährend gleich thätig, den Samen der Demokratie in das Volk zu streuen, theils auf dem Wege des Wortes, theils auf dem der Schrift.

Die von Kinkel redigirte Bonner Zeitung war eine ächte Pflanzschule der Demokratie, und wie kräftig Kinkel in dem demokratischen Vereine wirkte, haben wir ebenfalls gesagt.

Ein ganz besonderes Verdienst um die Ausbreitung der Demokratie erwarb sich Kinkel auch dadurch, daß er nicht blos in der Stadt selbst, sondern auch in der ganzen Umgegend von Bonn nach Kräften für die Demokratie zu wirken suchte.

Der Bonner demokratische Verein veranstaltete nämlich fortwährend Volksversammlungen auf den verschiedenen, in näherer und fernerer Umgegend von Bonn gelegenen Dörfern, um zu diesen Versammlungen auch das Landvolk heranzuziehen, und dadurch auch dieses für die Demokratie zu begeistern.

Das war freilich keine leichte Aufgabe, denn gerade das Landvolk in der Rheinprovinz war im höchsten Grade abhängig von den Grundbesitzern, von den Stammhaltern der Reaktion in den dortigen Gegenden, und auch außerdem noch von der fanatischen katholischen Geistlichkeit, welche der Demokratie ebenfalls nach Kräften entgegenzuarbeiten, sich bemühte.

Vielfach versuchte die Reaktion, diese Thätigkeit Kinkel's und der übrigen Führer der Bonner Demokratie zu stören. Die unwürdigsten Mittel wurden dazu gebraucht.

Man suchte das Landvolk aufzuhetzen gegen die Demokraten und diese dadurch abzuschrecken von ferneren Volksversammlungen; aber alle diese Mittel waren vergeblich, und immer mehr und mehr breitete sich die Demokratie in Bonn und der Umgegend aus.

So verging der Sommer 1848; der Herbst kam und immer drohender zogen sich die Gewitterwolken am politischen Horizonte zusammen. Preußen hatte mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmö geschlossen und einen großen Theil seiner Truppen aus Schleswig-Holstein nach der Mark zusammengezogen; Berlin war umgürtet von einer Armee, die jeden Augenblick bereit war, auf erhaltenes Comando in die Stadt einzurücken, um dort die alte Herrschaft wiederum einzuführen. Aber noch immer herrschte in Berlin ein reges politisches Treiben, noch immer war der größte Theil der dortigen Bevölkerung entschieden demokratisch.

Wie in Preußen so auch in Oestreich. Dort hatte die blutige Oktober-Revolution begonnen; dort lagerte eine Armee vor Wien, um auch in Oestreich die Demokratie zu unterdrücken.

Das frankfurter Parlament hatte sich mehr und mehr auf Seite der Fürsten gestellt, und so schien denn eine Contrerevolution, welche entweder mit dem vollständigen Siege oder der Unterwerfung der Demokratie unter das alte System enden mußte, nahe bevorzustehen.

War schon im Jahre 1848 eine Organisation der Demokratie nothwendig gewesen, so erschien sie jetzt noch bei Weitem nothwendiger, denn der Kongreß in Frankfurt a. M. hatte keine ersprießlichen Folgen gehabt. Die De-

mokratie war nicht organisirt, die wilden Bewegungen des Jahres 1848 hatten überall die einzelnen Vereine mit sich fortgerissen, und eine innige Verbindung derselben zum gemeinsamen, thatkräftigen Handeln war nicht zu ermöglichen gewesen; deshalb beschlossen die Demokraten in Deutschland, noch einmal den Versuch einer strengen Organisation zu machen, sie wollten sich durch den ersten mißglückten Versuch nicht abschrecken lassen.

Nach Berlin wurde zum 26. Oktober 1848 ein zweiter demokratischer Kongreß zusammenberufen, und alle demokratischen Vereine Deutschlands wurden eingeladen, diesen Kongreß durch Deputirte zu beschicken.

Auch der Bonner Verein schloß sich wiederum nicht aus und sendete Gottfried Kinkel nach Berlin, um Mitglied des demokratischen Kongresses zu werden.

Die Organisation der Partei war wiederum, wie bei dem ersten demokratischen Kongresse auch auf dem zweiten in Berlin der Hauptgegenstand aller Debatten, und kam es denn vor allen Dingen darauf an, daß man aus ganz Deutschland Nachrichten über den Stand und die Zahlverhälnisse der Demokratie in den verschiedenen Provinzen erhielt. Alle einzelnen Deputirten statteten deshalb Berichte ab über die Verhältnisse in ihren Gemeinden.

Auch Kinkel stattete einen trefflichen Bericht über die Demokratie in Bonn und der Umgegend ab; er erzählte, daß gerade die Universitätsstadt Bonn bisher der dunkelste Ort der Rheinprovinz gewesen wäre. Nirgends hätte das Pfaffenthum, nirgends der Adel eine höhere Macht gehabt, als gerade in Bonn; während der Adel in den übrigen preußischen Provinzen im Sinken wäre, entfaltete er am

Rhein seine höchste Macht, denn dort wäre er reich durch Grundbesitz und Majorate.

Auch die Geistlichkeit hätte Geldmittel in Hülle und Fülle und der Adel und die Geistlichkeit bemühten sich beiderseits, das Volk auf ihre Seite zu bringen, es zu erkaufen durch ihre reichen Geldmittel. Unter solchen Verhältnissen wäre es äußerst schwierig, einen demokratischen Verein zu organisiren. Nichts desto weniger wäre es aber den Anstrengungen der demokratisch gesinnten Bewohner von Bonn gelungen, das Volk zu demokratisiren, und das Proletariat, so wie der kleine Handwerkerstand hätten sich seit den letzten Monaten entschieden der Demokratie zugewendet. Und nicht nur in der Stadt wäre dies geschehen, sondern auch auf dem Lande; auch dort hätten sich demokratische Vereine gebildet, und an der Eifel, an der Mosel wären so große Erfolge erzielt worden, daß dort mehr denn 12,000 Mann sich unumwunden für die demokratische Republik erklärten.

So waren denn die Bemühungen der Bonner Republikaner mit Erfolg gekrönt und mit Jubel wurde die begeisterte Rede Kinkels von dem demokratischen Kongreß aufgenommen. Man spendete Kinkel für seine erfolgreichen Bemühungen aufrichtigen Dank.

Aehnlich, mehr oder weniger günstig waren die Berichte auch der übrigen Deputirten aus den verschiedenen deutschen Staaten.

Nach diesen Berichten ging der demokratische Kongreß über zu einer Organisation der Partei. Es wurde eine Organisations-Kommission niedergesetzt, zu der auch Kinkel

gewählt wurde. Auch ich war Mitglied jener Organisations-Kommission und hatte damals Gelegenheit, Kinkel näher kennen zu lernen, seinen Scharfsinn, sein Organisations-Talent zu bewundern.

Die Organisations-Kommission bestand zum größeren Theile wahrlich nicht aus unbedeutenden Männern. Die meisten der Mitglieder haben vorher und später sich einen Namen in der Geschichte unseres Vaterlandes erworben.

Es befanden sich außer Kinkel in dieser Kommission Heramer, Bayrhoffer, Kriege, George Fein, Bracklow, Berlepsch und Streckfuß.

Von allen diesen Männern zeigte Kinkel sich entschieden als Derjenige, welcher mit dem meisten Organisations-Talent ausgerüstet war, mit der größten Schnelligkeit die Verhältnisse des Landes übersah, und stets die geeigneten Mittel, zum Zwecke zu kommen, vorschlug.

Die Organisations-Kommission ging kräftig an ihr Werk, sie arbeitete den Organisations-Plan für die Demokratie in Deutschland aus, und wieder war es Kinkel, der am Thätigsten und Tüchtigsten in der Kommission sich zeigte. —

Der Organisations-Plan wurde in seinen Grundprinzipien vom Kongreß angenommen, und besonders ist dies der Beredsamkeit Kinkel's zu verdanken, der durch eine treffliche Rede so klar die Ansicht der Kommission zu erläutern wußte, daß trotz manchen Widerstrebens der Plan der Kommission Zugang und Annahme fand.

Leider waren die Bemühungen des Kongresses vergeblich, denn schon wenige Tage später war Wien gefallen, war in Oestreich wiederum der Absolutismus, wenn auch

mit konstitutionellen Formen verschleiert, proklamirt, und am 9. November, also kaum 14 Tage nach der Berathung und Annahme des Organisationsplans begann die preußische Contrerevolution, Berlin wurde in Belagerungs-Zustand gestellt, und in ganz Preußen wurde die Demokratie vollständig unterdrückt.

So hatten die Berathungen des Kongresses keine Folgen für das praktische Leben, weil sie zu spät gekommen waren. —

Kinkel's Verdienst um die Organisation blieb deshalb dennoch das Gleiche.

Zehntes Capitel.

Der demokratische Kongreß war beendet, die meisten Mitglieder, unter ihnen Kinkel, kehrten in ihre Heimath zurück. Aber nicht Alle thaten dies. Eine kleine Anzahl der Kongreß-Mitglieder blieb in Berlin, um Theil zu nehmen an den Ereignissen der folgenden Tage.

Es waren dies gerade die entschiedensten und feurigsten Mitglieder des Kongresses, meistens junge Männer, die, getrieben von dem übersprudelnden Enthusiasmus für die Freiheit, glaubten, daß jetzt endlich die Zeit gekommen sei, in der die Revolution vom März 1848 erneuert, in der durch eine zweite Revolution die schon halb verlorenen Errungenschaften der ersten befestigt und erweitert werden müßten.

Die Zustände Preußens und Deutschlands waren in jener Zeit schon in ein ganz eigenthümliches Stadium getreten, in ein Stadium des Schwankens, in eine Krisis, deren Ausgang vorauszusehen, damals vollkommen unmöglich war.

Auf der einen Seite hatte die im März 1848 so kleine

sozial-republikanische Partei sich ungeheuer vergrößert, obwohl sie immer nur noch einen kleinen Theil des deutschen Volks ausmachte; aber diese Partei wurde getrieben durch einen glühenden Thatendurst, durch einen ungestümen Enthusiasmus, der sie alle Schwierigkeiten vergessen ließ, welche ihrer Herrschaft entgegenstanden, der sie glauben ließ, daß es nur eines kräftigen Kampfes bedürfe, um zum Siege zu kommen, und ihre Meinung zur herrschenden in Deutschland zu machen.

Dieser Partei gehörten auch die vom Kongreß in Berlin zurückgebliebenen Mitglieder an, und ihre Hoffnungen für das Gelingen einer Revolution waren um so größer, als sie die Gesinnungen der großen Majorität in Berlin nicht kannten, oder wenigstens nur kannten aus den Aeußerungen eigener Gesinnungsgenossen. Sie überließen sich daher ganz und gar ihren Träumereien, und in dem Glauben, daß die Zeit gekommen sei zu einer neuen Revolution, nahmen sie Theil an jenen betrübenden Ereignissen des 31. Oktober, welche dem Leser wohl noch klar genug in der Erinnerung sein werden.

Wir können uns nicht darauf einlassen, diese Ereignisse genauer zu schildern; wir erinnern nur an jenen unglücklichen Straßenaufstand, an die Vernagelung der Thüren des Schauspielhauses, in dem gerade die Nationalversammlung tagte, an die Fackeln vor dem Schauspielhause, und kurz an alle jene unglücklichen Vorfälle, welche einen so gewaltigen Theil an dem Gelingen der Contrerevolution dadurch gehabt haben, daß sie viele der sonst demokratisch gesinnten Bürger von der demokratischen Partei abschreckten und die Macht derselben dadurch verminderten.

Wenn auf der einen Seite aber die sozial-republikanische Partei gewachsen war, so hatte auf der andern Seite die höchst wachsame Reaktion seit dem März 1848 durch ein schlaues und energisches Handeln ungeheure Erfolge erzielt und Alles darauf vorbereitet, sich wiederum zur Herrschaft zu bringen, die jämmerliche Mittelmäßigkeit, welche im Herbst des Jahres 1848 in der Person der Altliberalen das Ruder der Regierung führte, von ihrer Herrschaft herabzustürzen und selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen.

In Wien hatte das Volk am 6. Oktober einen glänzenden Sieg über die Truppen des Kaisers errungen; seit jener Zeit aber wurde Wien belagert von kaiserlichen Truppen und die Zeit nahte, in der es sich entscheiden sollte, ob in Oestreich fortan eine entschieden demokratische Volksregierung bestehen, oder ob nach Besiegung des Heerdes der Revolution, der Stadt Wien, das Kaiserhaus seinen alten Glanz, seine alte Herrschaft wieder herstellen sollte.

In Berlin war am 22. Mai die National-Versammlung zusammengetreten. Hervorgegangen aus allgemeinen Urwahlen, waren die Vertreter des Landes nach Berlin gekommen, und hatten hier zum Staunen des preußischen Volkes gezeigt, daß sie fast so sanft und nachgiebig gegen die Regierung waren, wie man es von einer altliberalen Kammer nur hätte verlangen können.

Allerdings hat in der preußischen National-Versammlung eine sehr entschiedene und tüchtige Linke existirt, aber die Beschlüsse derselben waren meistens durch ein sehr muthloses und der Regierung vertrauendes Centrum zu nichte gemacht worden.

Die preußische Regierung hatte die Beschlüsse der Na-

tional=Versammlung benutzt, um ihre Macht mehr und mehr zu erweitern und diejenigen Schritte vorzubereiten, welche sie schon längst zu thun, beabsichtigt hatte, um die Macht der Demokratie sowohl als des Altliberalismus zu brechen.

Um Berlin hatte die Regierung nach und nach ein gewaltiges Heer zusammengezogen, ein Heer, welches unter dem Kommando des Generals v. Wrangel stehend in jedem Augenblicke bereit war, in Berlin einzurücken, die National=Versammlung auseinander zu jagen, und die Befehle des Königs auszuführen, worin dieselben auch bestehen mochten.

Man hatte sich vorbereitet auf einen Kampf mit dem Volke von Berlin, man glaubte, daß ein solcher Kampf nahe bevorstehen müsse; alle öffentlichen Gebäude in Berlin, die Kasernen, das Zeughaus waren mit Proviant versehen und mit Soldaten besetzt worden, welche sich in denselben gegen das anstürmende Volk halten sollten, so wurden denn diese Gebäude gewissermaßen als Festungen betrachtet.

Die Staatskasse war aus Berlin entfernt worden, man hatte sie nach Magdeburg geschafft, und kurz, man hatte alle Vorbereitungen zu einem nahen Kampfe getroffen.

Unter solchen Verhältnissen hatte die National=Versammlung nach und nach eingesehen, daß trotz ihrer gutmüthigen Nachgiebigkeit gegen alle Maßregeln der Regierung, diese dennoch nicht Willens wäre, auch wiederum der National=Versammlung nachzugeben, sondern daß sie unweigerlich und unnachsichtlich ihrem einmal gesteckten Ziele, der Wiederherstellung der königlichen Macht, nachginge.

In Folge dessen hatten die Centren in der National-Versammlung sich mehr und mehr der Linken zugewendet, waren mehr und mehr demokratisch geworden, und begannen, eine heftige Opposition gegen die Regierung zu machen.

Das Ministerium Auerswald-Hansemann, welches aus den Reihen der Altliberalen hervorgegangen war, wurde gestürzt durch die Majorität der National-Versammlung und mußte einem neuen Ministerium Platz machen, an dessen Spitze der greise General Pfuel trat.

General Pfuel war ein ehrenwerther Mann, ein alter Soldat, von dem die Reaktion, jene geheime Hofpartei in Preußen, hoffte, daß er zu jeder Willkürmaßregel sich gebrauchen lassen würde. Aus diesem Grunde war der General an die Spitze des Ministeriums getreten; aber man hatte sich gewaltig in ihm geirrt, denn als General Pfuel einmal das Minister-Portefeuille übernommen hatte, wollte er sich nur auf dem Boden des konstitutionellen Rechts bewegen.

General Pfuel war ein Ehrenmann, der wegen mancher ächt soldatischer Ansichten zwar seinem Ministerium einen ganz eigenthümlichen Charakter gab, und dennoch sich nirgens zu einer Rechtsverletzung benutzen ließ.

Am Deutlichsten zeigte General Pfuel seine Gesinnungen, daß er sehr wohl für die Freiheit zu fühlen im Stande war, am 31. Oktober 1848, als in der National-Versammlung eine Debatte darüber geführt wurde, welche Schritte man einzuschlagen habe, um den damals hart von der kaiserlichen Armee bedrängten Wienern zu Hülfe zu kommen, und die Freiheit der heldenmüthigen Kämpfer in Wien vor der Unterdrückung der östreichischen Armee zu bewahren. Da-

mals stimmte General Pfuel mit dem linken Centrum, er stimmte für folgenden Antrag:

„Die Versammlung wolle beschließen:

Sr. Majestäts Regierung aufzufordern, bei der Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oestreichs gefährdete Völkerfreiheit und die bedrängte Existenz des Reichstages in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde."

Nach einer solchen Abstimmung zeigte es sich auf das Deutlichste, daß der Ministerpräsident von Pfuel unter keiner Bedingung an der Spitze des Ministeriums bleiben könnte, indem er nun und nimmer mehr seine Einwilligung zu einer Contrerevolution gegeben haben würde.

General Pfuel mußte abdanken, ein neues Ministerium wurde gebildet und mit diesem jeder Schein abgeworfen, den man bisher noch bewahrt hatte, als wolle man auch fernerhin eine Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen beweisen.

Der letzte, zwischen Regierung und Volk bestehende Konflikt kam endlich zum offenen Ausbruch. Dieser Ausbruch wurde um so schneller herbeigeführt, als in Wien der Kaiser gesiegt hatte, als Wien erobert und mit Waffengewalt unterjocht worden war.

Jetzt war auch in Preußen die Zeit der Contrerevolution gekommen, und jetzt war es an der Zeit, mit voller Energie und Kraft gegen die demokratischen Bewegungen einzuschreiten, um deren weiteres Umsichgreifen zu verhüten, welches mit jedem Tage gefährlicher wurde, um so gefährlicher, als auch die National-Versammlung selbst sich mehr und mehr den demokratischen Prinzipien angeschlossen hatte,

als durch die Beschlüsse der National-Versammlung Adel und Orden abgeschafft worden waren, und als denn auch die National-Versammlung gezeigt hatte, daß sie fortan auf einen vollkommen demokratischen Wege fortzugehen beabsichtigte.

So ging denn am 2. November der National-Versammlung ein Schreiben des Inhalts zu, daß Graf Brandenburg, ein entfernter Verwandter des Königs, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Dönhoff, bisher kommandirender General in Breslau zum Minister-Präsidenten ernannt sei.

Die Ernennung des Grafen Brandenburg, eines Mannes, der als ein tüchtiger, alter Soldat zu gleicher Zeit aber auch als einer der schroffsten Anhänger des Absolutismus bekannt war, zum Minister-Präsidenten mußte jegliche Illusionen über die Absichten der Krone zerstören, mußte der preußischen National-Versammlung zeigen, daß die Krone fortan unnachsichtlich den Plan einer vollkommenen Restauration zu verfolgen den Willen habe.

Der Abgeordnete Jacobi sagte in der Sitzung am 2. November:

> „Die Krone hat, wie wir eben erfahren, den Grafen Brandenburg, der im Lande als ein eifriger Vertreter des Absolutismus gilt, mit der Bildung des Ministeriums beauftragt; die Krone hat uns damit den Fehdehandschuh hingeworfen."

Von demselben Grundsatze gingen auch die anderen Mitglieder der National-Versammlung aus, und es wurde nun beschlossen, eine Kommission zu ernennen, welche eine Adresse an den König zu verfassen hätte, um diesen zu bit-

ten, daß die Ernennung des Grafen Brandenburg rückgängig gemacht würde.

In dieser Adresse, die von der Kommission entworfen und von der National-Versammlung angenommen wurde, hieß es:

„Majestät! In Folge der Benachrichtigung, daß der Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt ist, hat die National-Versammlung in ihrer heutigen Sitzung den Beschluß gefaßt, aus ihrer Mitte eine Deputation an Ew. Majestät zu entsenden, um Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß dieser Schritt Ew. Majestät die größten Besorgnisse im Volke erregt, und unabsehbare Folgen über das Land zu bringen droht. Schon seit Wochen haben unheilvolle Gerüchte Ew. Majestät treues Volk über die Absichten der Reaktion erschreckt, die Ernennung des jetzt abgetretenen Ministeriums hat diese Gerüchte nicht zu schwächen vermocht. Eine Regierung unter den Auspizien des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Aussicht ist, eine Majorität in der Versammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung unzweifelhaft zum Ausbruch bringen und endlich traurige, an das Geschick eines Nachbarstaats erinnernde Folgen für Ew. Majestät Hauptstadt und Land nach sich ziehen. u. s. w."

Trotz dieser Adresse und obgleich die Volksvertretung sich von vorn herein gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel erklärte, blieb der König doch fest bei seinem Willen und in einer Zuschrift an die Nationalversammlung sagte er:

„Fest entschlossen, den von Uns in Uebereinstimmung mit den Wünschen Unseres getreuen Volkes betretenen konstitutionellen Weg unverrückt zu verfolgen, haben Wir den General-Lieutenant Grafen v. Brandenburg mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, weil Wir, nach seinen Uns bekannten Gesinnungen, überzeugt sind, daß er der festen Begründung und gedeihlichen Entwickelung der konstitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit seine Kräfte widmen und sich bemühen werde, die ihm von Uns gestellte Aufgabe in entsprechender Weise zu lösen. Wenn ihm dies gelingt, so wird das neue Ministerium, wie Wir hoffen, sich Ansprüche auf das Vertrauen des Landes zu erwerben wissen. Einem anderen Ministerium, als einem solchen, von welchem Wir dies erwarten können, werden Wir — davon dürfen die Vertreter Unseres getreuen Volkes sich überzeugt halten — niemals die Leitung der Regierung anvertrauen. Wir können Uns daher weder durch die in der Adresse vom gestrigen Tage ohne nähere Begründung angedeuteten Gerüchte, die in keiner Handlung Unserer Regierung Bestätigung finden, noch durch die ausgesprochenen Besorgnisse bewogen finden, den in Folge Unserer wohlerwogenen Entschließung dem Grafen von Brandenburg ertheilten Auftrag zurückzunehmen."

Graf Brandenburg blieb trotz des Mißtrauens-Votums der National-Versammlung Ministerpräsident im preußischen Staate und ernannte sein Ministerium.

Minister des Innern wurde der Baron v. Manteuffel, ein Mann, der auf dem früheren Landtage als einer der

eifrigsten Vertreter der äußersten Rechten gezeigt hatte, den man in ganz Preußen für einen entschiedenen Anhänger des Absolutismus hielt, und von dem daher eine wahrhaft konstitutionelle Richtung kaum erwartet werden konnte. Minister der geistlichen Angelegenheit wurde Herr v. Ladenberg und Kriegsminister General v. Strotha.

Am Abende des 8. November wurde das Ministerium ernannt, und am Morgen des 9. November erschien es in der National-Versammlung und verlas dieser eine königliche Botschaft, in welcher die National-Versammlung bis zum 27. November vertagt und von Berlin nach Brandenburg verlegt wurde.

Tiefer Unwille bemächtigte sich der National-Versammlung; die Versammlung war berufen worden zur Vereinbarung einer Verfassung mit dem Könige. Sie hatte ihr Mandat noch nicht erfüllt, und eine Vertagung so wie eine Verlegung der National-Versammlung erschien deshalb den Mitgliedern derselben als vollkommen ungerecht.

Fast alle Mitglieder der National-Versammlung waren von demselben Sinne durchdrungen; nur wenige, äußerst wenige glaubten, der Krone das Recht zuschreiben zu können, die National-Versammlung nach Belieben zu verlegen und zu vertagen.

Die Mitglieder des linken und rechten Centrums, der Linken, ja selbst der äußersten Linken traten zusammen und stellten folgenden Antrag, der von der Versammlung mit ungeheurer Majorität angenommen wurde:

„Die hohe Versammlung wolle beschließen:

1) daß sie für jetzt keine Veranlassung habe, den Sitz

ihrer Berathungen zu ändern, sondern sie in Berlin fortsetzen werde;

2) daß sie der Krone nicht das Recht zugestehen könne, die Versammlung wider ihren Willen zu vertagen, zu verlegen oder aufzulösen;

3) daß sie diejenigen verantwortlichen Beamten, welche der Krone zur Erlassung der eben verlesenen Botschaft gerathen haben, nicht für fähig erachte, der Regierung des Landes vorzustehen, vielmehr dafür hält, daß dieselben schwerer Pflichtverletzung gegen die Krone, gegen das Land und gegen die Versammlung sich schuldig gemacht haben.

Mit diesem Antrage war der vollständige Bruch zwischen der Krone und der National-Versammlung erklärt.

Die National-Versammlung blieb in Berlin und tagte trotz der Vertagungsordre fort.

Jetzt ging auch die Regierung zu energischen Schritten über. Berlin war ruhig, vollkommen ruhig, ruhiger wie jemals zuvor während des ganzen Sommers 1848. Nichts desto weniger rückte General Wrangel an der Spitze einer Armee in die Stadt ein und erklärte den Belagerungszustand. Die Bürgerwehr der Residenz, die oft während des verflossenen Sommers für die Ruhe der Stadt eingetreten war, und welche sich stets als vollkommen loyal und regierungsfreundlich bewiesen hatte, wurde aufgelöst, weil sie Partei nahm für die National-Versammlung; die National-Versammlung wurde mit Waffengewalt an ihren Sitzungen verhindert und auseinander getrieben.

Ehe dies jedoch geschah, beschloß sie noch, das Mini-

sterium Brandenburg in Anklagezustand zu versetzen und zu erklären:

„Daß das Ministerium so lange nicht berechtigt sei, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, als die National-Versammlung nicht ungestört in Berlin ihre Berathungen fortzusetzen vermöge."

Dieser Beschluß sollte mit Ablauf des 17. November in Kraft und Wirksamkeit treten. Der folgewichtige Beschluß der National-Versammlung, der nichts anderes war, als eine Steuer-Verweigerung, wurde von sämmtlichen anwesenden Mitgliedern im Mielentzschen Saale einstimmig angenommen; dann schloß die National-Versammlung ihre Sitzungen, weil sie schon oft durch Waffengewalt an der Abhaltung derselben verhindert worden war.

Elftes Capitel.

Kinkel kehrte vom demokratischen Congresse in Berlin nach Bonn zurück, um in seiner Vaterstadt durch Wort und Schrift weiter zur Ausbreitung der Demokratie thätig zu sein. Aber bald sollte seine Thätigkeit zu energischeren Schritten herausgefordert werden.

Die Contrerevolution vom 9. November machte, wie überall in den Provinzen, so auch in Bonn einen tiefen Eindruck. Mit ungeheurer Aufmerksamkeit, mit furchtbarer Spannung folgten die demokratisch gesinnten Bewohner von Bonn allen Handlungen und Schritten der National-Versammlung und gaben wie überhaupt die freisinnigen Männer in ganz Preußen der National-Versammlung vielfach ihre Zustimmung zu dem kräftigen Widerstande gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel kund.

Die Bonner Demokratie war thatkräftig, deshalb genügte ihr allerdings der vollständig passive Widerstand der National-Versammlung nicht, und sie hatte gewünscht, daß diese Versammlung zu energischeren Schritten, zu kräftigern Maßregeln gegenüber der kontrerevolutionären Partei griffe.

In einer Adresse forderte der demokratische Verein in Bonn dergleichen Maßregeln, aber natürlich vergeblich.

Durch das Auseinandertreiben der berathenden Mitglieder im Mielentzschen Saale durch Militairgewalt wurde die Contrerevolution besiegelt. Zu gleicher Zeit aber auch trat die National-Versammlung energisch auf.

Wir haben dem Leser bereits im vorigen Kapitel erzählt, wie er sich dessen wohl noch selbst erinnert, daß an jenem Tage, dem 15. November die National-Versammlung den Steuer-Verweigerungs-Beschluß faßte, unmittelbar vorher, ehe sie auseinanderging.

Das war ein gewaltiger Beschluß, ein Beschluß, der ungeheure Folgen hätte haben können, wenn er früher gefaßt worden wäre; jetzt aber freilich kam er zu spät. Die National-Versammlung hatte vom 9. bis 15. November, also volle sechs Tage gezögert und gezögert, ehe sie sich entschließen konnte zu energischen Schritten.

Diese Zögerung hatte nicht nur das Volk von Berlin, sondern auch das in den Provinzen müde gemacht und abgestumpft. Die National-Versammlung sah zuletzt ein, daß in dem Konflikt, der ausgebrochen war zwischen der Regierung und der Volksvertretung, endlich nur die Gewalt entscheiden könne und müsse.

Aus dieser Einsicht ging der Steuer-Verweigerungs-Beschluß hervor, das war freilich richtig; aber die Gewalt auf Seiten des Volkes war längst gebrochen; schon hatten in Berlin viele der Bürgerwehrmänner, ja die meisten ihre Waffen bei der Verkündigung des Belagerungszustandes abgegeben; schon hatte man im Lande, in den Provinzen das Vertrauen zur National-Versammlung wegen ihres lan-

gen friedfertigen Zögerns verloren, und so war denn die Gewalt vollkommen auf Seiten der Regierung. Kam es zu einem gewaltsamen Konflikte zwischen Volk und Regierung, so konnte am 15. November bereits von einem Siege des Volkes nicht mehr die Rede sein. Der Sieg der Regierung war vollkommen gewiß.

Unter solchen Bedingungen war der Beschluß der National-Versammlung jedenfalls ein höchst falscher und es sollte sich bald erweisen, daß er von unglückseligen Folgen begleitet war.

In den verschiedenen Provinzen des Landes brachen in Folge des Beschlusses der National-Versammlung unruhige Bewegungen aus.

Die Gährung in den Provinzen war in Folge der Contrerevolution vom 9. November eine ungeheure. Noch immer glaubten die Provinzen an die Möglichkeit eines Sieges der Volkspartei, und so kam es, daß in Sachsen, Schlesien und am Rhein an vielen Orten dem Beschlusse der Steuerverweigerung Folge gegeben wurde.

Die Thore derjenigen Städte, in denen man Mahl- und Schlachtsteuer erhob, wurden vielfach vom Volke gestürmt, und die Steuerbeamten theils gemißhandelt, theils fortgejagt. Die Steuererhebung wurde so, dem freilich falsch verstandenen Beschluß der National-Versammlung gemäß, verhindert.

Dies geschah auch in Bonn, und es kam dabei zu blutigen Konflikten. Das Volk suchte sich eigenmächtig sein Recht zu verschaffen, und es glaubte, zu jeder Eigenmacht durch den Beschluß der National-Versammlung vollkommen berechtigt zu sein.

Aber überall, wo dergleichen Konflikte vorkamen, wurden sie bald genug gedämpft. Ein Sturm kann in einem Glase Wasser nicht entstehen, nur eine kleine unruhige Bewegung, die sich bald legen muß.

Ueberall bedurfte es nur höchst geringer Truppenmassen, um jede unruhige Bewegung auf das Schleunigste zu unterdrücken. Ein Paar Compagnien oder ein Bataillon von irgend einem Infanterie-Regiment rückten in die unruhige Stadt ein, besetzten die Thore, jagten die Volkshaufen auseinander und die Bewegung wurde unterdrückt, hier und dort mit der Aufopferung einiger Menschenleben, mit ganz vergeblich für eine Freiheits-Idee geflossenem Blute, aber überall wurde sie schnell unterdrückt, so auch in Bonn.

Als die Kunde von dem Beschlusse der Nationalversammlung über die Steuerverweigerung zuerst in Bonn bekannt wurde, da ergriff auch Kinkel diesen Beschluß.

Er hielt es für eine Pflicht des Volkes, dem Beschlusse der Volksvertreter Folge zu geben und ihn zur Ausführung zu bringen; aber nicht durch eigenmächtiges Uebergreifen, sondern in geordneter Bewegung.

Am 18. November hatten schon am Vormittage Konflikte zwischen Steuerbeamten und Volk stattgefunden. Diese wünschte Kinkel ferner zu vermeiden, und in einer Versammlung der Bürgerwehrmänner Bonns, welche ursprünglich zur Besprechung darüber zusammenberufen worden war, ob ein in Berlin stattfindender Bürgerwehr-Congreß beschickt werden sollte, stellte Kinkel den Antrag, daß die Bürgerwehrmänner die Thore Bonns besetzen sollten, um die Steuerverweigerung ordnungsmäßig auszuführen.

Der Antrag ging in der Bürgerwehrversammlung durch und kam auch zur Ausführung; aber wie wir schon sagten, als kurze Zeit darauf Militair in die Stadt einrückte, wurden diesem die Wachen übergeben, und die Bewegung, die in Bonn in Folge des Steuerverweigerungsbeschlusses ausgebrochen war, entschlief in sich selber.

Auch Kinkel sah sehr bald ein, daß dies in der That das Beste sei, was geschehen konnte, er sah ein, daß die Zeit einer kräftigen Volksbewegung vorüber sei, und schon am 23. November legte er diese Ansicht in einer Sitzung des demokratischen Vereins dar, indem er die Zustände in Preußen schilderte und darthat, wie es vollkommen unmöglich sei, auf die Steuerverweigerung und die sich stets in der Mittelmäßigkeit bewegende Berliner Nationalversammlung eine konsequente Revolution zu begründen, und wie dadurch der lediglich passive Widerstand in Preußen gerechtfertigt sei.

Wir haben in den letzten Capiteln die politische Wirksamkeit Kinkel's während des Jahres 1848 in Bonn beschrieben. Wir haben wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß diese politische Wirksamkeit Kinkel's ihm eine große Menge neuer Feinde neben den vielen alten Feinden erweckte. Hatte man schon früher von oben her sich die höchste Mühe gegeben, Kinkel zu verdächtigen und zu schaden, waren schon früher Lügen und Verläumdungen über ihn in Masse ausgesprengt worden, so nahmen sie während des Sommers 1848 mit jedem Tage mehr und mehr Ueberhand.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns tiefer einlassen in die Erzählung aller der Verdächtigungen, die man gegen Kinkel theils in Zeitungen und ganz besonders

im sogenannten Bonner Wochenblatte, theils in Privatkreisen aussprengte.

Jeder unserer Leser kennt ja die Verdächtigungen, die auch gegen die Berliner Volksmänner in gleichem Maße ausgesprengt worden sind.

Kinkel kümmerte sich um diese Lügen und Verleumdungen wenig, nur mitunter trat er ihnen in der Bonner Zeitung mit scharfen und kräftigen Worten entgegen, und auch mancher tüchtige Freund fand sich, der in gleicher Weise auf und für Kinkel in die Schranken trat.

Der Curiosität wegen wollen wir eine der Verdächtigungen und die Art, wie Kinkel gegen dieselbe vertheidigt wurde, dem Leser mittheilen.

Den Hauptgrund zu allen Verdächtigungen Kinkel's gab immer dessen frühere Richtung ab, weil Kinkel in seinen früheren Jahren einer andern Glaubens- und politischen Partei angehört hatte, der er durch bessere Ueberzeugung getrieben, entfremdet worden war; deshalb warf ihm gerade die orthodox-pietistisch-absolutistische Partei stets vor, daß er es nicht wahr und ehrlich mit dem Volke meine. Da wurden denn Gedichte von ihm aus früheren Zeiten, Stellen aus seinen Predigten und dergleichen mehr zitirt, um Kinkel zu verdächtigen; aber dies gelang keineswegs.

Das Volk von Bonn wußte zu wohl, wie treu und ehrlich Kinkel es mit ihm meinte, und alle Bemühungen der Verleumder blieben vergeblich.

Folgende Vertheidigung befand sich im Dezember in der Bonner Zeitung:

„Ein ehrwürdiger Anonymus giebt sich im heutigen Bonner Wochenblatt die Mühe, Stellen aus einer Predigt-

Sammlung zu zitiren, welche Herr Professor Kinkel noch während seiner später verlassenen theologischen Laufbahn, also vor einer ziemlichen Reihe von Jahren veröffentlichte. Wir wollen es kurz übergehen, daß der Einsender diese Stellen aus ihrem Zusammenhang gebracht, und so ihren Sinn absichtlich entstellt hat. Wir wollen nur untersuchen, welche Absicht ihn bei dieser Publikation kann geleitet haben. Sollte er vielleicht die offen ausgesprochenen republikanischen Gesinnungen des Herrn Professors damit beim Volke verdächtigen wollen, indem er an die begeisterte Anerkennung erinnert, die derselbe im Oktober 1840 kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des IV. zu einer Zeit, wo jeder noch auf diesen König hoffte und seinen Versprechungen traute, der Monarchie zollte, so kömmt uns das gerade so vor, als wenn einer die eheliche Treue eines Mannes bei seiner Frau durch einen vorgezeigten Liebesbrief anschwärzen wollte, den jener im ersten Semester, lange ehe er sie kannte, einmal an eine alte Flamme geschrieben. Oder wollten Seine Ehrwürden der Herr Einsender nur die anonyme Meute etwas verstärken helfen, die jetzt im Wochenblatt gegen den vielbeschäftigten Redakteur losgelassen wird, damit ihm der pure Zeitmangel es unmöglich mache auf alle Angriffe zu erwiedern, und es auf diese Weise hier und da einem bellenden Möpschen gelingen möchte, einen Biß anzubringen, ohne daß ein Fußtritt sein verdienter Lohn würde? Oder aber, hatte der predigtlesende Ehren-Anonymus nur die freundliche Absicht, der demokratischen Partei die früheren Entwicklungsstufen eines Mannes vorzuführen, der jetzt eben die Höhe des Mannesalters erreicht hat, wo der Mensch frei von den

Einflüssen seiner Jugenderziehung sich seine eigne Ueberzeugung durch hinreichende Lebenserfahrung und selbstständiges Denken gebildet hat? In diesem Falle würden wir Demokraten es sehr löblich finden, wenn der ehrwürdige Herr Einsender uns noch ferner mit so interessanten Daten erfreute, deren Beischaffung ihm nicht schwer werden dürfte. So soll z. B. noch eine Rede im Manuscript existiren, die der Herr Prof. Kinkel als Quartaner bei der Gymnasial-Prüfung zum Lobe des preußischen Staates gehalten hat. Noch wichtiger aber möchte einer gewissen Partei der Nachweis sein, wo die geschriebenen Hefte des Herrn Professors aus der Konfirmanden-Stunde sich befinden, damit sie durch deren Abdruck im Wochenblatt beweisen können, wie verschieden die religiösen Ansichten eines reifen Mannes von denen eines Jünglings sich gestalten. Schließlich die Bemerkung, daß wir Demokraten die Männer immerhin für befähigter halten, deren Entwicklung mit der Zeit fortschritt, als jene, deren Consequenz nur darin besteht, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben."

Aehnliche Verdächtigungen wie die, gegen welche die eben mitgetheilte Vertheidigung gerichtet war, wurden fortwährend gegen Kinkel im Bonner Wochenblatte und anderer Orten ins Publikum geschickt. Kinkel aber kümmerte sich wenig um dieselben; wenn es ihm auch mitunter unangenehm war, auf solche Weise von seinen hämischen Feinden angegriffen zu werden, so ging er doch mit aller Zuversicht den Weg, den er für den wahren anerkannte, er wirkte nach wie vor für die Demokratie.

Aber an den bloßen Verdächtigungen ließ sich die Kinkel so feindselig gegenüberstehende Partei nicht genügen,

auch auf andere Weise mußte man ihn chikaniren, so viel als irgend möglich.

Der von Kinkel redigirten Bonner Zeitung wurde die Mittheilung der amtlichen Publikation genommen; während es doch das Prinzip amtlicher Erlasse ist, im Publikum verbreitet zu werden, wurden dieselben der Bonner Zeitung nicht mitgetheilt, um ihr dadurch zu schaden und Abonnenten zu nehmen.*)

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die kleinlichen Plackereien, denen Kinkel ausgesetzt war, und durch welche man ihn theils zu verdächtigen, theils ihm auch anderweit zu schaden suchte, wollten wir alle die Kleinlichkeiten hier aufführen.

Nur ein Ereigniß von etwas größerer Bedeutung wollen wir erwähnen.

Kinkel hatte, wie wir bereits mitgetheilt, in einer Bürgerwehr-Versammlung den Antrag gestellt, daß die Bürgerwehr die Thore besetzen sollte, um die Steuerverweigerung ins Leben zu rufen und zu gleicher Zeit die Steuer-Offizianten vor etwaigen Mißhandlungen des Volkes zu schützen. Kaum hatte der Ober-Bürgermeister von Bonn, Herr Oppenhoff diesen Antrag erfahren, als er sofort dem Staats-Prokurator Weiß Mittheilung von demselben machte, in der Hoffnung, daß hierdurch ein Einschreiten gegen Kinkel gerechtfertigt wäre.

Auch der Regierungs-Kommissarius, Herr v. Secken-

*) Etwas Aehnliches ist in vielen Provinzial-Städten bei den demokratischen Zeitungen geschehen, die man dadurch an den meisten Orten zu ruiniren gesucht hatte, selten aber ist es gelungen.

dorf wendete sich in einem Briefe an einen Gerichtsbeamten in Köln, um die Verhaftung Kinkels zu bewirken.

Man hätte sich gar zu gern des kräftigen Volksredners entledigt, der mit so vieler Ruhe und Einsicht der Demokratie immer neue Anhänger unter dem Volke zuführte. Daß man nichts weiter wollte, als die Unschädlichmachung Kinkels, geht aus dem Brief des Herrn von Seckendorf wohl ganz deutlich hervor.

„Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ganz ergebenst, diese Ansicht zu prüfen, und stelle anheim, wenn Sie nicht erhebliche Bedenken dagegen haben, zur Herstellung der Ruhe der Stadt sofort den Antrag auf Einleitung der Untersuchung gegen den Professor Kinkel durch Vorführung und Verwahrung desselben vor den Instruktionsrichter gelangen zu lassen. Die Mittel zur Ausführung der nöthigen Maßregeln wird der Militairkommandant Ihnen auf Requisition zur Disposition stellen.

(Nachschrift): Nachträglich erlaube ich mir noch ganz ergebenst darauf aufmerksam zu machen, wie der Augenblick besonders geeignet erscheint, verbrecherische Redner in Volksversammlungen auf der That zu entdecken.

v. Seckendorf, Reg.-Commissar."

Aber man hatte sich verrechnet. Kinkel wurde nicht verhaftet, und er wirkte nach wie vor. Da konnte man freilich nicht umhin, auf andere Weise vorzuschreiten, um wiederum Kinkel unschädlich zu machen.

Ein Prozeß wurde gegen ihn eingeleitet wegen seiner Rede in der Bürgerwehrversammlung, aber merkwürdig, nicht ein politischer Prozeß, nicht deshalb, weil Kinkel aufgefordert hatte zur Steuerverweigerung, wurde er in An-

klagezustand gebracht, sondern deshalb, weil er zum Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert hätte, während er doch gerade ein Einschreiten der Bürgerwehr forderte, um die Steuerbeamten vor der etwaigen Selbsthülfe des Volks zu schützen.

Ein politischer Prozeß hätte vor die Geschwornen gebracht werden müssen, und die Geschwornen am Rhein hätten sicherlich Kinkel freigesprochen, deshalb war es nicht möglich, Kinkel vor ein Geschwornen-Gericht zu stellen, deshalb konnte man auch keinen politischen Prozeß, wie der wegen Steuerverweigerung gewesen wäre, gegen Kinkel anhängig machen, man mußte ihn vor das Zuchtpolizei-Gericht, vor die korrektionelle Kammer des Landgerichts zu Köln laden, um dort einen Prozeß gegen ihn anhängig zu machen.

Um aber das Eigenthümliche des Prozesses auf das Grellste hervorzuheben, wurde der Bürgerwehr-Oberst Petazzi, der dem Kinkelschen Antrage Folge gegeben, als Belastungszeuge gegen Kinkel vorgeladen, er selbst indeß nicht in Anklagezustand gestellt.

Am Freitage, den 16. Februar stand Kinkel in Köln vor den Schranken des Zuchtpolizeigerichts; aber aus den Aussagen aller Zeugen ging auf's Klarste hervor, daß der Sinn von Kinkel's Antrag kein anderer gewesen sei, als der, die Steuerbeamten vor der Gewaltthätigkeit des Volks zu schützen.

Freilich hatte Kinkel eine Steuerverweigerung haben wollen, und er gab dies auch in seiner Vertheidigung mit folgenden Worten zu:

„In der That habe ich in meiner den Antrag beglei-

tenden Rede es gemißbilligt, daß trotz dem Beschlusse der Nationalversammlung überhaupt noch Steuern erhoben wurden: allein zum Angriff auf die Eintreiber derselben habe ich niemals aufgereizt, und keiner der Anklagezeugen hat es vor Ihnen auf sein Gewissen nehmen wollen, daß er aus meinem Munde Etwas derart gehört habe.

Ich gehöre zu einer Partei und habe die Ehre für einen ihrer Führer in Bonn gehalten zu werden, welche bis heute die höchste Mäßigung und Ordnung bewahrt hat. Mögen alle Bürger meiner Stadt mir es bezeugen, daß dort noch kein Tumult, noch keine Einschüchterung stattgefunden hat, daß wir nicht bloß den letzten Wahlsieg, sondern, was mehr sagen will, die Niederlage in den Maiwahlen durchgemacht haben, ohne daß die politischen Bewegungen einen Steinwurf in eine Fensterscheibe hervorgerufen hätten. Wie weh mußte es da mir und den Gleichgesinnten thun, wenn eine so herrliche Erhebung, wie die des preußischen Volks damals zum Schutz seiner Vertreter war, durch Gewaltthat und rohen Tumult geschändet worden wäre! Ich habe in derselben Rede, mit der ich die Thorbesetzung forderte, ausdrücklich hervorgehoben, daß ich blinde Volksjustiz hasse: daß ich das Corps, welches berechtigt ist, Ordnung zu stiften zum Schutz gegen die schon eingerissene Unordnung verwendet zu sehen wünsche. Der Zeuge Kamm hat vor Ihnen ausgesagt, daß ich ausdrücklich hervorhob, es müsse der Steuerbeamten Leben und Gesundheit in diesem Konflikt zwischen dem Gebot der Volksvertreter und ihrer nächsten Pflicht dadurch geschützt werden, daß die Autorität des gesetzmäßig bewaffneten Volkes sie dieser Pflicht entledige. Also weil ich Leben und Gesundheit der

Steuerbeamten geschützt wissen wollte — darum bin ich angeschuldigt, zu gewaltsamem Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert zu haben!"

Kinkel fuhr in seiner Vertheidigung damit fort, daß er auseinandersetzte, wie der ganze gegen ihn angestellte Prozeß rein aus politischen Gründen angestellt worden sei, und wie man wohl selbst gar nicht daran geglaubt habe, daß Kinkel eine Gewaltsamkeit gegen die Beamten beabsichtigt habe.

Das Resultat des Prozesses war die vollkommene Freisprechung.

So waren denn alle die gegen Kinkel versuchten Machinationen vollkommen erfolglos gewesen. Der Antrag des Staats-Prokurators auf 6 Monate Gefängniß, 40 Thaler Strafe und Erlegung der Kosten, (also eine Unschädlichmachung Kinkel's) wurde zurückgewiesen, und Kinkel kehrte nach Bonn zurück, um fortzufahren in seinem kräftigen und energischen Wirken für das Wohl des Volks.

Die geschichtliche Entwicklung Preußens war mittlerweile in ein ganz eigenthümliches Stadium getreten.

Nachdem am 15. November die Nationalversammlung im Mielentzschen Saale durch Waffengewalt aufgelöst worden war, hatten die in Berlin zurückgebliebenen Mitglieder beschlossen, sich nicht wieder zu versammeln, um nicht abermals der Auflösung durch Waffengewalt Preis gegeben zu werden.

Am 27. November war die kleine Anzahl der Mitglieder der Rechten dem königlichen Vertagungsbefehle zufolge in Brandenburg erschienen, um sich dort als Nationalversammlung zu konstituiren; aber die Mühe war vergeblich

gewesen, denn bei Weitem nicht die beschlußfähige Anzahl kam zusammen. Mehrere Tage war es zweifelhaft, ob die Mitglieder der Linken und des Centrums der preußischen Nationalversammlung, welche noch in Berlin zurückgeblieben waren, sich in Brandenburg einfinden würden, um dort die National-Versammlung beschlußfähig zu machen, oder ob sie auf ihren Willen bestehen und nicht kommen würden. —

Endlich entschloß sich die Majorität der Linken und des Centrums, nach Brandenburg zu gehen und eine Vermittelung zu versuchen; aber diese Vermittelung war vergeblich.

Die Rechte war durchdrungen von einem so tiefen Parteihaß gegen die demokratisch gesinnten Mitglieder der Nationalversammlung, daß sie unter keiner Bedingung ein Zusammenwirken mit den Mitgliedern der Linken und des Centrums versuchen wollte. Mit Hohn wurden die in die Versammlung neu Eintretenden begrüßt, und die Rechte wollte die eben erlangte Beschlußfähigkeit der Versammlung dazu benutzen, um gegen die bisherigen Beschlüsse der Linken zu operiren.

Da traten denn abermals die eben Eingetretenen aus der Versammlung aus, machten dieselbe abermals beschlußunfähig, und es lag klar am Tage, daß diese Versammlung niemals wieder in sich einig zu werden vermochte.

Ein solches Resultat war längst vorauszusehen gewesen, und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel hatte es auch in der That vorausgesehen. Gerade im Sinne des Ministeriums hatte die Rechte so handeln müssen, wie sie gehandelt hatte. Die Uneinigkeit der Versammlung, die Unbeschlußfähigkeit derselben und die letzten Ereignisse in

Berlin gaben dem Ministerium die Veranlassung, wenigstens mit dem Scheine der rechtlichen Nothwendigkeit die Nationalversammlung aufzulösen und eine Verfassung zu oktroyiren.

Am 5. Dezbr. erschien ein königliches Patent, welches die preußische Verfassung, das Produkt der Contrerevolution dem preußischen Volke oktroyirte.

Wahrlich, das war eine merkwürdige Verfassung, eine Verfassung, wie man sie vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel gewiß nicht erwartet hatte, eine Verfassung so freisinnig, so demokratisch in den meisten ihrer Bestimmungen, so sehr dem Zeitgeiste angemessen, daß sie, wäre sie von der Nationalversammlung berathen und durch den König genehmigt worden, vielfach im Lande den höchsten Jubel, die höchste Freude erregt haben würde.

Da war im Titel II. dieser Verfassung, der von den Rechten der Preußen handelt, eine Sammlung von Bestimmungen, welche die Freiheit jedes Preußen in der That auf das Trefflichste verbürgten.

Da hieß es, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich seien, da war die persönliche Freiheit gewährleistet, die Wohnung unverletzlich, Niemand durfte seinem gesetzlichen Richter entzogen werden, Ausnahme-Gerichte waren unstatthaft, das Eigenthum unverletzlich, die Freiheit der Auswanderung unbeschränkt, die persönliche Freiheit im höchsten Grade gewährleistet, die Civilehe eingeführt, der unentgeldliche Volksunterricht den Armen garantirt, die Schule von der Kirche getrennt, das Assoziationsrecht im vollen Maße gewährt, das Briefgeheimniß unverletzlich, und endlich war in diesem Titel II. die Preßfreiheit auf das Aeußerste gesichert.

Der § 24 der Verfassung vom 5. Dezember lautet:

„Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Gedanken frei zu äußern. Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise, namentlich weder durch Censur, noch durch Konzessionen und Sicherheitsbestellungen, weder durch Staatsauflagen noch durch Beschränkungen der Druckereien und des Buchhandels, noch endlich durch Postverbote und ungleichmäßigen Postsatz oder durch andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden."

Freilich, solche Bestimmungen, so ächt demokratisch, so ganz dem Geiste der Zeit angemessen, mußten das Volk von Preußen in Erstaunen setzen, es hatte dieselben nicht vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel erwartet.

Eine Verfassung wie die vom 5. Dezbr. konnte den Bedürfnissen des Volkes vollkommen genügen, denn auch das allgemeine Wahlrecht war in dieser Verfassung verbürgt, und wenn es dem Volke auch nur durch indirekte Wahlen gewährt war, es blieb immer das allgemeine Wahlrecht.

Jeder Preuße, welcher das 24. Jahr zurückgelegt hatte, und nicht öffentliche Armenunterstützungen empfing, war Wähler, jeder Preuße, welcher das 30. Jahr zurückgelegt hatte, wählbar.

Mit einer solchen Verfassung lag es in der Macht des Volkes, Alles dasjenige, was etwa noch im preußischen Staate von veraltetem Formwesen zurückgeblieben war, auf dem Wege der Reform abzuschaffen und so den wahren Fortschritt zu sichern.

Aber ein Artikel war in jener Verfassung enthalten, ein Artikel, welcher die ganze Verfassung über den Haufen warf, und welcher alle die freisinnigen Paragraphen vernichtete und der zeigte, daß sie nichts anderes wären, als reiner Flitterschein, ein Artikel, welcher der Willkür Thüren und Thore öffnete, den Scheinkonstitutionalismus begründete, welcher zeigte, daß die Verfassung vom 5. Dezbr. nichts anderes wäre, als ein Lockköder für die gutmüthigen Konstitutionellen, um dieselben zu fernerem Vertrauen, zn fernerer Gläubigkeit aufzufordern.

Es war der Artikel 105, welcher den Ministern erlaubte, Verordnungen mit Gesetzeskraft auch ohne die Kammern zu erlassen mit Vorbehalt der künftigen Genehmigung der Letzteren.

Neben diesem Artikel stand noch ein zweiter, der nicht weniger als der Artikel 105 die Verfassung vom 5. Dezbr. null und nichtig machte.

Es war der Artikel 110, der für den Fall eines Krieges oder Aufruhrs der Regierung erlaubte, alle diejenigen Artikel außer Kraft zu setzen, welche die Freiheit des Einzelnen verbürgten.

Für den Fall eines Krieges oder Aufruhrs war die persönliche Freiheit nicht mehr gewährleistet, die Wohnung nicht mehr unverletzlich; es konnten außerordentliche Gerichtsbehörden nach Belieben von der Regierung eingesetzt werden, das Recht der freien Presse und der freien Vereinigung durften unterdrückt werden.

Diese beiden Artikel, welche das Wesen der ganzen Verfassung so tief berührten, wurden im ersten Staunen von Seiten der guten Konstitutionellen vollkommen über-

sehen, und in ganz Preußen erschallte ein lauter Jubel, als die Verfassung vom 5. Dezember oktroyirt worden war. Da wurden in allen Wirthshäusern die freisinnigen Paragraphen der Verfassung laut vorgelesen und laut bejubelt.

Freilich, eine kleine Partei war in Preußen, welche sich nicht täuschen ließ, und die Beweggründe wohl zu durchschauen vermochte, welche das Ministerium Brandenburg-Manteuffel gerade zu dieser Verfassung getrieben hatten, dies war die demokratisch-republikanische Partei.

Nur diese sah klar, denn selbst die große Menge der demokratisch-konstitutionellen Bürger ließ sich durch die Verfassung vom 5. Dezbr. täuschen.

Vergeblich machten die einsichtsvollen Demokraten darauf aufmerksam, daß es dem Ministerium nur darum zu thun gewesen sei, die große Partei der demokratisch Konstitutionellen an sich zu fesseln, um mittelst dieser Partei zu siegen über die noch immer starke demokratisch-republikanische Partei.

Vergeblich machten sie darauf aufmerksam, daß, wenn erst diese Partei vollkommen besiegt sei, das Ministerium dann auch die Konstitutionellen mit gleichem Hasse von sich stoßen, mit gleicher Kraft zu unterdrücken bemüht sein werde.

Vergeblich zeigten sie aus den Persönlichkeiten des Ministeriums, aus der Vergangenheit der Minister, welche im gegenwärtigen Augenblick die Regierung in Preußen bildeten, vergeblich zeigten sie daraus die unbedingte Nothwendigkeit eines Strebens nach dem Absolutismus.

Ihre Reden verhallten zum Theil ungehört, und erst späteren Zeiten war es vorbehalten, das Volk vollkomme

zu enttäuschen über die Absichten des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel. Immer und immer wieder wurde den Warnern damals entgegnet, nun gut, wir können ja wählen, wir können Demokraten in die Kammern wählen und diese werden unsere Rechte verkämpfen.

Unter solchen Verhältnissen nahte die Zeit, in welcher die Wahlen für die neu zusammentretenden Kammern vorgenommen werden sollten.

Kinkel gehörte nicht zu denen, die sich über die Absichten des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel getäuscht hatten; er war längst mit sich darüber einig, was er von den Männern zu halten habe, die damals an der Spitze des Staats standen, und mit ihm war es ein großer Theil der demokratischen Partei in Bonn, für deren geistige Ausbildung Kinkel so viel gethan hatte. Nichts desto weniger entschloß sich die demokratische Partei in Bonn, wie denn überhaupt in ganz Preußen, an der Wahl zur zweiten Kammer Theil zu nehmen und nach Kräften zu agitiren, und diese Wahl im Geiste und Sinne der Demokratie ausfallen zu lassen.

Ein Wahl-Komitee für volksthümliche Wahlen trat in Bonn zusammen. Es wurde fast durch dieselben Männer gebildet, welche im Frühjahre 1848 den demokratischen Verein begründet hatten; natürlich befand sich auch Kinkel unter dem Wahl-Komitee.

Dies Wahl-Komitee veröffentlichte ein Wahlprogramm für volksthümliche Wahlen, in welchem es seine Ansichten über die Stellung des Volksvertreters in jener Zeit und über dasjenige, was die Volksvertreter fordern müßten, im Wesentlichsten aufstellte.

In diesem Programm heißt es:

„Wir fordern zuerst eine demokratische Gemeinde-Ordnung, welche nicht blos die Wahl der städtischen Beamten, sondern auch der Kreisverwaltung in die Hand des Volks legt, und so Männer des Vertrauens mit Verwendung des Kommunaleigenthums beauftragt.

Wir fordern ausreichende, aus der Staatskasse fließende Gelder für Anlage von Volksschulen und anständige Besoldung der Lehrer an denselben, damit diesen Zeit und Kraft zur geistigen Fortbildung bleibt.

Wir fordern eine Reform des Schulplans, so daß diejenigen Dinge in ihm vorkommen, die man als Bürger wissen muß, wohin wir besonders die Kenntniß der Verfassung, der bürgerlichen und Strafgesetzgebung rechnen.

Wir fordern Verminderung der Dienstzeit und Abkürzung der Kasernen-Einpferchung beim Heere.

Wir fordern eine ganz durchgreifende Steuerveränderung, die Aufhebung aller Abgaben, welche Gewerb und Landwirthschaft erdrücken und den nothwendigen Lebensunterhalt der Armuth vertheuren, wohin vor Allem die verhaßte Schlacht- und Mahlsteuer gehört.

Wir fordern statt dessen eine progressive Einkommensteuer, d. h. eine solche, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher diese steigen, desto größere Prozente als Steuer entrichtet werden sollen.

Wir fordern Verbreitung von Gewerbe- und Ackerbauschulen, in denen die Landwirthschaft und die vaterländische Industrie, unterstützt von Forschung und Wissenschaft, auf die Höhe des Auslandes gehoben wird.

Wir fordern zumal im Interesse des Handwerks eine

neue Gewerbe-Ordnung, welche der Arbeit Schutz gegen die Willkür des Kapitals und gegen die Konkurrenz der Untüchtigkeit verleiht.

Wir fordern von Staatswegen angelegte Leihkassen für Ackerbau und Gewerbe.

Wir fordern eine verbesserte Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser, die Beschränkung der Zwangsarbeit in ihnen auf Dinge, die vom Staate wieder verbraucht werden, und die Verwendung schwerer Verbrecher zu großartiger Kolonisation im Inlande.

Wir fordern Veränderungen in der bürgerlichen Gesetzgebung zum Schutz der Armuth gegen zu rasche Schuldeinforderungen, so wie Aufhebung oder doch Verminderung der Gerichtskosten und der Vollstreckungsgebühren.

Wir fordern eine vernünftige Ausgleichung in den Gehältern der obern und untern Beamten.

Wir fordern einen hinreichenden und nicht entehrenden Lebensunterhalt für alle redlichen Arbeiter, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden sind."

Jetzt begann für die Stadt Bonn eine ungeheure Agitation. War die demokratische Partei thätig, so waren es nicht weniger die sogenannten Konstitutionellen, d. h. alle diejenigen Männer, welche damals der Demokratie feindselig waren. Auch die Absolutisten verschleierten damals noch ihre Gesinnungen und nannten sich Konstitutionelle. Alle Feinde der Demokratie gingen nach der einen Richtung vereint vorwärts.

Kinkel und seine Genossen hatten indessen schon Aufklärung genug im Volke von Bonn und in der Umgegend der Stadt verbreitet, um des Wahlsieges sicher zu sein.

Von 21 Stadtbezirken wurden in 17 nur Demokraten zu Wahlmännern ernannt und auch in den umliegenden Dörfern fielen die Wahlen der Wahlmänner überwiegend demokratisch aus.

Da konnte es denn freilich nicht fehlen, daß, als es nun zur Wahl der Deputirten kam, auch die Deputirten aus den reinsten Demokraten bestehen mußten, und daß vor allen Dingen der Hauptführer der Bonner Demokratie, Gottfried Kinkel, als Abgeordneter des Volks zur zweiten Kammer nach Berlin geschickt wurde.

Vergeblich waren die ungeheuren Anstrengungen der konstitutionellen Partei gewesen, Kinkel wurde gewählt, neben ihm ein Gutsbesitzer Becker und der General-Prokurator Schornbaum, beides Männer von der entschiedensten demokratischen Partei.

Der Jubel der Bonner Demokraten über den glänzenden Sieg, welchen sie bei der Wahl davon getragen hatten, war großartig und von allen Seiten wurden Kinkel von der Demokratie Zeichen der höchsten Achtung und Verehrung, der innigsten Liebe zu Theil.

Bei den Wahlen zur ersten Kammer siegten natürlich die Konservativen. Zur ersten Kammer durften ja nur die Geldmänner, nur Diejenigen wählen, die eine jährliche Klassensteuer von mindestens 8 Thalern zahlten, oder einen Grundbesitz von 5000 Thalern oder ein jährliches Einkommen von 500 Thalern nachwiesen. Außerdem war endlich ein Alter von 30 Jahren zur Wählerschaft erforderlich.

Unter solchen Bedingungen war es natürlich, daß zu der ersten Kammer die Konservativen wie in den übrigen Provinzen so auch in Bonn den Sieg davon trugen. Darum

aber kümmerte man sich in Bonn wenig, denn die zweite, die Volkskammer war es, in der der Volkswille sich zeigen mußte.

Am 23. Februar trat Kinkel zum letzten Male vor seiner Abreise nach Berlin im Bonner demokratischen Verein auf, um Abschied von den Männern zu nehmen, denen er so lange ein Führer gewesen war. Er wurde von Allen auf das Freundlichste begrüßt, und in wahrer Begeisterung schieden die Bonner Demokraten von ihm, den sie stets als den eigentlichen Begründer der Demokratie in Bonn, als den Führer und Lehrer derselben betrachtet hatten.

Zwölftes Capitel.*)

Der 26. Februar, der Tag, an welchem die beiden nach der Konstitution vom 5. Dezember erschaffenen, preußischen Kammern eröffnet werden sollten, nahte heran. Man glaubte vielfach, daß die Eröffnung verschoben werden würde; aber die Mitglieder der Kammern fanden sich dessen ungeachtet zur bestimmten Zeit und zum Theil noch einige Tage vorher in Berlin ein.

---

*) Wir werden dem Leser in den nächsten Kapiteln eine kurze Geschichte der zweiten Kammer und der Parteibildung in dieser Kammer geben. Wir werden ihm Kinkel's Wirken in der zweiten Kammer auf das Ausführlichste beschreiben und ihm die bedeutendsten Reden Kinkels wortgetreu mittheilen.

Wir glauben hierzu um so mehr Veranlassung zu haben, als die zweite Kammer in der preußischen Geschichte eine außerordentlich wichtige Rolle gespielt hat, und als zur Charakteristik unserer gegenwärtigen preußischen Zustände, so wie der ganzen Handlungsweise des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel eine Geschichte der zweiten preußischen Kammer höchst nothwendig und interessant ist.

Die Wahlen zur zweiten Kammer hatten im ganzen Lande ein eigenthümliches Ergebniß gehabt. Fast schien es, als habe ganz Preußen sich in zwei ziemlich gleich große Parteien gespalten, deren eine die Unterstützung des Ministeriums Brandenburg-Manteufel, die andere die Bekämpfung dieses Ministeriums wollte.

Die erste dieser Parteien, die konservative Partei, bestand aus einer großen Menge der verschiedensten Fraktionen, aber alle diese Fraktionen hatten sich vereinigt; bei der Wahl zur zweiten Kammer hatten sie ihre Stimme gemeinschaftlichen Kandidaten gegeben, und eben so hatten es wiederum die verschiedenen Fraktionen der Opposition gemacht.

Auf diese Weise war es möglich geworden, daß die konservative Partei in der Kammer der oppositionellen ziemlich gleich an Stärke wurde.

Da frohlockten die Regierungs-Organe, aber sie vergaßen, daß diese konservative Partei so wunderbar verschiedenartig zusammengewürfelt worden war, daß die Regierung sich auf eine solche Stütze in keiner Weise verlassen, derselben durchaus nicht vertrauen konnte.

Schon früher haben wir bemerkt, daß die Verfassung vom 5. Dezember ein treffliches Mittel des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gewesen war, alle die vertrauensvollen Konstitutionellen, welche aufrichtig einen Fortschritt, ja sogar die Demokratie wollten, zu sich heranzuziehen, und zu konservativen Anhängern des Ministeriums zu stempeln. Dies waren aber nur die Gläubigen und Vertrauenden, und so hatte sich das konstitutionelle Lager selbst in zwei Parteien getheilt, deren eine auf Seiten der Opposition, die andere auf Seiten der Konservativen getreten war.

Auf diese Weise bestand denn die konservative Partei theils aus den Anhängern der äußersten Rechten, aus den Männern, die nichts wissen wollten als die absolute Fürstenherrschaft, höchstens gemildert durch eine Ständevertretung nach Art des vereinigten Landtags.

Neben diesen standen die Anhänger einer Konstitution mit einer Pairskammer an der Spitze, mit einem nur aus hohen Censuswahlen hervorgegangenen Volkshause.

Neben diesen wiederum standen die freisinnigen Konstitutionellen, welche selbst ein demokratisch gewähltes Volkshaus wollten, welche aber vor den bisherigen Führern der sogenannten Anarchie eine solche Furcht hegten, daß sie sich nicht getrauten, mit diesen gemeinschaftlich zu handeln, mit ihnen gemeinschaftliche Opposition gegen das Ministerium zu machen

Die drohende Vogelscheuche der Anarchie, welche von den Männern der äußersten Rechten immer aufgeworfen wurde, wenn von Demokraten die Rede war, schreckte auch diese Männer in das Lager der Konservativen zurück.

Sie vertrauten dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel, welches ihnen die treffliche Verfassung vom 5. Dezember gegeben hatte; sie vertrauten der reaktionairen, absolutistischen Partei, welche laut proklamirte, daß sie mit dieser Verfassung zufrieden sei; sie blieben deshalb Anhänger des Ministeriums, um sich indessen, bald enttäuscht, auf Seite der Opposition zu wenden.

Eben so bunt durcheinander gewürfelt war die oppositionelle Parteien. Da saßen die Männer der äußersten Linken, die sozialistischen Republikaner, wie Kinkel und D'Ester neben der entschiedenen Linken, welche eine demokratische Konstitution wollte, wie Waldeck und Rodbertus, und neben

diesen standen wiederum die Männer des gemäßigten Centrums, die immer noch an ein Unterhandeln mit der Regierung dachten, der Regierung aber nicht mehr vertrauten, und sich deshalb auf die Oppositionsseite gewendet hatten.

Zwischen beiden Parteien, der konservativen und der oppositionellen gab es damals nichts. Selbst in der zweiten Kammer hatte die Regierung es so eingerichtet, daß sich ein Centrum den Plätzen nach nicht bilden konnte, die Kammer war nur in eine Rechte und eine Linke getheilt worden.

Alle Berühmtheiten des Landes, alle die Männer, welche sich einen Namen gemacht hatten in den früheren Parlamenten, theils in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., theils in der preußischen in Berlin waren auch jetzt wieder gewählt und saßen nun meistens in der zweiten Kammer.

Da sah man von den Männern der äußersten Rechten die frühern Minister Graf von Arnim, von Auerswald, von Bodelschwingh, Graf Schwerin und die jetzigen Minister von der Heydt und von Manteuffel.

Neben diesen wiederum saßen Männer, wie von Bismark-Schönhausen, der Mann der äußersten Rechten des vergangenen Landtags, Oberst-Lieutenant v. Griesheim, der geniale Militair, der von Teltow gewählt war, Harkort und Meusebach, der Landrath von Kleist-Reetzow, der pietistische Geheimrath Stiehl, der berühmte Freiherr v. Vincke, der als ein freisinniger Anhänger der aristokratischen Partei bekannt, dennoch mit der äußersten Rechten agitirte, der Bürgermeister Grabow, der frühere Präsident der Nationalversammlung. Manche andere Berühmtheiten vom vereinigten Landtage und von den Parlamenten waren zur

zweiten Kammer gewählt, um ihren Platz auf der Rechten zu nehmen.

Bedeutender, glanzvoller, geistreicher aber waren die Männer der Opposition, da sah man alle diejenigen Männer, die als Vertreter des Volks, als glanzvolle Redner sich einen Namen gemacht hatten. Da saßen Bucher von Stolpe und Kinkel von Bonn, D'Ester aus Köln, Elsner und Stein aus Breslau, da Waldeck, Behrends, Jacobi, Rodbertus, Ziegler, Jung und Simon, gewählt in Berlin, der Hauptstadt des Landes, da Graf Görz-Wriesberg, Dr. Grün, Kirchmann, Parisius, Kosch und der deutsch-katholische Pfarrer Dr. Rupp, dann wieder Temme, v. Unruh Wesendonck, alle die bekannten und berühmten Männer des vorigen Jahres. Alle die Männer, die sich durch freimüthige Sprache im Parlament, durch kräftiges Handeln für die Volkssache einen Namen gemacht hatten, waren gewählt, und bereit, auf die Linke der zweiten Kammer zu treten. Daß auch Kinkel's Platz auf der Linken sein mußte, daß er sogar als sozialistischer Republikaner zur äußersten Linken der zweiten Kammer gehören mußte, das haben wir wohl kaum nöthig hinzuzufügen.

Auch in der ersten Kammer gab es manche bedeutende Leute, aber bei Weitem weniger als in der zweiten. Auch hatte die erste Kammer ein ganz andres Gepräge, wie dies wohl natürlich ist, weil sie gewählt war durch Männer des Geldes, da das Volk keinen Antheil an der Wahl gehabt hatte, und da auch die Gewählten, welche keine Diäten bekamen, nur wohlhabende, ja reiche Leute sein konnten.

Von einer eigentlich äußersten Linken war in dieser Kammer nicht die Rede; selbst die Männer der äußersten

Rechten der bisherigen Nationalversammlung bildeten in der ersten Kammer die Linke, und daraus schon sind die Gesinnungen der Rechten in jener Kammer zu entnehmen.

Die erste Kammer bestand zum größern Theile aus Beamten und nicht weniger als neunzehn Minister, theils in, theils außer Dienst, waren Mitglieder jener Kammer.

Da saßen Herr v. Arnim neben Baumstark und Beckerath, der Minister Bornemann neben dem Grafen Brandenburg, Camphausen neben dem vormärzlichen Minister von Flottwell, Gierke neben dem Chef der äußersten Reaktion, Präsident von Gerlach, Hansemann und Kisker neben Ladenberg und Rabe, von Strotha neben Rintelen, und Milde und von Schleinitz neben dem Grafen Dyhrn, der sich in letzterer Zeit der Opposition wieder zugeneigt hat.

In dieser Kammer bildeten Baumstark, Dyhrn und andere ähnliche Männer die Opposition, die Linke und zwar in beträchtlicher Minorität, wie dies nicht anders zu verlangen war.

Schon vor der Eröffnung der Kammern hatten die Mitglieder derselben, wie sie eben in Berlin ankamen, sich zusammengefunden, um sich ihrer Gesinnung gemäß zu vereinigen und demnächst die verschiedenen Parteien in den Kammern zu sondern.

Die Mitglieder der rechten Seite aus der zweiten Kammer waren in der Stadt London am Dönhofsplatze zusammengekommen, während die linke Seite sich in einer Restauration am Gensdarmenmarkt, später aber in der Conversationshalle neben der zweiten Kammer versammelten.

Beide Kammern suchten einen Vereinigungspunkt, wel-

cher die verschiedenen Fraktionen jeder Partei zusammenzuhalten vermochte.

Da war es denn hauptsächlich ein Punkt, welcher die Mitglieder der rechten und ebensowohl der linken Seite zusammenhielt, das war die Anerkennung der am 5. Dezbr. oktroyirten Verfassung.

Obgleich eine große Fraktion innerhalb der rechten Seite der zusammentretenden Kammer gegen jede Verfassung war und gar zu gern dem strengsten Absolutismus gehuldigt hätte, so war doch diese Fraktion schlau genug, um sich an dem klugen und energischen Handeln des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel ein Beispiel zu nehmen.

Die äußerste Rechte verschleierte ihr Streben nach dem absoluten Staate und gab sich für so konstitutionell aus, daß sie die Verfassung vom 5. Dezbr. als rechtsgültig von der Versammlung angenommen wissen wollte.

Die unbedingte Annahme der Verfassung, das war also der Punkt, in welchem alle verschiedenen Fraktionen der Rechten zusammenhielten, während andererseits die Fraktionen der Linken eine Vereinbarung über diese Verfassung mit der Krone wollten. Die Linke erkannte zum größten Theil die Verfassung als nicht rechtsgültig bestehend an. Ein Theil der Linken und zwar die äußerste Linke, so wie die entschiedene Linke, fand in der Oktroyirung eine zweifellose Rechtsverletzung und wollte die Verfassung nur dann als rechtsgültig bestehend anerkannt wissen, wenn sie zu gleicher Zeit von der aus Urwahlen durch das Volk gewählten zweiten Kammer angenommen worden wäre.

Ein anderer Theil der Linken hätte die Verfassung gern, wie sie war, anerkannt, wenn aus dieser Verfassung

der verhaßte § 105, welcher der Willkür jedes Ministeriums freien Lauf ließ, gestrichen worden wäre.

Mit diesem Paragraphen wollte aber auch die gemäßigte Fraktion die Verfassung nicht als rechtsgültig anerkennen, sie wollte daher eine sofortige Revision.

Eine unbedingte Anerkennung der Verfassung erschien deshalb so gefährlich, weil dann bei einer spätern Revision diese nur auf dem Wege der Gesetzgebung, also mit Zustimmung beider Kammern und des Königs vorgenommen werden konnte, während die Revision jetzt hauptsächlich den beiden Kammern vorbehalten blieb.

An dem Tage vor dem Zusammentritt wurde diese Frage indessen nur im Allgemeinen behandelt; zu einem bestimmten Partei-Programm konnte es noch auf keiner Seite kommen, bis die Parteien vollzählig versammelt waren.

Am 26. Februar wurde die Kammer eröffnet. Ein Gottesdienst ging der Eröffnung vorher, dem auch der König beiwohnte. Im Dom von Berlin predigte einer der Hauptführer der absolutistischen Partei, von Gerlach. Er entfaltete bei dieser Predigt einen wilden Fanatismus ganz im Sinne seiner Partei. Das war die Einleitung der Kammersitzungen.

Von der Kirche aus wanderten die Abgeordneten nach dem weißen Saale im Schlosse. Eine große Volksmenge umstand den Dom und empfing die beliebten Männer der Nationalversammlung wie Unruh, Waldeck, Behrends und Andere mit stürmischem Beifall.

Um 11 Uhr versammelten sich die Abgeordneten im weißen Saale des Schlosses von Berlin. Eine Viertelstunde später erschien der König in Uniform, von den Prin-

zen und den höchsten Würdeträgern des Reichs begleitet. Er wurde von der Versammlung mit einem dreifachen Lebehoch begrüßt; dann überreichte ihm der Ministerpräsident die Thronrede, und sitzend las der König dieselbe ab.

Es war eine seltsame Thronrede, wie vielleicht nur wenige der Abgeordneten sie erwartet hatten. Da war nichts Bestimmtes gesagt, die wichtigsten Verhältnisse des Landes wurden mit wenigen Worten berührt und erschienen schwankend.

Nach der Thronrede entfernte sich der König, abermals von einem Lebehoch der Versammlung begrüßt.

Dreizehntes Capitel.

Am 27. Februar fand die erste Sitzung der zweiten Kammer statt. Das Ministerium hatte, um schnell zur Erkenntniß zu kommen, wie sich die Parteien in der Kammer herausstellen würden, wie wir schon sagten, selbst die Bildung eines Centrums nach der Oertlichkeit unmöglich gemacht, indem es für ein solches Centrum durchaus keinen Platz gelassen hatte. Die Mittelplätze fehlten gänzlich, da der Ministertisch vollständig an die Wand gerückt war. Die Tribüne war verkleinert, nur eine geringe Anzahl von Zuhörern konnte den Sitzungen der zweiten Kammer beiwohnen. Die Ansammlung des Volkes vor dem Kammergebäude war durch die Einrichtung des Hauses unmöglich gemacht.

In den ersten Sitzungen der zweiten Kammer zeigte sich das betrübende Resultat, daß nur in einem kleinen Theil Preußens die Wahlen so günstig ausgefallen waren, als in Bonn, es zeigte sich, daß die rechte Seite der Kammer, wenn auch nur eine kleine, doch eine Majorität hatte.

Die erste Frage, bei der die Majorität der Rechten sich überhaupt herausstellte, war die Frage über die Annahme einer Geschäftsordnung.

Die Mitglieder der Rechten waren so freundlich gewesen, eine Geschäfts-Ordnung für die zweite Kammer auszuarbeiten; natürlich aber ganz im Sinne der Rechten. Dringende Anträge und Interpellationen an die Minister wurden in dieser Geschäfts-Ordnung äußerst erschwert, wie es hieß, damit die Verhandlungen der Kammer schneller gehen könnten.

Andererseits wurde aber auch der Willkür des Präsidenten, dem Terrorisiren durch die Majorität in dieser Geschäftsordnung vollkommen Thür und Thor offen gelassen.

Schon vor der Eröffnung der Kammern war diese Geschäfts-Ordnung von den in Berlin anwesenden Geheimen Räthen, welche zugleich zu Kammer-Mitgliedern erwählt worden waren, ausgearbeitet worden und jetzt, wo sie der Kammer vorgelegt wurde, stellte man an diese das naive Verlangen, ohne Weiteres, wenigstens provisorisch diese von der Rechten proponirte Geschäfts-Ordnung anzunehmen, ohne daß auch die meisten Mitglieder nur irgend eine Kenntniß von derselben hatten.

Diese provisorische Annahme wurde auch in der That von der zweiten Kammer und zwar mit einer Majorität von 21 Stimmen beliebt. Die Sache war an und für sich von keiner bedeutenden Wichtigkeit, aber dennoch dadurch wichtig genug, daß sich in dieser Frage zum erstenmale herausstellte, wie eigentlich die Majorität des Hauses beschaffen sei, daß die Rechte 21 Stimmen mehr besäße, als die Linke.

Eclatanter sollten indessen die Parteien in der Kammer sich bei einer zweiten Frage, welche bedeutend wichtiger war, scheiden.

Eine Anzahl Sitzungen ging unter Wahlprüfungen und unbedeutenden Kleinigkeiten hin, und erst in der sechsten Sitzung kam die zweite Kammer zur Wahl des Präsidenten. Hier wurden die Parteien allerdings ziemlich schroff gespalten, obgleich beide Parteien wiederum klug genug waren, nicht Männer ihrer äußersten Spitze zum Präsidentenstuhl vorzuschlagen.

Die linke Seite der zweiten Kammer hatte Herrn von Unruh, den frühern Präsidenten der National-Versammlung, welcher die Sitzungen derselben während des Belagerungszustandes in Berlin geleitet hatte, zu ihrem Kandidaten bei der Präsidentschaft gemacht.

Herr von Unruh gehörte nicht der äußersten Linken an, im Gegentheil, er war immer ein Mann der Vermittlung, er hatte bis zum 9. November dem Centrum der National-Versammlung angehört, und erst nach der Contrerevolution war er zur entschiedenen Linken getreten.

Die linke Seite bezweckte, durch die Wahl des Herrn von Unruh gewissermaßen, zu zeigen, daß die zweite Kammer nichts anderes als eine Fortsetzung der Nationalversammlung sein sollte. Mit der Wahl Unruh's zum Präsidenten hätte die zweite Kammer stillschweigend das ganze Verfahren seit dem 9. November, die Steuerverweigerung, die Mißtrauens-Adresse gegen das Ministerium, und alle jene andern energischen Handlungen gebilligt.

Die rechte Seite hatte ebenfalls einen Mann der Vermittlung, einen der früheren Präsidenten der Nationalversammlung, Grabow aus Prenzlau, zu ihrem Kandidaten aufgestellt. Auch hier hatte die äußerste Rechte ihren eigenen Kandidaten zurückgehalten.

Die Wahl ging vor sich und trotz der Mäßigkeit der Rechten, trotzdem, daß Grabow sich oftmals im Sinne der Linken ausgesprochen hatte, stimmten doch die Mitglieder der Linken einstimmig mit der größten Disziplin für Unruh. Grabow erhielt 171 Stimmen, Unruh 158; die Rechte hatte daher eine Majorität von nur 13 Stimmen in der Versammlung.

Das war für die Regierung ein betrübendes Resultat, denn in allen Kammern hatte sich schon seit alten Zeiten die bestimmte Erscheinung herausgestellt, daß dieselben sich nach und nach immer mehr zur Linken neigen. Hatte bei Beginn der Sitzungen die Rechte nur eine Majorität von 14 Stimmen, so ließ sich wohl voraussehen, daß binnen sehr kurzer Zeit auch diese Majorität schwinden, daß die Linke zur Majorität gelangen werde.

Die erste Frage von Wichtigkeit, welche in der Kammer überhaupt zur Sprache kam, war die, ob der Thronrede des Königs gegenüber von der zweiten Kammer eine Adresse zu erlassen sein werde.

Die Linke war gegen den Erlaß jeder Adresse. In vieler Beziehung wäre es auch den Mitgliedern der Linken angenehm gewesen, wenn eine Adresse erlassen worden wäre; sie hätten in dieser Adresse vollkommene und gute Gelegenheit gehabt, gegen das in Preußen herrschende System aufzutreten, und die verschiedenen Handlungen der Minister zu kritisiren. Trotzdem aber hielten es die Führer der Linken für klüger, von jeder Adresse abzustehen, weil die Fraktionen der Linken zu leicht durch eine solche Adresse in Parteistreitigkeiten kommen und sich trennen konnten; weil außerdem die Verfassung vom 5. Dezbr., welche von der Linken

für nicht zu Recht bestehend anerkannt wurde, durch die Mojorität der Rechten eine Anerkennung erhalten konnte und weil der Linken dadurch die Gelegenheit entzogen wurde, auf dem Wege der Revision die verhaßten Verfassungsparagraphen zu streichen.

Eine lebhafte Debatte entspann sich über die Frage, ob eine Adresse erlassen werden solle.

In dieser Debatte nahm auch Kinkel das Wort und hielt folgende treffliche Rede:

„Meine Herren! Ich ergreife das Wort, um gegen die Adresse zu sprechen. Herr v. Vincke hat die Adresse besonders dadurch motivirt, daß er sagte, das Land erwartet von seinen Vertretern eine allgemeine Aeußerung über die wichtigsten Fragen, die es bewegen. Es ist bereits von einem Vorredner bemerkt, was ich nur bestätigen kann: Das Land erwartet eine solche Aeußerung nicht von uns, die große Majorität, namentlich die, welche unter den sozialen Uebeln der Gegenwart leidet, erwartet eine solche Erklärung nicht, sie erwartet überhaupt von uns nichts Allgemeines, sie erwartet von uns das Allerspeziellste, die endliche Feststellung einer Verfassung, an der man auch Etwas hat, auf die man sich auch, weil sie frei ist von aller Zweideutelei, mit Fug und Recht berufen kann. Das Land erwartet von uns eine gediegene Gewerbe-Ordnung, welche der Beamtenwillkür die Spitze wegbricht. Das Land und namentlich die Gewerbe verlangen von uns eine vernünftige Gewerbe-Ordnung, die einen wirklichen Schutz der Arbeit verleiht. Die bäuerliche Bevölkerung verlangt Gesetze, welche sie von den bisherigen Feudallasten nicht so befreien, daß diese Lasten sich blos in Kapitallasten ver-

wandeln, die hernach der Bevölkerung nur noch schwerer werden.

Wenn ich aber sage, das Land verlangt eine vernünftige Gewerbe-Ordnung, so meine ich damit nicht die Gewerbe-Ordnung, welche von dem Ministerium erlassen ist. Wenn ich sage, das Land verlangt eine Gemeinde-Verfassung, die es vor der Willkür der Beamten schützt, so meine ich damit auch nicht den Entwurf, der von Seiten der Regierung zur Begutachtung an die Behörden erlassen worden ist. Diesem ganz speziellen Verlangen gegenüber sind jene allgemeinen Dinge, über die wir uns hier nach der Meinung des Antragstellers erklären sollen, nach der Ansicht der großen Majorität des Volkes (und die Majorität wird eben gebildet von den gedrückten Klassen des Volkes) unwesentlich und unwichtig. Das, was bei dieser Adreßdebatte, die sehr lange dauern kann, herauskommen kann, ist in den Augen des Volks ein Stück Papier, und dies wird außerordentlich theuer erkauft zum Ruhme der Redner, die hierbei vielleicht ihren Glanz von der Tribüne ausbreiten werden. Ich kann indeß diesen Gegenstand wohl von vorn herein fallen lassen, da gerade diesen einer meiner Vorredner vortrefflich entwickelt hat.

Ich komme speziell auf einen Punkt, welchen mein Vorredner, der Kollege Urlichs, vor Ihnen ausgebreitet hat.

Es sei, sagt er, auf das Bestimmteste nöthig, daß dem neuen dänischen Kriege gegenüber wir unsere Mitwirkung zusagen, um denselben zur Ehre des Vaterlandes so kräftig als möglich zu führen. Ich fürchte nur außerordentlich, daß das Land in einer solchen Zusage nichts Anderes sehen wird, als nur die Bewilligung einer neuen schweren Auf-

lage, die unter dem Vorwande — so möchte das Land sprechen — eines neu ausbrechenden Kabinets-Krieges ihm auferlegt wird. Erinnern sich die Herren, die so schnell mit der Majorität, die sie jetzt zu haben glauben, eine bestimmte, abschließende Ansicht der Kammer fertig kriegen wollen, erinnern sie sich doch einfach an das Schicksal der vorigen Nationalversammlung.

Diese hat ebenfalls in ihren ersten Schritten mit großer Bestimmtheit sich dahin erklärt, daß sie das, was man den Abgrund der Revolution nannte, dadurch schließen wolle, daß sie sagte, es sei nie ein Krater da gewesen.

Es ist der Nationalversammlung nicht gelungen, diesen Krater zu schließen, und dadurch, daß Sie jetzt durch ein Mojoritäts-Votum die Revolution für geschlossen erklären, ist sie nicht zu Ende. Sie kann nur dadurch geschlossen werden, daß die in ihr liegenden Prinzipien in der Gesetzgebung einen vollen Ausdruck finden, und daß sie dies thun, dazu sind wir hier.

In der That aber muß ich Sie fragen, was Sie eigentlich auf die Thronrede erwidern wollen. Erlauben Sie mir, meine Herren, auch hier ganz den praktischen Standpunkt festzuhalten.

Es ist uns gesagt worden, daß Adressen auf Thronreden konstitutionelle Sitte sei; es ist sogar von Seiten des vorigen Redners das Wort „konstitutionelle Etikette" gebraucht worden, um zu empfehlen, daß auch wir auf die Thronrede eine Antwort-Adresse erlassen sollen.

Meine Herren! Ahmen wir von konstitutionellen Ländern doch nur das nach, was gut ist: die Sicherung der persönlichen Freiheit, die Sicherheit für die unveräußerli-

chen Rechte der Staatsbürger. Hüten wir uns aber, ihnen darin nachzuahmen, wenn sie sich in bloßen Formen ergehn, hüten wir uns vor Allem, sie in dieser Form zu überbieten! Das aber werden wir thun, wenn wir uns auf diese Thronrede einlassen.

Die Thronrede, meine Herren, erscheint mir, wenn ich ein Bild brauchen darf, wie jener bläuliche, mildernde Nebel, der sich auf Bildern und in der Natur zwischen Auge und Ferne legt, und die Umrisse der Dinge, namentlich die scharfen Umrisse der fernen Felsengruppen sanft mildert. Meine Herren, die Thronrede die vor uns liegt, ist dieser Art. Wenn man auch mit diesem bläulichen Nebel zufrieden ist, so muß ich mich doch ganz bestimmt dagegen erklären, wenn eine Thronrede ganz zum blauen Dunst wird, der nicht blos die Umrisse der Gegenstände umschleiert, sondern dieselben ganz und gar dem ehrlichen Blicke entziehen möchte; und das geschieht durch diese Thronrede. Ich denke nicht im Mindesten auf eine Kritik derselben einzugehen, wozu von dieser Tribüne aus sich Gelegenheit finden wird, wenn anders sich eine Majorität, was ich nicht erwarte, für eine solche Adreßdebatte finden sollte. Erlauben Sie mir, meine Herren, nur ein paar so recht hervorstehende Punkte anzuführen."

Der Präsident unterbrach bei diesen Worten Kinkel mit der Bemerkung, daß er nur auf die allgemeine Frage, ob eine Adresse erlassen werden solle oder nicht, eingehen dürfe. Kinkel fügte sich nach einigen Gegenreden dem Willen des Präsidenten und fuhr fort.

„Ich erkläre mich unter diesen Umständen gezwungen, von dem materiellen Theile meines Vortrages abzusehen

und abzugehen. Ich kann mich nur an dem rein Formellen der Sache halten. Ich will also, meine Herren, der angegebenen Weisung folgen und nur noch ein Letztres Ihnen zu bedenken geben.

Meine Herren! Die Interessen, die sich an diese Debatte über die Thronrede etwa anknüpfen, scheinen mir wesentlich der Art zu sein, daß es sich bei Allen, die dieselbe begünstigen, mögen sie auf der rechten oder linken Seite sitzen, um das Verhältniß dieser Kammer zum Ministerium sehr wesentlich mit handeln wird.

Meine Herren! Ich gebe Ihnen in dieser Hinsicht einzig das zu bedenken, daß wir vielleicht auch nicht lange in diesem Saale versammelt sein werden, daß wir, und hier wende ich mich namentlich an Sie, meine Herren von der rechten Seite, genöthig sein werden, noch in einer Menge von Dingen mit einander zu berathen, wo wir auch in Ihnen wahre Freunde des Vaterlandes, wahre Beförderer solcher Gesetze zu finden hoffen, die zum Wohle des Volkes dienen werden.

Meine Herren! Ob die hier vor mir sitzenden Männer (zu den Ministern gewendet) die dortige Bank einnehmen oder nicht, das wird an unsern Verhältnissen wenig ändern. Es wird um so weniger ändern, als die Ministerien bekanntlich wechseln, wir aber bleiben, und wenn wir nicht bleiben, so bleibt das, wovon wir der Ausdruck sind: das Volk, seine Forderungen, seine Wünsche — und dies wird sich in irgend einer Weise schon wieder seine Vertretung zu verschaffen wissen. Lassen Sie uns, meine Herren, nicht auseinandergehen von dem ersten Anfange an, Sie können uns vielleicht durch Ihre Majorität nöthigen, einzugehen

auf die Debatte über eine solche Antworts-Adresse. Dann, meine Herren, werden wir zu Ihnen sagen müssen, was Macbeth sagt: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden und ich muß kämpfen." Wir werden kämpfen. Wir haben das Prinzip der Volkssouveränität, das wir vertreten, mit aller Kraft auch auf diesem Formboden durchzufechten und da man sich viel hitziger und leidenschaftlicher um Formen als um Sachen streitet, so werden wir vielfach nicht in unserer Brust allein, sondern auch in den Parteien im Lande, die sich schon schroff genug entgegenstehen, eine wilde Leidenschaft erwecken. Das dürfte nicht gut sein für spätere, friedlichere Berathungen von Gesetzen, die wir Beide für gleich nöthig erachten.

Meine Herren! Es ist allerdings die Stimme des Volkes von diesem Saale abgeschnitten, Das Volk ist von diesem Saale getrennt durch einen Konstabler-Posten und ein großes Vordergebäude.

(Gelächter.)

Aber das Volk ist da und seine Stimme redet dennoch zu uns, wenn auch nur leise und flüsternd. Das Volk nun will rasche Hebung der sozialen Uebel, es will ein festes Gebäude, durch die die gesunkene Gewerbethätigkeit, auf die Handel und Wandel sich wieder aufbauen.

Meine Herren! Im Namen des Volkes mahne ich auch Diejenigen unter Ihnen, denen es wirklich Ernst ist mit dem Wohl des Volkes — und ich gebe mich gern dem Glauben hin, daß Sie Alle zu dieser Kategorie gehören — gegen die Adresse zu stimmen."

(Bravo von der Linken.)

Trotz der tüchtigen Rede Kinkel's und den Anstrengungen der Linken, war dennoch die rechte Seite des Hauses entschlossen, eine Adresse zur Beantwortung der Thronrede zu erlassen. Gerade der Grund, den die Linke gegen die Adresse hatte, daß durch dieselbe die Verfassung vom 5. Dezember als zu Recht bestehend anerkannt werde, gerade dieser Grund war es, der die Rechte um so dringender zum Erlasse einer Adresse trieb.

Die Rechte nahm deshalb auch keine Rücksicht darauf, daß sie von Seiten der Linken darauf aufmerksam gemacht wurde, wie durch die Berathung eine Adresse kostbare Tage, vielleicht Wochen vergehen würden. Mit 172 gegen 159 Stimmen, also mit einer Majorität von 13 Stimmen wurde die Erlassung einer Adresse beschlossen, und zur Verfassung derselben eine Kommission erwählt, die, wie dies bei dem Charakter der Kammer nicht anders möglich, in ihrer Majorität aus Männern der rechten Seite bestand. Auch einige Celebritäten der Linken gehörten dieser Kommission an, wie von Berg, Rodbertus und Grün; aber die überwiegende Majorität bestand aus Männern der Rechten.

Die Kommission trat sofort in die Berathung über die Adresse, und das Resultat dieser Berathung ließ sich nach der Zusammensetzung der Kommission mit der größten Bestimmtheit voraussagen. Die Adresse, welche der Kammer vorgelegt werden sollte, konnte nichts anderes sein, als eine Meinungs-Aeußerung der Männer der Rechten, nichts anderes, als eine servile Beantwortung der Thronrede, welche überall sich einverstanden zeigte mit den in der Thronrede geäußerten Ansichten der Regierung.

Auf Seiten der Linken waren über das Verhalten der

Linken bei der Adresse selbst sehr verschiedene Ansichten. Man wollte sich Anfangs bei der Debatte über die Adresse gar nicht betheiligen, man kam aber endlich dahin überein, daß dies doch unpraktisch wäre, daß die Redner der Linken in dem durch die stenographischen Berichte veröffentlichten Berichte der Kammer Gelegenheit hätten, ihre Ansichten im Lande zu verbreiten und das Volk aufzuklären über seine Interessen.

Aus diesem Grunde entschloß man sich, die Debatte über den Adreßentwurf anzunehmen, und sich lebhaft dabei zu betheiligen. Man beschloß ferner, der Adreß-Kommission einen Entwurf von Seiten der Linken zu überreichen, der von D'Ester, Waldeck, Lipski und Grün unterschrieben wurde. Die Kommission nahm natürlich einen solchen Adreßentwurf nicht an, und die Linke mußte sich deshalb begnügen, die einzelnen Sätze ihres Adreßentwurfs bei der späteren Debatte als Amendements vorzubringen.

Schon damals, schon bei dieser Debatte zeigten sich in den Reihen der Linken verschiedene Ansichten, welche drohten, Uneinigkeit unter die Oppositionspartei zu bringen.

Die Führer der Linken, die Männer, wie D'Ester, wie unser Kinkel, wie Waldeck und Jacobi wollten die Opposition gegen das Ministerium mit voller Konsequenz fortführen. Dagegen gab es auch unter der Linken nur zu viel Vermittelungsmänner, welche sich nicht entschließen konnten, allen den konsequenten Schritten und Aeußerungen der entschiedenen Linken beizutreten. Schon jetzt begannen die Centren sich zu bilden, so sehr die Bildung derselben auch vom Ministerium selbst erschwert worden war. Die Leute, welche in der National-Versammlung das rechte und das

linke Centrum gebildet hatten, gingen nur ungern denselben Weg mit den Männern der frühern äußersten Linken und schon jetzt begannen sie sich von denselben zu trennen; sie wollten nicht für die D'Estersche Adresse stimmen, und beschlossen deshalb, eigene Amendements bei der Adreßdebatte vorzubringen, da sie ebenso wenig mit dem Entwurfe der Rechten zufrieden sein konnten.

Die beiden Adressen, welche von Seiten der Kommission, also von Seiten der Rechten, und von Seiten der Linken vorlagen, unterschieden sich hauptsächlich in fünf Punkten.

Der Entwurf der Kommission wollte die Verfassung ohne Weiteres anerkannt wissen, während der D'Estersche Entwurf der Regierung die Berechtigung zum Erlasse der Verfassung absprach und die zweite Kammer nur als eine Fortsetzung der National-Versammlung hinstellte.

Ein zweiter abweichender Punkt, war der immer noch über Berlin verhängte Belagerungszustand. Der Adreßentwurf der Kommission erkannte diesen Belagerungszustand an und sprach aus, daß wahre Freiheit nicht ohne gesetzliche Ordnung bestehen könne; der D'Estersche Entwurf hingegen sprach den Schmerz des Volkes über diesen Belagerungszustand aus, indem an die Stelle der Herrschaft der Gesetze, die der Gewalt und der Willkür getreten sei.

Die dritte Frage endlich war die über eine zu gewährende Amnestie gegen alle politischen Verbrecher. Der Entwurf der Kommission wußte von einer solchen Amnestie Nichts, der D'Estersche Entwurf forderte sie auf das Bestimmteste.

Endlich waren die deutsche und die dänische Frage

Punkte, in welchen die Meinungen der Rechten und Linken auf das Entschiedenste auseinandergingen, wie sich dies in den Adressen aussprach.

Der D'Estersche Entwurf sprach aus, daß die erste Bedingung der Einheit Deutschlands die Sicherung der Freiheit und die Befestigung der Rechte des Volkes sei; der Entwurf der Kommission zollte den Bestrebungen Preußens, Deutschland zu einem Bundesstaate zu machen, den entschiedensten Beifall. Der D'Estersche Entwurf forderte die Aufbietung aller Kräfte Preußens, um Dänemark zu einem der Ehre Deutschlands angemessenen Frieden zu zwingen; der Entwurf der Kommission sprach sich höchst flau über das Verhältniß Preußens zu Dänemark aus, indem er die Hoffnung, daß der Krieg mit Dänemark nicht wieder beginnen werde, in den Vordergrund stellte.

Endlich aber sprach der Kommissionsentwurf ein glänzendes Lob über das preußische Heer aus, das in den Tagen des Kampfes seinen Kriegsruhm in den schwereren Tagen seine Treue bewährt habe. In dem D'Esterschen Entwurf fehlte eine solche Stelle gänzlich.

Wir würden dem Leser gern beide Adreßentwürfe vollständig übergeben, aber der beschränkte Raum zwingt uns, nur einen derselben aufzunehmen. Wir wählen den D'Esterschen als denjenigen, welcher auch die Ansichten unseres Kinkel vertritt, für den Kinkel in allen seinen Punkten stimmte, für den er späterhin sprach.

Der Adreßentwurf von D'Ester lautet folgendermaßen:

Majestät!

Die preußische National-Versammlung ist in Folge von Ereignissen, welche dem Lande noch in frischem Ge-

dächtnisse sind, von Euer Majestät am 5. Dezember v. J. wider ihren Willen aufgelöst worden. Ihr bald vollendetes Werk, eine der Bildungsstufe, den Anforderungen und Bedürfnissen des Volkes entsprechende Verfassung ist dadurch unterbrochen, der öffentliche Rechtszustand tief erschüttert und die Hoffnung auf baldige Erfüllung der von Ew. Majestät im März vorigen Jahres ertheilten Verheißungen hinausgeschoben worden.

Das Volk hat abermals durch Ausübung des allgemeinen Stimmrechts Vertreter gewählt, um das unterbrochene Werk der National-Versammlung zu vollenden, die von Ew. Majestät am 5. Dezember v. J. veröffentlichte Verfassungs-Urkunde, welche ohne die Zustimmung der Volksvertreter keine Rechtsgültigkeit hat, zu berathen, den Anforderungen des Volkes Geltung zu verschaffen und so mit Ew. Majestät die zukünftige Verfassung des preußischen Staates festzustellen.

Die seit dem 5. Dezember v. J. erlassenen Verordnungen, welche uns vorgelegt werden sollen, werden wir einer ernsten Prüfung unterziehen, halten uns aber, durchdrungen von der Nothwendigkeit des Grundsatzes, daß kein Gesetz ohne die Mitwirkung und Zustimmung der Volksvertretung gegeben werden könne, und berufen, die unveräußerlichen Rechte des Volkes aufrecht zu erhalten, für verpflichtet, gegen die vorläufige Gültigkeit jener so tief in das Staatsleben eingreifenden Verordnungen Verwahrung einzulegen.

Wir werden die Berathung und Beschlußnahme über alle zur Ausführung der Verfassung nothwendigen Gesetze um so rascher vornehmen, als wir überzeugt sind, daß nur

dadurch, so wie durch die geeignete Umgestaltung der Verwaltung des Heerwesens und der Strafgesetzgebung das noch immer tief erschütterte Vertrauen zurückkehren, und Handel und Gewerbe sich von der Lähmung erholen werden, welcher sie zu erliegen drohen.

Schmerzlich hat es das ganze Volk empfunden, daß über die Hauptstadt und viele Orte des Landes der Belagerungszustand verhängt worden ist, die gesetzlich gewährleisteten Grundrechte des preußischen Volkes aufgehoben worden sind, an die Stelle der Herrschaft der Gesetze die der Gewalt und der Willkür getreten ist. Es ist unsere erste Pflicht, Ew. Majestät zu erklären, daß wir die Fortsetzung des Belagerungszustandes, an den Orten, wo er noch besteht, für unverträglich mit der Rückkehr der Herrschaft der Gesetze und der Wohlfahrt des Landes halten, vorzüglich aber in der Hauptstadt, wo wir, die Volksvertreter, jetzt unsere für die Zukunft des preußischen Volkes so wichtigen Berathungen beginnen sollen.

Das Rechtsgefühl des Volkes fordert eine baldige Amnestie für diejenigen, welche das Zerwürfniß zwischen den verschiedenen Staatsgewalten und die Aufhebung der Herrschaft der Gesetze dem Kreise ihrer Familien entzogen oder in Untersuchungen verwickelt haben.

Wir werden aus den uns vorzulegenden Staatshaushalts-Etats ersehen, in wie weit, ungeachtet der im Vergleich gegen die Vorjahre zu erwartenden Verminderung des Steuer-Einkommens, der für verschiedene Ausgabezweige, namentlich für öffentliche Arbeiten erforderliche Mehrbedarf ohne Steuer-Erhöhung und ohne neue Benutzung des Staatskredits wird gedeckt werden können.

Bei Berathung und Feststellung der Staatshaushaltsetats werden wir bedacht sein, alle mit der Wohlfahrt des Landes verträglichen Ersparnisse, insbesondere in der Verwaltung und dem Heerwesen, einzuführen, welche die Staatsregierung in den Stand setzen werden, mehr, als bisher geschehen ist, für die Verbesserung der Lage der hart gedrückten ärmeren Volksklassen und das Volksschulwesen zu thun.

Zur Erreichung des großen Zieles der innigen Vereinigung aller deutschen Volksstämme zu einer Staatseineinheit werden wir jederzeit bereitwilligst mitwirken. Wir glauben jedoch, daß die erste Bedingung der Einheit Deutschlands die Sicherung der Freiheit und die Befestigung der Rechte des Volkes ist.

Die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen Ew. Majestät Regierung zu den übrigen fremden Staaten berechtigen uns auch zu der Hoffnung, daß bei den neuerdings wieder drohenden Zerwürfnissen mit der Krone Dänemarks Preußen alle ihm zu Gebote stehende Kraft anwenden werde, um endlich einen mit der Ehre Deutschlands und den materiellen Interessen seiner Bewohner verträglichen Frieden herbeizuführen.

Sehnsüchtig erwartet die lang unterdrückte Nationalität der polnischen Staatsangehörigen die Verwirklichung der ihr wiederholt zugesicherten Rechte.

Wir theilen den Schmerz um den Verlust eines Prinzen Ew. Majestät Königlichen Hauses.

Das Vaterland wird uns zu jeder Zeit bereit finden, nach unseren Kräften beizutragen, daß die Forderungen des Volkes erfüllt, seine Freiheit und seine Rechte geschützt

werden. Wir hoffen, daß mit Ew. Majestät Beistand dieses Ziel erreicht, die Ehre und der Ruhm Peußens erhöht und unserm Vaterlande eine friedliche und segensreiche Zukunft bereitet werde.

Berlin, den 15. März 1840.

Der Adreßentwurf der Kommission kam in der Kammer zur Debatte.

Zuerst nach der allgemeinen Diskussion wurden die beiden ersten Punkte, welche die Anerkennung der Verfassung betrafen, besprochen. Die rechte Seite hatte keine Amendements zu dem Entwurfe der Kommission gestellt, um jeden Preis wollte sie die Anerkennung der Verfassung haben, obgleich auf der rechten Seite selbst sehr verschiedene Ansichten darüber existirten, ob die Verfassung als solche rechtsgültig erlassen worden sei, oder ob sie erst durch Anerkennung der zweiten Kammer als rechtsgültig angesehen werden könne. Die linke Seite dagegen hatte, wie ihre Fraktionen sich spalteten, die verschiedensten Amendements gestellt.

Nach langer heftiger Debatte wurde zuerst über den D'Esterschen Antrag abgestimmt; er wurde von 255 Mitgliedern verneint, von 62 Mitgliedern bejaht, nur die äußerste Linke hatte für den Entwurf gestimmt, aber zu dieser äußersten Linken gehörten Männer, wie Kinkel, Jacobi, Waldeck, Behrends, D'Ester, Wesendonck, Ziegler u. s. w.

Nachdem das D'Estersche Amendement verworfen worden war, wurden auch die übrigen Amendements der gemäßigten Linken und des Centrums verworfen, und es wurde endlich der Adreßentwurf der Kommission mit 172 gegen 161, also mit einer Majorität von nicht mehr als 11 Stim-

men angenommen. Zwölf Mitglieder der Kammer waren theils nicht anwesend, theils enthielten sie sich ihrer Stimmen, und zwar gehörten von diesen 12 Mitgliedern die meisten der Oppositions- und zwar der polnischen Partei an.

Die Verfassung vom 5. Dezember, welche bereits von der ersten Kammer als zu Recht bestehend anerkannt worden war, war jetzt auch von der zweiten Kammer anerkannt worden, sie bestand demnach fortan zu Recht, denn da die zweite Kammer aus Urwahlen des Volkes hervorgegangen war, so konnte darüber kein Zweifel existiren, daß nach der Abstimmung der zweiten Kammer die Vereinbarung zwischen Volk und König durch diese Abstimmung vollzogen worden sei.

Die Verfassung vom 5. Dezbr. mit allen ihren trefflichen, die Freiheit des Volks garantirenden Paragraphen, mit dem Wahlgesetz, welches die Urwahlen proklamirte, aber auch mit dem §. 105 bestand fortan zu Recht. Weder der König einseitig, noch eine der beiden Kammern vermochte diese Verfassung von jenem Augenblicke an zu verändern, denn nach den Paragraphen der Verfassung selbst konnte eine Aenderung nur eintreten in Uebereinstimmung des Königs mit den beiden Kammern.

Die gutmüthigen Konstitutionellen jubelten über das Resultat der Kammerdebatten, jetzt glaubten sie die Zukunft des Vaterlandes gesichert, sie bedachten nicht, daß in dieser Verfassung der Artikel 105 enthalten sei, jener Artikel, der den ganzen Konstitutionalismus Preußens zum reinsten Scheinkonstitutionalismus machte, der der Willkür Thür und Thor offen ließ, welcher dem Ministerium gestattete,

die ganze Verfassung wenigstens mit einem Schein des Rechts, über den Haufen zu werfen, wie denn auch in der That späterhin gerade dieser Artikel der Verfassung benutzt wurde, um das allgemeine Wahlrecht aus der Verfassung zu streichen.

Der Kampf zwischen der rechten und der linken Seite war ein äußerst heftiger gewesen. Beide Seiten hatten ihre tüchtigsten Kämpfer, ihre herrlichsten Redner auf die Tribüne geschickt. Von der Linken hatten Kinkel, Waldeck, Jacobi, Berg, Kirchmann, Unruh, D'Ester und Andere gesprochen. Von der Rechten Graf Arnim, von Auerswald, von Vincke, von Bodelschwingh u. s. w.

Die Rechte hatte gesiegt, aber freilich nur mit elf Stimmen, und berechnen wir, daß von den 12 abwesenden Mitgliedern 9 der Opposition und 3 der ministeriellen Partei angehörten, so hatte die Rechte gesiegt mit 175 gegen 170 Stimmen, also eigentlich nur mit 5 Stimmen.

Das war eine schwache, eine außerordentlich schwache Majorität der Rechten, eine Majorität, die jedes ächt konstitutionelle Ministerium fast als eine Minorität angesehen haben würde. Ein englisches Ministerium würde bei einer so schwachen Majorität nun und nimmermehr den Muth gehabt haben, auf seinem Platz zu bleiben, es würde abgetreten sein, in der vollkommen festen Ueberzeugung, daß es nicht mehr lange die Majorität in der Kammer haben könne, denn jede Kammer geht erfahrungsmäßig nach längerem Zusammensein mehr und mehr nach links.

Ein wahrhaft konstitutionelles Ministerium will getragen sein durch die Majorität des Volkes, und nur wenn es seiner Ueberzeugung nach mit dieser Majorität stets Hand

in Hand gehen kann, nur dann bleibt es in seiner Stellung, nur dann bleibt es an der Spitze des Staats.

Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel indessen kehrte sich nicht an die Minorität, welche es für sich hatte, es betrachtete eine Majorität von fünf Stimmen immer noch als eine Majorität, und es blieb auf seinem Platze.

Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, welches an die Spitze des Staats getreten war, nachdem es ein Mißtrauensvotum von der Nationalversammlung vor seinem Amtsantritte erhalten hatte, kümmerte sich wenig um Majorität oder Minorität in der zweiten Kammer, und als es späterhin gar die kleine Majorität, wie sich voraussehn ließ, vollständig verlor, als die Majorität sich gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel erklärte, da wurde die zweite Kammer aufgelöst, und ein neues Wahlgesetz oktroyirt, vermöge dessen eine gefügigere Kammer geschaffen werden konnte.

Der zweite Punkt, in dem die Ansichten der Rechten und der Linken auseinandergingen, war die Frage über den Belagerungszustand der Stadt Berlin; mit 187 gegen 143 Stimmen wurde das D'Estersche Amendement verworfen und der Entwurf der Adreßkommission angenommen.

Jetzt kam die Amnestie zur Frage, von der der Entwurf der Kommission gar nichts wußte. Der D'Estersche Entwurf forderte eine Amnestie als ein Recht, aber es war vorauszusehen, daß eine solche Forderung von Seiten der Kammer sicherlich nicht angenommen werden würde; deshalb hatte der Abgeordnete Thiel ein Amendement gestellt, in welchem der König um den Erlaß einer Amnestie gebeten werden sollte.

Eine außerordentlich heftige und gehässige Debatte entwickelte sich über die Amnestiefrage. Die Redner der Rechten sagten, daß es noch nicht Zeit sei zur Versöhnung, noch nicht Zeit sei zur Milde. Der Abgeordnete Bismark-Schönhausen sprach es offen aus, daß in kurzer Zeit der Schlachtengott zwischen den verschiedenen Parteien richten müsse.

Auch der Minister des Innern von Manteuffel sprach gegen die Amnestie, dafür hingegen sprachen alle Redner der Linken. Auch Kinkel sprach; indessen machte er nur eine kurze, aber äußerst treffende Bemerkung.

Der Abgeordnete Müller von Siegen hatte nämlich gegen die Amnestie gesprochen, er hatte die Linke ermahnt, für die Gültigkeit der Verfassung zu wirken und dadurch den Staat zu stärken, denn nur bei einer starken Staatsgewalt könne auch Milde geübt werden. Er rief aus: „Tragen Sie Ihre Unterordnung unter den Ausspruch (in Beziehung auf die Verfassung) weit in das Land hinaus, tragen Sie ihn unter die streitenden Parteien, damit sie, wie einst jene alten Fürsten, so die Parteien, nach Kampf und Sieg zusammentraten, ein Lager theilten, und aus einem Becher tranken. Dann stärken Sie die Gewalt, und nur die starke Gewalt kann Milde über sich dulden.

Kinkel erwiederte hierauf: „Ein Wort nur, meine Herren, gegenüber dem Abgeordneten Müller, der bei einem schönen Bilde, das er aufgestellt, einen Gegenstand übersah, welcher entscheidend ist. Zwei Fürsten tranken nach der Versöhnung aus einem Becher und schliefen auf einem Lager, es waren Ludwig der Bayer und Friedrich von Oest-

reich. Dies geschah, weil Ludwig der Bayer seinen Gegner aus dem Gefängniß erlöst hatte."

Nach langer Debatte kam endlich die Abstimmung. Die Linke feierte bei dieser Abstimmung ihren ersten Sieg. Mit 167 Stimmen gegen 160 Stimmen wurde das Thiel'sche Amendement über die Amnestie angenommen.

Nach diesem Siege der Linken ging man weiter in der Adreßdebatte. Punkt für Punkt des Kommissionsentwurfs wurde von der Rechten, welche jedes Amendement abwarf, angenommen, wie heftig und energisch auch die Debatte von Seiten der Linken geführt wurde, wie sehr die Linke sich auch bemühte, ihre Ansichten durch ihre Redekraft zu vertheidigen.

Auch der Punkt vom herrlichen Kriegsheere im Adreßentwurf wurde angenommen, obgleich gerade gegen diesen Punkt die Redner der Linken auf das Entschiedenste und Heftigste auftraten.

Auch Kinkel hielt darüber eine kräftige Rede. Sie lautet:

„Meine Herren! Es ist heute von einem Redner von dieser (der rechten) Seite des Hauses hervorgehoben worden, daß die Versöhnlichkeit unser Streben sein müsse auch in der Behandlung der Heeresfrage. Ich erkenne das an, ich muß aber dann fragen, ob nicht schon eine Herausforderung für diese (die linke) Seite des Hauses darin liegt, daß ein solcher Satz wie dieser, überhaupt in die Adresse aufgenommen werden soll.

Sie sprachen zunächst, meine Herren, von dem „Kriegsruhm in Tagen des Kampfes." Es ist gekämpft worden in Berlin, es ist gekämpft worden in Posen, und für Po-

sen ist unstreitig selbst die Möglichkeit vorhanden, von einem Kriege zu reden, indem hier faktisch zwei Nationalitäten auf einander geprellt sind. Sie hätten wenigstens die Rücksicht haben sollen, diese Kämpfe zu unterscheiden von den Kämpfen in Schleswig-Holstein — wenn nicht aus Parteigerechtigkeit, so doch aus Menschlichkeit.

Die Kämpfe in Schleswig-Holstein sind mit Heldenmuth geführt worden. Das ist eine Thatsache, die ich nicht bestreite. Es frägt sich aber, ob dieser Krieg, der weit mehr schmerzliche als freudige Erinnerungen in unsere Geschichte vererben wird, eine Erwähnung in der Adresse verdient. Es hat dieser Krieg unsern Handel ruinirt, er hat geendigt mit einem Waffenstillstande, der in ganz Deutschland zwei Parteien hervorrief, einem Waffenstillstande, für den sich in der frankfurter National-Versammlung nur eine so kleine Majorität fand, daß eben dieser Friedensschluß es war, der, um ein vielgebrauchtes Bild anzuwenden, wirklich die Fackel der Zwietracht in alle deutschen Verhältnisse warf. Ich kann das keinen Kriegsruhm nennen, der auf eine so schmähliche Weise verscherzt wurde. Ich kann das keinen Kriegsruhm nennen, wenn der Krieg so ungemein rücksichtsvoll geführt wird, und so überaus menschlich, daß trotz der vorangegangenen Worte doch — kein Dorf in Jütland abgebrannt wurde. (Bravo!)

Wir haben Anlässe gehabt, in dem ein Heer sich bewähren konnte. Wenn einmal von Kriegsruhm die Rede sein sollte — ich meine von dem reinen Drauf- und Dreinschlagen — so hätte man ja gegen Neufchatel hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihn zu erwerben, wo man sich nicht gegen Insurgenten oder mit Soldaten von Kasernendressur zu schlagen hatte, sondern gegen republikanische Milizen!

Sie sprechen ferner in Ihrer Adresse von „Treue und schweren Prüfungen.“ Liegt nicht darin wieder für uns die größte Kränkung? Ich weiß, meine Herren, daß viele Soldaten damals — denn wovon Sie reden, das kann doch nur der Konflikt im November sein — mit schweren Herzen ihre Pflicht gethan haben. Das, was die Soldaten damals thaten, das nennen Sie einen Akt der Treue. Uns ist dies Ereigniß ein Rechtsbruch: es ist bewaffnete Macht angewendet worden, das bestehende Staatsrecht zu brechen und die Stimmen, die sich gegen diesen Rechtsbruch in der Mehrheit der Nation erhoben, zum Schweigen zu bringen.

(Murren auf der Rechten, Bravo! auf der Linken.)

Wenn Sie einen Soldaten, der dazu hilft, einen gehorsamen nennen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; das Wort Treue aber sagt mir etwas Höheres, es setzt mir eine sittliche Eigenschaft voraus, es setzt mir voraus, daß sich ein volles Bewußtsein, daß eine freie Möglichkeit mit der Treue verbindet, auch untreu sein zu können. Ich behaupte aber, daß diese Möglichkeit der Prüfung für die Soldaten nicht stattgehabt hat, von denen man damals nicht die Einflüsse einer volksfeindlichen Partei, von denen man aber die Einflüsse des Volksgeistes selbst nur zu oft fern gehalten hat. Wenn ein Vorredner, (der Abgeordnete Stiehl) davon spricht, daß nach der Rede eines französischen Generals das Heer eine „sittliche Macht“ sein solle, so glaube ich, daß ich darauf Nichts mehr zu erwiedern habe; denn als die National-Versammlung in Paris jene empörende Rede des Windischgrätz von Algier, des alten Haudegens Bugeaud desavouirte, da gab

sie bereits die Antwort auf die Rede meines Vorredners.

(Bravo!)

Die Treue, meine Herren, die Sie dem Heere nachrühmen, ist eben deshalb ein so schmerzlicher Gehorsam, weil in den meisten Fällen leider die Angst es ist, die diesen willenlosen, stummen, seiner Handlungsweise nicht sich bewußten Gehorsam hervorbringt. Läugnen Sie dies, so machen Sie erst einmal die Militairgerichte öffentlich, stellen Sie einmal jene Gerichte vor das Forum des öffentlichen Urtheils, in denen es so leicht wird, den Soldaten hart zu bestrafen, wenn er bürgerfreundlich ist, und in denen es wiederum so leicht wird, alle Ausschweifungen der Soldaten von Schweidnitz u. s. w. herab, mit Nacht zu bedecken Stellen Sie die Soldaten erst unter die Bürger hin und geben Sie ihnen die Möglichkeit, ein Urtheil sich zu bilden in Bezug auf politische Dinge und sich nach freier Ueberzeugung zu entscheiden — und dann sprechen Sie von Treue des Heeres! Heut aber will ich von Ihnen nur das Wort Gehorsam hören!

Ich fordere, daß die Treue, wo sie vorhanden ist, auch Zeugniß ablege von andern innern Eigenschaften des Menschen, daß sie wurzele in einer reinen Menschlichkeit. Diese reine Menschlichkeit haben wir aber nur zu oft bei unseren Soldaten vermißt, und ich will nicht untersuchen, wo wir den Grund dieses Vermissens suchen sollen; ob er häufiger liege in der Brutalität, zu der junge Leute kommen müssen, wenn sie, dem Familienkreise und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, in einer Kaserne zusammengepfercht werden wie die Janitscharen, oder ob er mehr darin liegt,

daß auch im Offizierstande eine Partei stark vertreten ist, welche die alten gebrochenen Staatseinrichtungen vollständig wieder herstellen will, und aus dem Heere freilich kein treues, aber gehorsames Werkzeug sich schaffen möchte.

Es ist gesagt worden, daß gegen die Soldaten — der Herr Kriegsminister hat es selbst gesagt — Meuchelmord vorgekommen sei. O, meine Herren! lassen Sie uns nicht auf diesen Punkt eingehen; denn die Beispiele liegen nur zu zahlreich vor, wo der von Soldaten begangene Mord blos darum nicht für Meuchelmord gilt, weil er nicht mit dem Knittel oder Pflasterstein, sondern mit dem Bajonette begangen ist! Der Geist, den Sie im Heere schätzen, dem Sie heut ein Vertrauensvotum geben wollen, der Geist, den selbst die gerechte und mäßig gesinnte Partei auf dieser (der rechten) Seite des Hauses anerkennen möchte, dieser Geist ist derselbe Geist, als dessen Opfer Robert Blum gefallen ist —

(Heftiger Ausbruch der Unruhe auf der Rechten.)

und gegen diesen Geist führt uns in den Kampf Robert Blum's Schatten!

(Links lebhaftes Bravo, rechts Zischen und Tumult.)

Ich weiß, Sie loben diese Treue, Sie geben diesem Geiste ein Vertrauensvotum. Ich begreife es. Hat doch ein Mitglied von dieser (der rechten) Seite des Hauses, der Graf Bismark-Schönhausen, dem ich danke für sein männlich gesprochenes Wort, es hingestellt, daß noch eine Entscheidungsschlacht kommen wird, und für diese Entscheidungsschlacht, für welche wir den Geist, den Hunger, die Noth, das Proletariat und den Zorn des Volkes in den Kampf führen — für diese bedürfen Sie den Gehorsam

des Heeres. Ja, meine Herren, auch ihm haben aus freudiger Brust jene Männer zugejauchzt, als er von dieser letzten Entscheidungsschlacht sprach!

Ich habe rücksichtslos von dieser Tribüne gesprochen, denn ich bin nicht der Ansicht, daß ein Mann sein Wort verdecken soll aus dem Grunde, welchen Herr v. Vincke so eben angab, daß es bedenklich und gefährlich sei, wenn man nicht hübsch diplomatisch mit dem Heere verführe in einem Augenblicke, wo uns vielleicht ein europäischer Krieg droht. Wir fürchten auch den europäischen Krieg nicht, denn wenn Deutschland erst einen europäischen Krieg zu führen hat, dann werden seine Fürsten wieder einmal wissen, daß sie die Fäuste ihrer Völker dazu brauchen: — wir fürchten den Kampf mit Europa dann am Wenigsten, wenn es uns gelungen ist, das Heer in ein wirklich volksthümliches zu verwandeln. Wir fürchten den Krieg nur, wenn er ein Kabinetskrieg ist. Ist er ein volksthümlicher Krieg, dann schlagen wir ihn mit Truppen, welche nicht nöthig haben, in der Kasernensperre dressirt zu sein. Ist es kein volksthümlicher Krieg, dann wird dies „herrliche Heer" eben so gut, wie ein früheres — sein Jena finden!

(Bravo! von der Linken.)

Auf die ferneren Debatten können wir nicht weiter eingehen, so sehr wir dies auch wünschten; wir können dem Leser nur mittheilen, daß der Adreßentwurf der Kommission überall unverändert angenommen wurde. Nur in der Amnestiefrage hatte die Linke einen Sieg erkämpft, in allen anderen Fragen der Adresse war sie von der Rechten überstimmt worden.

Ueber den ganzen Adreßentwurf wurde noch einmal abgestimmt, eine bedeutende Majorität sprach sich für denselben aus, und es wurde dann durch das Loos eine Deputation von 30 Mitgliedern erwählt, welche man beauftragte, dem Könige die Adresse zu überreichen.

Am 30. März erfolgte die Ueberreichung der Adresse im königlichen Schlosse, Vormittags 11 Uhr. Der Ministerpräsident Graf Brandenburg führte die Deputation in den Rittersaal, in dem der König vom gesammten Staatsministerium umgeben, vor dem Throne stand.

Der Präsident der zweiten Kammer verlas die Adresse und übergab sie demnächst dem Könige.

Der König las eine schriftliche Antwort ab, welche folgendermaßen lautete:

„Meine Herren!

Ich sage der zweiten Kammer für die Mir überreichte Adresse Meinen aufrichtigen Dank. Gern erkenne Ich in dem Inhalte derselben eine Gewähr dafür, daß die zweite Kammer die hohe Aufgabe, zu welcher sie in dieser ernsten Zeit berufen ist, in ihrer vollen Bedeutung erkannt hat, und daß sie mit Treue und patriotischem Eifer danach streben wird, diese Aufgabe auf eine für das Land wahrhaft gedeihliche Weise zu lösen. — Möge der göttliche Segen ihre Wirksamkeit begleiten! Dann wird das große Werk, an welchem die zweite Kammer mit arbeitet, wohl gelingen, — dann werden die Hoffnungen auf eine schönere Zukunft unseres theueren Vaterlandes in Erfüllung gehen!“

So war denn die Adresse angenommen, sie war überreicht worden. Die Rechte hatte ihren Willen durchgeführt und wenn sie auch in einer kleinen Frage von der Linken

überstimmt, besiegt worden war, in allen größern Fragen hatte sie gesiegt.

Das war ein großes Resultat der Adreß-Debatte, aber noch ein größeres derselben war, daß sie vier Wochen der kostbarsten Zeit gekostet hatte, ohne daß in diesen vier Wochen von den Vertretern des Volks irgend Etwas für das Volk gethan worden wäre. Die zweite Kammer war jetzt beinahe sechs Wochen versammelt, und in diesen sechs Wochen war Nichts geschehen, als daß man eine Adresse zur Beantwortung der Thronrede in die Welt befördert hatte.

Schon zeigte sich in vielen Theilen des Landes über diese Unthätigkeit die größte Mißstimmung. Hatte man früher der Nationalversammlung Unthätigkeit vorgeworfen, so sah man ein, daß die zweite Kammer es nicht besser mache, und mancher der erklärten Gegner der Nationalversammlung kam zu der Einsicht, daß er der Nationalversammlung die ihr gemachten Vorwürfe im Stillen abbat.

Die Adreßdebatte hatte, wie wir später sehen werden, auch einen außerordentlichen Erfolg darin, daß sie die Parteien mehr und mehr von einander trennte, daß sie ganz besonders vielen jener guten Konstitutionellen, welche bisher immer noch mit der Rechten gestimmt hatten, die Augen ein wenig öffnete und zeigte, wie wenig sie im Stande waren, mit der äußersten Rechten Hand in Hand zu gehen, mit den Männern, die, wie Bismark-Schönhausen offen ihre Ueberzeugung aussprachen, daß der Kampf zwischen den feindselig gegenüberstehenden Parteien entscheiden müsse, mit Männern, die auf das Schwert, auf die Gewalt der Ba-

jonette hindeuteten, und von dieser Gewalt das einzige Recht hofften.

Die Männer des Konstitutionalismus wurden mehr und mehr dazu geführt, daß sie von jener äußersten Partei der Rechten sich zu trennen, gezwungen waren, sie erhielten dadurch die Richtung nach links, die mit jeder folgenden Debatte immer stärker werden mußte.

Wir werden im nächsten Capitel die Parteien in der zweiten Kammer und die Stellung Kinkel's zu diesen Parteien etwas ausführlicher schildern.

Vierzehntes Capitel.

Während der Dauer der Adreßdebatte in der zweiten Kammer hatte die politische Lage Europas einen wunderbaren Aufschwung genommen, einen Aufschwung, der tief zurückwirken sollte, auf die Parteien in der preußischen Volksvertretung.

Mit jedem Tage war es klarer und klarer ans helle Tageslicht getreten, daß in Europa sich ein Bündniß der Regierungen gebildet habe, und schon im Werden, vielleicht schon vollendet sei zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheit, zur Wiedereinführung des alten Absolutismus.

An vielen Orten in Deutschland wurde mehr und mehr der durch das Jahr 1848 gebotene Konstitutionalismus, der schon seit Preußens Novembertagen fast überall nur ein Scheinkonstitutionalismus geworden war, über den Haufen geworfen worden. Täglich zeigte es sich klarer und deutlicher, daß man auch mit dem Scheinkonstitutionalismus gänzlich zu brechen beabsichtige.

Am Offensten und Klarsten trat Oestreich mit seinen Absichten hervor; es hatte eine Verfassung oktroyirt, ein Gemeinde-Gesetz, ein Preßgesetz und Gesetze über das Ver-

einigungswesen. Die liberalen östreichischen Deputirten wurden von ihrer Regierung auf das Aeußerste verfolgt, zum Theil verhaftet, zum Theil auch durch Steckbriefe beehrt. Oestreich suchte sich auf jede Weise für die Opposition im Reichstage zu rächen; die Verbindung Oestreichs mit Rußland trat jetzt ans klare Tageslicht, denn die Russen hatten den Oestreichern eine Armee zur Hülfe gesendet, welche in Siebenbürgen eingerückt war.

So war denn die eine von den zwei deutschen Großmächten ganz offenbar auf dem Wege zum Absolutismus, und es kam jetzt darauf an, ob auch Preußen, die zweite deutsche Großmacht, denselben Weg einzuschlagen beabsichtige, ob es die östreichsche Politik billige, oder ob es den Versprechungen des März, April und November 1848 getreu, redlich und offenherzig den Weg des Konstitutionalismus wandeln wolle.

Die Frage war allerdings eine nicht unbedeutende und unbedenkliche für Preußen. Schon damals zeigte es sich, daß Preußen, wenn es wahrhaft ehrlich und treu für die Rechte des Volkes eintreten wolle, nicht unbedeutende Feinde zu bekämpfen habe.

Oestreich war mit Rußland eng verbunden, und Rußland konnte kein anderes politisches System als das des strengen Absolutismus beschützen oder überhaupt nur in Deutschland dulden. Vor allen Dingen durfte Rußland die Vereinigung Deutschlands, wie sie in der frankfurter Nationalversammlung von den Vertretern des Volkes berathen und beschlossen wurde, nun und nimmermehr zugeben, und dennoch war es gerade diese Vereinigung Deutschlands, die Einigkeit des Volkes in der Freiheit, welche am

Tiefsten in allen deutschen Gemüthern Wurzel geschlagen hatte, welche, wie im März des Jahres 1848, so auch im März 1849 fast in allen Schichten der Bevölkerung den dringendsten Wunsch, die ernsteste Forderung an die preußische Regierung bildete.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. hatte sich endlich mehr und mehr von dem Wege des unfruchtbaren Forschens und Grübelns entfernt, sie war auf die praktischeren Fragen eingegangen und stand der Vollendung einer Verfassung für ganz Deutschland nahe.

Allerdings zeigten sich auch in Frankfurt in dieser Versammlung hauptsächlich noch zwei große verschiedene Parteien, deren eine Oestreich mit seinen so vielen außerdeutschen Ländern, wenn auch nicht von Deutschland ausgeschlossen, doch nicht direkt in das Band der deutschen Einheit aufgenommen wissen wollte, diese Partei wollte Preußen an der Spitze von Deutschland sehen, wollte den König von Preußen zum deutschen Kaiser erheben, und ihm den Schutz der deutschen Freiheit und Einigkeit übertragen.

Die zweite, die sogenannte groß-deutsche Partei neigte sich mehr zu Oestreich hin und versuchte es vielfältig, mit Oestreich zu unterhandeln. Aber Oestreich dachte schon längst nicht mehr an Frankfurt a. M., es hatte seine Verachtung gegen das deutsche Volk und gegen die Vertreter desselben am Glänzendsten durch die Erschießung Robert Blum's am 9. November in Wien zu erkennen gegeben und die Freunde Oestreichs in Frankfurt a. M, wurden daher vom östreichischen Kaiserhause mit Uebermuth und Verachtung behandelt.

Von einer Volksvertretung in Deutschland wollte Oestreich unter keiner Bedingung etwas wissen und als die

Freunde der österreichischen Partei eine Deputation nach Olmütz sendeten, um beim östreichischen Ministerium eine Vereinigung mit dem Parlamente in Frankfurt anzubahnen, da wurde diese mit Stolz und Uebermuth zurückgewiesen, so daß auch die entschiedensten Anhänger Oestreichs einsehen mußten, ein einiges Deutschland mit Einschluß Oestreichs sei eine vollständige Unmöglichkeit.

So blieb denn nur eine Möglichkeit, um das einige Deutschland hervorzubringen, und zwar die, daß Preußen an die Spitze Deutschlands träte; man hoffte, dies durch die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser erreichen zu können.

Selbst viele der entschiedenen Republikaner im deutschen Parlament neigten sich zu dieser Ansicht, denn sie sahen ein, daß im März 1849 eine republikanische Schilderhebung in Deutschland unmöglich geworden sei, daß sie schnell unterdrückt werden müsse durch die kriegsgerüsteten Heere Preußens und der übrigen deutschen Staaten.

So standen im März 1849 die Aussichten für Preußen und jetzt mußte es sich entscheiden, welche Schritte Preußen thun wolle, ob es den Willen und die Kraft habe, Oestreich, Rußland und selbst Frankreich, welches sich mit beiden Reichen aufs Aeußerste befreundet zeigte, gegenüber, die Sache der deutschen Freiheit zu leiten.

Während diese Fragen noch schwebten, wurde Graf Arnim, der frühere preußische Gesandte in Wien, der dort als ein Busenfreund des Fürsten Metternich gegolten hatte, in das Ministerium gerufen und sprach es am 10. März offen aus, daß er mit der östreichischen Politik vollkommen einverstanden sei.

Die Unterhandlungen mit dem östreichschen Kabinet wurden daher aufs Eifrigste fortgesetzt, und Couriere gingen vom Olmützer Hofe nach dem Potsdamer und zurück, welche, wie es hieß, fortwährend die freundschaftlichsten Gesinnungen austauschten.

Es kam hinzu, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel auch in seiner innern Politik mehr und mehr zeigte, daß es einen Fortschritt nicht wolle, daß es ihm mehr darauf ankomme, das Volk zu beherrschen, als es zu regieren, denn schon im März 1849 begann dasselbe mit den später so allgemein gewordenen Maßregelungen der Beamten, schon damals zeigte es dadurch, daß es über das im tiefsten Frieden liegende Berlin noch immer den gehässigen Belagerungszustand verhängt hielt, daß es ihm darauf ankäme, mit der Gewalt der Bajonette jede freiheitliche Bewegung in den Mauern Berlins zurückzuhalten.

Die Presse und das Vereinswesen waren in der Hauptstadt des Landes trotz des daselbst herrschenden Friedens noch immer unterdrückt, und keine Aussicht schien vorhanden, daß dieser gehässige Belagerungszustand aufgehoben werden sollte.

Eine solche Haltung der preußischen Politik mußte eine tiefe Einwirkung auch auf die Kammern und besonders auf die aus dem Volke hervorgegangene zweite Kammer machen.

Noch bedeutender entwickelten sich indessen in den letzten Tagen des März und im Laufe des Monats April die Ereignisse, noch tiefer sollten sie eingreifen in das Parteileben der preußischen Kammer.

In Frankfurt a. M. wurde endlich eine Verfassung für Deutschland definitiv angenommen, eine Verfassung,

welche zwar noch nicht vollkommen die Wünsche der entschiedensten Demokratie in Deutschland erfüllte, welche aber dennoch im höchsten Grade bildungsfähig war, und die politischen Rechte der Deutschen nach demokratischen Prinzipien feststellte.

Freilich war diese Verfassung noch immer keine republikanische, an der Spitze des Staates stand ein Erbkaiser, dem ein Veto gegen die Beschlüsse der Volksvertretung zustand. Dies Veto aber war kein absolutes, sondern nur ein suspensives, und somit war das Recht der Volksvertretung immerhin gewahrt.

Zwei Häuser bildeten die gesetzgebende Gewalt in Deutschland, ein Staatenhaus, zum Theil gewählt von den Regierungen, zur Hälfte aber von der Volksvertretung der verschiedenen deutschen Länder, und ein Volkshaus, hervorgegangen aus ächt demokratischen Urwahlen.

Dies waren die Grundprinzipien der neu beschlossenen, deutschen Reichsverfassung, und diese Grundprinzipien sicherten die demokratischen Freiheiten des Einzelnen in Deutschland, sie sicherten die demokratische Fortentwickelung des Staatslebens in Deutschland, da auch die Presse, das Vereinswesen und die persönliche Freiheit in den deutschen Grundrechten vollständig gewahrt erschienen. —

Wenn daher auch die entschiedenen demokratischen Republikaner mit jener Verfassung nicht einverstanden waren, wenigstens nicht vollständig durch dieselbe befriedigt wurden, so war es doch die ungeheure Majorität aller Bewohner Deutschlands, denn diese Majorität hing noch immer, durch alte Gewohnheiten gebunden, an dem demokratisch-konstitutionellen Königsthum.

Eine tiefe Bedeutung für Preußen gewannen die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt dadurch, daß endlich der größte Theil der Anhänger Oestreichs in dieser Nationalversammlung, wie wir schon vorhin erwähnten, einsah, daß nur eine Einheit Deutschlands möglich sei, wenn Preußen an die Spitze des neu gebildeten deutschen Reiches träte.

Einer der eifrigsten Anhänger Großdeutschlands und damit Oestreichs, der bekannte Welker, trug endlich selbst darauf an, daß dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde über Deutschland übertragen werde, und in der Sitzung vom 21. März 1849 wurde Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen, zum erblichen Kaiser von Deutschland erwählt.

Als die Nachricht von der Wahl des Königs nach Preußen drang, da erfüllte sie die Bewohner Preußens mit einem ungeheuren Jubel. Es war eine wunderbare Zeit damals in Preußen!

Wieder began nman zu hoffen, wieder zu vertrauen. Wie auch die Novembertage die Hoffnung und das Vertrauen des Volkes erschüttert hatten, jetzt glaubte es dennoch neue Hoffnungen, neues Vertrauen fassen zu können.

Das preußische Volk hoffte, daß der König die deutsche Kaiserkrone und damit auch die in Frankfurt beschlossene, demokratische Staatsverfassung annehmen werde. Die entschiedene demokratische Partei in Preußen hegte freilich nicht solche Hoffnungen. Sie sah ein, daß mit einer solchen Verfassung, wie die in Frankfurt beschlossene, Friedrich Wilhelm IV. zu regieren außer Stande sei, wenigstens zu regieren in dem Sinne, wie allein der König regiere

wollte. Die Maßregeln des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gaben den gewichtigsten Fingerzeig, welcher Art die Regierung Friedrich Wilhelms IV. allein sein könne und werde, und eine solche Regierung war innerhalb der Grenzen der Reichsverfassung unmöglich. Da aber die deutsche Kaiserkrone nur mit der Reichsverfassung geboten wurde, und da die Deputirten zur frankfurter Nationalversammlung auf das Entschiedenste erklärten, daß sie diese Verfassung als zu Recht bestehend anerkannten, daß sie sich in keine Unterhandlungen zur Abänderung dieser Verfassung einlassen würden, und daß sie die Kaiserkrone nur darböten mit dieser Verfassung und als Bedingung derselben, so lag es freilich auf der Hand, daß der König die Kaiserkrone nicht anzunehmen vermöge.

Das sah die demokratische Partei in Preußen wohl ein, aber die konstitutionelle, jene glückliche, immer hoffende, immer vertrauende, immer glaubende Partei glaubte, und hoffte, und vertraute auch damals; sie sendete eine Adresse an den König um Annahme der deutschen Kaiserkrone. Die Stadtverordneten und der Magistrat von Berlin baten in einer Adresse den König, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und Heinrich von Gagern, der sogenannte edle Heinrich, erhielt das Berliner Ehrenbürgerrecht.

Auch in den Kammern, in denen die konstitutionelle Partei äußerst stark vertreten war, kam die Frage, ob eine Adresse an den König um Annahme der deutschen Reichsverfassung zu überbringen sei, zur Sprache, und eine von Vincke entworfene Adresse an den König wurde angenommen. Dieselbe lautet:

„Königliche Majestät!

Noch sind die Worte kaum verhallt, mit denen die Vertreter des preußischen Volkes vor dem Throne Ew. Majestät ihre Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands aussprachen und schon ist durch die sich drängenden Ereignisse der Augenblick gekommen, von welchem Deutschlands Geschicke ihre Lösung erwarten.

Es ist das Vertrauen der Vertreter des deutschen Volkes, welches Ew. Majestät zu der glorreichen Aufgabe beruft, das erste Oberhaupt des wieder erstandenen Deutschlands zu sein und mit starker Hand die Leitung der Geschicke des Vaterlandes zu übernehmen.

Wir verkennen nicht den Ernst der Stunde, nicht das schwere Gewicht unabweisbarer Erwägungen. Im Angesichte aber der unberechenbaren Gefahren, wenn inmitten des in allen seinen Fugen erschütterten Kontinents Deutschland ohne lenkende Hand den streitenden Bewegungen der Zeit überlassen bliebe, vertrauen wir Ew. Majestät Weisheit und Hingebung für die Sache des Vaterlandes, daß Sie den rechten Weg erkennen und alle Schwierigkeiten überwinden werden. Wir legen ehrfurchtsvoll die dringende Bitte an Ew. Majestät Königliches Herz:

Sich dem Rufe der deutschen Nationalversammlung nicht entziehen und die Hoffnungen und Erwartungen des deutschen Volkes erfüllen zu wollen."

Außer dieser v. Vinkeschen Adresse lag noch eine andere, von Unruh verfaßte, etwas entschiedenere und eine dritte, deren Verfasser der Graf von Arnim war, welche den Ideen der äußersten Rechten noch mehr angemessen schien, vor.

Beide wurden verworfen und die v. Vinckesche Adresse ging durch, obgleich die Linke dagegen stimmte.

Am Vormittage des 2. April wurde der v. Vinckesche Adreßentwurf mit 156 gegen 151 Stimmen angenommen, und sofort an den König entsendet. Am Nachmittage desselben Tages kam die von der frankfurter Nationalversammlung nach Berlin entsendete Deputation, an deren Spitze der Präsident Simson stand, in Berlin an, um dem Könige den Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welcher Friedrich Wilhelm IV. zum Erbkaiser Deutschlands erwählt hatte, zu überbringen.

Von Seiten der Kammern wurden Deputationen zum Empfange der frankfurter Deputation erwählt. Nur die äußerste Rechte und die äußerste Linke der Kammern schlossen sich von diesen Deputationen aus; die äußerste Rechte, weil sie überhaupt keine deutsche Einheit und Freiheit wollte, die äußerste Linke, weil sie nichts von dieser Deputation hoffte, und weil außerdem die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung ihr noch immer nicht vollkommen genügte.

Seit dem 21. März, dem Tage, an welchem der König von Preußen zum Erbkaiser Deutschlands erwählt worden war, bis zum 2. April hatten sich die meisten deutschen Regierungen schon für die unbedingte Annahme der deutschen Reichsverfassung erklärt. Nur die vier Königreiche Sachsen, Bayern, Würtemberg und Hannover hatten außer Preußen eine solche Erklärung noch nicht abgegeben, aber auch von diesen Königreichen hoffte man, daß sie dem Willen des deutschen Volkes nachgeben würden, wenn Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone annähme.

Diese Hoffnung war damals gerade unter den preußisch gesinnten Mitgliedern der Berliner zweiten Kammer rege. Preußen sollte an die Spitze Deutschlands treten, Preußen sollte die glänzendste Stellung in Deutschland einnehmen, die deutsche Kaiserkrone war dem König von Preußen dargereicht. Endlich schien Preußen die ihm gebührende Stellung als erste Großmacht in Deutschland einnehmen zu wollen und nur ein Ja des Königs bedurfte es, um diese Stellung zu erringen; aber dies Ja sollte nicht gesprochen werden; der König von Preußen sollte die glänzendsten Anerbietungen, den Ruhm, die Ehre Preußens von sich weisen.

Am Mittage des 3. April wurde die frankfurter Deputation etwa gegen 12 Uhr in dem königlichen Schlosse glänzend empfangen. Sie wurde durch eine Reihe von Krongarden nach dem Rittersaale geführt, und hier trug der Präsident der deutschen Nationalversammlung, Simson, dem daselbst mit sämmtlichen Prinzen, Ministern und einem glänzenden Gefolge befindlichen Könige kraft der in Frankfurt gefaßten Beschlüsse die deutsche Kaiserkrone an.

Der König erwiederte, daß, wie sehr er auch erfreut sei über die ihm angetragene Kaiserkrone, er dennoch dieselbe nicht unbedingt annehmen könne. Er sagte:

„Die deutsche Nationalversammlung hat auf Mich vor Allen gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr Meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf

Meine Hingebung, auf Meine Treue, auf Meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.*)

Aber, Meine Herren, Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte Ich, mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren, ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedendsten Folgen haben muß.

An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

Die Worte des Königs machten einen tiefen furchtbaren Eindruck nicht nur auf die Deputation der frankfurter Nationalversammlung, sondern auch auf die ganze konstitutionelle Partei in Preußen und in Deutschland.

Wir sagen auf die konstitutionelle Partei, denn die demokratische hatte nichts Anderes erwartet; aber jene Kon-

*) Es ist interessant, sich der Königlichen Worte in der Jetztzeit zu erinnern.

stitutionellen, welche mit Hoffnung und Vertrauen auf den König von Preußen geblickt, und mit Sicherheit die Annahme der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. geglaubt hatten, diese konstitutionelle Partei war plötzlich wiederum enttäuscht, sie sah plötzlich das vereinigte Deutschland, ihr schönes Jugendideal vor ihren Blicken entschwinden.

Die konstitutionelle Partei war daher in Verzweiflung, denn bis zu dem Augenblicke, wo der König die deutsche Kaiserkrone fast direkt ausgeschlagen hatte, bis zu diesem Augenblicke hatte sie fortwährend gehofft und gehofft.

Den Kammern wurde die Antwort des Königs mitgetheilt. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Note der Regierung an die Gesandten bei den verschiedenen deutschen Häfen den Kammern übergeben, in welcher die Regierung sagte, daß der König daran festhalte, die Verfassung Deutschlands sei nur im Wege der Vereinbarung festzustellen, und die Wahl des Königs zum deutschen Erbkaiser könne nur durch die Zustimmung der deutschen Regierungen Rechtsgültigkeit erhalten; binnen längstens 14 Tagen hoffe die preußische Regierung eine definitive Erklärung über die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten abgeben zu können.

Die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch den König von Preußen erregte nicht nur in den preußischen Kammern, nicht nur in dem preußischen Volke selbst, sondern im gesammten deutschen Volke eine tiefe ungeheure Entrüstung.

Auch in Süddeutschland hatte man nach und nach einsehen gelernt — so gewaltig dort auch immer noch im

Volke der seit Jahren tief begründete Haß gegen Preußen war — daß nur mit Preußen an der Spitze ein einiges Deutschland möglich sei. Man war zu dieser Einsicht hauptsächlich durch das fortwährende Intriguenspiel Oestreichs gelangt.

Oestreich hatte offen erklärt, daß es einer Verfassung Deutschlands, wie der von der National-Versammlung entworfenen, unter keiner Bedingung beitreten werde; es hatte offen und unverhohlen gegen Preußen agitirt, seine Abgeordneten zurückgerufen und dem Reichsverweser die Pflicht auferlegt, unter keiner Bedingung sein Amt niederzulegen, bis von Seiten Oestreichs über die Centralgewalt besondere Verfügungen getroffen worden seien.

Oestreich verhandelte fortwährend mit den vier Königreichen, welche die deutsche Reichsverfassung noch nicht angenommen hatten, besonders aber mit Würtemberg, Baiern und Sachsen.

Diese suchte es, an sich heranzuziehen und gab ihnen schöne Versprechungen, wenn sie im österreichischen Interesse handelten. Oestreich erklärte, daß es den deutschen Bundestag noch für zu Recht bestehend anerkenne und weigerte sich entschieden, mit der deutschen Nationalversammlung noch in irgend eine Unterhandlung zu treten.

Zu gleicher Zeit wußte Oestreich auch zu bewirken, daß Baiern und Würtemberg ähnliche Erklärungen abgaben. Der König von Würtemberg sprach es offen aus, daß er sich nicht entschließen könne, sich einem Hohenzollern zu unterwerfen.

Einen ähnlichen Ausspruch that auch der König von

Baiern, hauptsächlich veranlaßt durch östreichische Kabinets-Intriguen.

Durch ein solches Intriguenspiel und bei der Hinneigung Oestreichs zu Rußland, mit dem dieser Staat bereits ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte, mußte der Haß Süddeutschlands gegen Oestreich um so schneller und heftiger erwachen und damit auch die Hinneigung Süddeutschlands zu Preußen mehr und mehr befördert werden.

Als daher der König von Würtemberg sein Märzministerium, welches sich für die deutsche Reichsverfassung ausgesprochen hatte, entließ und ein reaktionaires Ministerium annehmen wollte, da stand plötzlich das ganze Volk einhellig auf und verlangte die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung. Der König von Würtemberg mußte nachgeben, und so war denn schon einer der vier Könige für die deutsche Reichsverfassung gewonnen.

Aehnliche Bewegungen standen — das ließ sich voraussehen — in Baiern, in Sachsen, in Hannover bevor, wenn etwa die Regenten dem Willen des gesammten deutschen Volkes nicht nachgeben wollten, und so kam es nur darauf an, daß Preußen die Zügel der Regierung kräftig ergriff, daß es nach kurzen Unterhandlungen mit den übrigen deutschen Regenten die Kaiserkrone annahm, um trotz der vorläufig ablehnenden Antwort immer noch den König von Preußen auf die Höhe des deutschen Kaiserthrones zu erheben.

Von ganz Deutschland gingen Adressen an den König von Preußen ein und überall wünschte man die Annahme

der Kaiserkrone; selbst Schleswig-Holstein schickte eine Deputation nach Berlin, um den König von Preußen zu bitten, daß er die Kaiserwürde annehmen möge. Aber alle diese Bitten, Adressen und Deputationen blieben fruchtlos, die schleswig-holsteinsche Deputation wurde nicht einmal empfangen.

Da begannen in Süddeutschland sich unruhige Bewegungen zu zeigen. Während indessen ganz Deutschland in fieberhafter Aufregung war, blieb die preußische Regierung fast unthätig; man kümmerte sich am preußischen Hofe und im preußischen Ministerium wenig oder gar nicht um die Sympathien des Volkes, man achtete nicht darauf, was der Wunsch fast aller Deutschen war.

Der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt a. M. Camphausen, mußte, weil ihm die Instruktionen vom berliner Hofe mangelten, dorthin reisen, um sich dieselben zu holen.

Unter solchen Verhältnissen fühlte sich die preußische zweite Kammer gedrungen, ein energisches Fortschreiten vom Ministerium zu fordern und zu erklären, daß sie die von der deutschen Nationalversammlung vollendete Verfassung als rechtsgültig anerkenne und die Ueberzeugung hege, daß eine Abänderung der Verfassung nur auf dem von der Verfassung selbst vorgeschriebenen Wege zulässig sei.

Ein dahin gehender Antrag wurde von Rodbertus und einigen andern Mitgliedern der gemäßigten Linken der zweiten Kammer übergeben.

Der Antrag lautete dahin, die zweite Kammer möge erklären:

1) daß sie den in der Circurlarakte vom 3. April d. J. von der Regierung Sr. Majestät betretenen Weg der Vereinbarung der deutschen Einzelstaaten unter sich und mit der deutschen Nationalversammlung als ungeeignet zur baldigen Herbeiführung eines entsprechenden öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland entschieden mißbilligt;
2) daß sie insbesondere in der Verwirklichung dessen, was diese Note über die Modalitäten eines weiteren und die eventuelle Form eines engeren Bundes andeutet, eine Täuschung der Erwartungen Deutschlands erblicken würde;
3) daß sie vielmehr ihrerseits die von der deutschen Nationalversammlung vollendete Verfassung, so wie sie nach zweimaliger Lesung beschlossen worden, als rechtsgültig anerkennt und die Ueberzeugung hegt, daß eine Abänderung derselben nur auf dem von der Verfassung selbst vorgesehenen Wege möglich ist.

Am 21. April kam der Rodbertussche Antrag in der zweiten Kammer zur Debatte; neben demselben auch eine Anzahl von Amendements und die Anträge einer eigens zur Begutachtung des Gegenstandes ernannten Kommission.

Wir können uns auf die verschiedenen, an jenem Tage in der zweiten Kammer gestellten Anträge und Amendements nicht weiter einlassen, nur im Allgemeinen wollen wir mit einigen Worten jene denkwürdige Sitzung charakterisiren.

Der Rodbertussche Antrag, dessen Grundprinzip die Anerkennung der deutschen, im frankfurter Parlamente beschlossene Reichsverfassung war, wurde merkwürdiger Weise

zu gleicher Zeit von den verschiedensten Parteien in der Kammer bekämpft und unterstützt.

Als Feinde des Rodbertusschen Antrags traten neben der äußersten Rechten auch die Mitglieder der äußersten Linken und besonders auch die polnischen Mitglieder der Linken auf.

Die äußerste Rechte hatte sich zu jener Zeit aber schon bedeutend vermindert, wie wir dies bald bei der speziellen Schilderung der Parteien ersehen werden.

Vincke und alle die Männer, welche den festen Rechtszustand, ein einiges Deutschland und die preußische Ehre wollten, gingen schon nicht mehr Hand in Hand mit Bismark-Schönhausen, Kleist-Reetzow und wie die übrigen Vertreter der Junkerpartei hießen. Dagegen aber traten mit großer Entschiedenheit die Mitglieder der äußersten Linken und unter ihnen auch unser Kinkel auf.

Wir gestehen offen, daß wir bei dieser Frage nicht vollständig einverstanden sind mit dem politischen Verhalten Kinkel's. Wir achten und ehren allerdings die Konsequenz, welche Kinkel bei dieser Abstimmung vollständig bewahrte, glauben aber, daß es, um eine zu schroffe Spaltung der Parteien innerhalb der Linken zu vermeiden, wünschenswerther und besser gewesen wäre, wenn Kinkel und seine Freunde sich dem Rodbertusschen Antrage unbedingt angeschlossen hätten. Dies war indessen nicht der Fall.

Kinkel, D'Ester, Grün und andere Mitglieder der äußersten Linken erklärten, daß sie nur unter einer Bedingung für den Rodbertusschen Antrag stimmen würden, wenn ein von ihnen eingereichtes Amendement von der Versammlung angenommen werden würde.

Dies Amendement lautete, daß die deutsche National-Versammlung in Frankfurt a. M. auf Grund der Volks-souverainität berufen sei, die deutsche Verfassung festzustellen und daß mithin der preußischen Regierung kein Widerspruchsrecht gegen die von dieser Versammlung festgestellte deutsche Verfassung zustehe.

Außer Kinkel, D'Ester, Grün und Andern hatten auch Waldeck, Jacobi, Behrens u. s. w., die der alleräußersten Linken zunächst stehende Partei, dies Amendement unterschrieben; sie stimmten für dasselbe, als es aber verworfen war, schlossen sie sich nicht der äußersten Linken an, um gegen den Rodbertusschen Antrag zu stimmen, sondern sie gaben ihre Stimmen für denselben ab.

Dies war unserer Ueberzeugung nach das richtige Verhalten, obgleich auch für die spätere Abstimmung Kinkels und seiner Freunde sich sehr viel sagen läßt, denn die Wahrheit liegt immer in der äußersten Konsequenz.

Der Rodbertussche Antrag erregte in der zweiten Kammer eine ungeheuer stürmische Debatte. Jetzt endlich kam es darauf an, scharf und schneidend die Prinzipien zu erörtern, jetzt kam es darauf an, daß die vom preußischen Volke erwählte zweite Kammer zeige, ob sie eine gefügige Dienerin des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel sein wolle, oder ob sie den Muth und die Kraft habe, in dieser hochwichtigen Frage Opposition gegen das Ministerium zu machen.

Der Minister-Präsident, Graf von Brandenburg nahm selbst das Wort, um gegen den Rodbertusschen Antrag zu sprechen, und verlas folgendes Aktenstück, welches die Ant-

wort der Regierung auf die einzelnen Punkte des Rodbertusschen Antrages gab:

„ad 1. Die Regierung Sr. Majestät ist sich bewußt, daß sie den von ihr in der Circularnote vom 23. Januar betretenen, von beiden Kammern gebilligten Weg nicht verlassen hat und daß sie demselben insbesondere auch in der Circulardepesche vom 3. d. M. getreu geblieben ist.

ad 2. Die Regierung Sr. Majestät hat von jeher den lebhaften Wunsch gehegt, daß es gelingen möge, alle deutschen Staaten zu einem Bundesstaate zu vereinigen. Sie kann es daher nur schmerzlich bedauern, daß eine solche Vereinigung in bekannten Verhältnissen für jetzt ein unübersteigliches Hinderniß gefunden hat und erblickt darin eine Täuschung ihrer eigenen Hoffnungen. Sie würde aber glauben, mit den von beiden Kammern in den Antwortsadressen auf die Thronrede angedeuteten Wünschen in Widerspruch zu treten, wenn sie sich durch die angegebenen Verhältnisse wollte abhalten lassen, ihre Bestrebungen auf die Bildung eines engeren deutschen Bundesstaates zu richten.

ad 3. Daß die von der deutschen Nationalversammlung beschlossene Verfassung für Deutschland zu ihrer Rechtsgültigkeit der Annahme der deutschen Regierungen bedarf, ist schon öfter und zuletzt in dem Berichte der Kommission überzeugend nachgewiesen. Die Regierung Sr. Majestät hat in Folge der Circularnote vom 23. Januar im Vereine mit vielen anderen deutschen Regierungen die von ihr für nothwendig erachteten Abänderungen der Verfassung, wie sie aus der ersten Lesung hervorgegangen war, zur Kenntniß der deutschen Nationalversammlung gebracht. Sie

gab sich der Hoffnung hin, daß es auf diesem Wege gelingen werde, der Verfassung eine Gestalt zu verschaffen, in welcher sie zur Annahme geeignet gewesen wäre. Leider! leider ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. Die von der Regierung Sr. Majestät in Gemeinschaft mit andern deutschen Regierungen aufgestellten Erinnerungen sind bei der zweiten Lesung der Verfassung größtentheils ganz! ganz unberücksichtigt geblieben. Dieselbe hat überdies bei der zweiten Lesung noch einige Abänderungen erlitten, welche die Regierung Sr. Majestät nur für höchst nachtheilig erachten kann. Die Nachtheile, welche demnach mit der Annahme der Verfassung verbunden sein würden, sind der pflichtmäßigen und gewissenhaften Ueberzeugung des Ministeriums zufolge so überwiegend, daß dasselbe sich außer Stande befindet, Sr. Majestät dem Könige die unbedingte Annahme der in Frankfurt beschlossenen Verfassung zu empfehlen. Das Ministerium glaubt vielmehr, daß diese Annahme von einigen Abänderungen abhängig gemacht werden muß."

Nach Verlesung dieses Aktenstückes fügte der Minister-Präsident noch einige Worte zur Erläuterung desselben hinzu welche seitdem in Preußen fast sprichwörtlich geworden sind:

„Auch unter diesen Umständen wird inzwischen fortwährend alles Mögliche geschehen, um diese Angelegenheit, wenn es irgend sein kann, noch zu einem glücklichen Ende zu führen.

Meine Herren! Es ist hier vielfach die Rede von der Macht der öffentlichen Meinung gewesen. Ich erkenne diese Macht an in vollem Maße; sie erstreckt sich über die ganze bewohnte Erde, sie besteht, so lange die Geschlechter der

Menschen leben. Ich erkenne sie aber an in der Art, wie das Schiffsvolk die Macht der Elemente auf hoher See anerkennt, indem es sich nicht den Winden und den Strömungen hingiebt und auf diese Weise herrenlos auf der See treibt — denn auf diese Weise wird das Schiff nie den rettenden Port erreichen, der Rettungsanker nie einen festen und sicheren Grund finden. Niemals! Niemals! Niemals!

Die letzten Worte sprach der Minister-Präsident mit lauter, erhobener Stimme und wahrlich, sie sind charakteristisch genug, um ganz und gar die Thätigkeit und die Absichten des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel zu bezeichnen, zu zeigen, wie wenig das Ministerium auf die Sympathien des Volkes einzugehen Willens war.

Die Redner aller Partheien sprachen theils für, theils gegen den Antrag. Endlich kam es zur Abstimmung. Die verschiedenen Amendements wurden verworfen, auch das von der Linken gestellte, und dadurch sahen sich die Mitglieder der äußersten Linken, sieben an der Zahl, Kinkel, D'Ester, Grün, Schmiedicke, Schneider, (Köln) und Otto veranlaßt, gegen den Rodbertusschen Antrag zu stimmen, während die übrige Linke für denselben stimmte.

Auch die Polen, welche sich in jeder deutschen Sache von der Linken trennten und gegen die Anträge derselben stimmten, machten es hier nicht anders, sie enthielten sich nicht der Abstimmung, sondern schlossen sich der äußersten Rechten an.

Der erste und zweite Theil des Rodbertusschen Antrages wurden verworfen, aber der dritte und wichtigste Theil, die Erklärung der Kammer, daß sie die frankfurter

Reichsverfassung als rechtsgültig anerkenne, dieser dritte Theil wurde mit einer Majorität von 175 gegen 159 Stimmen angenommen.

Das war ein glänzender, überaus glänzender Sieg der Linken, denn auch von Denen, welche gegen das Rodbertussche Amendement stimmten, gehörten sieben Stimmen der äußersten Linken und etwa zwanzig der polnischen Partei an, welche in allen anderen Fragen stets Opposition mit der Linken gegen das Ministerium gemacht hatten.

So stellte sich denn die Majorität der Opposition gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel weit gewaltiger und entschiedener dar. Die Kammer hatte dem Ministerium ein glänzendes, eklatantes Mißtrauensvotum gegeben, sie hatte aber auch dadurch ihr Schicksal besiegelt.

In andern konstitutionellen Staaten würde das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, nachdem es von der Nationalversammlung mit Mißtrauen empfangen worden, nachdem es von dieser Versammlung nach seiner Ernennung das entschiedenste Mißtrauensvotum erhalten, nachdem es diese Nationalversammlung deshalb aufgelöst und an das Volk appellirt hatte, jetzt jedenfalls zurückgetreten sein, nachdem auch die zweite Kammer ihm ein so glänzendes Mißtrauensvotum gegeben hatte; das wäre in konstitutionellen Staaten geschehen, in Preußen aber es nicht geschah.

Das Ministerium kümmerte sich wenig oder gar nicht um Majorität oder Minorität in der Kammer; schon längst war es im Innern des Ministeriums beschlossen worden, das verhaßte allgemeine Wahlrecht in Preußen bei erster, bester Gelegenheit aufzuheben, die Kammern aufzulösen, ein

neues Wahlgesetz zu oktroyiren, und dadurch eine Kammer zu erschaffen, von der man eine Gefügigkeit gegen die Brandenburg-Manteuffelsche Ministerial-Politik zu erwarten, hoffen durfte.

Die ereignißschwere Sitzung vom 21. April 1849 beschleunigte daher nur das Schicksal, welches der Kammer schon längst bevorstand.

Das Ministerium sah ein, daß es mit einer solchen Kammer nicht länger in seinem Sinne zu regieren vermöge, und es benutzte diese Gelegenheit, um die Kammer aufzulösen.

Es war zu diesem Schritte um so mehr gezwungen, als die Parteistellung in der zweiten Kammer eine wunderbare Wendung genommen hatte. Bei Beginn ihrer Sitzungen hatten sich, wie wir bereits mittheilten, Anfangs nur zwei große Parteien einander gegenübergestellt, die Rechte und die Linke; die Rechte, diejenige Partei, welche die Verfassung vom 5. Dezbr. als rechtsgültiges Staatsgrundgesetz für Preußen anerkannte, die Linke, welche, wenn sie auch die Verfassung als solche anerkannte, doch die Rechtsgültigkeit derselben nicht anzuerkennen vermochte.

Diese Parteien waren in sich wieder auf das Strengste geschieden. Beide Parteien enthielten die widerstrebensten Elemente, beide Parteien mußten bei längerem Zusammensein sich unfehlbar in die verschiedensten, prinzipiell von einander abweichendsten Fraktionen theilen.

Die äußerste Rechte umfaßte neben den erklärten Absolutisten, neben den Männern, welche die Verfassung vom 5. Dezember vermöge des §. 105 nur benutzen wollten, um die Verfassung selbst umzuwerfen, und den Absolutis-

mus wieder einzuführen, Männern wie Bismark-Schönhausen, die Männer der strengsten Aristokratie, welche, wie Graf Arnim von Boitzenburg, wenn auch nicht direkt den absoluten Polizei-Staat, doch eine aristokratisch-konstitutionelle Monarchie zu begründen beabsichtigten.

Neben diesen wieder standen freier gesinnte Männer, wie Vincke, der geistreiche, talentvolle, reich begabte Vincke, der festhielt an dem Rechtsboden, der ebenso wohl den Uebergriffen der Krone, als dem Fortschreiten der Demokratie entgegenwirken wollte.

Da war Auerswald, der Altliberale, der eine feste konstitutionelle Monarchie zu begründen sich bestrebte.

Neben diesen mehr aristokratisch gesinnten Männern stand auf Seiten der Rechten auch eine Anzahl Leute, die eine fast demokratische Konstitution wollten, die sich vor der Linken nur fürchteten, die zur Rechten getrieben wurden, weil die republikanischen Elemente innerhalb der Linken sie abstießen.

Als die Kammer zusammentrat, waren diese Parteien, welche innerhalb der Rechten schlummerten, Anfangs noch vollständig einig. In der „Stadt London“ kamen die Mitglieder der Rechten, welche damals noch die Majorität bildeten, zusammen, und unter der kräftigen Leitung Vincke's blieben sie in der ersten Zeit bei allen Fragen einig.

Nicht lange aber dauerte es, so begann sich die Uneinigkeit zu zeigen; nur der kräftige, entschiedene Einfluß Vincke's hielt die Partei zusammen. Als nun aber die ersten Tagen des April kamen, als Vincke in der deutschen Frage eine von der Rechten gewaltig abweichende Ansicht zeigte, da begann die Rechte sich zu zersplittern, es begannen sich

Fraktionen zu bilden und die Bildung dieser Fraktionen wirkte später am 21. April und an den folgenden Tagen so mächtig für den Sieg der Linken.

Vincke erhielt für seine offen in den Apriltagen ausgesprochenen deutschen Gesinnungen bittre und heftige Vorwürfe von der Rechten. Er ertrug diese Vorwürfe nicht, sondern zog sich von der Rechten aus der „Stadt London" zurück, und mit ihm fehlte der rechten Seite plötzlich der innere Zusammenhang.

Zuerst zweigte sich die äußerste Linke der rechten Seite von derselben ab. Unter dem Staatsanwalt Wenzel bildete dieselbe eine kleine Fraktion, welche in einem Programm aussprach, daß sie unter jeder Bedingung eine konstitutionelle Monarchie, nicht aber einen Scheinkonstitutionalismus haben wolle.

Dies Programm war freisinnig gehalten, sprach sich gegen den Artikel 105, für Beeidigung der Armee auf die Verfassung, gegen Ernennung der Mitglieder der ersten Kammer durch die Krone, und für Diäten der Mitglieder der ersten Kammer aus.

Die Abtrennung dieses Wenzelschen Centrums erregte in den Reihen der Rechten eine tiefe Entrüstung. Jetzt wurden auch die übrigen gemäßigten Mitglieder der Rechten, welche sich dem Wenzelschen Centrum noch nicht angeschlossen hatten, schwankend. Diese Männer sahen ein, daß sie nicht länger mit Bismark-Schönhausen, Kleist-Reetzow und den übrigen erklärten Absolutisten zusammen gehen konnten, und so bildete sich denn bald ein zweites rechtes Centrum, welches mit der äußersten Rechten in ste-

tem Zusammenhang blieb, obgleich es eigene Berathungen unter Harkort und Ostermann hielt.

Die Bildung dieses Centrums wurde hauptsächlich nur deshalb vorgenommen, um die Vergrößerung des Wenzelschen zu verhindern, denn es ließ sich voraussehen, daß diese Fraktion der Rechten bald mehr und mehr zur Linken übergehen würde, um so mehr, da auch auf Seiten der Linken schon eine Parteibildung vorgenommen worden war, als die Mitglieder der äußersten Linken, die entschiedenen Republikaner, sich von der gemäßigten Linken und dem linken Centrum geschieden hatten.

So stand die Parteistellung der Rechten bei der Berathung über die deutsche Frage, und beide Centren stimmten am 26. April für den Rodbertusschen Antrag, während nur die äußerste Rechte sich gegen denselben erklärte.

Aber auch diese äußerste Rechte würde bald in sich zerfallen sein, wenn nicht die Auflösung der Kammer dies verhindert hätte.

Ein gleiches Schicksal hatte die Linke. Zur Zeit der ersten Sitzungen der zweiten Kammer hatte Alles, was Opposition gegen das Ministerium zu machen beabsichtigte, sich auf Seiten der Linken gesetzt. Die Linke war nicht weniger bunt zusammengewürfelt, als die Rechte, ja wir möchten sagen, sie enthielt noch widerstrebendere Elemente als die entgegengesetzte Partei.

Es war ganz unmöglich, daß die entschieden erklärten sozialen Republikaner, wie Kinkel, D'Ester, Grün und Andere, oder auch nur die Männer, denen die Staatsform gleichgültig, welche aber lieber eine demokratisch-republikanische, als eine aristokratisch-monarchische Verfassung woll-

ten, wie Waldeck, Jacobi, Berends u. s. w. auf die Dauer zusammengehen konnten mit den Männern, welche früher in der Nationalversammlung das linke Centrum gebildet, zum Theil sogar zur Rechten gehört hatten, wie Rodbertus, Kirchmann, Berg, wie Unruh und selbst Kosch.

Wenn auch die gemeinsame Opposition Anfangs beide Parteien zu einander führte, endlich mußten sie sich trennen, das war vorauszusehn, und die Trennung sollte bald genug vor sich gehen.

Die erste Parteiversammlung der Linken schon zeigte, daß man einig nicht bleiben könne, es sprachen sich die verschiedensten Ansichten aus und gar bald sonderte sich von der Linken wirklich ein Centrum ab, welches dem Wenzelschen am nächsten stand.

Es war dies eine kleine Partei von Männern, die früher nicht zur Nationalversammlung gehört hatten und sich unbehaglich unter den Steuerverweigern fühlten, deren Grundsätze anzuerkennen sie nicht vermochten. Diese Leute bildeten eine kleine Fraktion, aber auch die Mitglieder des rechten Centrums in der frühern Nationalversammlung vermochten nicht lange, mit der Linken in allen Fragen Hand in Hand zu gehen, sie sonderten sich deshalb ebenfalls ab, obwohl sie in steter Correspondenz, in steter Unterhandlung mit der Linken blieben.

Unter Kosch bildete sich ein linkes Centrum, welches seinen Grundsätzen nach der gemäßigten Linken nahe stand, aber dennoch nicht überall mit derselben zu gehen im Stande war.

Die Absonderung dieses linken Centrums war außer-

dem auch ein politischer Schritt, denn vermöge dieses linken Centrums konnte man in Verbindung treten mit den am nächsten liegenden Fraktionen der Rechten, mit dem rechten Centrum unter Wenzel und konnte hoffen, diese Partei in wichtigen Fragen für die Linke zu gewinnen. —

So blieb denn auf Seiten der Linken nur noch die gemäßigte Linke unter Unruh, Rodbertus, Kirchmann und Anderen, die entschiedene Linke unter Waldeck, Jacobi, Berends u. s. w. und endlich die äußerste, republikanische Linke unter Kinkel, D'Ester, Grün u. s. w.

Diese drei Parteien gemeinschaftlich hatten indessen eine bedeutende Stärke, sie umschlossen etwa 150 Mitglieder.

Nicht lange aber blieben auch diese Parteien vereint. Bald trennte sich die gemäßigte Linke von der entschiedenen; Rodbertus, Unruh, Kirchmann bildeten eine Fraktion von 50—60 Mitgliedern, welche allerdings mit der entschiedenen Linken in stetem Zusammenhang blieb, in den meisten Fragen mit derselben stimmte, aber sich doch das Recht vorbehielt, wo die Meinungen abweichend waren, für sich zu stimmen.

Die entschiedene Linke trennte sich vorläufig von der äußersten Linken nicht. Hätten die Kammern länger gedauert, so wäre eine solche Trennung wohl endlich vorgekommen, da schon in der Sitzung vom 21. April sieben Mitglieder der äußersten Linken, unter ihnen auch unser Kinkel, von der übrigen Partei sich absonderten und gegen den Rodbertusschen Antrag stimmten.

Aber das Leben der zweiten Kammer sollte bald genug

geendigt werden, um eine solche Scheidung der Parteien nicht vornehmen zu können.

So standen denn jetzt also die Parteien so gesondert und gegliedert neben einander, wie sie naturgemäß sich zusammenhalten mußten.

Nachdem aber die Parteien sich geschieden hatten, zeigte die Gestaltung der zweiten Kammer ein eigenthümliches Bild; es zeigte sich, daß die zweite Kammer, hervorgegangen aus Urwahlen des Volks, sich mehr und mehr nach links neige, aber freilich nur einem Ministerium gegenüber, wie das Ministerium Brandenburg-Manteuffel war.

Hätte an der Spitze des Staates ein wahrhaft konstitutionell regierendes Ministerium gestanden, ein Ministerium, welches Willens war, die Verfassung vom 5. Dezbr. ihrem Sinne nach zur Geltung zu bringen, welches entschlossen war, die Freiheit des Volkes ebenso kräftig zu schirmen, als es die Ordnung im Lande aufrecht erhalten wollte, hätte ein solches Ministerium an der Spitze des Staats gestanden, dann würde die große Majorität der Kammer entschieden mit demselben gegangen sein, selbst die republikanische Linke würde dies Ministerium in jedem ächt demokratischen Schritt unterstützt haben.

Mit einer Kammer wie diese, konnte jedes wirklich konstitutionelle Ministerium regieren, aber freilich, kein Ministerium, dem es darauf ankam, einen Scheinkonstitutionalismus zu begründen, und den § 105 zu Abänderung der Verfassung, zu neuen Oktroyirungen zu benutzen.

Wie die Parteien in der Kammer sich gestaltet hatten, konnte entweder ein Regierungssystem nicht länger bestehen, wie das Ministerium Brandenburg-Manteuffel es einzig

zu halten entschlossen war, oder aber die Kammer mußte aufgelöst und ein neues Wahlgesetz oktroyirt werden.

Dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel blieb deshalb nur die Wahl, entweder sein System aufzugeben, oder abzutreten, oder die Kammer aufzulösen. Es wählte, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, das Letzte.

Fünfzehntes Capitel.

Nach dem Beschlusse der zweiten Kammer über die deutsche Frage blieben die Abgeordneten des Volkes nur noch eine Woche beisammen, um dann vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel nach Hause geschickt zu werden.

Die Berathungen der zweiten Kammer mit Ausnahme einer Berathung über einen hochwichtigen Gegenstand sollten keine Bedeutung für das ganze Land haben.

Von der Regierung waren zwei Gesetzentwürfe, einer über Plakatwesen, und einer über die Regelung des Vereinswesens der zweiten Kammer vorgelegt worden, welche beide von der zweiten Kammer berathen wurden, und bei beiden zeigte sich das merkwürdige Resultat, daß die Neigung der zweiten Kammer zur Linken schon so außerordentlich stark geworden war, daß die Linke in den meisten Fragen eine, wenn auch allerdings sehr kleine Majorität hatte, so daß beide Gesetzentwürfe von der Kammer in einer Art beschlossen wurden, mit der das Ministerium Brandenburg-Manteuffel bei Weitem nicht einverstanden war.

Die Regierung wollte die Veröffentlichung aller Pla-

kate an den Straßenecken verboten wissen, aber die Kammer verwarf den dahin gehenden Entwurf.

Das Ministerium wollte die Polizei berechtigt wissen, in alle Klubs und Versammlungen ihre Beamten zu senden, um die Vereine aufzulösen; auch diese Bestimmung verwarf die zweite Kammer.

Die Linke siegte bei diesen wichtigen Fragen, aber freilich nur mit Majoritäten, die kaum Majoritäten genannt werden konnten, denn oft entschied eine Stimme das Resultat der wichtigsten Debatte.

Das war freilich momentan ein schlimmer Zustand, der dadurch hervorgebracht wurde, daß die Centren sich mehr und mehr der Linken näherten.

Mit der Berathung dieser Gesetzentwürfe vergingen die letzten Tage, da kam am 25. April die Frage über den Belagerungszustand und die Gesetzmäßigkeit desselben, ob Berlin im tiefsten Frieden noch ferner unter der Herrschaft der Militairgewalt bleiben solle, in der zweiten Kammer zur Sprache.

Schon kurze Zeit nach Zusammentritt der zweiten Kammer hatten die Abgeordneten von Berlin, Waldeck, Berends, Phillips, Rodbertus, Ziegler, Jung und Jacobi den Antrag gestellt, daß das Ministerium von der zweiten Kammer aufgefordert werden sollte, den über Berlin verhängten Belagerungszustand sofort wieder aufzuheben.

Die Kammer hatte einstimmig beschlossen, den Antrag weiter zu erwägen, und einen Ausschuß zur Berathung desselben ernannt. Jetzt endlich sollte von der Kammer selbst das Schicksal des Antrages entschieden werden. Der Ausschuß hatte sich für die Aufhebung des Belagerungszustan-

des erklärt, und nicht nur die Linke, sondern auch die Centren, selbst ein Theil der Rechten erkannte es an, daß ein Belagerungszustand im tiefsten Frieden eine Verletzung der Gesetze, eine unnütze Maßregel der Gewalt sei.

Die Rechte, welche einsah, daß eine Majorität der Kammer für Aufhebung des Belagerungszustandes und gegen das Ministerium stimmen werde, wendete sich an dasselbe mit der Bitte, vor der Berathung des Antrages in der Kammer aus freien Stücken den Belagerungszustand aufzuheben; aber das Ministerium Brandenburg-Manteuffel gab eine abschlägige Antwort.

Einerseits war es ihm gar nicht unangenehm, daß die Frage über den Belagerungszustand in der Kammer zur Debatte und Abstimmung kam. Das Ministerium war, das geht aus seiner ganzen spätern Handlungsweise, das geht auch aus seiner Denkschrift an den König über die Auflösung der Kammer hervor, schon damals nach Berathung der deutschen Frage fest entschlossen, sich nicht dem Volkswillen zu beugen, sondern die zweite Kammer aufzulösen. Es wollte dies nicht direkt bei der deutschen Frage selbst thun, und so bot denn die Abstimmung der zweiten Kammer über den Belagerungszustand eine willkommene Gelegenheit zu ihrer Auflösung dar, wenn dieselbe sich, wie dies mit Sicherheit zu erwarten stand, für die Aufhebung des Belagerungszustandes erklärte.

Andererseits aber war es auch gerade im schwebenden Augenblicke desto schwieriger und gefährlicher für das Ministerium den Belagerungszustand aufzuheben.

Bei einer Auflösung der zweiten Kammer, die jedenfalls erfolgen mußte, wurde, das ließ sich voraussehen, in

Berlin wiederum eine gewaltige Aufregung hervorgebracht. Daß nach einer abermaligen Auflösung der Volksrepräsentation ein Aufstand in Berlin stattfinde, Barikaden gebaut werden würden, das schien nur zu wahrscheinlich, und einen solchen Aufstand konnte man unter dem Belagerungszustand mit viel größerer Leichtigkeit, als in gewöhnlicher Zeit unterdrücken.

Außerdem aber zeigten sich schon in Süddeutschland die bedenklichsten Spuren einer ungeheuren Aufregung. Es ließ sich voraussehen, daß dort die Flamme der Revolution bald lichterloh brennen würde, und daß, wenn in Berlin der Belagerungszustand aufgehoben wäre, auch Berlin nur zu geneigt sein möchte, an den süddeutschen Bewegungen Theil zu nehmen, um so mehr, da dieselben gerade die wichtigsten Fragen für Preußen, die Ablehnung der deutschen Reichsverfassung, die Ausschlagung der deutschen Kaiserkrone durch den König betrafen.

So standen die Verhältnisse, und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, welches auf dem einmal betretenen Weg seiner Politik auch fernerhin fortzuschreiten entschlossen war, konnte und wollte daher unter keiner Bedingung den Belagerungszustand aufheben, der allein in seiner Politik es unterstützte.

Am 25. April stattete der über den Waldeckschen Antrag niedergesetzte Ausschuß seinen Bericht ab, und die Ansicht des Ausschusses war die, daß der Belagerungszustand weder aus einer Nothwendigkeit hervorgegangen, noch auch fernerhin nothwendig sei. Aus diesem Grunde beantragte derselbe, das Ministerium aufzufordern, diese Ausnahme-Maßregel sofort wieder aufzuheben.

Zu diesem Antrage des Ausschusses waren die ver-

schiedensten Amendements eingegangen. Einige Amendements des Centrums wollten die Aufhebung des Belagerungszustandes, zu gleicher Zeit aber den schleunigsten Erlaß eines Tumultgesetzes.

Ein Amendement von Unruh, welches in der Sitzung am 26. April eingebracht wurde, lautete: „Die zweite Kammer wolle beschließen:

A. zu erklären:

1) daß die Fortdauer des Belagerungszustandes ohne Zustimmung der Kammern ungesetzlich ist;

2) daß die Kammer die Zustimmung zur Fortdauer des Belagerungszustandes nicht ertheilt,

B. das Ministerium aufzufordern: den seit dem 12. November v. J. über Berlin und dessen zweimeiligen Umkreis verhängten Belagerungszustand sofort aufzuheben."

Die Berathung über diesen hochwichtigen Gegenstand nahm die Sitzungen des 25. und 26. April fort.

In der Sitzung vom 25. April nahm zur Vertheidigung seines Verhaltens der Minister des Innern das Wort. Er erklärte nach einer Einleitung, daß er eingehen wolle auf das Recht des Ausschusses, obgleich er der Kammer nicht das Recht zuerkennen könne, das Ministerium aufzufordern, eine Verwaltungsmaßregel auszuführen, und eine solche sei die Aufhebung des Belagerungszustandes. Nichts desto weniger wollte er eingehen auf die Vorwürfe, die in dem Berichte des Ausschusses enthalten seien, und er fuhr fort:

— — — Ich glaube, es sind dreierlei Vorwürfe darin enthalten. Das Ministerium wird getadelt, daß es überhaupt

den Belagerungszustand verhängt habe; es wird zweitens getadelt mit Rücksicht auf die während desselben erfolgte Emanirung der Verfassung, und das Ministerium wird drittens getadelt in Bezug auf sein Verhalten nach dem Zusammentritt der Kammern. Ich werde mir erlauben, diese Punkte einzeln durchzugehen.

Meine Herren! Was den ersten Punkt betrifft, so giebt es im Menschen- wie im Völkerleben Momente, wo die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen; es treten Krankheitszustände ein, wo zu außerordentlichen Mitteln geschritten werden muß. Zu solchen Mitteln nicht zu greifen, würde in manchen Fällen eine Verletzung der Pflicht der Selbsterhaltung sein.

In einem solchen Zustande haben wir uns im Laufe des vorigen Jahres befunden. Ich will es ganz dahingestellt sein lassen, durch wessen Schuld, aber ich glaube, die Thatsache ist nicht zu verkennen, daß namentlich im Spätherbst des vorigen Jahres hier Zustände eingetreten waren, welche mit den gewöhnlichen, gesetzlichen Mitteln nicht zu beseitigen waren.

In den Staaten, wo die verschiedenen Staatsgewalten organisch getheilt sind, bestehen Gesetze für solche Ausnahme-Zustände. Der absolute Staat allein kann ihrer entbehren, indem dort das Machtgebot an die Stelle des Gesetzes tritt.

Bis zum 5. Dezember v. J. war Preußen kein konstitutioneller Staat.

(Murren auf der linken Seite.)

Man rang danach, man hat dies Ziel aber nicht er-

reicht. Ich lasse es dahingestellt, durch wessen Schuld es nicht erreicht worden ist. — — —

Nächstdem fuhr der Minister fort, den Zustand Berlins zu schildern. Er erklärte, daß er von Frankfurt a. M. Nachricht erhalten habe über die gefährliche Stimmung, die in Berlin herrsche. Arnold Ruge habe am 14. Oktober in einem offenen Briefe an seine Wähler geschrieben: „Wendet alle eure Hoffnung nach Berlin.“ Berlin sei der Brennpunkt der Demokratie gewesen und hier die Stimmung am Bedenklichsten.

Herr v. Manteuffel theilte außerdem eine wunderschöne Sammlung verschiedentlicher Kriminal-Gerichtsakten mit, um zu beweisen, wie gefährlich im November 1848 die Stimmung gewesen sei.

Da gab es Akten über eine Versammlung der Bürgerwehr-Majors und Hauptleute im Hotel de Bavière in der Nacht vom 11. zum 12. November, in der eine wüthende Debatte darüber geführt worden sein sollte, ob man dem einrückenden Militair einen aktiven Widerstand entgegenstellen sollte; allerdings habe man sich endlich mit dem passiven begnügt; aber trotz dieses Beschlusses, obgleich gerade der passive Widerstand das Resultat der Bürgerwehr-Debatte gewesen war, erschien dieselbe dem Herrn Minister doch außerordentlich gefährlich.

Gerade dem Belagerungs-Zustand verdankte Berlin nach der Ansicht des Herrn von Manteuffel seinen ganzen Wohlstand.

Nächstdem ging der Minister des Innern über zu einer Entschuldigung darüber, daß die Regierung die Kammer nicht um die Genehmigung zur Fortdauer des Belagerungs-

zustandes gefragt habe. Endlich aber hob er hervor, daß auch jetzt derselbe noch nicht aufgehoben werden könne, weil noch immer die gefährlichste Stimmung in Berlin herrsche. Er sagte:

— — — Es fragt sich nun, wie in diesem Augenblicke die Situation ist und wie die Verhältnisse sich seither gestaltet haben. Es wird mir kaum gelingen, Ihnen ein vollständiges Bild von diesen Verhältnissen zu geben. Auf Einiges muß ich aber hinweisen und werde es durch Beweismittel belegen.

Meine Herren! Es existirt in der That eine Umsturzpartei, eine Partei, welche schon lange vor dem März des vorigen Jahres daran gearbeitet hat, die staatlichen Verhältnisse zu untergraben. — — —

Zum Beweise seiner Worte ging er auf den Zustand vor dem März zurück und verlas einen Brief Dowiat's vom Februar 1848, dann aber fuhr er fort:

— — — Diese vormärzlichen Thatsachen aber haben sich nach dem März wiederholt. Bekanntlich hat in der Kölner Zeitung eine Aufforderung gestanden, die Fürsten zu ermorden, und es sind dabei Prämien ausgesetzt worden, welche die Mörder haben sollten. Es heißt wörtlich:

„Da alle Bitten und Vorstellungen und alle Versuche, welche das deutsche Volk gemacht hat, um seine ungerechten Gewalthaber, Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, zu vermögen, ihre widernatürliche Stellung aufzugeben, fehlgeschlagen sind, da ferner diese Gewalthaber, statt dem Volke seine Bitten zu gewähren und es in seine angeborenen Menschenrechte einzusetzen, mit Kugeln und Kartätschen antworteten; da, um allen Schandthaten die Krone aufzu-

setzen, diese Kaiser, Könige und Fürsten im Kampfe mit dem Volke die gräßlichsten, schauderhaftesten und unmenschlichsten Hinrichtungen durch ihre gemeinen Henker Windischgrätz, Jellachich und Andere vollziehen ließen und sich nicht scheueten, Meuchelmörder zu dingen, um brave Männer des Volkes aus dem Wege zu räumen, die Menschenrechte mit Füßen zu treten u. s. w., so sehen wir kein anderes Mittel, diese Todfeinde der Menschheit zu vertilgen, als daß wir Deutsch-Amerikaner und unsere gleichgesinnten Freunde demjenigen oder denjenigen Belohnungen aussetzen, welche auf irgend eine Weise die Barbaren des 19ten Jahrhunderts unschädlich machen, und werden nicht ruhen, bis unser Zweck erreicht ist. Daher setzen wir fürs Erste folgende Preise aus:

Für die Vertilgung des österreich. Kaisers 30,000 Guld.
" " " " Preußen-Königs 25,000 "

(Lärm und einige nicht verständliche Bemerkungen links; rechts: Pfui! Pfui!)

Für die Vertilgung irgend eines anderen
Königs, Kurfürsten, Herzogs u. dergl. 15,000 Guld.
Für den Kopf des gemeinen Henkers
Windischgrätz . . . . 10,000 "

Für die pünktliche Auszahlung dieser Belohnungen, sobald der oder die Thäter sich gehörig ausgewiesen haben werden, an sie selbst oder deren rechtmäßige Erben, verpfänden wir unser Vermögen und unsere Ehre."

Diese Proklamation ist „im Namen des Vereins" unterzeichnet von C. A. Wollenweber, dem Sekretair dieser auberen Gesellschaft. — — —

Diese prächtigen Enthüllungen in der Rede des Herrn

Ministers mußten natürlich auf die Rechte einen gewaltigen Eindruck machen, und das sollten sie auch.

Es ist in der That wunderbar, daß ein preußisches Ministerium auf ein solches, fast komisches Aktenstück einen Werth legt, und dasselbe sogar in einer Versammlung der Volksvertreter zur Begründung eines gegen die Gesetze des Landes streitenden Gewaltzustandes hervorhebt.

Nach dem Königsmörder-Aktenstücke ging der Herr Minister über zu dem Oktober-Kongreß der Demokratie in Berlin und unterließ es bei dieser Gelegenheit nicht, unserem Kinkel einen persönlichen Vorwurf zu machen. Er sagte:

— — — Meine Herren! Ich komme nun auf ein Ereigniß, welches ich auch noch beleuchten muß, weil es im innigen Zusammenhange steht mit dem, was wir heutigen Tages noch erleben; es ist der demokratische Kongreß, der hier gegen Ende des Oktober stattgefunden hat. Ich erlaube mir aus den Verhandlungen des zweiten demokratischen Kongresses aus Berlin Einiges mitzutheilen, welches Licht auf die gegenwärtigen Verhältnisse wirft; es sind dies die Verhandlungen, die der Verein selbst herausgegeben hat als Beilage der Volksblätter.

Gestatten Sie mir zunächst die Schilderung der Lokalitäten:

Ein großer Saal mit Tribünen an den Seiten und kleineren Zimmern daneben nahm die zahlreich angekommenen Abgeordneten auf, unter denen wir verschiedene Celebritäten, wie Bamberger aus Mainz, Bayerhofer, Beust und Bernigau aus Köln, Everbeck, Georg Fein, Ruge,

Wislicenus, Weidling u. A., im Ganzen über 200 Personen gewahrten. Ueber der Tribüne des Präsidenten waren die Nationalfahnen der Republiken Schweiz, Nordamerika und Frankreich angebracht, während an den reichlich mit Zuhörern angefüllten Tribünen die deutschen Fahnen wehten, in welchen die rothe Farbe natürlich vorherrschte. Von den hohen Fenstern, an denen rothe Vorhänge angebracht waren, ging ein rother Schein aus über den Saal."

Ich lese hiernächst eine Stelle aus dem Referat, das damals gemacht wurde:

„In Bezug auf die berliner Bewegungen hält der Ausschuß es für seine Pflicht, Alles zu vermeiden, was die Partei schwächen konnte. Wir bemühen uns, alle Putsche zu vermeiden, und haben bei unseren Bemühungen, dem kleinen Häuflein der Anarchisten zu begegnen, Männer gefunden, die uns kräftig unterstützten. Es ist unmöglich, eine einseitige Bewegung durchzuführen, die Bürger müssen sich daran betheiligen. Am 25. September war der einzige Tag, wo eine Revolution ausbrechen konnte, die Lappigkeit des Ministeriums Pfuel hat uns um diese Revolution gebracht."

Ich zitire sodann eine Aeußerung des Herrn Abgeordneten Kinkel:

„Ich bin aus Bonn, dem dunkelsten Orte der ganzen Rheinprovinz. Es zeigt sich, daß gerade die Universitäten sich der Bewegung der Zeit am meisten entgegenstellen, und nur der unverwüstliche Theil des Volkes, das Proletariat schließt sich ihr an. Es hat unter dem Donner der Juli-Revolution sich mit Ausnahme von 6 Stimmen in dem

demokratischen Verein für die Republik erklärt; aber auch die Bürger sind demokratisch geworden, schon seit 2 Monaten sind in dem finsteren Bonn fast alle stimmfähigen Bürger für die Republik. Die Rheinlande sind in der tiefsten Stellung, namentlich der Niederrhein; aber vergessen Sie nicht die Phalanx der Pfaffen, die uns mächtig gegenüberstand. Das Rheinland hat niemals im Schweiße seines Angesichts für seine Freiheit gekämpft, hat nicht einmal an den Freiheitskriegen Theil genommen, erst in der letzten Zeit hat dieser Kampf begonnen. Vergessen Sie nicht die Macht des Kapitals. Hier ist der Adel im Sinken, am Rhein ist er eine Macht durch Grundbesitz und Majorate. Wir haben dort eine doppelte Hierarchie, die die Macht hat, das Volk durch Wohlthätigkeit, durch Geldspenden zu fesseln. Auch in kirchlicher Hinsicht ist keine Reform entstanden aber die Elemente zu einer rheinischen Föderativ-Republik. Das Proletariat ist es auch hier, verbunden mit den Handwerkern der Städte und mit dem Bauer-Proletariat, welches auch bei uns herrschend ist, welches das revolutionäre Element bildet. Auf dem linken Rheinufer ist der Bauer, wenn auch von allen Feudallasten befreit, gedrückt durch den Fluch des Kapitals und den Wucher, auf dem rechten noch durch Sporteln. Es haben sich schon demokratische Vereine auf dem Lande gebildet.

In der Eifel, an der Mosel sind große Erfolge erzielt. 12,000 Mann haben sich für die Republik erklärt. Auch die soziale Presse hat ihren bedeutenden Einfluß geäußert. Immer ist die Grenze zwischen Bürger und Proletariat noch schwankend, es stellt sich noch keine bestimmte Sonde-

rung heraus. Trotz aller Finsterniß ist so viel gewiß, daß sich die Mehrzahl für die Republik erklärt." — — —

Noch einige weitere Schilderungen des demokratischen Kongresses führte der Herr Minister an, um die Gefährlichkeit des wilden und wüthenden Kongresses zu zeigen; dann ging er über zu dem furchtbaren Hätzelschen Todtenbunde, zu den Handgranaten, die man bei Hätzel gefunden habe, und von denen eine er sich bereit erklärte, der Kammer vorzulegen.

Er gab nach den Schilderungen des Herrn Polizeipräsidenten einen ausführlichen Bericht über den Todtenbund und schloß dann endlich seine Rede mit folgenden Worten:

— — — Bei Erwägung aller dieser Umstände mußte man das Fortbestehn der Gründe anerkennen, welche die Verlängerung des Belagerungszustandes nothwendig gemacht haben. Man hat es sich daher versagen müssen, jetzt schon den Belagerungszustand zu beseitigen, man mußte namentlich so lange damit Anstand nehmen, als nicht in Beziehung mit den Versammlungen auf den Straßen und freien Plätzen bestimmte Vorschriften sanktionirt waren.

Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß ein Theil der hohen Versammlung für sofortige Beseitigung des Belagerungszustandes aus dem Grunde stimmen werde, weil er wünscht, daß auf eine energische Weise die Ruhe hergestellt werden möge. Diese Freunde der Ordnung glauben, daß bei der Fortdauer des Belagerungszustandes in der milden Form, wie er gehandhabt wird, es an Gelegenheit fehlt, die Sache zum Austrag zu bringen.

Wir haben auch diese Rücksicht erwogen; das Mini-

sterium kann aber dieser Ansicht nicht beitreten. Das Ministerium sieht mit Befriedigung darauf zurück, daß es ihm gelungen ist, hier in Berlin ohne Blutvergießen, ohne wiener Zustände die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und hat die Ueberzeugung, daß ihm dies von vielen Seiten gedankt wird. Es glaubt sich dieser Verpflichtung auch fernerhin nicht entschlagen zu können; es fühlt sehr wohl die große Verantwortlichkeit, welche durch die Fortdauer des Belagerungszustandes auf ihm lastet, und möchte dieser je eher je lieber überhoben sein. Es hat aber die Ueberzeugung, daß es nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung und nach den vorhandenen thatsächlichen Zuständen diese Verantwortlichkeit zur Zeit noch tragen muß. — — —

Die Rede des Herrn Ministers des Innern machte nicht den Eindruck, den er sich von derselben wohl versprochen haben mochte. Die Todtenbunds-Enthüllungen und die übrigen herrlichen, der Kammer dargelegten Aktenstücke waren doch gar zu wunderbarer Natur, um ohne Weiteres bei der, sonst sehr fügsamen Rechten und dem rechten Centrum einen entschiedenen Glauben finden zu können; außedem gaben verschiedene Abgeordnete der Linken, welche von dem Herrn Minister des Innern in seiner Rede persönlich angegriffen worden waren, in ihren Reden am 26. April so interessante Entgegnungen, daß der Eindruck der Manteuffelschen Enthüllungen ein sehr geschwächter wurde.

Besonders thaten dies D'Ester, der vielfach und heftig sowohl wegen seines Verhaltens auf dem demokratischen Kongreß, als wegen seines Verhältnisses zu dem gräßli-

chen Todtenbund-Hätzel angegriffen worden war, und Kinkel. Letzterer sagte:

„——— Meine Herren! Der Herr Minister des Innern hat gestern den Auszug einer Rede mitgetheilt, die ich auf dem im letzten Herbst zu Berlin abgehaltenen demokratischen Kongreß gehalten habe. Ich sehe zwar nicht ein, was die Rede eines rheinischen Deputirten zum demokratischen Kongreß für einen Zusammenhang mit dem Belagerungszustand in Berlin hat. Es versteht sich aber von selbst, daß ich noch heute für jedes Wort, welches ich damals gesprochen habe, einstehe, und wenn jener Rede eine so hochverrätherische Bedeutung gegeben ist, so wird es mir jederzeit Vergnügen machen, sie vor einem Geschwornen-Gericht zu verantworten. Nur muß ich freilich wünschen, daß solche Mittheilungen auch aus Aktenstücken erfolgen, die eine authentische Bedeutung haben, daß nicht eine Verfälschung meiner Worte zur Verlesung in dieser Versammlung gebracht werde. Ich nehme es demjenigen, der die Protokolle und Berichte über den demokratischen Kongreß veröffentlicht hat, wenig übel, wenn er einzelne Punkte meiner Reden nicht ganz genau wiedergiebt, denn einstweilen stehen unserer Partei noch keine stenographischen Bureaus zu Gebote; allein, meine Herren, es ist dieser Kongreß so öffentlich gehalten worden, und die Tribünen sind, im Gegensatz zu den Tribünen dieses hohen Hauses, so wenig beschwerlich zum Zugang gewesen, daß ich mich auf Ohrenzeugen genug berufen kann. Das Wort „Pfaffen" liebe ich nicht in öffentlicher Rede zu gebrauchen, weil ein so unliebsamer Ausdruck gegen einen Stand, in welchem ich so viele wackere Gesinnungs-Genossen nicht blos zu lieben, sondern hoch zu

verehren habe, mir ganz gegen das Dekorum der öffentlichen Rede zu verstoßen scheint. Nach einer andern Seite ist aber meine Rede nicht scharf genug wiedergegeben worden, und im Interesse der Idee, die mich zwingt, ihr Bekenner zu werden, will ich Ihnen wiederholen, was ich gesprochen habe. Es ist gesagt worden, ich hätte erzählt, daß ein rheinischer Verein, zu dessen Direktorium zu gehören ich mir zur Ehre rechne, sich unter dem Donnern der Junischlacht für die Republik erklärt habe. Wenn unter diesem „Sicherklären," was ein sehr zweideutiger Ausdruck ist, gemeint ist, daß dieser rheinische Verein anerkannt habe, daß die Republik die natürlichste und vernunftgemäßeste Staatsform ist, dann, meine Herren, hat ein rheinischer Volksverein mit diesem Anerkenntniß nicht nöthig gehabt, bis zum Juni zu warten. Aber, meine Herren, wir haben uns, und das ist keinesweges eine ungesetzmäßige That, unter dem Donnern der Junischlacht zu etwas Anderem bekannt. Ich habe jenen Zug angeführt, weil ich meinen Gesinnungsgenossen auf dem demokratischen Kongresse einen Beweis von dem Edelmuth des Volkes vorführen wollte, von dem Edelmuth, der so gern und so tapfer sich auf die Seite der Unterdrückten stellt. Wir haben uns unter dem Donnern der Junischlacht für die demokratische Republik erklärt, d. h. wir haben die vollkommen gesetzliche Erklärung zu Protokoll gegeben, daß wir die Ueberzeugung hätten, daß die demokratische Republik für Deutschland in Zukunft die einzig haltbare Staatsform sei.

(Bravo von der linken Seite.)

Meine Herren, dies ist, denke ich, nicht eine zweideu-

tige Politik. Daß durch eine solche Erklärung, daß durch die Erklärung zum Sozialismus, daß durch die Erklärung zum Staate der Arbeiter, in welchem es hinfort nur noch Arbeiter und keine Faulenzer geben soll, daß durch die Erklärung zu diesem Staate ich nicht rechtlos vor meinen rheinischen Gesetzen geworden bin, das, meine Herren, wird jeder Vernünftige einsehen. Die rechte Entscheidung aber darüber, ob wir mit dieser Ueberzeugung Recht hatten, oder im Irrthum uns befanden, und uns noch im Irrthum befinden, diese Entscheidung fällt nicht in die Parlamentsdebatte, am allerwenigsten aber von dieser Tribüne! — —

(Bravo von der linken Seite.)

Nach langen, im höchsten Grade interessanten Debatten, in denen das Ministerium zum Theil auf das Schonungsloseste angegriffen, zum Theil von Seiten der Rechten auf das Entschiedenste vertheidigt wurde, kam man endlich zur Abstimmung.

Es wurde zuerst über die Amendements abgestimmt, und die der Centren verworfen. So kam man denn zuletzt zur Abstimmung über das Unruhsche Amendement, und der erste Theil desselben, die Ungesetzlichkeit des Belagerungszustandes betreffend, wurde mit einer Majorität von 45 Stimmen, der zweite Theil, welcher die Aufforderung enthielt, den Belagerungszustand aufzuheben, mit einer Majorität von 24 Stimmen beschlossen.

Das war wiederum eine kolossale Niederlage des Ministeriums, es hatte jede Majorität in der Kammer verloren; sich länger zu halten, vermochte es nicht, wenn es nicht die Kammer auflösen wollte, oder wenn es sich nicht,

dem Willen der Kammer nachzugeben und den Belagerungszustand aufzuheben, entschloß.

Die guten Konstitutionellen in der Kammer wie im Lande erwarteten das Letzte, aber es sollte anders kommen.

In der Sitzung vom 27. April erklärte plötzlich der Minister-Präsident, indem er eine königliche Verordnung vorlas, daß die zweite Kammer aufgelöst, die erste aber vertagt sei. Als Gründe zu dieser Aufhebung der zweiten Kammer führte ein Schreiben an den König die in letzter Zeit so schwankenden Abstimmungen der Kammer an. Außerdem aber fügte das Ministerium in diesem Schreiben an den König hinzu, es sei der Ueberzeugung, daß die Kammer ihre Befugnisse sowohl in dem Beschlusse über die deutsche Frage, als in dem über den Belagerungszustand überschritten habe. Außerdem endlich sei eine Auflösung der Kammer nothwendig, und werde den Beifall der Mehrzahl der Gutgesinnten im Lande erhalten, weil in der That die Tribünen der Kammer nur zu oft dazu gemißbraucht worden seien, Grundsätze offen zu verkünden, welche geeignet wären, den Umsturz der bestehenden Verfassung und jeder gesetzlichen Ordnung vorzubereiten.

Dieser letzte Passus des Schreibens war eine direkte Anspielung auf die verschiedenen offenen und ehrlichen Angriffe der äußersten Linken gegen das Ministerium.

Man wollte Männern, wie unserm Kinkel, wie D'Ester nicht ferner Gelegenheit geben, durch ihre kräftigen, wahrheitsvollen Reden Propaganda für die Demokratie im Lande zu machen.

Als die Nachricht von der Auflösung der zweiten Kammer dieser mitgetheilt wurde, war der Eindruck ein

außerordentlich überraschender auf die große Mehrzahl der Mitglieder.

Die National-Zeitung sagte über diese Auflösung:

„Wir Alle hatten die Auflösung erwartet, und doch kam sie gerade heute unerwartet, unvorhergesehen, traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Man sah sich an mit dem Ausdrucke der Ueberraschung, der Verwunderung: Träumen wir denn mit wachen Augen?"

Draußen standen die Abgeordneten im lebhaften Gespräch. „Haben Sie das erwartet?" wurde Herr v. Vincke gefragt. — „Das hat wohl kein Mitglied im ganzen Hause geahnt!" war die Antwort.

Der Abgeordnete Jacobi fragte Herrn v. Griesheim: „Nun, Sie haben das doch vorher gewußt!" und erhielt zur Antwort: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich so eben mit Ihnen zugleich das erste Wort davon gehört habe!" —

Viele ähnliche Aeußerungen hörte man von den Abgeordneten, denn in der That, Niemand hatte so schnell die Auflösung erwartet.

Am Schwersten von derselben getroffen waren die Mitglieder des rechten und linken Centrums, jene Männer des gemäßigten Konstitutionalismus, jene Männer des Glaubens und Vertrauens, welche immer gehofft hatten, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel sich entschließen werde, mit den Kammern zu gehen und eine ächt konstitutionelle Politik zu führen.

Durch die Auflösung der zweiten Kammer waren die

guten Konstitutionellen allerdings enttäuscht, aber sie waren es nur, um bald darauf abermals zu vertrauen, wie denn das Schicksal jener Partei das ist, immer zu vertrauen und immer getäuscht zu werden.

In Berlin, der Hauptstadt des Landes, erregte die Auflösung der Kammer ein ungeheures Interesse, bei der konstitutionellen Partei einen tiefen Schmerz, bei der Demokratie fast ein Gefühl der Freude, denn diese hatte längst nichts Anderes geglaubt, nichts Anderes gehofft; aber nichts desto weniger war die Aufregung dennoch auch in den untern Volksklassen ungeheuer; immer noch hofften diese von den Maßregeln der zweiten Kammer ein günstiges Einwirken auf ihr Schicksal, auf ihre Interessen. Jetzt sahen sie sich abermals getäuscht, sahen abermals die zweite Kammer, wie dereinst die National-Versammlung, aufgelöst. —

Am 27. April gab es daher in den Straßen Berlins wieder Auftritte, wie sie seit den Novembertagen 1848, seit der Verhängung des Belagerungszustandes über die Hauptstadt nicht gesehen worden waren.

An allen Straßenecken standen Gruppen, besonders hatte sich auf dem Dönhöfsplatze ein Volkshaufe versammelt. Bedenkliche Worte wurden gehört, zu gleicher Zeit wurde aber auch Militair aufgeboten und Patrouillen zogen durch die Straßen. Es kam zum Konflikte, zum blutigen Zusammenstoße. Einige Menschenleben wurden geopfert, dann wurde die Ruhe wiederhergestellt, obgleich noch einige Zusammenstöße zwischen Volk und Militair erfolgten.

Noch war keine Woche vergangen, so war es in Berlin wieder still, todt und ruhig, wie es in einer unter dem Belagerungs-Zustand seufzenden Stadt zu sein pflegt. —

Die Abgeordneten der zweiten Kammer kehrten in ihre Heimat zurück.

Sechszehntes Capitel.

Auch Kinkel kehrte nach Auflösung der zweiten Kammer nach Bonn zurück. Schon einige Tage früher, am 10. April hatte Kinkel einen flüchtigen Besuch in Bonn bei seiner Familie und seinen Wählern gemacht, hatte dort den Letzteren Rechenschaft abgelegt über sein Verhalten in der zweiten Kammer, indem er ihnen in einer trefflichen Rede seine Wirksamkeit sowie die der Kammer überhaupt geschildert hatte.

Wie dies nicht anders zu erwarten war, so hatten die Wähler Kinkel's ihrem Abgeordneten die tiefsten Zeichen der innigen Liebe und Anerkennung gegeben. Eine einfache Bürgerkrone war für den trefflichen Volksvertreter von den Wählern bestimmt worden und ein jubelndes, donnerndes Bravo folgte der Rede Kinkel's, diesem ein Zeugniß davon ablegend, daß er ganz im Sinne und Herzen seiner Auftraggeber gehandelt habe.

In dem frohen Bewußtsein der erfüllten Pflicht, und in dem Bewußtsein, daß das Volk seinem Vertreter für die Pflichterfüllung Dank wisse, kehrte Kinkel nach Berlin zurück, um indessen nur noch wenige Tage dort zu bleiben,

denn, wie wir bereits mittheilten, schon wenig über vierzehn Tage später wurde die zweite Kammer aufgelöst und Kinkel mußte mit Weib und Kind, welche ihm von Bonn nach Berlin gefolgt waren, in die Heimat zurückkehren.

Für Kinkel persönlich war die Auflösung der Kammer vortheilhaft, denn nicht lange hätte Kinkel das anstrengende Leben in Berlin ertragen können. Außer den Kammer- und den Abtheilungs-Sitzungen, denen Kinkel auf das Treueste beiwohnte, außer den vielfältigen Arbeiten, welche seine Stellung als Volksvertreter mit sich brachte, war Kinkel auch noch unablässig fleißig für die Bonner Zeitung, deren Redakteur er blieb und für die er während seiner Deputirtenschaft in Berlin viele und treffliche Aufsätze lieferte.

Die Thätigkeit Kinkel's während jener Zeit ist wahrhaft bewundernswerth, wie denn Kinkel stets eine so ungeheure Arbeitskraft an den Tag legte, daß man dieselbe kaum für möglich halten konnte.

Nach Bonn zurückgekehrt, fand er sich dort in einer außerordentlich schwierigen Stellung. Die ganzen Rheinlande waren aufs Tiefste entrüstet darüber, daß der König von Preußen die Kaiserkrone ausgeschlagen hatte.

Die Aufregung der Rheinlande wuchs, als plötzlich daselbst die Landwehr ausgehoben wurde, um, wie es hieß, nicht gegen einen äußern Feind, sondern gegen diejenigen deutschen Staaten verwendet zu werden, in denen das Volk etwa beabsichtigte, die vom frankfurter Parlament beschlossene deutsche Reichs-Verfassung mit Gewalt aufrecht zu erhalten.

In Süddeutschland vergrößerte sich die Aufregung mit

jedem Tage mehr und mehr und naturgemäß mußte sie auch in der Rheinprovinz täglich wachsen.

In Köln kamen Abgeordnete rheinischer Provinzen zusammen, und beschlossen am 8. Mai, daß die vom frankfurter Parlament festgestellte Reichsverfassung als endgültiges Gesetz anzuerkennen sei. Sie erklärten, daß sie bei einer etwa zwischen der preußischen Regierung und denen, welche die deutsche Reichsverfassung anerkannten, entstehendem Konflikte auf Seite der Letzteren stehen würden, sie verpflichteten sich, durch alle zu Gebote stehenden Mittel die Reichsverfassung zur Geltung zu bringen, und forderten alle waffenfähigen Männer auf, sich dem frankfurter Parlament zur Verfügung zu stellen.

In jener Versammlung saßen nicht nur Demokraten, auch viele Mitglieder der konstitutionellen Partei hatten sich mit diesem Beschlusse einverstanden erklärt, und so weigerte sich denn an vielen Orten der Rheinprovinz die Landwehr, wo sie zusammenberufen wurde, einer Einberufung durch das Ministerium Brandenburg-Manteuffel Folge zu leisten.

An verschiedenen Orten, in Elberfeld, in Düsseldorf, in Iserlohn brach die Aufregung zur offenen Revolution aus, und wenn auch die Revolution in einer Provinzialstadt bald gedämpft wurde, wenn auch besonders dadurch, daß die konstitutionelle Partei sich schnell zurückzog, um sich zu retten, der Friede durch die Gewalt der Bajonnette bald wieder hergestellt wurde, so schien doch zu Anfang der Bewegungen ein gewaltiger großartiger Kampf bevorzustehen, ein Kampf, bei dem Kinkel es für seine Pflicht hielt, nachdem er so lange durch das Wort die Demokratie gepredigt hatte, auch durch die That zu beweisen, daß er ein wür-

diger Sohn seiner Zeit, ein würdiger Kämpfer für die Freiheit sei.

Auch in Dresden war der Kampf für die deutsche Reichsverfassung bereits im vollen Gange, in Baden und in der Pfalz schien er mit jedem Tage ausbrechen zu müssen.

Da begann die Aufregung auch in Bonn mehr und mehr zu wachsen, und machte sich endlich in einem Unternehmen Luft, an dem Theil zu nehmen, Kinkel gegen seinen Willen und seine Ansicht gezwungen wurde, obgleich er das Hoffnungslose der ganzen Unternehmung von vorn herein einsah.

Es war der abentheuerliche Zug der bonner Demokraten nach Siegburg, der so viel besprochene, der unserem Kinkel so bittre Vorwürfe zugezogen hat.

Am 10. Mai hatten in Bonn verschiedene Versammlungen theils der Landwehrmänner, theils der Bürgerwehr stattgefunden, in denen man in Berathung darüber getreten war, ob und in welcher Art für die deutsche Reichsverfassung gekämpft, mit der Waffe in der Hand eingestanden werden solle.

In Elberfeld war, wie wir schon gesagt haben, die Revolution bereits proklamirt worden. Das Beispiel Elberfelds wirkte zündend auf die bonner Landwehrmänner und Bürgerwehr. Die Ueberzeugung, daß der Augenblick zum Handeln gekommen sei, war tief in alle Herzen eingedrungen, und so wurde endlich ein Zug nach Siegburg beschlossen, wo sich ein Landwehr-Zeughaus befindet.

Von dort aus wollten die Theilnehmer an diesem Zuge sich wahrscheinlich nach Elberfeld wenden, um die dortigen Aufständigen zu unterstützen.

Es war ein wilder, zusammengelaufener Haufe, der sich zu diesem Unternehmen zusammenfand, und Kinkel sah sehr wohl ein, daß dies Unternehmen ein vollkommen hoffnungsloses sei, daß die zusammengelaufene Menge in keiner Weise geeignet wäre, einem irgend kräftigen Militair-Angriffe zu widerstehen, oder etwas irgend Bedeutendes für die Sache der Freiheit zu thun. Nichts desto weniger konnte und durfte er sich von diesem abentheuerlichen Zug nicht ausschließen; bisher hatte er durch Wort und Schrift die Freiheit gepredigt, er war der Führer der demokratischen Partei in Bonn gewesen, und jetzt, wo er zum ersten Male zu handeln, mit Gefahr seines Lebens für die Ausführung seiner Idee hervorzutreten aufgefordert wurde, konnte er nicht zurücktreten ohne Gefahr zu laufen, daß man ihn für einen Feigling halte, der nur mit Worten, nicht aber mit der That für die Demokratie zu kämpfen fähig sei; er mußte sich daher dem abentheuerlichen Zuge anschließen. Die Führung aber übernahm er nicht, sondern das Kommando des Zuges erhielt der Lieutenant außer Dienst Annecke, der gerade in Bonn anwesend war. Kinkel selbst trat in den von Annecke geordneten Zug als Flügelmann ein.

Spät des Abends machte die kleine abentheuerliche Schaar sich von Bonn aus auf den Weg. Kinkel war Abends 10 Uhr noch einmal nach Hause gegangen, um Abschied von Weib und Kind zu nehmen, denn er war fest entschlossen, sich jetzt mit aller Kraft den revolutionären Bewegungen anzuschließen. Noch einmal küßte er Weib und Kind. Seine hochherzige Frau fühlte wohl, daß er vielleicht auf immer von ihr schied, aber sie redete ihm nchit zu zu bleiben, denn sie fühlte mit ihm und wußte, daß es

des Mannes Pflicht sei, auch Tod und Gefahren nicht zu scheuen, um seiner Ueberzeugung treu zu bleiben.

Nach kurzem Abschiede kehrte Kinkel zu den bonner Demokraten zurück, die sich nach dem Rhein aufmachten, die dort schon bereit gehaltene fliegende Brücke bestiegen und über den Rhein setzten.

Die Verhandlungen in den Versammlungen, die dem Zuge vorhergegangen waren, und in denen man den Zug selbst beschlossen hatte, waren so unachtsam und öffentlich geführt worden, daß sie den Behörden nicht verborgen bleiben konnten. So wußte denn die bonner Polizei aufs Genaueste, in welcher Absicht sich die kleine Schaar schlecht bewaffneter, ordnungsloser Demokraten nach Siegburg begab. —

Eine Abtheilung Kavallerie wurde dem Haufen nachgesendet, und der Führer desselben, Lieutenant Annecke sah ein, daß mit einem solchen ordnungslosen Haufen ein Gefecht vollständig unmöglich sei.

Er ließ deshalb den Zug Halt machen und gab den einzelnen Mitgliedern den Rath, nicht mehr in Massen, sondern einzeln nach Elberfeld zu ziehen, um den dortigen Insurgenten zu Hülfe zu eilen. Nur Wenige thaten dies, unter diesen Kinkel.

Die Meisten kehrten unverrichteter Sache nach Bonn zurück, es war ihnen schon jetzt leid geworden, eine Hand zu erheben im Kampfe für die Freiheit.

Das ist in kurzen Worten ein Abriß jenes seltsamen Zuges nach Siegburg, den man Kinkel so häufig vorgeworfen hat; aber man hat es mit Unrecht gethan, denn Kinkel sah selbst das Hoffnungslose eines solchen Zuges

ein. Er erkannte vollkommen, wie wenig derselbe geeignet sei, irgend einen Einfluß auf die deutschen Freiheitsbewegungen zu haben, und er rieth persönlich vielen Männern, die Weib und Kind zu Hause hatten, ab, diesen Zug mitzumachen, während er selbst durch seine Ehre und Stellung zur Demokratie sich gezwungen fühlte, dieses, wenn auch hoffnungslose Unternehmen dennoch nicht aufzugeben.

Eine große Untersuchung gegen die verschiedenen Theilnehmer an dem Zuge und gegen die Anstifter desselben wurde angestellt, und Kinkel erschien, nachdem er schon vom Kriegsgericht zu Rastatt zu lebenswieriger Festungsstrafe verurtheilt worden war, als er diese Strafe schon in einem preußischen Zuchthause abbüßte, noch einmal in Köln vor dem Gericht, um hier vielleicht für seine Theilnahme an dem Siegburger Zuge zum Tode verurtheilt zu werden.

Wir gehen in der Geschichte Kinkel's etwas voraus und theilen dem Leser schon jetzt das Resultat jener Gerichtssitzung nebst der Vertheidigungsrede Kinkel's mit, um uns mit Kinkel nach Baden und der Pfalz zu wenden.

Es war am 28. April des Jahres 1850, als Kinkel mit den übrigen wegen des Siegburger Zuges Angeklagten vor Gericht stand. Der Staatsprokurator behauptete, durch diesen Zug sei ein Attentat verübt, dessen Zweck wäre, die bestehende Staatsverfassung umzustürzen, die Bürger oder Einwohner des Staats aufzureizen, sich gegen die königliche Gewalt zu bewaffnen und den Bürgerkrieg zu erregen.

Er behauptete ferner, obgleich dafür kein Beweis vorhanden war, der Zug sei von dem Angeklagten unternom-

men worden, um sich des Zeughauses in Siegburg zu bemächtigen und dasselbe zu plündern.

Wir können auf die vielen verworrenen Aussagen der Ent- und Belastungszeugen nicht näher eingehen, und theilen daher nur die Vertheidigungsrede Kinkel's mit, welche ein klares Licht über den ganzen Vorfall verbreitet, und zu gleicher Zeit wieder mit einer bewundernswürdigen Schärfe und Offenheit Kinkels politische Prinzipien darstellt.

Die Offenheit, mit der Kinkel hier wiederum sich für das Prinzip der Revolution bekannte, war eine um so bewundernswerthere, als er dies that, während er schon in einem preußischen Zuchthause sich befand, und daher glauben mußte, daß seine Behandlung in demselben durch seine Offenheit und Kühnheit auf das Aeußerste verschlimmert werden würde.

Kinkel sprach:

Meine Herren vom Hofe!
Meine Herren Geschwornen!

Das Verbrechen, dessen man uns anklagt, ist ein politisches und darf nur vom politischen Standpunkt gewürdigt werden. Gestatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz sein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus standen, darüber hat bereits die Geschichte abgeurtheilt.

Durch die Märzrevolution errang das deutsche Volk die Souveränität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüsse davon. Man gab uns freie Presse, Verein und Versammlung, damit der Volkswille ruhig diskutirt und klar hingestellt, man gab uns Kammern,

damit er zu Gesetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel uns in die Faust, diese Souveränität für alle Zeiten zu garantiren. Am unzweideutigsten aber sprach dies Prinzip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland konstituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouveränität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverän sei, das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, so daß man wohl sagen kann, das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschwornen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, den sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wieder hergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die deutschen Farben angelegt und an die Spitze der deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mählich zu helfen. Diese letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen durfte das Volk nicht fallen lassen.

In diesem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten sich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiserwürde und die Reichsverfassung annehmen möge. Ich selbst, meine Herren, habe mit wenigen entschlossenen Männern der Opposition dagegen gestimmt: die Erschaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erschien mir als ein Anachronismus, eine Verfassung, die zehn Millionen deutscher Brüder in Oestreich vom Reiche ausschloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, schien es mir des von mir vertretenen rheinischen Wahlkreises unwürdig, um die Annahme einer Kaiserkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er sich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität sich für die Annahme entschied, denn mein Nein, da unsere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein prinzipielles gewesen. Wohl konnte jene Verfassung keine der Parteien völlig befriedigen, aber sie erschien als ein nützlicher Kompromiß zwischen beiden und brachte uns an das nächste, an das am heißesten angestrebte Ziel unserer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortschritts sich hielt, wenn es sein tapferes Heer für die Reichsverfassung statt gegen sie in den Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer parla-

mentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer sozialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die letzte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob sich in Waffen durchs ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen, seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblick griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen meinen Richtern gegenüber erkläre ich auch jetzt, ich glaube Recht gethan zu haben.

Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung*) ihm eine genaue Kenntniß dessen abfor-

*) Der genannte Zeuge war der Polizei-Inspektor Schlömbach aus Bonn. Er wurde vom Präsidenten des Gerichtshofes gefragt, ob Kinkel früher in Bonn den Agitator gemacht habe. Schlömbach antwortete, er sei früher mit Kinkel innig befreundet gewesen. Er habe diesen als einen wohlwollenden Menschen von gutem Herzen kennen gelernt. Das freundschaftliche Verhältniß sei indessen durch die aufgeregte Zeit zerstört worden. Kinkel sei eigentlich verführt worden,

dert, was in seiner Stadt vorgeht; statt dessen hat er sich herbeigelassen, Dreien von uns ein moralisches Armuthszeugniß auszustellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politischen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie ist ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verschont geblieben, die an seine Beweggründe den Maßstab ihres eignen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer der Idee, denen die ganz ordinären Beweggründe freilich sich nicht unterschieben lassen, ein Neujahrs-Gratifikatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgesetzten: Da muß dann, weil Gewinnsucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir ist das nicht einmal neu, und jedenfalls ist es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, sie hat schon gerichtet. Aber jener Erstaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geschwornen, so breit und zudringlich sich auf den Richterstuhl setzte, um nicht blos über unsere Charaktere, sondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Mayer*) gethan, über unsre Gei-

---

einen selbstständigen und festen Charakter besitze er nicht und sein größter Fehler sei seine Eitelkeit. Die demokratische Partei hätte die Schwäche Kinkels benutzt und ihm Weihrauch gestreut, und dadurch sei er zum rothen Republikaner geworden. Seitdem habe der Zeuge Kinkel für politisch wahnsinnig gehalten.

*) Ueber den Studiosus Mayer, einen der Mitangeklagten, hatte der Polizei-Inspektor Schlömbach wie über Kinkel ein sehr schnelles Urtheil gefällt; und von demselben sagte er, daß er ihn für eine sehr untergeordnete Person halte.

Wie wenig zuverlässig dies Zeugniß war, geht wohl am Besten

stesfähigkeiten!!! abzuurtheilen, — Eins hat dieser neu erfunden: er ist meines Wissens der Erste, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbstständigkeit meiner Gesinnung zweifelt. Diese Aufrichtigkeit ist selbst von meinen Kriegsrichtern in Rastatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derselben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweise vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Sozialist: nicht erst in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn seit ich denke und empfinde, hat mein Herz sich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieser Welt. Und weil ich Sozialist bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß seine eigenen tiefen Wunden nur das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratischen Staat für die einzige und gewisse Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuschaffen, darum glaube ich auch, daß, wenn einmal ein Volk demokratische Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, sondern die Pflicht besitzt, diese Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waf-

---

aus den Aussagen eines anderen Zeugen in diesem Prozesse, des Professors der Medizin Naumann in Bonn hervor, der über den Studiosus Mayer das Zeugniß abgab, daß er einer der fleißigsten, tüchtigsten und talentvollsten Studirenden auf der Universität Bonn sei. Er habe sich durch Fleiß so sehr ausgezeichnet, daß er, wenn er auf gleiche Weise fortführe sich zu entwickeln, sicher eine Zierde der Wissenschaft und des Landes werden würde.

fen, also zumeist auch mit der Kugel und dem scharfen Stahl, zu vertheidigen. In diesem Sinne bekenne ich mich für das Prinzip der Revolution, für welches seitdem auch mein Blut geflossen ist, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu diesem Prinzip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals sammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm, und die höchsten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel, hätten wir gesiegt, so retteten wir unserm Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

Meine Herren, wir haben nicht gesiegt. Das Volk hat diesen Kampf nicht durchgesetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlassen. Die Folgen fallen auf unser Haupt. Die nächste Folge ist die Schmach dieses verfehlten Unternehmens. Wir nehmen sie auf uns, diese Schmach, dieses Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieser Tage aufgeblitzt ist. Wir, obwohl unsern persönlichen Muth kein leisestes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unsere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Gesellen sich an uns anschlossen. Wir wissen es ja, daß jeder großen herannahenden Geschichtsthat, kleinere Vorspiele voraufgehen müssen, welche Mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten sind. Eins aber halte ich in dieser Sache für keine Schmach, und darin muß

ich dem Herrn Staatsprokurator widersprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beschämung angegeben, die mich erfüllen müsse, wenn ich mich als Complice mit einem Mann von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's*) erklären solle. Nein, meine Herren, das ist für mich keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

Ob das wahr ist, was der Zeuge Schlömbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrlange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein gutes Unschuldszeugniß. Aber wäre selbst jener Vorwurf

---

*) Ueber Bühl, einen Mitangeklagten Kinkel's, hatte der schon vielfach erwähnte Polizei-Inspektor Schlömbach mitgetheilt, daß derselbe schon früher einmal wegen Mißhandlung bestraft und wegen Diebstahls zur Untersuchung gezogen worden sei. Des Diebstahls sei er freigesprochen, dagegen sei er Vorsteher eines geheimen Bordells.

Die wenigen Worte, mit denen Kinkel den Mitangeklagten Bühl vertheidigte, sind wahrhaft klassisch und zeigen uns abermals, wie wir schon oft Gelegenheit hatten, dies zu sehen, wie tief Kinkel die demoralisirten Zustände unseres Proletariats empfindet, und wie weit entfernt er von jedem Stolze, von jedem Hasse, von jeder Verachtung ist.

Kinkel ist eine jener reinen edlen Naturen, die selbst im Laster die Menschheit achten, und deren einziges Streben immer und immer wieder auf die Veredlung des Menschengeschlechts hinzielt.

wahr, so würde ich immer noch nicht mich schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth selber für ihre Eiterbeulen verantwortlich ist. Nie ist eine Weltidee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Darum drückt sie uns nicht, diese Scham um die Flecken unserer Partei: aber eine andere Frage ist's, die vor diesen Schranken entsteht. Sind wir nun strafbar, nachdem wir nicht gesiegt haben, strafbar nach diesen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältnisse von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Gesetz unter einer militairisch-absoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das napoleonische Frankreich nicht. Wir aber besaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unsere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß sie nicht Sonntags Parade spielte, sondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte schützte gegen jeden Uebergriff von oben. Und das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel lastet Keines auf uns. Man sagt zu uns: Ihr wolltet die bestehende Verfassung umstürzen. Welche Verfassung meint man? Die neue Preußische? Wem von uns ist das eingefallen? Oder die Frankfurter? Diese zu schützen zogen wir aus. Bei Ihrem Gewissen, meine Herren, sind wir es gewesen, die Attentate gegen die Verfassungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes

in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn das Alles wahr wäre, was die Anklageakte uns Schuld giebt, wenn wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten, das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, statt des Fallbeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprokurator im Bunde mit dem Gesetz des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!

Nun aber ist das Alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuch sind wir schuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatsachen bereits ins hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen sich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß schon ehe ein Wort von dieser Seite

gesprochen wurde, alle Beweise gegen uns vor Ihrem klaren Verstande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf Eine Thatsache will ich noch aufmerksam machen. Vor Tausend Menschen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenen Tausend über dreihundert Personen vernommen, und die Verhandlungen dieser Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Instruktionsrichter ein Mann ist, der seine Pflicht im weitesten Sinne zu erfüllen versteht. Aus diesen Zeugen hat man die zumeist gravirenden ausgesucht und gegen uns aufgestellt — und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieser Zeugen gleichmäßig — erzählt und vereidigt worden ist! Was sagen Sie dazu, meine Herren? Ist es erhört, auf solchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu stellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verschwende an diese Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlassung, aus dem ernsten Tone der Rüge in einen sanfteren überzugehn und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, ist: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit dieser Aufreizung ging: ich sage es Ihnen gern, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig scheinen könnte, daß ich von einem Unternehmen, in das ich selbst mich stürzte, Andere eher abzuhalten suchte. Mit voller Schärfe steht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all' meinem Lebensglück schied, er ist mit glühenden Nadeln des Schmer-

zes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in die Universität, ich hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf: sie schlugen zündend in meine Brust, ich fühlte, daß für mich die Stunde da sei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da sprach ich zu mir: „Du durftest diesen Entschluß fassen, denn welches auch seine Folgen sein mögen, Du weißt es, daß der Trost der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlassen kann; aber einen andern Gatten, einen andern Vater hast Du kein Recht mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entschluß!“ In dieser Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieser Stimmung mahnte ich Jeden ab, dessen Herz nicht fest sei wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraschen, Ihr Mitleid erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewisses Todesurtheil in sich schließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid

nicht. Nicht für meine Mitbeschuldigten, denn diesen sind Sie nicht Mitleiden, sondern eine Genugthuung schuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn so unschätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer ist, so wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert, durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als Einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt in seelenloser Zwangs-Arbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem Raubmörder, dem entsetzlichen gräulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupt das Wort der Begnadigung erscholl, wird es vergönnt, die Luft seines Rheinlandes zu athmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — o, diese vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Wasser der Heimat sind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu sehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleid nicht, denn wie scharf Ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen als es ist. Der Mann, den man vor diesen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in

seinen verschiedensten Gestalten so oft, so nah, so kaltblütig ins Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewissen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger, Geschworne, Ihrem rheinischen Mitbürger sein Recht nicht versagen können, darum erwarte ich mit der ruhigsten Zuversicht aus Ihrem Munde das Nichtschuldig.

Ich habe gesprochen: nun richten Sie!" — — —

Die Vertheidigungsrede Kinkel's machte einen tiefen Eindruck auf die Geschworenen, einen Eindruck, der sich am Klarsten, am Besten dadurch zeigte, daß die Geschwornen nach einer kaum halbstündigen Berathung alle Angeklagten für nicht schuldig erklärten.

Die außer Kinkel Angeklagten, welche sich in Gefangenschaft befanden, wurden sofort in Freiheit gesetzt, Kinkel aber kehrte in sein Zuchthaus zurück.

Das ist jener denkwürdige Zug nach Siegburg, den Kinkel so ungern unternahm.

Nachdem der Zug nach Siegburg verunglückt war, wendete Kinkel sich nach Elberfeld, aber auch hier sah er ein, daß kein Bleibens für ihn sei, daß die Elberfelder Bewegung gar keinen innern Halt, daß sie keine innre Kraft habe, und daß sie beim ersten bewaffneten Angriff des Militairs in sich selbst zusammenstürzen müsse. Nur vier Stunden blieb er deshalb in Elberfeld, dann wendete er sich nach Süden, wo er eine kräftigere Erhebung des Volkes hoffte.

Siebenzehntes Capitel.

Wie in der preußischen Rheinprovinz, so hatte sich auch in Süddeutschland in Folge der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch den König von Preußen eine gewaltige Aufregung erzeugt, und diese war noch kräftiger und entschiedener ans Tageslicht getreten, als in der Rheinprovinz; sie hatte Veranlassung zu verschiedenen revolutionären Schritten gegeben, und zwar zuerst in der Pfalz.*)

Die Rheinpfalz ist eine von dem übrigen Königreich

*) Wir geben dem Leser in diesem und den folgenden Kapiteln eine kurze Uebersicht der pfälzischen und badischen Erhebung. Eine genaue Beschreibung beider würde indessen den Umfang unseres Werkes bei Weitem überschreiten, und auch nicht hierher gehören, weil die Lebensgeschichte Kinkel's uns immer die Hauptsache bleiben muß. Wir behalten uns eine ausführlichere Darstellung dieser beiden für das Geschick Deutschlands so hoch wichtigen Revolutionen in einem späteren Werke vor, welches, wie wir hoffen, in nicht zu langer Zeit erscheinen wird. Hier müssen wir uns darauf beschränken, dem Leser nur so viel von der pfälzischen und badischen Revolution zu erzählen, als eben nothwendig ist, um die Theilnahme Kinkels an den Ereignissen in Baden darzustellen.

Bayern vollständig getrennte Provinz dieses Staates, und sie war bis zum Mai 1849 wohl eins der glücklichsten Ländchen Deutschlands. In der Pfalz wurde, wie kaum irgend in einem anderen Lande Deutschlands von der Staatsregierung Rücksicht auf die Wünsche des Volkes genommen, und sie befand sich daher in einem Zustande der Freiheit, welcher bisher jedem andern deutschen Lande fehlte.

Die am linken Ufer des Rheines liegende Provinz schien für Bayern so wenig gesichert und für Frankreich so leicht zugänglich, daß Bayern sich die Sympathien des Volkes in dieser Provinz nur zu gern erhalten wollte, aber dies gelang nur wenig, denn die Bewohner der Pfalz hatten nur geringe Anhänglichkeit an das bayersche Regiment, und bildeten deshalb von je her eine große Opposition gegen dasselbe.

Die Rheinpfalz ist ein reiches, fruchtbares, glückliches Land, ein Proletariat giebt es dort kaum, die Bewohner selbst der niederen Stände sind verhältnißmäßig wohlhabend. Trotzdem zeigte sich schon seit längerer Zeit die merkwürdige Erscheinung, daß die pfälzischen Deputirten beim bayerschen Landtage stets zur äußersten Linken gehörten; ebenso bekannten sich dieselben bei der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt zur entschieden demokratischen Partei, und hieraus zog man in Deutschland den Schluß, daß die Rheinpfalz ein durch und durch demokratisches Land sei.

Darin hatte man sich indessen gewaltig getäuscht. Die Pfalz war durchaus nicht demokratisirt, und wenn ihre Deputirten überall zur äußersten Linken gehörten, so war der Grund hiervon eben nur die Abneigung, welche die Pfalz stets gegen Bayern hatte, das sie ernähren zu müssen

glaubte; sie stand daher nur ungern unter bayerscher Herrschaft, am Liebsten wäre sie frei und unabhängig unter einem eigenen Fürsten gewesen.

Die Bewohner der Pfalz hatten sich bisher wenig um Politik bekümmert, eine eigentlich demokratische Agitation hatte kaum dort stattgefunden, das politische Bewußtsein der Bewohner war weniger als in irgend einem anderen deutschen Lande erweckt, nichts desto weniger aber nahm die Pfalz vor allen andern deutschen Ländern die Bestrebungen um die deutsche Reichsverfassung auf, und wiederum mag der Grund wohl darin gelegen haben, daß die Bewohner der Pfalz in dieser Reichsverfassung einen Schutz und Schirm gegen bayersche Uebergriffe zu finden glaubten.

Die bayersche Regierung war gegen die Reichsverfassung höchst entschieden aufgetreten. Der Ministerpräsident v. d. Pfordten hatte die bayerschen Landstände, nachdem sie nur kurze Zeit zusammengewesen waren, vertagt, gerade in jener wichtigen Zeit, indem er hoffte, während der Vertagung die Zustände Deutschlands durch preußische Bajonette in Ordnung gebracht zu sehen, ohne gezwungen zu sein, den Landständen, welche für die deutsche Reichsverfassung einstanden, irgend Zugeständnisse machen zu müssen.

Die pfälzischen Deputirten hatten gegen diese Vertagung protestirt, und aus vielen Orten der Pfalz waren ebenfalls Adressen gegen dieselbe eingelaufen; aber natürlich hatten weder die Protestationen noch die Adressen irgend etwas genützt, denn Bayern konnte und wollte sich nicht auf dem Boden der Reichsverfassung stellen, konnte und wollte nicht von der Ständeversammlung irgend einen Rath in dieser Beziehung annehmen.

Die Aufregung wuchs deshalb in der Pfalz und schon am 2. Mai kam in Neustadt a. d. Hardt eine großartige Volksversammlung zusammen, in welcher über das Verhältniß der Pfalz zu Bayern, zu Deutschland und der deutschen Reichsverfassung entschiedene und kräftige Reden gehalten wurden.

Das Resultat dieser Versammlung war bedeutend genug. Es wurde von derselben folgendes Programm festgestellt:

1) Erwählung eines permanenten Landes-Ausschusses zur Durchführung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung; 2) Steuerverweigerung (Staatssteuern); 3) Rückberufung der pfälzischen Soldaten; 4) Organisation der Volksbewaffnung von 18 bis 50 Jahren; die von 30 bis 50 Jahren kommen unter die Landwehr; 5) Aufforderung an die Regierung und die Beamten zur Anerkennung der Reichsverfassung; 6) Aufforderung an die Gemeinden, um ihre Zustimmung zu erklären; 7) Beschlagnahme der pfälzischen Staatskassen; 8) Verbindung mit den angrenzenden deutschen Volksstämmen. Die Staatskassen sind schon mit Beschlag belegt und die Organisation der Truppen ist ausgeschrieben. Die Erklärung der Regierung muß in 3 mal 24 Stunden erfolgen, widrigenfalls weitere entscheidende Maßregeln getroffen werden.

In den Landesausschuß wurden gewählt die Herren: Reichard, Didier, Schmid von Kirchheimbolanden, Nikol. Schmitt von Kaiserslautern, Greiner, P. Fries, Hanitz, Schüler, Hepp, sämmtlich recht tüchtige, kräftige, gute Männer, aber bei Weitem keine Revolutionsmänner, sämmt-

lich Männer, die es recht wahr, treu und offen mit der deutschen Reichsverfassung meinten, welche aber bei Weitem nicht die Kraft hatten, eine großartige Bewegung zu Gunsten der deutschen Reichsverfassung zu bewerkstelligen, und in einem von Truppen, die für dieselbe einstehen wollten, entblößten Lande eine solche Militairmacht zu organisiren, welche Bayern und dessen wahrscheinlichem Hülfsgenossen, Preußen widerstehen konnte.

Mit der Ernennung des Landesausschusses und der Konstituirung desselben war die Revolution erklärt und verbreitete sich im Laufe weniger Stunden über das ganze Land. —

Die ganze Pfalz stand einhellig auf und erklärte sich bereit, für die Reichsverfassung zu kämpfen. Der Landesausschuß wurde überall anerkannt und gab sich selbst den Titel „Landesvertheidigungsausschuß.“ Er ging sofort an seine Berathungen und erließ folgende Proklamation an die Bewohner der Pfalz:

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß. an seine Mitbürger.

Wir machen Euch folgende Mittheilungen:

1. Der Schweizer-General Dufour ist zum Befehlshaber der pfälzischen Volkswehr ernannt und um Annahme des Oberkommando ersucht worden.
2. Dreißig polnische Offiziere stehen für den Fall des Kampfes zu unserer Verfügung.
3. Wir haben uns mit Rheinpreußen, Rheinhessen und Baden zum Zwecke gemeinsamen Handelns in Verbindung gesetzt.

4. Rheinhessen hat Zuzug versprochen; insbesondere der mittelrheinische Turnerbund. Aus andern Theilen des deutschen Vaterlandes, namentlich aus Hanau, erwarten wir stündlich Mittheilungen.
5. An Mitglieder der Linken in der Württembergischen, Badischen und Hessischen Kammer haben wir die Aufforderung gestellt, in ihren betreffenden Kammern dahin mit aller Kraft zu wirken, daß der Pfalz im Falle der Noth zur Unterstützung ihrer Erhebung Truppen gesendet werden.
6. Wir haben uns in die Lage gesetzt, daß wir die Pfalz, sobald wir im Besitze der nöthigen Geldmittel sein werden, in ganz kurzer Zeit mit 30,000 Bajonettgewehren versehen können."

Diese hochtrabende Proklamation machte einen tiefen Eindruck auf die Pfälzer; besonders war die Mittheilung, daß der Schweizergeneral Dufour zum Befehlshaber der pfälzischen Volkswehr ernannt wäre, geeignet, ein Vertrauen auf den Sieg der Pfälzer in einem etwa entstehenden Kampf hervorzubringen.

General Dufour hatte im Sonderbundskriege, in welchem er die Truppen der Eidgenossen gegen die jesuitischen Sonderbundstruppen führte, seine Befähigung zum Commandeur so glänzend bewiesen, daß sein Ruf als General in Deutschland und besonders in Süddeutschland vollkommen feststand.

Aber freilich hatte man Eins vergessen, nämlich, daß General Dufour, ein höchst konservativer Mann, sicherlich unter keiner Bedingung sich entschließen werde, der Chef einer revolutionären Armee zu werden, um so weniger, da

dieser Mann auch schon im vorgerückten Alter stand und nur ungern, gewiß aber nicht einer ihm völlig fremden Sache willen die Waffen ergreifen würde.

Aehnlich stand es mit den übrigen Punkten der Proklamation, besonders mit den 30,000 Bajonettgewehren. Diese waren an die Auftreibung von Geldmitteln geknüpft, und gerade das Geld fehlte dem Landesvertheidigungs-Ausschusse vor Allem. So wohlhabend auch die Bewohner der Pfalz sind, so waren sie doch weit davon entfernt, einen großen Enthusiasmus für die Sache Deutschlands zu fühlen, und am Weitesten davon entfernt, ihre Börsen, ihre Geldbeutel zu öffnen, um für die Sache Deutschlands gewaltige Opfer zu bringen.

Als die Kunde von der Erhebung der Pfalz nach Frankfurt a. M. gelangte, wurde vom Reichsministerium der Deputirte Eisenstuck, der zweite Vicepräsident der deutschen Reichsversammlung, nach der Pfalz gesendet, um dort als Reichskommissarius zu agitiren. Es wurden ihm vom Reichsverweser und dem Minister v. Gagern Vollmachten gegeben, alle Maßregeln zu ergreifen, welche zur Aufrechterhaltung der Gesetze in der Pfalz erforderlich seien.

Als der Reichskommissarius Eisenstuck in der Pfalz ankam, wurde er mit großem Jubel von der Bevölkerung empfangen; er fand das Land in einer ziemlich gesetzlichen Ordnung und sah sich deshalb veranlaßt, den Landesvertheidigungsausschuß als Landesausschuß für die Vertheidigung und Durchführung der deutschen Reichsverfassung in der Pfalz zu bestätigen.

Zu gleicher Zeit gab er, als ein kleines preußisches Corps von etwa 500 Mann gegen Speier vorrückte, um die Ordnung in der Pfalz wieder herzustellen, den Befehl,

daß dies Corps die Pfalz verlasse, welchem Befehle auch von den Preußen Folge geleistet wurde.

Diese Wirksamkeit des Reichskommissarius war indessen so revolutionär, daß sie von Seiten des Reichsverwesers und des Reichsministers nicht gebilligt wurde. Eisenstuck wurde zurückgerufen und so befand denn die Pfalz abermals vollständig sich selbst überlassen.

Der Landesvertheidigungs-Ausschuß berief am 12. Mai eine Versammlung von Vertrauensmännern aus den 31 Cantonen der Pfalz, und von diesen wurde eine provisorische Regierung aus 5 Mitgliedern, aus den Herren Cullmann, Schüler, Kolb, Hepp und Reichard bestehend, gewählt, Männer, von denen gerade genau Dasselbe gilt, was wir bereits über die Mitglieder des Landesvertheidigungs-Ausschusses gesagt haben.

So schien sich denn in der Pfalz eine revolutionäre Ordnung herzustellen, aber dennoch war dies nicht der Fall. Immer noch wogte die pfälzische Bewegung in der größten Unordnung, im vollständigsten Chaos durch einander. —

Es war dies besonders dadurch veranlaßt, daß der pfälzischen Revolution bedeutende Staatsmänner, bedeutende Offiziere gänzlich fehlten.

Die Mitglieder des Landesvertheidigungs-Ausschusses und der provisorischen Regierung haben wir bereits charakterisirt; aber auch alle übrigen Männer, die eine irgend bedeutende Stellung in der Pfalz einnahmen, waren nicht mehr bedeutend, als die Mitglieder der Regierung. Das einzige bedeutende Talent, welches in einer höhern Stellung in der Pfalz aufgetreten ist, war der frühere Depu-

tirte zur preußischen Nationalversammlung und zweiten Kammer, D'Ester; dieser blieb jedoch mehr hinter den Coulissen, er trat weniger entschieden und offen hervor, und konnte in der Pfalz nicht ganz den bedeutenden Einfluß gewinnen, der seinem Talente gehört hätte.

Auch unser Kinkel, der sich der pfälzischen Bewegung anschloß, konnte keinen bedeutenden Einfluß gewinnen, wie wir dies bald sehen werden. Es lag dies freilich hauptsächlich in ihm selbst, denn seine übergroße Bescheidenheit gestattete ihm nicht, nach einer irgend bedeutenden Stelle in der Regierung zu streben, und doch wäre dies gerade nothwendig gewesen, denn an bedeutenden Talenten fehlte es in der Pfalz gänzlich.

Besonders unglückselig und Verderben bringend war der Mangel an bedeutenden Talenten im Militair.

General Dufour nahm, wie dies vorauszusehen war, die Stellung als Oberkommandeur der pfälzischen Armee nicht an. In der Pfalz selbst gab es Niemand, der nur irgend zu einer solchen Stelle befähigt gewesen wäre, und man mußte deshalb nach außerhalb blicken.

Schon bald nach Beginn der Bewegung war der frühere Kommandant der Wiener Nationalgarde, Fenner von Fenneberg, der freilich nur einen Tag Kommandant der Wiener Nationalgarde während der Wiener Oktober-Revolution gewesen war, zum Oberkommandanten erwählt worden, und hatte das Oberkommando sämmtlicher Volkswehren in der Pfalz erhalten, da Niemand weiter im Lande war, dem irgend die Fähigkeit zu einem solchen Posten zuerkannt werden konnte.

Fenner von Fenneberg ist, wie dies allgemein aner-

kannt wird, ein tüchtiger Republikaner, aber auch ein sehr unbedeutender Mensch, und am Allerwenigsten geeignet, in einer Zeit der Revolution eine so bedeutungsvolle Stelle einzunehmen, als die des Oberkommandanten sämmtlicher Volkswehren war. Er füllte eben so wenig seinen Platz aus, wie irgend eines der Mitglieder der provisorischen Regierung.

Wie diese provisorische Regierung agirte, wie wenig sie geeignet war, die pfälzische Revolution zu leiten, das geht am Besten aus einer trefflichen Schilderung der Regierungsmitglieder hervor, welche uns Bamberger in seinen „Erlebnissen aus der pfälzischen Revolution" giebt.

Wir können nicht umhin, diese Schilderung unsern Lesern mitzutheilen:

„Sie (die Mitglieder der Regierung) paßten zu einer pfälzischen Revolution. Sie wären vielleicht unter besseren Constellationen entschiedener gewesen, aber es war gut, daß sie es nicht zu sein brauchten. Revolutionäre Charaktere waren sie nicht, Fries von Frankenthal, starr genug, um zu terrorisiren, war zu wenig seriös dazu, Schmitt von Kaiserslautern, in höherem Grade seriös, war zu weichmüthig. Die anderen, Greiner von Pirmasenz, Reichard von Speyer, Hepp von Neustadt, waren nicht mehr und nicht weniger als liberale Deputirte. Von diesen fünf sind vier Juristen, Hepp ist Arzt. Mehr als das, was man einen verständigen Mann nennt, ist Keiner von ihnen, Einer oder der Andere vielleicht weniger. Sie hatten sich nicht an die Spitze der Bewegung mit Kraftanstrengungen, durch Ehrgeiz oder Feuergeist hinangeschwungen. Sie waren mit den kleinen Mitteln, die in Verhältnissen, wie ich sie oben

beschrieben habe, ausreichen, zu der gangbaren demokratischen Landes-Münze geworden, wurden demgemäß in den Landesausschuß gewählt und mußten sich bald darauf, wenn sie die Sache nicht aufgeben wollten, zur provisorischen Regierung machen lassen. Sie meinten es redlich und herzlich mit der Revolution wie mit ihrem ehelichen Weib, aber eine blinde, sprühende Jugendliebe trugen sie nicht in der Brust. Um so mehr sind ihre Opfer anzuerkennen. — Dann merke man wohl — sie wußten Alle, beinahe von Anfang an, wie schlecht die Sachen standen, — und blieben dabei, weil sie das für ihre Schuldigkeit hielten. Was sie aber gar nicht verstanden, das war das Regieren. Ein patriarchalischeres Treiben als bei dem Landesvertheidigungsausschuß und der provisorischen Regierung habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Da saßen die fünf oder sechs Männer beisammen von Morgens bis Abends und beriethen durcheinander und miteinander Alles was vorkam, vom Höchsten bis zum Geringsten. Jeder hatte dabei Zutritt, wer irgend ein Geschäft abmachen, eine Erkundigung einziehen, eine Nachricht bringen wollte; wer ein bischen Reputation oder auch nur gute Manieren hatte, konnte gelegentlich so lange er Lust zu bleiben hatte, sich aktiv an der Berathung der gerade vorliegenden Gegenstände betheiligen. Ueberaus gern nahm man guten Rath an, wie denn überhaupt den zweimonatlichen Regenten der Pfalz nichts weniger nachgeredet werden kann, als irgend eine Spur von Hochnäsigkeit. In Baden sah man nicht viel mehr oder größere Talente, aber schon bedeutend gewichtigere Mienen.

Von einer Regelung der Geschäfte nach Zeitabschnitten und Personen war keine Rede. So lange der Landes-

ausschuß bestand, war nicht einmal der Form nach eine Ordnung eingeführt. Die provisorische Regierung vertheilte allerdings die Geschäfte untereinander nach Departementen. Reichard erhielt die Präsidentschaft und den Krieg, Schmitt das Innere, Greiner das Aeußere, Fries die Justiz und Hepp die Finanzen. Doch bestand dies Alles nur dem Namen nach. In Wahrheit saß man nach wie vor von früh bis spät beisammen und nahm Alles durcheinander und gemeinschaftlich vor. Dazu kam aber noch, daß Jeder in seinem Departement auch die geringsten Schreiber- und Laufburschendienste that und, weil er selbst nie aus der Plenarversammlung zu bringen war, auch die abgeschmacktesten Lumpereien in einem Athem mit den wichtigsten Maßregeln von der Gesammtregierung verhandelt wurden. Man saß über der Berathung eines Bündnisses mit Baden. Es klopft. Herein tritt der Stockhausverwalter um sich bei dem Justizminister über die Auslagen für die Atzung von drei eingebrachten Gefangenen aufzuklären. Eine Viertelstunde lang bildete die Stockhausatzung die Tagesordnung des Ministerrathes. So kamen tausend Dinge vor. Dabei liefen die einzelnen Regierungsmitglieder jeden Augenblick weg, um irgend ein kleines Geschäft, das in ihr Departement schlug, außerhalb zu besorgen. Ich und viele Andere haben sie hundertmal angefleht, sie möchten doch jeder in einem besondern Kabinet arbeiten und nur ein- oder zweimal des Tags sich versammeln, um über die wichtichsten Angelegenheiten gemeinschaftlich zu beschließen, und ebenso, sie möchten nicht selber alle Dienstverrichtungen vollziehen, sondern sich Büreau's etabliren. Man gab uns stets Recht und ließ es

stets beim Alten. Der Finanzminister akkordirte die Kutschen und kaufte drei Ellen schwarz-roth-goldnes Baumwollenzeug. Der Conseilpräsident sprang während der wichtigsten Berathung, die vielleicht in zwei Monaten vorkam, drei Treppen hinunter auf die Straße, wo sich zwei Leute balgten, um nach einer halben Stunde, binnen deren es ihm gelang, die Streitenden zu beruhigen, die Debatte wieder aufzunehmen. Welcher enorme Zeitverlust und welche Unordnung aus einer solchen Geschäftsführung hervorging, läßt sich denken und zum Theil daraus erklären, warum im Laufe zweier Monate so unendlich wenig geschah."

So traurig standen die Verhältnisse in der Pfalz, um so trauriger, als von der Regierung und der Militairverwaltung für die Bewaffnung des Landes, für den Beginn des Krieges nichts, auch fast gar nichts gethan wurde. Die Volkswehr war in der Pfalz so schlecht organisirt, wie fast in keinem Lande.

An den meisten Orten fehlte es entweder vollständig an Gewehren oder an Munition oder an Geld, und wo vielleicht etwas mehr in dieser Beziehung geschehen war, da hatten die Leute keine Lust, sich unter die Waffen zu stellen und einem geordneten Kommando zu gehorchen.

Geschütze hatte man in der Pfalz gar nicht, erst später wurden gegen theures Geld einige schlechte Geschütze acquirirt, als es schon längst zu spät war.

So jämmerlich die Zustände in der Pfalz waren, so wenig war diese Jämmerlichkeit doch in Deutschland bekannt. Es ist wunderbar, kaum glaublich, aber dennoch ist es wahr, daß man zu jener Zeit, als die pfälzische Erhebung in vollster Blüthe stand, d. h. die Ordnungslosig-

keit, die Geldlosigkeit, die Waffenlosigkeit der Pfalz ihren schönsten Standpunkt erreicht hatte, daß man damals in Deutschland glaubte, in der Pfalz sei eine großartige Revolution ausgebrochen, das Volk stehe einhellig unter Waffen und sei in jedem Augenblicke bereit, mit dem Gewehre in der Hand, die Angriffe Preußens und Bayerns gegen Deutschlands Freiheit abzuweisen und die deutsche Reichsverfassung zu vertheidigen.

Da hieß es, eine Anzahl polnischer Offiziere sei gewonnen, und von Frankreich nach der Pfalz eingewandert. Diese Offiziere hätten die pfälzische Armee geordnet, und sie zu einem tüchtigen kräftigen Heere umgewandelt.

Blickte man diese Armee an, so fand man nichts, als eine vollständig ungeordnete, ungezügelte Menschenmasse. Aus allen Weltgegenden waren Leute, die Nichts zu verlieren hatten, nach der Pfalz zusammengelaufen, um dort unbewaffnet, mit zerfetzten Kleidungsstücken und zerrissenen Schuhen in die Armee einzutreten, und zugleich in diese Armee ihren eigenen Geist, den der Liederlichkeit und Ordnungslosigkeit hineinzutragen.

Allerdings war unter den Männern, die nach der Pfalz strömten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, auch eine große Anzahl tüchtiger, entschiedener Freiheitskämpfer, die bereit waren, für die Freiheit ihr Blut zu vergießen, und welche hofften, dies in der Pfalz thun zu können, Männer wie Kinkel und andere Ehrenmänner. Aber diese Männer waren freilich im Verhältniß zu dem Schwarm von Herumtreibern und jämmerlichen Subjekten, die sich nach dem Orte des Aufstandes drängten, nur gering an Zahl.

Einige Offiziere hatte die Pfalz allerdings gewonnen.

Der tüchtige, tapfere, freiheitsliebende Willich, die früher preußischen Offiziere Annecke und Techow waren nach der Pfalz gegangen, um dort zu kämpfen, aber sie waren eben nur wenige, und es waren Subalternen-Offiziere, die nicht geeignet waren, nicht die Kenntnisse besaßen, eine Armee zu führen.

Mit den polnischen Offizieren, die in der Pfalz gewonnen worden waren, sah es mißlich aus. Die pfälzische Regierung hatte gegen ein Honorar von 10,000 Gulden den früher polnischen General Schneider, auch Sznayde genannt, zum Oberkommandanten der Armee engagirt, nachdem General Dufour, wie dies nicht anders sein konnte, das Kommando der pfälzischen Armee abgelehnt und Fenneberg sich untüchtig erwiesen hatte.

General Sznayde mochte wohl früher ein recht tüchtiger Offizier gewesen sein, aber er war mittler Weile alt und bequem geworden, und durchaus nicht geeignet, eine so ordnungslose Masse zu einer tüchtigen, kräftigen Armee zu organisiren, eine Aufgabe, die eines ganz andern Geistes bedurft hätte, eine Aufgabe, die vielleicht sogar, wir gestehen es zu, vollkommen unmöglich auszuführen war, um so mehr unmöglich, da zur Organisation einer Armee eigentlich Alles fehlte, da weder Waffen, noch Munition noch Geld, um dieselben zu beschaffen, noch Menschen, um dieselben zu gebrauchen, da waren, da diese Armee weder geübte Offiziere, noch geübte Soldaten besaß, sondern nur eine wilde zusammengelaufene Menschenmasse, unterstützt durch einige furchtsame Bürgerwehrmänner enthielt.

Dies waren die Zustände in der Pfalz, welche die demokratischen Zeitungen Deutschlands, durch trügerische

Berichte irre geleitet, mit so glänzenden Farben schilderten. — Durch diese glänzenden Schilderungen bewogen, ließen sich außer dem Gesindel, welches Nichts zu verlieren hat, und welches überall dahin strömt, wo es Etwas zu gewinnen hofft, auch viele tüchtige und ehrenwerthe Männer in Deutschland verleiten, nach der Pfalz zu gehen, weil sie glaubten, hier endlich die Gelegenheit zu finden, thätig für Deutschlands Freiheit und Einigung zu sein, in dem Kampf für diese Freiheit entweder zu siegen oder zu fallen.

Zu diesen ehrenwerthen Männern gehörte auch unser Kinkel. Er hatte, als er nach Siegburg abging, wie wir bereits erzählten, Abschied von Weib und Kind genommen, er war fortgezogen mit dem festen, innigen Entschlusse, während er bisher nur mit dem Worte und der Schrift für die Freiheit gekämpft, jetzt auch das Schwert zur Hand zu nehmen und mit der That diesen Kampf fortzusetzen.

So ging er nach der Pfalz, nachdem der Siegburger Zug einen so unglücklichen, ja, fast möchten wir sagen, lächerlichen Ausgang genommen hatte.

Kinkel ist einer jener seltenen, reinen Charaktere, die stets nur die Sache im Auge haben, und ihre eigene Person überall zu Gunsten dieser aufopfern, als Kinkel daher nach der Pfalz wanderte, hatte er keine andere Absicht, als in die Reihen der Freiheitskämpfer zu treten; ihm war jeder Ehrgeiz fern, er wollte keine bedeutende Rolle in diesem Kampfe spielen, als einfacher Soldat wollte er in die Volkswehr eintreten.

Als Kinkel indessen nach der Pfalz kam, fand er die Zustände, die wir bereits beschrieben haben; er stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung und wurde

dem Oberkommandanten Fenner von Fenneberg als Sekretair beigesellt. Kinkel, der berühmte Dichter, der talentvolle Gelehrte nahm diese unbedeutende untergeordnete Stellung an in der Hoffnung sich nützlich zu machen; aber auch diese Hoffnung mußte er sehr bald aufgeben, denn hier war keine Möglichkeit, irgend Etwas zu nützen.

Während der kurzen Zeit, in welcher Kinkel mit seinem Amte bekleidet war, bemühte er sich, durch höchste Subordination seinen übrigen Kollegen ein gutes Beispiel zu geben; zu gleicher Zeit bemühte er sich, durch die größte Anspruchslosigkeit — er forderte nicht mehr als einen Gulden tägliches Gehalt — dem Staate möglichst wenig zur Last zu fallen. Aber gar bald mußte er einsehen, daß alle seine Bemühungen vollständig vergeblich waren, daß in diesem Chaos eine Ordnung nicht herzustellen sei.

Es war gar nicht zu verkennen, daß beim ersten Anmarsche kriegsgeübter Truppen — und diese erwartete man ja täglich von Preußen her — die Pfalz eine Beute dieser Truppen werden müsse; es war gar nicht zu verkennen, daß an eine Aufrechthaltung der Revolution in der Pfalz unter keiner Bedingung zu denken sei.

Kinkel fühlte, daß er in seiner Stellung als Bureauschreiber, als Sekretair des Kommandanten Nichts zu nützen vermöge, daß er nur seine eigene Kraft vergeude, und doch wollte er etwas nützen, und doch wollte er seine Kräfte nützlich für das Land verwenden. Daß einem Manne, wie Kinkel, wenn er es irgend gewollt oder erstrebt hätte, eine höhere Stellung angeboten worden wäre, das versteht sich wohl von selbst.

D'Ester bot ihm die Redaktion des pfälzischen Regierungs-Organs an, Kinkel lehnte sie indessen ab, denn er wollte nicht mehr mit der Feder, sondern handelnd in den Kampf eintreten.

Man beabsichtigte damals, ein Corps von Feldjägern in der Pfalz zu organisiren, das theils benutzt werden sollte zu regelmäßigem Depeschendienst, theils auch zu einer Agitation bei den Dorfbewohnern der Pfalz, und das andererseits auch wohl, wenn es zum Kampf gekommen wäre, Theil an demselben genommen haben würde.

Eine solche Stellung erschien Kinkel wünschenswerth; er wendete sich deshalb nach Neustadt an der Hardt, um hier eine Stelle in diesem Feldjägerkorps zu bekommen. Aber auch aus dieser Organisation wurde nichts, und Kinkel erhielt einen Platz im Büreau der Militairkommission, sowie die Leitung dieses Bureaus.

Mit dem größten Eifer unterzog er sich hier wiederum seinen Geschäften, um aber auch hier bald einzusehen, daß seine Mühe rein verschwendet sei, denn Ordnung war in eine ordnungslose Masse nicht hineinzubringen.

So sah sich denn Kinkel endlich veranlaßt, die Pfalz zu verlassen und nach Baden zu gehen, um hier, wie er hoffte, einen besseren Wirkungskreis dadurch zu finden, daß er selbst in die Reihen des Militairs einträte.

Die Zeit vor seinem Abgange nach Baden benutzte er, um von Dorf zu Dorf zu wandern und den schlichten Landbewohnern die Freiheitsidee zu predigen, er hatte dafür die Genugthuung, daß überall, wohin er auch kam, er mit höchstem, innigsten Enthusiasmus empfangen wurde, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden fielen; aber leider

war es zu spät, denn schon zogen sich die über der Pfalz hängenden drohenden Gewitterwolken enger und enger zusammen. Eine Agitation, wie Kinkel sie zu machen sich bemühte, wäre Monate früher von höchstem Nutzen gewesen, jetzt war sie vergeblich.

Wenige Wochen später war die Pfalz fast ohne Kampf von den preußischen Truppen besetzt, die Revolution in der Pfalz war vollständig unterdrückt, Kinkel aber befand sich in Baden.

Achtzehntes Capitel.

Im Großherzogthum Baden brach die Revolution etwas später aus als in der Pfalz, aber sie fand dafür auch in Baden einen Boden, wie kaum in irgend einem andern Lande Deutschlands.

Schon seit dem März 1848 und sogar schon vor dieser Zeit hatte in Baden mehr als irgend wo anders in Deutschland sich eine freiere Bewegung gezeigt; schon die vormärzlichen Kammern dieses Landes waren liberaler aufgetreten, als alle andern deutschen Ständeversammlungen, und von diesen Kammern aus war eine demokratische Einwirkung auf das ganze übrige badische Volk ausgegangen.

Männer, wie Itzstein, Hecker, und sogar Bassermann und Genossen hatten einen regen Freiheitsgeist unter den Badensern zu erzeugen gewußt. Der Geist des Liberalismus war aber durch die Märzrevolution und den Republikanismus vollständig unterdrückt worden. In Baden herrschte jetzt ein demokratisch-radikaler, ja republikanischer Geist. Die große Mehrzahl des Volkes hing an der demokratisch-sozialen Republik mit aller Kraft und sie wurde dadurch verstärkt, daß die badische Regierung so furchtsam und daher so herrsch-

süchtig regierte, daß sie die Sympathien des Volkes vollständig verlor.

Wo es irgend möglich war, wurden die Männer des Volkes verhaftet und ins Gefängniß gesperrt, die Presse und das Vereinswesen wurden unterdrückt; zu gleicher Zeit aber suchte man auch immer von oben her aus Furcht vor dem herrschenden Volksgeiste kleine Zugeständnisse zu machen.

Schon im Jahre 1848 hatten unter Hecker und Struve republikanische Aufstände in Baden stattgefunden, aber immer waren diese nicht von langer Dauer gewesen, bald waren sie besiegt worden, ohne indessen am badischen Volke spurlos vorüberzugehen.

Der Name Hecker wurde im ganzen Lande mit einer tiefen Begeisterung ausgesprochen, und während Hecker in der Schweiz als Flüchtling sich befand, war der Ruf: „Hecker hoch!“ eine sehr gewöhnliche Bezeichnung aller Unzufriedenen in Baden und deren waren viele.

Besonders bedeutungsvoll war es, daß zu der radikaldemokratischen, ja, demokratisch-republikanischen Partei in Baden hauptsächlich auch das Militair gehörte. Unter den badischen Truppen herrschte ein so republikanischer Geist, wie wohl kaum unter einem andern Truppenkorps in Deutschland.

So kam das Frühjahr 1849 und mit ihm die tiefe Aufregung, welche sich in ganz Süddeutschland überall geltend machte.

Die badische Regierung, wie alle andern kleinen Regierungen Deutschlands, hatte die deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend anerkannt, aber bei dieser Anerkennung war sie auch stehen geblieben. Sie hatte nicht den Muth ge-

habt, irgend etwas zu thun, um die Reichsverfassung wahrhaft ins Leben zu führen. Vergeblich wurde sie mit Bitten aus dem ganzen Lande her bestürmt, irgend eine That zu vollbringen, die geeignet wäre, die deutsche Reichsverfassung auch wahrhaft zur Geltung zu bringen, sie kam dem Volkswillen in keiner Beziehung nach; immer wurde den Bitten erwiedert, daß das kleine Baden unmöglich, selbst vereinigt mit Würtemberg und den übrigen zur deutschen Reichsverfassung getretenen den Staaten gegen die Reichsverfassung im Bündniß stehenden Regenten entgegen zu treten vermöge. Alle die Staaten, welche sich für die deutsche Reichsverfassung ausgesprochen hatten, umfaßten zusammen nur 8 Millionen Einwohner, während ja das Königreich Preußen allein deren 16 Millionen zähle.

Die badische Regierung vergaß bei einer solchen Entgegnung oder wollte es vielmehr vergessen, daß von diesen 16 Millionen Einwohnern die große Majorität ebenfalls für die Reichsverfassung sich ausgesprochen hatte, und daß, wenn es zu einem Kriege für und gegen dieselbe gekommen wäre, die große Mehrzahl des preußischen Volkes sich auf Seiten der deutschen Reichsverfassung gestellt hätte.

So verweigerte denn die badische Regierung alle Schritte, welche irgend zu einer Geltendmachung der deutschen Reichsverfassung, zu einem kräftigen Inslebenrufen derselben führen konnten. Sie verweigerte besonders auch die von den Soldaten vielfach geforderte Vereidigung des Militairs auf die Reichsverfassung.

Im Militair hatte sich schon seit langer Zeit eine große Mißstimmung, ja Aufregung gezeigt. Das Heckerlied, ein

Lied zum Lobe des flüchtigen Republikaners Hecker, wurde in den Kasernen und auf der Straße von den Soldaten mit voller Kehle gesungen.

Jetzt endlich brach diese Aufregung zur That aus. An verschiedenen Orten gab es Militairemeuten, und eine besonders bedeutende in Rastatt am 11. und 12. Mai. Die Soldaten der Reichsfestung Rastatt verjagten ihre Offiziere, wählten sich selbst aus den Reihen der Soldaten und Unteroffiziere neue, und erhielten so die Festung in ihre Gewalt. Sie bildeten einen Sicherheitsausschuß, dem sie gehorchten, und als von Karlsruhe aus der Kriegsminister Hoffmann mit einer reitenden Batterie und zwei Schwadronen Dragoner nach Rastatt eilte, um dort die aufsässigen Soldaten zum Gehorsam zurückzuführen, da gingen die Dragoner zu den Aufständigen über und der Kriegsminister mußte aufs Eiligste fliehen.

Fast zu gleicher Zeit, am Morgen des 13. Mai fand auch in Offenburg eine gewaltige Volksversammlung statt, an der sich mehr denn 20,000 Menschen, Bewohner Badens aus allen Gegenden des Landes, zusammen gefunden hatten.

Von dieser Volksversammlung aus wurde eine Deputation an das Ministerium Bekk gesendet, welche von diesem eine Auflösung der bisher bestandenen, ächt servilen Kammern, sowie des Ministeriums, Einsetzung einer freien Regierung, die Einberufung einer konstituirenden Versammlung und die Freigebung aller politischen Gefangenen forderte.

Das Ministerium ging auf die Wünsche der Volks-

versammlung nicht ein, und schon gegen Mittag kehrte die Deputation mit einer abschläglichen Antwort zurück.

Da wurde die Aufregung ungeheuer und ein gewaltiger und kühner Entschluß war das Resultat der heftigen in dieser Volksversammlung geflogenen Reden und Debatten.

Die Volksversammlung beschloß, daß die badische Regierung die Reichsverfassung unbedingt anerkennen und mit ihrer ganzen bewaffneten Macht die Durchführung derselben in andern deutschen Staaten, besonders aber auch in der bairischen Pfalz, welche die Waffen bereits zu diesem Behufe ergriffen hätte, unterstützen müsse. Das verhaßte, gegenwärtige Ministerium müsse sofort entlassen und der Bürger Brentano an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt werden. Eine konstituirende Landesversammlung, von allen volljährigen Staatsangehörigen gewählt, müsse sofort berufen werden, die politischen Flüchtlinge seien zurückzurufen und die politischen Gefangenen zu amnestiren. Dem Heere solle die freie Wahl der Offiziere gestattet und dasselbe mit den Volkswehren verschmolzen werden. Die Gemeindefreiheit sollte erklärt und die Geschwornengerichte augenblicklich eingeführt werden.

Um diesen und einigen anderen Beschlüssen vollwichtige Geltung zu verleihen, erwählte die Volksversammlung einen Landes-Ausschuß, an dessen Spitze sie wiederum den Abgeordneten Brentano stellte, einen Mann, der, bei den Reaktionären als Republikaner verschrieen, beim Volke ein großes Vertrauen genoß.

Der Landes-Ausschuß trat sofort nach der Volksversammlung zusammen und begab sich nach Rastatt, um dort zu tagen.

Von Seiten der deutschen Central-Gewalt war ein Reichs-Commissarius nach Offenburg geschickt in der Person des Deputirten Franz Raveaux. Dieser konnte indessen dort zu keiner Geltung gelangen, denn seine Vollmacht war äußerst beschränkt, und er mußte deshalb unverrichteter Sache nach Frankfurt a. M. zurückkehren.

Die badische Regierung war in höchster Angst, als sie die Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung vernommen hatte, und besonders, als sie hörte, daß der Landes-Vertheidigungs-Ausschuß sich in die von revolutionären Soldaten besetzte Festung Rastatt zurückgezogen habe. Sie beschloß, jetzt wenigstens einigermaßen dem Volkswillen nachzugeben und eine Vereidigung des Heeres auf die deutsche Reichsverfassung eintreten zu lassen. Aber auch hierzu war es bereits zu spät, denn schon am 13. Mai brach auch in Carlsruhe selbst eine Militair-Revolution aus, welche dem Großherzoge und dem Ministerium eine so gewaltige Furcht einjagte, daß Beide in höchster Eile sich flüchteten und nach Frankfurt a. M. zurückzogen.

So war denn Baden plötzlich von seiner früheren Regierung verlassen worden, die Revolution hatte fast ohne Blutvergießen gesiegt.

Die Carlsruher Bürger, gute reaktionäre Spießbürger, welche aufs Aeußerste um ihr Eigenthum besorgt waren, wußten sich nicht anders Rath zu holen, als daß sie sofort eine Deputation nach Rastatt an den Landes-Ausschuß sendeten, um diesen zu bitten, daß er nach Carlsruhe käme, und hier den Sitz der Regierung aufschlüge, denn der Landes-Ausschuß war nach der Flucht des Herzogs

und des Ministeriums die naturgemäße Regierung des Landes.

Der Landes-Ausschuß folgte dem Wunsche der Carlsruher Bürger und zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Carlsruhe ein.

So hatte denn die Revolution gesiegt. Ganz Baden, mit Ausnahmen weniger Orte, unterwarf sich der Regierung des Landes-Ausschusses. Sämmtliche Behörden traten auf Seiten derselben, die Bürgerschaft erkannte die neue Regierung an, und zwar um so mehr, da es keine andere gab. Die Verhältnisse schienen für Baden außerordentlich günstig.

Haben wir beim Aufstande in der Pfalz eine vollständige Ordnungslosigkeit in allen Schichten der Bevölkerung und der Behörden und ganz besonders in der Regierung und im Militair selbst gesehen, haben wir beobachtet, daß an dieser Uneinigkeit die ganze Bewegung scheitern mußte, so haben wir in Baden ganz vollständig entgegengesetzte Verhältnisse.

Die bestehende Ordnung war allerdings in Baden erschüttert und gestört, aber keineswegs vernichtet worden. Die alten Behörden blieben zum großen Theile in Funktion, Geldmittel waren allerdings nicht im Uebermaaße, aber doch genügend vorhanden. Die sämmtlichen Großherzoglichen Kassen waren in die Hände der Revolutionspartei gefallen. Der badischen Revolution zur Verfügung stand eine gut organisirte Armee, ebenso eine durch und durch vor Begeisterung glühende Bevölkerung und außerdem ganz Deutschland, welches gern bereit war, mit Gut und Blut für die Reichsverfassung aufzustehen. Waffen und

selbst Artillerie waren in vollem Maaße vorhanden, und eine tüchtige Festung im Besitz der Revolutionspartei.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Aufstand in Baden eine ganz andere Kraft als in der Pfalz, aber es kam jetzt darauf an, diese Kraft zu erhalten und zu vergrößern.

Daß das kleine Großherzogthum Baden trotz seiner bedeutenden Hülfsmittel nicht allein gegen ganz Deutschland in die Schranken treten konnte, das leuchtete natürlicher Weise sehr leicht ein. Es kam daher darauf an, den Aufstand über die Grenzen des Großherzogthums hinaus zu verbreiten, über ganz Süddeutschland, über die preußischen Rheinprovinzen, über Sachsen, kurz über alle diejenigen Landestheile Deutschlands, in denen die Bevölkerung Willens war, für die Reichsverfassung in den Kampf zu treten — und dies waren die meisten Provinzen Deutschlands. —

Es erschien zu diesem Behufe vor allen Dingen nothwendig, daß Baden und die Pfalz eng verbunden, es erschien nothwendig, daß die vor Thatendurst brennende badische Armee so bald, als irgend möglich, nach Hessen hineingeführt würde, um auch dort die Revolution zur Geltung zu bringen.

Aber Nichts von dem Allen geschah, denn an der Spitze der neuen Regierung stand ein Mann, der, so ehrenhaft so tüchtig und geistvoll er auch in jeder anderen Beziehung war, doch bei Weitem nicht die Kraft hatte, in einer Revolutions-Zeit die Ideen der Revolution zu tragen und sie auszubreiten über ganz Deutschland.

Brentano, dessen Einfluß den Landesausschuß vollständig beherrschte, und der auch in der von der späteren

konstituirenden Versammlung ernannten provisorischen Regierung denselben Einfluß ausübte, war ein Mann der Vermittelung, ein milder Charakter, der, so lange es irgend möglich war, gern die äußersten Schritte vermieden wissen wollte. Er wagte es nirgends mit entschiedenen Maaßregeln hervorzutreten, und am Wenigsten wagte er es, plötzlich einen Krieg gegen halb Europa zu erklären, durch den allein die badische Freiheit aufrecht erhalten werden konnte.

Daß innerhalb der Grenzen des kleinen Großherzogthums der Aufstand sehr bald durch die Heere Preußens unterdrückt werden würde, das ließ sich voraussehen. Brentano hatte so wenig Muth zu entschiedenem Auftreten, daß er gar bald bei der zum Theil republikanischen Bevölkerung mehr und mehr das Vertrauen verlor, daß besonders die Armee sich über ihn mißbilligend ausließ.

In Karlsruhe traten die entschiedensten Republikaner, wie Struve, Blind und Andere, unter dem Namen: „Klub des entschiedenen Fortschritts" zu einer Gesellschaft von Männern zusammen, welche die Verbreitung der Revolution über die badischen Grenzen hinaus forderten. Brentano aber hatte nicht den Muth, diesen Männern zu folgen, er fühlte durch dieselben seine ganze Popularität erschüttert, und so gab er endlich der Anforderung der Bourgoisie nach und ließ die Führer jener Partei verhaften. Bald darauf wurden dieselben wieder befreit, aber sie zogen sich nun von der Bewegung zurück, weil sie einsahen, daß dieselbe von vorn herein verfehlt sei.

Neben dieser unglückseligen Schwäche Brentano's

wirkten noch zwei andere Potenzen auf den schnellen Untergang der so schön begonnenen Revolution.

Wie in der Pfalz, so strömte auch in Baden aus allen Theilen Deutschlands und aus den übrigen europäischen Ländern eine Masse von Abentheuren zusammen. Eine wilde verworrene Menge von Freischaaren bildete sich, und durch die Selbstwahl der Offiziere in diesen Freischaaren, die sich gegenseitig noch nicht kannten und ihre Fähigkeiten zu beurtheilen nicht vermochten, wurden Menschen zu Offizierstellen befördert, welche in keiner Weise das Talent und die Fähigkeiten hatten zum Kommandiren.

Aehnlich wie zum Militair war der Zudrang von Geld- und ehrbegierigen Abentheurern auch zu allen Civilstellen. Neid, Mißgunst, schnöder Ehrgeiz zeigten sich in allen Sphären der Civilverwaltung. Der Eine suchte immer den Andern zu verdächtigen, um an die Stelle desselben zu gelangen. Jeder Einzelne suchte trotz der größten Unfähigkeit sich zu jedem möglichen Ehrenamt emporzuschwingen und dabei auch den Eigennutz zu befriedigen.

Dadurch konnte es nicht fehlen, daß bald in einem großen Theile der Bevölkerung Badens der glühende Enthusiasmus für die Revolution theils der Gleichgültigkeit, theils sogar einer Abneigung gegen dieselbe Platz machen mußte.

Es konnte außerdem nicht fehlen, daß die meisten der wahrhaft edlen, freiheitsbegeisterten Charaktere, die sich nach Baden gewendet hatten, um hier der Sache der Freiheit zu dienen, sich von dem schmutzigen Gedränge abwendeten, und sich lieber zu untergeordneten Stellen hergaben, als

daß sie in eine Konkurrenz mit Geld- und ehrgeizigen Abentheuren getreten wären.

Außerdem trat ein großer Mangel in der Revolution hervor, der gerade jetzt um so fühlbarer wurde.

Es fehlte der durch die Militairrevolution des größten Theils ihrer Offiziere beraubten Armee an tüchtigen höhern Offizieren und ganz besonders an einem tüchtigen kriegserfahrenen General.

Ein junger Offizier, Namens Siegel, war schnell zum obersten Befehlshaber der Armee ernannt worden. Siegel war allerdings ein kenntnißreicher, talentvoller Mann, aber ihm fehlten die nöthigen strategischen Kenntnisse, ihm fehlte ganz besonders auch die Uebung im Kommandiren und Organisiren, so daß die Soldaten kein rechtes Zutrauen zum Oberbefehlshaber der Armee hatten.

Schon beim Beginn der Bewegungen waren allerdings mehrere tüchtige polnische Offiziere nach Baden geeilt, um hier ihre Dienste anzubieten; aber der unschlüssige Brentano getraute sich nicht recht, Männer anzustellen, die er für entschiedene, rothe Republikaner hielt, und so blieb denn die Armee tüchtiger Führer beraubt, bis es zu spät war.

Endlich entschloß sich Brentano, den durch seine Feldzüge in Polen und Sicilien bekannten General Miroslawski herbeizurufen und ihm den Oberbefehl über die gesammte badische Armee anzutragen.

Miroslawski war als ein guter Strategiker bekannt, aber sowohl in Polen als in Sicilien hatte er unglücklich kommandirt, und ein gleiches Schicksal sollte er in Baden haben.

Als er in Baden ankam und den Oberbefehl des

Heeres übernahm, da war es bereits zu spät, um mit dem Heere einen Einfall in die benachbarten Länder zu machen und die Revolution über die Grenzen Badens hinauszutragen. Er mußte sich also auf die Vertheidigung des Landes selbst beschränken, in der Hoffnung, daß, wenn die Revolution in Baden sich einige Zeit hielte, zu gleicher Zeit auch der Aufstand in den übrigen Provinzen Deutschlands ausbrechen würde.

Aber gegen Baden rückte schon die verbündete, 60,000 Mann starke preußisch-deutsche Armee vor; die Pfalz fiel fast ohne ein Gefecht. Die preußischen Truppen rückten über den Rhein, schlugen die badische Armee bei Waghäusel, und nun mußten die Badenser Schritt vor Schritt vor den Preußen zurückweichen. Schlacht für Schlacht wurde verloren und schon nach kurzer Zeit, nach wenigen Tagen war fast ganz Baden in den Händen der Preußen, mit Ausnahme der Festung Rastatt, die noch von den Revolutionären besetzt war.

Aber auch diese Festung mußte sich endlich ergeben, denn von außen her war an keine Hülfe zu denken. Mieroslawski war fast überall, wo seine Truppen mit den Preußen ins Gefecht gekommen waren, besiegt worden; nur in einigen kleinen Treffen hatte er einen flüchtigen Erfolg gehabt.

Es ist ihm deshalb vielfach der Vorwurf der Verrätherei gemacht worden. Wir wissen nicht, ob derselbe gerechtfertigt ist, aber wir glauben, daß auch ohne Verrätherei die Sache Badens schon eine verlorene war, als Mieroslawski das Kommando übernahm. Verloren worden

ist sie hauptsächlich durch die Schwäche und Energielosigkeit des sonst so ehrenwerthen Brentano.

Noch war die badische Revolution indessen nicht bekämpft, als Kinkel von der Pfalz aus sich nach Baden wendete, um dort, nachdem er die Erfolglosigkeit des pfälzischen Aufstandes eingesehen, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten; aber schon damals zeigte sich die Thatlosigkeit Brentanos, die Jämmerlichkeit der meisten, in der Revolution zu hohen Ehrenstellen beförderten Leute; schon damals waren Stellenjägerei, niedriger Ehrgeiz, schmuzziger Geiz, Habsucht an der Tagesordnung unter so vielen von den Leuten, die in Volksversammlungen das große Wort gehabt, und sich für Apostel der Freiheit und Demokratie ausgegeben hatten.

Kinkel ließ sich durch diese Außenseiten der badischen Revolution nicht abschrecken, er entschloß sich aber unter solchen Verhältnissen keine bedeutende Selle innerhalb der Revolution zu suchen, sondern als Gemeiner in die Armee einzutreten. Er wählte die Willichsche Schaar, weil er zu Willichs Energie, Geschicklichkeit und Ehrlichkeit noch das meiste Zutrauen hatte, und von der Willichschen Schaar wählte er wieder diejenige Compagnie aus, welche aus den bravsten, thatkräftigsten und disziplinirtesten Leuten bestand.

Er trat in die Compagnie Besançon ein und wurde hier von seinen neuen Kameraden mit Jubel empfangen, denn Alle ehrten den Entschluß des Dichters, der jetzt die Feder weggeworfen hatte, um mit dem Schwerte für die Freiheit zu kämpfen.

Kinkel hatte nicht die Gelegenheit, bedeutend am Kampfe Theil zu nehmen. Aus seiner Vertheidigungsrede

vor dem Kriegsgericht zu Rastatt wird der Leser dies am Deutlichsten ersehen. Am 29. Juni schon wurde er gefangen und mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von der Gefangennehmung des deutschen Dichters durch ganz Deutschland, und rief überall die tiefste Trauer hervor, denn man glaubte ja in Deutschland und mit Recht, daß strenge Erbarmungslosigkeit von den Siegern geübt werden würde, gegen die, welche das Schwert für die Freiheit ergriffen hatten.

Auch nach Bonn kam die Unglücksbotschaft zu Kinkel's trostloser Gattin, und diese machte sich sofort auf, ihren gefangenen Mann zu besuchen, noch einmal sich mit ihm zu besprechen, denn auch sie fürchtete, daß ein Todesurtheil über dem Haupte des Theuren schwebe.

Nur schwer gelang es ihr, eine Zusammenkunft mit Kinkel zu bewirken, und wie sie glauben mußte, vielleicht die letzte; denn wo sie auch hinhorchte, überall wurde ihr die Hoffnung auf das Leben ihres Gatten abgeschnitten.

Wochenlang saß Kinkel im Kerker, während Rastatt belagert wurde. Am 23. Juli fiel das letzte Bollwerk der badischen Revolution, es wurde den preußischen Truppen von der Besatzung übergeben.

Bis zur Uebergabe Rastatts hatten die Standgerichte in Baden kein Todesurtheil gefällt, so lange hatte man die gefangenen Revolutionäre geschont, wenigstens kein Blut vergossen. Auch Kinkel hatte es in seiner Gefangenschaft leidlich gut gehabt. Man hatte ihm im Kerker zu Carlsruhe und später in dem zu Rastatt erlaubt, zu schreiben, sich geistig zu beschäftigen, und selbst mit seiner Gattin zu korrespondiren. Dieser Briefwechsel war sein Trost und seine Freude.

Außerdem aber war er auch außerordentlich fleißig und schrieb mehrere sehr schöne Gedichte, eine Erzählung und ein fünfaktiges Trauerspiel, welches fast vollendet war, als man ihn in das Zuchthaus zu Naugardt abführte.

Am 4. August erschien Kinkel vor dem Standgericht zu Rastatt. Er erhielt einen Vertheidiger in der Person des Dr. Hepp, einen jungen badischen Auditeurs, der aber mit dem preußischen Gerichtswesen nur wenig bekannt war, und dem erst unmittelbar vor Zusammentritt des Kriegsgerichts angezeigt wurde, daß Kinkel nicht nach dem badischen Gesetzbuche, sondern nach dem preußischen Landrecht verurtheilt werden sollte. Dadurch wurde die Vertheidigung Kinkel's außerordentlich erschwert, und auch Kinkel selbst, der sich darauf vorbereitet hatte, in seiner Selbstvertheidigung auf die badischen Gesetze einzugehen, erlitt dadurch einen gewaltigen Nachtheil, denn er mußte nun im Zeitraum von wenigen Stunden sich in die preußische Gesetzgebung hineinarbeiten, aber auch dies gelang dem talentreichen Manne.

Die Vertheidigungsrede, welche er vor dem Rastatter Kriegsgericht hielt, lautet:

„Meine Herren! Ich bin in Ihrer Hand und was Sie über mich verhängen, seien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wissen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich sterbe, in Armuth und Elend sinkt, ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienste vielleicht noch in Anspruch nimmt. Um dieser Familie und dieses Vaterlandes willen, rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

Zunächst, meine Herren, hat der Herr Defensor schon mit allem Recht hervorgehoben, daß die Form dieses Gerichts nicht

zu Rechte besteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Gesetzen des Landes, in denen es begangen ist; und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das standrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgelassenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung. Daß man mich, weil ich Preuße bin, einem strengeren Verfahren unterwirft, als andere deutsche Stämme ist unbillig. Und jedenfalls ist dieses Verfahren ein strenges. Betrachten Sie mein Vergehen vom Standpunkte des badischen Gesetzes, so bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile diese Schuld mit Hunderten, mit Tausenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieses Landes getragen haben, und meine Strafe könnte also dann nur eine leichte sein. Von Todesstrafe dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tausende kann man nicht standrechtlich erschießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus sperren; eine Amnestie muß also früher oder später auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieser Amnestie hätte ich so gut wie jeder Andere Theil. Ja, meine Schuld wäre in diesem Falle leichter, als die der meisten Andern, da ich dem Herrn dieses Landes keinen Treue-Eid gebrochen habe. Statt dessen stellt man mich vor ein preußisches Kriegsgericht, richtet mich nach preußischen Gesetzen. Mein Vergehn wird dadurch ein ganz anderes, viel schwereres. Dort war ich ein badischer Rebell, hier erscheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und so trifft mich die viel gehässigere Beschuldigung: ein Landesverräther zu sein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen protestirt, die Zusammensetzung dieses Gerichts zeigt mir, daß man diesen Einspruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Andres übrig, als mich der Thatsache zu unterwerfen, obwohl ich sie für eine Ungerechtigkeit erkläre. Jedenfalls aber, meine Herren, entspringt für Sie aus diesem Umstande die Pflicht, in Ihrer Strafbestimmung die größtmögliche Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die schon in dieser Form des Gerichts liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

Es sind drei Beschuldigungen, die die Akten gegen mich vorbringen:

1. daß ich noch in meiner Heimat ein Komplott gegen die Regierung und einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabsichtigt habe;
2. liegt ein von meiner Hand geschriebener Plan vor, wie man den pfälzisch-badischen Aufstand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können;
3. habe ich im Willichschen Freikorps Waffen getragen und bin gegen preußische oder den preußischen verbündeten Truppen im Feuer gestanden.

Was den ersten Punkt, ein Komplott gegen die Regierung und einen beabsichtigten Zeughaussturm angeht, so macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerksam, daß dieser Punkt nicht hierher gehört. Er hat darin ganz Recht, nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entscheiden; dieses Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da ihnen weder Akten noch Zeugen über diese Beschuldigung zur Hand sind. Ich gehe also darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Aussage wiederhole: daß diese ganze Anschuldigung nur auf einem Mißverständniß beruhen kann, welches auf meiner Reise nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung sich stützt. Diesen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die rheinischen Gerichtsbehörden jene Untersuchung gegen mich eingeleitet, dem verhörenden Herrn Auditeur sofort eingestanden, alleiu hierauf beschränkt sich auch mein Antheil an jenen Ereignissen. Ich habe weder ein Komplott gegen die Regierung gebildet, noch jemals zu einem Siegburger Zeughaussturm aufgefordert.

Ich komme zu dem zweiten Punkte: Dem Verhöramt ist ein Schriftstück, ich weiß nicht von woher? zugestellt worden, das die Aufschrift: „Ein Plan" führt und einen Gedanken enthält, wonach in der ersten Zeit des badisch-pfälzischen Aufstan-

des die Bewegung aggressiv gemacht und über die preußische Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieses Schriftstück soeben verlesen hören. Es ist blos mit den Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet, dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handschrift als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt, denn diese Sache ist gänzlich harmlos, und ich gestehe Ihnen, daß ich an sie in dem Augenblicke erst wieder dachte, als mir dies Papier wieder vor Augen kam. Jenes Schriftstück nämlich ist allerdings von meiner Hand niedergeschrieben, aber sein Verfasser bin ich keineswegs. Die Akten meiner Verhöre ergeben darüber Alles; ich brauche es somit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor ersuche ich den Herrn Auditeur mir zu bezeugen, daß längst, ehe ich die Vorbringung dieses Schriftstückes gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte: ich habe auf dem Militair-Bureau in Kaiserslautern als expedirender Sekretär gearbeitet.

Auditeur Bruhe: Die Akten ergeben das!

Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geschäftssache. Wir kamen über die politische Sachlage ins Gespräch. Schütz erwartete Etwas von dieser Revolution, ich erwiederte ihm, daß ich nicht solche Hoffnungen hege, weil wenigstens in der Pfalz die Rüstungen allzulau betrieben wurden. Er fragte mich, wie man denn die Sache besser hätte anstellen können. Der Zeitpunkt ist schon vorbei, sagte ich; wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anwesende Offiziere in diesen Tagen hier besprochen haben, so hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können. Schütz fragte mich nun, ob ich diesen Entwurf ihm mittheilen dürfe. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun, da er aber

im Begriff war zu verreisen und deshalb eilte, so ersuchte er mich, ihm die Sache rasch aufzuschreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Offiziere gemerkt, und stellte die Gedanken aus der Erinnerung zusammen. Ueber irgend eine Verwendung dieses Papiers wurde zwischen Schütz und mir nichts besprochen. Schütz nahm es mit und seither bin ich, wie gesagt, erst im Verhör wieder an dasselbe erinnert worden. — Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, so werden Sie augenblicklich einsehen, daß er von mir nicht herrühren kann. Sie finden dort eine vollständige militärische Disposition und soviel ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, ist der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit versichern, daß ich vom Kriegswesen nichts verstehe, ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik studirt. Beachten Sie ferner das Datum dieser Aufzeichnung, es ist der 17. Mai; die Akten thun dar, daß ich am 12. noch in Elberfeld war; erst am 14. oder 15., dessen erinnere ich mich nicht ganz genau, kam ich nach Kaiserslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren, wie hätte ich selber nach zwei Tagen Aufenthalts, namentlich entblößt von militairischen Kenntnissen, die Uebersicht der Verhältnisse gewinnen sollen, die unbedingt nöthig war, um einen so umfassenden, alle Angriffspunkte feststellenden Plan aus eigenen Kräften zu entwerfen. Sie sehen, dies war unmöglich. Doch ich will einmal den Fall annehmen, dieses Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, sondern auch meines Kopfes, läge dann etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorstehenden Krieges wird doch wohl jeder sich Gedanken machen dürfen, die Gesetze, die den Landesverrath bestrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieser Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorsatz geworden, oder aber gar, daß er aus einem Vorsatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen" fortgeschritten? Wer hat

überhaupt je daran gedacht, diesen Plan in That umzusetzen, wo zeigt sich in der Kriegsführung auf Seiten der Insurrektionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, am Main, Nahe und Mosel zu beginnen? Ich kann mit dem reinsten Gewissen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieser Art nie dienstlich vorgelegen hat; daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, sondern einzig in gesellschaftlicher Konversation verhandelt worden ist. Wäre das nicht der Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — konnten Sie wohl von mir glauben, daß ich solch ein Schurke wäre als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immerhin fremden Person mitzutheilen? Meine Herren, das glauben Sie nicht von mir; und somit ist dies ganze Aktenstück bei den Urhebern dieses Entwurfs nichts gewesen und geblieben als ein Gedanke, über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen.

Fänden Sie aber gar den Gedanken sträflich, oder hätten Sie das leiseste Anzeichen, daß derselbe habe ins Leben übertreten wollen, dann geben Sie dieses Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Untersuchung ab. Zu den Akten meines heutigen Prozesses gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindseligkeiten zwischen Preußen und dem deutschen Süden; von Belagerungszustand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja in diesem Stücke gefehlt, so würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich überlasse also dieses Aktenstück, welches ohnehin unter allen Gesichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur eine Anschuldigung übrig: ich bin Freischärler unter Willich gewesen, und habe gegen Reichstruppen im Feuer gestanden.

Ich fühle, meine Herren, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir im Verhör schon entgegengetreten ist, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu lesen glaube. Man

fragt mich: wie ich zu dem Entschlusse gekommen sei, als Gemeiner in eine Freischaar einzutreten? Meine Feder, meine Kenntnisse, gaben sie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemessen war?

Ich will mich darüber ganz offen aussprechen. In die Freischaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unsere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung suchen sollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblätter schreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu posaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn schmieden, oder noch als Redner in Volksversammlungen auftreten? Oder sollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend welcher Art Erpressungen vorzunehmen, um hernach einer der Ersten zu sein, die von Freiburg durchgingen? Nein, meine Herren, für das Alles war ich zu gut, meine Hand ist rein von Raub, von Gewaltthat, von jeglicher Erpressung; auch habe ich nie ein Kommando geführt, so daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vereinigung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der sich, ich weiß es leider, zuletzt an diese Revolution gehängt hat. Nein, für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, mit Ehren nur noch Eines thun, er kann mit seiner Person, mit Leib, mit Leben für sie einstehen. Das habe ich gethan; ich trat als Gemeiner in die Kompagnie Besançon. Sie können das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen. Daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt, — nein, das werden Sie nicht sagen!

Bei zwei Gefechten bin ich gewesen. Zuerst am 19. Juni Nachts, bei Spöck, wenn Sie das ein Gefecht nennen wollen, was blos in ein Paar zwischen den Tirailleuren gewechselten Schüssen bestand. Ich selbst habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich stand mit meiner Kompagnie weiter zurück

und wir sahen blos die entfernten Schüsse durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wissen konnten, wo und wie stark der Feind vor uns stand, brach Willich sofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüber standen, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit; einen Feind zu sehen war bei der ganz finstern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demselben Tage, als der Prinz von Preußen von Neustadt aus den Kriegszustand und das Standrecht zuerst verkündete, nämlich am 19., für uns konnte also diese Verfügung noch keine Rechtsgültigkeit haben; und hätte ich damals auch mitgefochten, so würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zustehen. Demnach gehe ich über dieses ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß hinweg.

Unsere zweite Affaire war die zwischen Rothenfels und Muggensturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebst den beigefügten Aussagen eines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an diesem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgstraße rechts ab; die Kompagnie Besançon erhielt Befehl zum Tirailliren, Ausschwärmen und unsere Schützen zu verstärken, die bereits im Feuer standen. Das Gefecht hatte eben erst begonnen, unser Standpunkt war ungünstig, es war Nachmittag 4 Uhr ungefähr; die Sonne senkte sich gegen Westen und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine starke Blendung, welche den Feind nur schwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, stieg dann in einen Graben hinab und kletterte eben den steilen Abhang jenseits hinauf, um dort neben einigen meiner Kameraden, die schon oben standen, Posto zu fassen. Dort reblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, so traf mich eine Kugel am Kopfe, so daß ich den Abhang alsbald wieder herunter rollte. Ich weise hierüber auf die Aussage Rau's hin, der mir so nahe stand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Nieder-

sinken zu den Kameraden sprach. Bald aber raffte ich mich wieder auf und der Zugführer der Schützen, der uns kommandirte, befahl mir, nach Rothenfels zurückzugehen und mich verbinden zu lassen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem starken Blutverluste mir unterwegs ein Unfall zustoße. So schritten wir auf dem nächsten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu; da, auf einen Abhang heraustretend, standen wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeschobenen preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort auf uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

Das meine Herren Richter, ist meine Betheiligung an der badischen Insurrektion. Ich komme zu der Frage:

welches Strafmaaß Sie berechtigt sind über diese Betheiligung zu erkennen?

Das Gesetzbuch, nach welchem Sie richten, ist das preußische Militär-Strafgesetzbuch. Aus diesem findet auf mich einzig Anwendung der §. 88 Theil II.:

Wer vorsätzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünstigung desselben den preußischen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbesondere wer:

sich der, in den allgemeinen Landesgesetzen in Bezug auf den Krieg auf Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen schuldig macht u. s. w.

begeht einen Kriegsverrath.

Dies ist mein Fall. Wir reichen aber zu seiner Aburtheilung mit dem Militair-Strafgesetzbuch nicht aus, denn dieses Gesetzbuch verweist uns, wie wir gesehen haben, auf die „allgemeinen Landesgesetze" und in ihnen auf den Titel „Landesverrath." Unter diesen allgemeinen Gesetzen kann nun blos das allgemeine Landrecht verstanden sein, denn das französische Gesetzbuch, dem ich als Rheinländer zu unterwerfen wäre, kennt

den Begriff des „Landesverraths" nicht, sondern blos Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staats. Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, so ist es hier im 2. Th. Tit. 20 Abschn. 3 einzig und allein §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieser § lautet:

„Wer dem Feinde zur Ausführung seiner Anschläge beförderlich ist, oder den Kriegsvölkern des Staats in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, soll durch den Strang hingericht werden."

Daran schließt sich dann der mildernde § 115:

„In Fällen, wo der Landesverrath 2. Klasse noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schaden zugefügt worden ist, soll die Lebensstrafe nach Bewandniß der Umstände in 6- bis 10jähriger Gefangenschaft verwandelt werden."

Dieser letztere § würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaß noch auf Grund und Boden dieses alten Gesetzes ständen, auf mich Anwendung finden.

Allein auf diesem Boden stehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militair-Strafgesetzbuch anders bestimmt.

Ich mache Sie, meine Herren Richter, zuvörderst auf die Kabinetsordre aufmerksam, durch welche das neue Strafgesetzbuch eingeführt worden ist. Sie finden sie dem Buche vorgedruckt:

„Berlin, 3. April (1835)?

Ich bestimme hierdurch, daß dieses neue Militair-Strafgesetzbuch unter Aufhebung aller dem Inhalte desselben entgegenstehenden Bestimmungen unverzüglich in Kraft treten soll."

Unter Aufhebung aller dem Inhalte desselben entgegenstehenden Bestimmungen heißt es; der Gesetzgeber, unser König, will also, daß das neue Gesetz überall gelte, wo es etwas An-

deres als die alten Gesetze bestimmt. Das ist oft der Fall. Wo z. B, im Landrecht der **Strang** steht, hat das Militair-Strafgesetzbuch die Kugel; aber nicht blos die Strafart, auch das Strafmaß ist in unserm Falle verschieden bestimmt.

Im § 88 des Militair-Strafgesetzbuches heißt es nämlich weiter:

„Wer (wie ich eben vorlas) sich der Landesverrätherei schuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Versetzung in die 2. Klasse des Soldatenstandes, Kassation (beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Offizier) und Festungsstrafe, nach Umständen bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist, ist die Todrsstrafe verwirkt."

Dies, meine Herren, ist das Gesetz, das Ihr Urtheil bestimmt; und hier kann es nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesstrafe nicht zu denken ist. Sie soll ausdrücklich nur dann ausgesprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist. Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede sein. Durch mich ist auch nicht einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden, viel weniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In diesem Falle, so sagt ausdrücklich das allgemeine Landrecht, soll die Strafe in 6- bis 10jährige Gefangenschaft verwandelt werden. So spricht jenes Gesetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geschrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und selbst mit dem Rade bei der Hand ist. — Gegenwärtig ist der Geist der Gesetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, über dies Strafmaß noch hinaus zu gehen. Die Thatsachen, meine Herren, stehen fest, sie sind einfach und sprechen für sich; das Glück, die Vorsehung, oder wie Sie sonst jene unsern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter,

eben so gut wie meines beherrscht, — diese Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beschließen. Nur über die Thatsache haben Sie zu richten; die Thatsache ist: daß mein Thun dem Staate keinen Nachtheil gebracht hat. Ich fordere also nicht Gnade, ich fordere nur die strengste Gerechtigkeit nach dem Buchstaben des Gesetzes, wenn ich sage: nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Festungsstrafe von solcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erst als abgelebter Greis Hoffnung habe, ins Leben zurück zu treten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dies, meine Herren, ist die rechtliche Seite der Frage; Sie werden mir aber erlauben auch noch die politische zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausschließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird sagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher sei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebstahl, mit dem Landesverrath des Spions, der sein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Kommandanten vergleichen, der dem Feinde eine Festung überliefert, um hernach in dessen Lande den Sündenlohn zu verprassen; was ich gethan habe, fällt unter den Gesichtspunkt eines „politischen Verbrechens.“ Nicht in einem Völkerkriege, sondern in einem Bürgerkriege haben wir uns gegenüber gestanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen so schwierig; dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt schwer, wenn Sie es gewissenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, sind in diesem ganzen Streite selbst Partei: Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müssen daher auf Ihre Parteiansichten ganz verzichten, müssen rein die Sache scharf ins Auge fassen wie sie eben liegt.

§ 118 des Militair-Strafgesetzbuches sagt:

Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden.

Gestatten Sie mir also diese Freimüthigkeit.

Die März-Revolution des vorigen Jahres hatte ein Hauptziel: es war die Einheit Deutschlands. Diese Einheit haben Sie gewollt, wie ich sie wollte, das ganze Volk verlangte darnach. Denn wir alle wissen, daß ohne sie wir aus unserer erbärmlichen Politik nach außen hin nicht heraus kommen, Industrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen, mit einem Worte: daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus diesem Einheitsdrange ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürsten anerkannt; eine Reichsverfassung sollte geschaffen werden, in Verständigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten sich also die Fürsten nur als den einen berechtigten Theil, die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Versammlung ging einen Weg der Vermittelung, sie schuf dem Volke die Grundrechte, aber um sie zu sichern, trug sie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiserkrone an; Sie alle, meine Herren, wissen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete. Nicht Deutschland allein, sondern namentlich auch das ganze preußische Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze preußische Volk, denn nicht blos die zweite Kammer, die Vertreterin der Massen, der ich damals angehörte, sondern auch die erste Kammer, die Vertreterin des Besitzes, der Intelligenz, der Aristokratie drang mit Adressen in den König. Wäre damals geschehen, was in Deutschland alle wollten, wir hätten uns in diesem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen gestanden.

Man hat damals gesagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht bestehen: o! wohl konnte sie es, meine Herren; wenn Napoleon auf dem republikanischen Frankreich einen mo-

narchischen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf deutschen Grundrechten eine Kaiserkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte saß. Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verständigung mit dem wenigstens gleichberechtigten Theile ab. Die Verfassung, die das Volk einseitig geschaffen hatte, verwarf man, aber nun verfuhr man selbst eben so einseitig, man oktroyirte eine neue Reichsverfassung. Was sollte das Volk nun thun? Die Könige stellten die Soldaten vor ihre Verfassung, das Volk griff für die seine selber zum Schwerte, um sie durchzusetzen. Jeder schirmte sein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in diesen Kampf eintrat, war er vollkommen gesetzmäßig. Der Abgeordnete der Frankfurter Versammlung hatte ihn gebilligt in Form der pfälzischen Erhebung. Dies, meine Herren, ist die Lage der Dinge. Meine Schuld ist, daß ich im Sommer noch dasselbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das gesammte deutsche Volk gewollt. Nun, bei Gott, meine Herren, ist das denn ein Vergehen, welches so gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze streitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich versammeln dürfen?

Meine jetzige Schuld ist gering, Sie sehen es; aber ich weiß freilich, man wirft vieles auf meine Person; auch meine frühere Parteistellung. Sie haben gelobt, ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen und nur nach dem zu urtheilen, was in den Akten vorliegt. Ich könnte also über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach sind mir während meiner Gefangenschaft von Offizieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müssen: „ich sei ein schlechter Preuße;“ das Wort hat mich verletzt. Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug diesen Süddeutschen ausgesprochen, daß die kräftigen norddeutschen Stämme die Herrschaft Deutschlands gewinnen werden. Es ist das in meinen Augen ein Gebot der geschichtlichen

Nothwendigkeit, es ist eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, stolze Borussia!
Das am Baltischen Meer mauergekrönet dir ruht,
Und den stark du gefaßt, Rheinischer Rebenkranz
Schüttle ihn freudig in hoher Hand!"

Was dieses Gedicht andeutet, daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich sei, und nicht zerrissen werden dürfe, das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratischen Kongreß hören, wo ich, gegenüber Anderen meiner Partei, die auf französische Bajonnette vertrauten, gegen jegliche Abtrennung des Westens mich erklärt habe; wie ich denn überhaupt der entschiedenste Gegner aller Rheinbundspolitik gewesen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer: aus dem Munde eines Offiziers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müssen, daß ich der preußischen Armee ein neues Jena gewünscht. Ich denke, die stenographischen Berichte der Kammersitzungen werden amtlich veröffentlicht, und jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich gesagt, daß unser Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikanische Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann sein Jena finden werde. Das ist eine Weissagung, kein Wunsch! Daß ich den Fall meinen Brüdern wünsche, diesen Vorwurf weise ich entrüstet von mir ab. Aber trotz alledem, soll und muß ich ein schlechter Preuße sein, weil ich das gegenwärtige System bekämpfe. Nun, wohlan! meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußens jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit, unsers Thronfolgers, des Prinzen von Preußen gelingt, mit dem Schwerte (denn anders wird's nicht) Deutschland in Eins zu schmieden, uns groß und geachtet bei

unsern Nachbarn hinzustellen, uns der inneren Freiheit wirklich und dauernd zu versichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlast, die jetzt zu schwer auf Preußen drückt, gleichmäßig auf das ganze Deutschland zu vertheilen und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brod zu schaffen — gelingt das Ihrer Partei, nun bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir theurer, als meine Staatsideale, und die französischen Republikaner von 1793 weiß ich zu schätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig sich beugten; geschähe dies also, und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu seinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der ersten Deputirten sein, die mit frohem Herzen riefen: Es lebe das deutsche Kaiserthum! Es lebe das Kaiserthum Hohenzollern! Wenn man mit solchen Gesinnungen ein schlechter Preuße ist, ja! dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu sein! dann will ich mich aber auch mit Hardenberg trösten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offenem Bruche mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er sei ein Verräther und gar mit englischem Golde bestochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge übersah. — Und so ist alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden! Vielleicht war einer von Ihnen in Garnison zu Mainz: man hat mich wegen Verläumdung dieser Garnison vor Gericht gestellt und gesagt: ich suche Gelegenheit, um die Armee gehässig zu machen. Nun! so viel politische Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen sollen, daß ich jene groben Buchstaben der Parteiklugheit verstände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt Was war aber jene ganze Geschichte? Die Erzählung eines düstern, das Menschengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die obenein in einem entstellten und übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein Paar heftigen Worten begleitet. Ist

das eine so schwere Kränkung der ganzen Armee? Und was ist mir dafür geschehen? Während dieser meiner Abwesenheit von Hause hat man mich deshalb zum zweiten Male vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erscheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngst erzählt hat, auf 5 Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit sind über mich ausgesprochen, für einen Mann, der schon so einmal die Ehre gehabt hat, Abgeordneter zu sein, ist das eine überaus harte Strafe. Ich denke die Garnison von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden sein, wie man mich für einen, nicht einmal selbst verschuldeten Irrthum hat büßen lassen. Ich sehe da auch die Epaulette des 27. Regiments, sie erinnern mich an eine finstere Novembernacht des vorigen Jahres, als dies Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name so oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde. Ja, meine Herren, es war eine finstere Nacht; und wenn in ihr der Würfel fiel, so wäre sie nicht meinen Bürgern allein, sie wäre, bei der damaligen Stimmung der Gemüther, auch manchem Offizier und Soldaten eine heiße Nacht geworden. Der Würfel fiel nicht, meine Herren. Diese Hand war es, die ihn festhielt! alle Besonnenen haben das später anerkannt! und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus diesen Novembertagen freigesprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuschreibt, woher kommt es wohl, daß diese Stadt, bis ich sie verließ, so ruhig gewesen ist? Meine Partei ist dort nicht schwach, es giebt viele Arme daselbst. Universitätsstädte haben ohnehin viel Brennstoff in sich — wenn ich denn ein so wilder Revolutionär, ein so wüthender Republikaner, wie man mich schildert, wäre — wie erklären Sie das: daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zusammenstoß vermieden, Bürgerblut niemals vergossen worden ist? Fanatismus, Anarchie, Zerstörung, diese Dinge liegen nicht in meiner Natur;

ich sehe es viel zu klar, dieser Bruderzwist, diese Parteikämpfe werden vorübergehen, unser Volk aber und die Menschheit werden bleiben. Das Ziel ist wichtiger als der Weg, und für das Ziel, dem auch dieser Streit zustrebt, für Bildung und Menschlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet; was dagegen stritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft, bei meiner Partei, wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menschliche und die heiligen Gesetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht; mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen vermeint. Daß die Todesstrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei sei, habe ich schon vor der Revolution ausgesprochen, und noch im vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergessen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raschen Schritten zum Siege zu gehen schien. Sie sehen daraus, daß ich von diesem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man diesen milden Sinn, daß man diese Mäßigung und Ruhe mir zutraut, das beweist auch die meinen Akten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich. Auch von Köln aus, wie ich höre, und sonst vielfach, sind Verwendungen zu meinen Gunsten eingelaufen. Jene 1200 Unterschriften aus Bonn, sie stammen nicht blos von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher sieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben, gleichviel ob sie zu der aristokratisch-konservativen Partei, oder zu meiner, der republikanischen gehören; es sind Namen aus allen Klassen dabei, und Arndt, des Königs persönlicher Freund, steht an der Spitze. Diese Männer hassen mein System, aber meine Person lieben sie und wünschen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend an kennen, an meinen Charakter als Mensch glauben, weil sie, wenn auch meine Gegner, wissen, daß selbst ein Sieg stets

mich gerecht und milde finden würde. Werfen Sie als meine Richter auch dieses Urtheil meiner früheren Umgebung mit in Ihre Waagschale, es muß Ihnen klar genug beweisen, wie unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenschaftlicher Heftigkeit und blinder Parteiwuth beschuldigt!

Ich bin zu Ende, meine Herren, und deute zum Schluß nur noch auf wenige Einzelnheiten hin, die meine Handlungsweise in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem schweren Amte und mit Aufopferung gedient; manches geschrieben, was über aller Parteiung steht, und wodurch Menschen von der verschiedensten politischen Ansichten belehrt, gerührt und erfreut worden sind. Niemals habe ich im Heere gedient, also auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militairischen Kenntnisse, die ich im Dienste meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. Niemanden habe ich, mit der Waffe in der Hand, gedrückt oder ausgepreßt; endlich bin ich nicht Offizier, oder irgend wie militairischer Beamter gewesen: ich habe also blos Verantwortung für das, was meine eigene Hand gethan hat, und dies, wie ich bewiesen habe, giebt Ihnen auch nach der strengsten Fassung des Gesetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsstrafe zu erkennen.

Im Kreise meiner Richter umblickend, sehe ich zwar meist jüngere Männer, aber doch auch manche, die gleich mir schon bei Jahren sind.

Meine Herren, denken Sie auch ein wenig an Weib und Kind daheim! wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechsel der menschlichen Geschicke so tief und unglücklich vor Ihnen steht! Und nun im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern gerade eben so wichtig schwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und ge-

fangenen Gegner, im Namen dieser Gerechtigkeit, sprechen Sie jetzt mein Urtheil!"

Das preußische Kriegsgericht, vor dem Kinkel stand, soll gerade in Betreff des gefangenen Dichters die strengsten Instruktionen gehabt haben, aber die Vertheidigungsrede Kinkels war so meisterhaft, so klar, so eindrucksvoll, daß das Kriegsgericht sich dem Eindruck derselben nicht zu entziehen vermochte. Die Richter konnten es nicht über sich gewinnen, diesen Mann, der so edel vor ihnen stand, so ruhig sich in sein Schicksal fand, dessen Beweggrund zu seiner Handlungsweise so rein und lauter war, zur Todesstrafe oder gar zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Sie sprachen die lebenswierige Festungshaft aus, eine Strafe, die wahrlich hart genug ist, und die nur dadurch motivirt werden konnte, daß man sagte, die Bildungsstufe Kinkel's habe seine Strafbarkeit erhöht.

Trotz dieser harten Strafe erregte es doch in vielen Kreisen eine tiefe Entrüstung, daß Kinkel nicht zum Tode verurtheilt worden war. Man hörte, daß der kommandirende General v. Hirschfeld die Strafe bei Weitem zu milde gefunden habe, und die offiziellen Zeitungen erklärten sogar, General v. Hirschfeld habe geäußert, daß er es nicht ferner mit seinem Gewissen vereinigen könne, ein Todesurtheil zu verhängen und zu bestätigen, wenn ein Kinkel mit dem Leben davon käme.

Auch wir hörten damals von dem Ausspruch des Generals Hirschfeld vielfach erzählen, auch wir lasen ihn, aber wir glaubten zur Ehre der Menschheit, daß er unbegründet sei. Der Leser möge darüber sich selbst sein Urtheil bilden, wenn er das Erkenntniß über Kinkel liest.

Es lautet:

„Warnung. Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn wurde, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und, statt zur Todesstrafe, nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlichkeit wurde dies Urtel von mir dem königl. Generalauditoriate, und von demselben als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß der p. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. Septbr. 1849. Der kommandirende General des ersten Armeekorps der königl. preußischen Operationsarmee am Rhein. v. Hirschfeld."

Wir ersehen aus diesem Erkenntniß, daß aus Gnaden das kriegsgerichtliche Urtheil bestätigt worden ist, wir ersehen, daß man diesem Urtheil hinzugefügt hat, Kinkel solle seine Festungshaft in einem Zuchthause abbüßen.

Das ist Etwas, was wir nicht begreifen können, eine Gnade,

welche die ehrenvolle Festungshaft, in entehrende Zuchthausstrafe verwandelt! freilich entehrend nur in den Augen derer, welche nicht wissen, daß ein Freiheitskämpfer wie Kinkel, nicht entehrt werden kann!

Wir würden uns gern weiter über diesen Gegenstand aussprechen, aber aus, dem Leser leicht erklärlichen, Gründen, müssen wir es unter den jetzigen Zeitverhältnissen unterlassen. Die Thatsachen liegen außerdem so klar, daß es einer weitern Erläuterung derselben kaum bedarf.

Neunzehntes und letztes Capitel.

Kinkel wurde in Folge des kriegsgerichtlichen Erkenntnisses nach dem Zuchthause zu Naugardt abgeführt. Die letzte Zeit seiner Gefangenschaft benutzte er noch zu einigen trefflichen Gedichten.

Als Kinkel von seinen Richtern schied, war er sich freilich des gewaltigen Eindrucks, den seine Rede auf diese gemacht hatte, bewußt, aber dennoch wußte er auch, daß ein Militairgericht stets geneigt ist, die strengsten Strafen zu verhängen. Er hatte deshalb mit dem Leben abgeschlossen, er glaubte deshalb an seine Verurtheilung zum Tode, und in dieser Stimmung entstanden die folgenden beiden Gedichte, die wir dem Leser mittheilen:

Mein Vermächtniß.

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab' ich nun genossen,
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde;
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für Dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergessen sein,
Du Jugend wirst mich kennen
Und wirst an meines Geistes Schein
Zum Freiheitsdurst entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger süßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen sich
Viel' Blumen zu mir nieder.

Der müden schwielenharten Hand
Ein sanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
Für Dich geh ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für Euch zur That entschlossen,
Fall' ich ums nächste Morgenroth
Vom Preußenblei durchschossen!

So haltet mich im treuen Sinn,
O Meister und Geselle!
Gedenke mein, Du Näherin,
In deiner trüben Zelle:
Du Winzer der am Fels der Ahr
Umsonst die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerschaar,
Die fremde Garben schneidet!

Den letzten Gruß Dir überm Rhein,
Du edles Volk der Franken;
Die Völker sollen einig sein
In Herzen und Gedanken.
Stehn soll, soweit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den Euch mein Blut besiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern!

„Trommler, schlagt an, und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz,
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenschäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist Du verwenden?

Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne;
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefangenen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend auf's Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken. —

Hier steh' ich — nun zielt! Nun brichst Du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen!

Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Schwerter zersplittern!“

In Naugardt angekommen, mußte der deutsche Dichter Wolle spinnen, der zur Festungshaft verurtheilte politische Gefangene mußte im Zuchthause Zuchthäusler Arbeit thun.

Aber auch hier fand Kinkel keine Ruhe, noch gab es ein Verbrechen, welches man ihm vorwarf, ein Verbrechen, welches, wenn die Geschworenen das Schuldig über ihn aussprachen, die Todesstrafe nach sich ziehen mußte. Es war jener Zug nach Siegburg, den wir dem Leser schon beschrieben haben, über den derselbe auch die Vertheidigungsrede Kinkels bereits kennt.

Von Naugardt ward Kinkel nach Köln gebracht, um hier vor die Schranken des Geschwornengerichts zu treten, um zum zweiten Male auf den Tod angeklagt zu werden.

Eine ungeheure Volksmenge hatte sich vor dem Justizgebäude versammelt, um Kinkel, den gefangenen Freiheitsmann, zu sehen. Mit einem donnernden Jubelruf, (einem Jubelruf, weil das Volk glücklich war, seinen Vertreter, seinen Helden zu schauen!) wurde Kinkel empfangen, und freundlich grüßte er; dann schritt er mit stolz erhobenem Haupte in das Gerichtszimmer, um auf der Anklagebank Platz zu nehmen.

Kinkel hatte in jenen Tagen eine schwere, furchtbar schwere Aufgabe zu erfüllen. Er war der Gefangene in einem preußischen Zuchthause, und er wußte wohl, daß, wenn er frei und offenherzig sich zu seinem Prinzipe bekenne, dann an eine Milderung seiner Behandlung im Zuchthause

nicht zu denken sei, er wußte wohl, daß er sich eine solche Milderung erkaufen könne, wenn er sich demüthig und reuevoll zeige, wenn er seine Gesinnung verleugne.

Daran aber dachte er nicht, er war entschlossen, wie er sich früher zum Opfertode für die Freiheit entschlossen hatte, so auch jetzt sein Märtyrerthum seiner Ueberzeugung wegen fortzusetzen, und in diesem Entschlusse hielt er jene treffliche Vertheidigungsrede, welche der Leser bereits kennt.

Der Eindruck dieser Rede war tief und ungeheuer, die Freisprechung aller Angeklagten folgte derselben, und die drei auf der Anklagebank befindlichen Mitangeklagten Kinkel's wurden sofort in Freiheit gesetzt. Kinkel aber sollte zurückgeführt werden ins Gefängniß, um von dort aus wieder ins Zuchthaus zu wandern.

Kinkel's Frau war von Bonn nach Köln gereist, um hier ihren Mann zu sehen, um ihn hier vielleicht einmal zu sprechen. Täglich des Morgens in aller Frühe hatte sie sich in den Assisensaal einschließen lassen, um sicher einen Platz zu bekommen, aber es wurde ihr selbst während der Pausen nicht gestattet, ihren Gatten zu umarmen, nur daß sie ihm eine Hand gäbe, wurde ihr erlaubt.

Als der Urtheilsspruch gefällt war, als die anderen Angeklagten frei die Anklagebank verließen, Kinkel aber ins Gefängniß zurückgeführt werden sollte, da eilte Frau Kinkel zur Anklagebank, um ihren Mann vielleicht zum letzten Male zu umarmen. Der Oberprokurator wollte dies jedoch nicht leiden, er befahl den Gensdarmen, den Angeklagten abzuführen. Da rief Kinkel, indem er stolz um sich blickte: „Komm her, Johanna, gieb Deinem Manne einen Kuß, es soll Dir dies Niemand wehren!“ und die

Gensdarmen gehorchten, sie traten zurück, sie fühlten, daß einem solchen Befehle, einem so rein menschlichen Worte Gehorsam geleistet werden müsse.

Kinkel wurde, als man ihn nach dem Gefängnisse zurückbrachte, wieder mit einem donnernden Lebehoch-Rufe des versammelten Volkes empfangen, die Menge entblößte ihr Haupt, während der Wagen von einer Schwadron Kürassire begleitet durch die Straßen fuhr.

Von Köln aus wurde Kinkel nach dem Zuchthause in Spandau gebracht, wo der Zuchthäusler wieder Zuchthäusler-Arbeit verrichtete.

Sein Märtyrerthum in jener Strafanstalt sollte indessen von kürzerer Dauer sein, als Kinkel's Freunde dies glaubten. Am 7. November 1850 in der Nacht ist Kinkel auf eine bis jetzt noch unerklärliche Weise aus dem Zuchthause von Spandau entflohen. Viele Gerüchte wurden durch die Zeitungen über diese Flucht ausgebreitet. Die Einen sagen, Kinkel habe im Einverständniß mit seinen Wärtern das Zuchthaus verlassen, Andere wieder, er habe Hülfe von Außen gehabt, wieder Andere behaupten, er sei in Offiziersuniform, die man ihm zugesteckt, durch die Wachen gegangen, noch Andere, eine Strickleiter hätte ihm zur Flucht geholfen.

Es läßt sich über alle jene Behauptungen im gegenwärtigen Augenblicke natürlich noch nichts sagen, nur das Eine wissen wir und sind froh und glücklich darüber, Kinkel ist entflohen, er ist in Sicherheit. Diese hohe und herrliche Kraft ist dem deutschen Volke erhalten, wir dürfen nicht länger fürchten, daß Kinkel's hoher tiefer Geist in den

Mauern eines Zuchthauses verdumpfen und sich niederdrücken lassen werde.

Kinkel ist frei und dem deutschen Volke wiedergegeben, wenn er auch jetzt noch außerhalb Deutschlands in England oder Amerika weilen muß.

Um aber dem Leser wenigstens einige Andeutungen über Kinkels Flucht zu geben, welche in ganz Deutschland ein so tiefes, freudiges Aufsehen gemacht hat, theilen wir ihm zwei Zeitungsartikel mit, deren einen wir dem Urwähler, den andern der Nationalzeitung entnehmen.

Diese Artikel scheinen uns begründeter, als die unzähligen andern Nachrichten, welche die Tagesblätter in Hülle und Fülle enthalten, und welche stets eine der andern widersprechen. Sie lauten:

„In Bonn sind zwei Briefe von Gottfried Kinkel eingetroffen, einer an seine Gattin, der andere an die Eltern seines Befreiers. „Ja, es ist wahr!" schreibt er in seinen Briefen, datirt: „An der See, im November," „ja es ist wahr! Karl (Schurz) hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Muth, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens, das bei einer so harten Behandlung täglich mehr in Gefahr kam. Auf was für Art dies Alles geschehen und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich Ihnen heute noch nicht schriftlich erzählen . . . Was mich betrifft, so ist Karl noch gerade zur rechten Zeit gekommen, denn noch befinde ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn würden auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen hörten,

daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch immer nicht verloren habe. Sagen Sie das allen Denen, die in Bonn und in der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu geblieben sind; sagen Sie es ihnen, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedenke, bis ich für all' die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Leidens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich all' meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der Gefängnißnacht niemals auch nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzagt bin, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewisser Hoffnung in die Zukunft . . . Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gelungen war, als Er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual, an seine Brust gelehnt, in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen dunkeln mährischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wieder geschenkt, grenzenlosem Elend entflohen, werde ich erst — wenn volle Sicherheit in England mich umgiebt, und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht, — vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allen der meines Freundes schuldig geworden bin! Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat, denn auch außer den Demokraten haben noch Viele mir ihr Herz innig zugewandt, welche von einer so harten Behandlung empört waren, und diese Alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat." . . .

Zur Erklärung nur noch die Bemerkung, daß der oft genannte Befreier, Karl Schurz, ein früherer Bonner Student ist, welcher Kinkel begleitend, wegen des Zeughaussturmes in Siegburg flüchtig wurde, in dem Generalstabe der Pfälzer Revolutionsarmee wieder auftauchte, später in der Schweiz ein sicheres Asyl fand, sich aber durch kein Hinderniß zurückschrecken ließ, mit persönlicher Gefahr sich nach Preußen zu begeben, um dort, selbst geächtet, das große Werk der Befreiung zu versuchen und — glücklich zu vollbringen." —

„Ueber die Untersuchungen, welche in Mecklenburg in Betreff der Flucht Kinkels stattfanden, wird der „Deutschen Reform" aus Mecklenburg, 12. Dezember, Folgendes geschrieben: Schon vor einiger Zeit erzählte man sich allgemein, daß Kinkel über Mecklenburg und zwar über Rostock nach England entkommen und bezeichnete auch gleichzeitig diejenigen Personen, welche ihm bei seiner Flucht behülflich gewesen seien. Inzwischen waren auch von der preußischen Regierung Mittheilungen an die strelitzsche geschehen, welche dieses Gerücht zu einem wirklichem Faktum machten und deren Folge eine unverzügliche Untersuchung gegen mehrere strelitzsche Demokraten war. Nach diesen Mittheilungen sollte Kinkel unter Mithülfe strelitzscher Unterthanen, wie es hieß, sogar eines Großh. Beamten in Alt-Strelitz verborgen gehalten worden und von da über Neubrandenburg und Teterow nach Rostock gebracht worden sein. Dem Anschein nach waren auch zugleich diejenigen Personen namhaft gemacht, auf welchen der Verdacht ruhte, Kinkel resp. nach und von Strelitz weiter geschafft zu haben. Gegen-

wärtig hat eine von der Großh. strelitzschen Regierung ernannte Kommission die Untersuchung in Händen, auch hat bereits bei einem strelitzschen Demokraten, dem Dr. Petermann, eine Haussuchung dieserhalb stattgefunden. Ob und in wie weit noch andere Personen in dieser Sache im Strelitzschen kompromittirt sind, ist hier noch nicht bekannt. Dagegen ist man auch in Rostock schon zur Untersuchung geschritten und sollen dort bereits verschiedene Termine vor dem Obergericht stattgefunden haben, da man annimmt, daß Kinkel in oder bei Rostock einen Zufluchtsort gefunden habe und bei günstiger Gelegenheit mit einem dortigen Schiffe nach England abgegangen sei, wozu ihm einige bekannte Demokraten behülflich waren."

„Die Mainzer Abendpost" berichtet aus Mainz, 11. Dezember: Laut erhaltenen Briefen kam Kinkel mit seinem Retter, Karl Schurz, am Sonntag den 1. Dezember nach einem fürchterlichen Sturm, der ihn beinahe nach Norwegen verschlagen hätte, in Edinburg an, wo nach englischer Sitte alle Läden und Wirthshäuser wegen der Sonntagsfeier geschlossen waren. Endlich fanden sie eine offenstehende Thüre, und indem sie, die großen Appetit verspürten, ihre ganze Kenntniß der englischen Sprache aufboten, die in den Worten bestand: Beefsteaks, Pudding, Xeres, waren sie so glücklich, Speise und Trank zu erhalten. Gestern ist Frau Johanna Kinkel nach London abgereist, wo sie eine Zusammenkunft mit ihrem Manne haben wird."

So schließen wir denn hier die Biographie Kinkel's

wir hoffen, daß der Leser, wie wir selbst, mit Interesse und Liebe die Schicksale des trefflichen Mannes durch Glück und Unglück verfolgt habe, daß er mit uns dem herrlichen Dichter, dem kühnen Volksvertreter eine baldige, frohe Rückkehr in sein **freies** Vaterland wünsche!

Die

Dresdner Mairevolution.

Dem Volke erzählt

von

Adolph Streckfuß.

Einleitung.

Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, in dem Volks-Archiv unsern Mitbürgern eine Reihenfolge belehrender Aufsätze zu übergeben, Aufsätze, die geeignet sein sollen, manchen irrigen Begriff aufzuklären, manche geschichtliche Thatsache, welche bisher noch wenig bekannt war, hell zu erleuchten, und unsere Leser zu befähigen, aus derselben für künftige Zeiten goldene Lehren zu ziehen.

Eine solche Thatsache ist unter Andern auch die Dresdener Mairevolution, jene furchtbare, blutige Revolution, bei der sich die ganze Kraft eines freiheitsglühenden Volkes, die energische Tapferkeit, der glänzende Muth des Proletariers, und die Gehaltlosigkeit, die Feigheit, die Selbstsucht der gesinnungslosen Bourgeoisie in gleicher Weise bethätigt haben.

Die Dresdner Mairevolution, welche wie ein glänzender, aber schnell verschwindender Meteor am politischen Himmel Deutschlands aufstieg, um bald wieder in die tiefe Finsterniß der Nacht zu verschwinden, ist vor allen andern

geschichtlichen Thatsachen der Neuzeit geeignet, uns zur Lehre und Warnung zu dienen.

Es ist eine traurige Aufgabe für den Geschichtsschreiber, dem Volke diese Revolution zu schildern, eine traurige Aufgabe, wenn der Geschichtsschreiber selbst mit voller Sympathie den kühnen, revolutionären Schritt der Dresdner Maikämpfer anschaut, und dennoch oft gezwungen ist, strenge zu tadeln und zu verdammen. Nichts desto weniger wollen wir indessen versuchen, diese Aufgabe zu erfüllen und schonungslos die Ursachen aufzudecken, die jenen herrlichen Kampf wirkungslos gemacht, die zur endlichen Besiegung jener glänzenden Revolution beigetragen haben.

Dunkel liegen vor uns die Schicksale des deutschen Volks in der Zukunft, aber wie dunkel sie auch sein mögen, Eines ahnen wir mit trauriger Bestimmtheit, daß noch mancher vergebliche Kampf um die Freiheit gekämpft, daß noch manches edle, theure Blut vergeblich vergossen werden wird, und dies wünschen wir doch so gerne vermieden zu sehen; denn jeder vergeblich vergossene Blutstropfen, obwohl als ein Samenkorn zur künftigen Freiheitsernte in die Erde gelegt, ist dennoch ein schwerer Verlust, wenn dies Samenkorn vielleicht verkümmert, ehe es aufzugehen vermag.

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Freund der Revolution, kein Freund des Blutvergießens, wie wohl auch er mit trauerndem Herzen die Wahrheit des alten Satzes, daß der Baum der Freiheit mit Blut gedüngt werden muß, einzusehen, gezwungen ist.

Nichts desto weniger fühlt er den tiefen Wunsch, daß jedes unnütze Blutvergießen vermieden werde, daß durch Wort und Schrift die Volks-Bildung, der Hebel jedes

Fortschrittes, sich ausbreite, und daß dadurch eine geistige Revolution die körperliche, durch das Schwert ausgefochtene, möglichst verdränge.

Darum aber ist es nothwendig, daß wir alle die Fehler kennen, welche die Siege der Reaktion herbeigeführt haben, darum ist es nothwendig, daß wir eifrig und verständig in der Geschichte lesen, besonders in der Geschichte der Revolution. Nur durch die Kenntniß, die genaue Kenntniß aller Thatsachen, vermögen wir uns ein Bild siegreicher und besiegter Revolutionen zu verschaffen, nur dadurch vermögen wir uns goldene Lehren für die Zukunft zu erwerben. Deshalb übergeben wir in den nachstehenden Capiteln unsern Lesern eine genaue Geschichte jener blutigen und glänzenden Revolution, so genau, als wir sie irgend aus den vielen und trefflichen uns zu Gebote stehenden Quellen und Aktenstücken zu entnehmen vermochten.

Adolph Streckfuß.

Erstes Capitel.

Ehe wir übergehen zur Schilderung jener denkwürdigen Kämpfe in Dresden während der ersten Tage des Mai, müssen wir mit wenigen Worten zurückkommen auf die Zustände, in denen sich das Königreich Sachsen zu jener Zeit befand. Wir haben in unserem Werke: „Robert Blum, sein Leben und sein Wirken", die Geschichte Sachsens kurz vor, während und nach der Märzrevolution ziemlich ausführlich geschildert. Wir beschränken uns deshalb nur auf eine kurze Darstellung der Ereignisse, welche in Sachsen der Mairevolution vorhergingen.

Wohl kaum in irgend einem anderen Lande Deutschlands hatte die Märzrevolution einen trefflicheren Boden gefunden als in Sachsen; in Sachsen hatte sie sich mit einer Schnelligkeit, mit einer Macht ausgebreitet, wie sonst in Deutschland wohl nur in Baden und Würtemberg.

Aber trotz dieser schnellen Ausbreitung der Demokratie, war dennoch der Sinn der Bewohner Sachsens ein wunderbar gemäßigter.

Eine eigentliche, vornehme Reaktion, wie wir sie in Preußen kennen gelernt haben, existirte im Jahre 1848 in

Sachsen fast gar nicht, wenigstens hatten die wenigen Anhänger des streng kirchlichen Absolutismus sich so scheu in sich selbst zurückgezogen, daß es fast schien, als wären die zumeist nach rechts strebenden Mitglieder der hohen Adels- und Beamtenfamilien, eben so gut konstitutionell gesinnt, als irgend eine andere Partei in Sachsen.

Das ganze Land war eigentlich unr in zwei große Parteien getheilt, in die sogenannte konstitutionelle und in die demokratische Partei. Auch die konstitutionelle Partei wollte eine freisinnige, fast demokratische Regierungsform, sie hatte die Einheit Deutschlands als das höchste Prinzip ihres ganzen Strebens an die Spitze ihrer Programme gestellt, und sie zeigte sich überall als eine Anhängerin der in der frankfurter National-Versammlung gefaßten Beschlüsse. —

Die andere, die demokratische Partei war nicht so sanguinischer Natur wie die konstitutionelle; sie billigte nicht überall die Beschlüsse der frankfurter National-Versammlung; oft trat sie in ihren Versammlungen mit scharfem Tadel gegen jene auf; aber nichts desto weniger stellte auch sie überall die Einigkeit Deutschlands an die Spitze ihrer Programme und forderte entschieden demokratische Institutionen für die Staatsform des neu zu errichtenden deutschen Staats.

Beide Parteien waren vertreten durch Vereine und in der Presse. Die erste Partei hatte die sogenannten deutschen Vereine gebildet, die zweite die Vaterlands-Vereine. Beide Parteien waren organisirt und hatten sich in sich eng und fest aneinander geschlossen, während sie zu gleicher Zeit sich gegenseitig ebenso sehr anfein-

deten, wie in andern Staaten die hohe Reaktion und die Demokratie sich bekämpfen.

Daß es in diesen Parteien selbst wieder verschiedene Schattirungen gab, ist wohl natürlich. Innerhalb der konstitutionellen Partei gab es viele Mitglieder, welche weiter rechts wollten, als die Mehrzahl ihrer Partei. Aber diese schlossen sich dessen ungeachtet von den Bestrebungen der Majorität nicht aus.

In den Vaterlands-Vereinen wieder bildete sich im Laufe des Jahres 1848 und im ersten Vierteljahre 1849 mehr und mehr eine entschieden republikanische Partei aus, eine Partei, welche einsah, daß die vollendete Demokratie innerhalb der Monarchie schwerlich zur Geltung gebracht werden könne, und die, weil sie unter jeder Bedingung die Demokratie wollte, lieber die Monarchie als die Demokratie fallen ließ.

Aber auch diese entschiedenen Republikaner schlossen sich deshalb von den übrigen Demokraten nicht aus, sondern blieben mit denselben vereint in gemeinsamer Thätigkeit, um jede Schwächung ihrer Partei zu vermeiden.

War so Sachsen eigentlich nur in zwei große Parteien gespaltet, so ließ sich dennoch kaum sagen, welche Partei die stärkste war, doch wurden die Vaterlands-Vereine, welche die demokratische Partei repräsentirten, als die an Anzahl stärkste und am besten organisirte Partei bezeichnet. Sie zeigten es auch meistens bei den Wahlen, daß sie ihre Kandidaten durchzubringen vermochten, und nur, wenn die konstitutionelle Partei sich mit den wenigen Anhängern der weiter rechts stehenden Fraktion verband, nur dann

gelang es ihr, einen Sieg über die Demokratie zu erreichen.

So war es denn gekommen, daß, als im Januar 1849 die Kammern zusammentraten, in diesen sich eine ganz gewaltige, volksthümliche Majorität zeigte, daß fast vier Fünftel der Abgeordneten theils aus den radikalsten Mitgliedern der Vaterlands-Vereine, theils aus denen der deutschen Vereine gebildet waren.

Bei einem solchen Parteileben, dem sächsischen Staatsleben gegenüber, hatte die Staatsregierung eine schwierige Stellung, um so schwieriger, als sie gezwungen war, dem Willen der Majorität in der Kammer und im Lande nachzugeben, während sie doch, wie alle andern deutschen Regierungen, wünschte, zu den gesegneten vormärzlichen Zeiten zurückzukehren, während sie das System des vollendeten Absolutismus schon damals gar zu gern wieder ins Leben zurückgeführt hätte.

Man hatte in Sachsen, wie in den übrigen deutschen Ländern, die Ministerien nach und nach verändert. Schon das Märzministerium war, obgleich bei Weitem nicht dem Geiste der Zeit angemessen, doch auch andererseits hinwiederum dem Könige nicht konservativ genug gewesen.

So hatte man denn ein anderes Ministerium an die Spitze der Regierung berufen, dessen ungeachtet aber war man dennoch gezwungen gewesen, den Forderungen des Volkes nachzugeben, und die deutschen Grundrechte, welche von der frankfurter National-Versammlung publizirt worden waren, auch in Sachsen als gültige Staatsgesetze einzuführen.

Auf der einen Seite hatte man gesucht, durch die

Veränderung des Ministeriums konservativere Elemente in dasselbe hineinzubringen, auf der andern Seite hatte man dem Volkswillen Zugeständnisse machen müssen.

Trotz der Publikation der Grundrechte hatte das neue Ministerium indessen kein Vertrauen in den Kammern; man kannte die Persönlichkeiten der herrschenden Minister, man wußte, wie wenig denselben zu trauen sei, und wenn auch die Majorität des Ministeriums immer noch einen ziemlich konstitutionellen Anschein hatte, und sich sogar zu den deutschen Einigkeits-Ideen hinneigte, so war doch vorauszusehen, daß durch die Verabschiedung vielleicht eines Ministers und die Ernennung eines anderen durch den König diese Majorität im Ministerium bald verschwinden werde, es war vorauszusehen, daß der schon eingeschlagene Weg zur Reaktion nur um so schneller vom Ministerium zurückgelegt werden würde.

So standen sich denn schon bei Eröffnung der Kammern die Regierung und die Vertreter des Volks ziemlich schroff gegenüber, und bald kamen Fragen, welche den Bruch zwischen den beiden Parteien, denen die Gesetzgebung des Landes anvertraut war, auf das Schneidenste hervorriefen.

Unter solchen Bedingungen ließ die demokratische Partei es sich angelegentlich sein, ihre Organisation mehr und mehr zu befestigen, denn es ließ sich voraussehen, daß der schneidende Zwiespalt zwischen Kammern und Ministerium zum Ausbruch kommen und vielleicht das Letztere zu gewaltsamen Maßregeln treiben würde, denen sich das ganze sächsische Volk zu widersetzen fest entschlossen war.

Die brennendste Frage, wie in ganz Deutschland, so

auch in Sachsen war, die über die deutsche Reichsverfassung. Obgleich in Sachsen die deutschen Grundrechte eingeführt waren, obgleich die sächsische Regierung sich zu verschiedenen Zeiten als eine vollkommen deutsche hingestellt hatte, obgleich schon die kleinen deutschen Staaten überall die deutsche vom frankfurter Parlament beschlossene Reichsverfassung als zu Recht bestehend anerkannt hatten, so zögerte doch jetzt mit der Anerkennung dieser Verfassung das sächsische Ministerium. Das sächsische Volk war fest entschlossen, unter jeder Bedingung die von seinen und den übrigen deutschen Vertretern beschlossene Reichsverfassung in Sachsen zur Geltung zu bringen, es war entschlossen, dies nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen zu thun, und darin waren fast alle Parteien in Sachsen, darin war die große Majorität des Volkes einig, denn sowohl die Vaterlands- wie die deutschen Vereine erkannten sämmtlich die deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend an.

Es war vorauszusehen, daß diese zwischen der Regierung und dem Volke schwebende Frage binnen kürzester Zeit zum Ausbruch eines Kampfes im Königreich Sachsen führen werde, und die sächsischen Demokraten betrieben daher um so kräftiger und rüstiger die Organisation, die sie schon längst angebahnt hatten.

Schon im Herbst des Jahres 1848 hatten sich in den verschiedensten Theilen Sachsens demokratische Bürgerwehr-Vereine gebildet, deren Mitglieder sämmtlich entschlossen waren, für die Demokratie in den Kampf zu treten, wenn die Zeit dazu gekommen wäre.

Am 8. April 1849 versammelten sich Deputirte der verschiedenen Bürgerwehrvereine im Odeums-Saale zu Dresden.

Mehr als fünfzig Deputirte aus allen Theilen des Landes waren zusammen gekommen.

Hier beschlossen die Mitglieder des Kongresses die Eintheilung des Königreichs Sachsen in fünf Wehrbezirke, die Unabhängigkeit der sächsischen Bürgerwehr von den Kreisbehörden, und die Begründung eines Landes-Bürgerwehr-Ausschusses.

Man hatte dadurch eine Gesammt-Organisation der ganzen demokratischen Bürgerwehr in Sachsen begründet, und sich so vorbereitet auf etwa später eintretende Eventualitäten.

Es war diese Gesammt-Organisation um so wichtiger, als es in Sachsen viele bewaffnete Corps gab, die sehr gut organisirt waren und mit den Waffen Bescheid wußten. Die Turner in den verschiedenen Städten des Landes waren kräftige, und tüchtig in den Waffen geübte Männer, die für den Fall eines Kampfes eine gefährliche Macht dem der Regierung zu Gebote stehenden Militair gegenüber bildeten.

Hatte gleich die demokratische Partei sich auf diese Weise für einen Kampf vorbereitet, so hielt sie sich doch noch nicht für genug organisirt. Am 22. April fand in Dresden ein Kongreß statt, der fast von allen Vaterlands-Vereinen des Landes beschickt wurde. Mehr als 200 Deputirte kamen im Reußischen Garten zusammen, und es stellte sich auf jenem Kongresse heraus, daß die Gesammt-Mitgliederzahl aller Vaterlands-Vereine in Sachsen sich gegen 75,000 belief.

Der Kongreß beschloß wiederum eine Gesammt-Organisation und wählte einen Central-Ausschuß für dieselbe,

aus drei Mitgliedern bestehend, der in Dresden seinen Sitz haben sollte.

Die gewählten Mitglieder des Centralausschusses waren Tzschirner, Jäkel und Böttcher.

So hatte sich die demokratische Partei ganz vorbereitet auf einen Zusammenstoß mit der Regierung, der, wie der Augenschein lehrte, in kürzester Zeit stattfinden mußte.

Das sächsische Ministerium suchte indessen noch immer diesen Zusammenstoß möglichst zu vermeiden, denn es erkannte die gefährliche Zeit und die gefährliche Lage, in der es sich befand.

In ganz Deutschland hatte, wie wir es dem Leser bereits in der Biographie Kinkel's mittheilten, eine gewaltige Aufregung an den verschiedensten Orten sich gezeigt, eine Aufregung, die in der Pfalz, in Baden, in den Rheinprovinzen zu blutigen Konflikten führte, und die, wie es in den letzten Tagen des April und in den ersten des Mai 1849 geschah, den Grund zu einer neuen Revolution legte.

War jemals zu einer allgemeinen deutschen Revolution ein Zeitpunkt geeignet, so war es das Frühjahr 1849 in Deutschland.

In jener Zeit standen die ungarischen Freiheitskämpfer noch siegreich dem östreichschen Absolutismus gegenüber; damals herrschte auch in Frankreich noch die entschieden demokratische Partei, noch war die unglückselige Juniemeute nicht geschlagen, damals glaubte man in Deutschland noch, daß binnen kürzester Frist die französischen Sozialisten das Ruder des Staats in die Hand nehmen würden.

Auch in Italien dauerte der Krieg der Freiheits-

kämpfer gegen Oestreich noch fort, noch war Rom den französischen Herrschaaren, noch Venedig den östreichischen nicht unterlegen.

Konnte sich in ganz Deutschland die Freiheitspartei vereinigen, war es möglich, an allen Orten zu gleicher Zeit für die deutsche Reichsverfassung aufzustehen, dann unterlag es fast keinem Zweifel, daß das deutsche Volk die von seinen Vertretern beschlossene Verfassung zur Geltung bringen könne, um so mehr, da auch ein großer Theil der deutschen Fürsten sich freiwillig für die Gültigkeit jener Verfassung ausgesprochen hatte.

Eine günstigere Zeit für eine Revolution in dem durch und durch demokratischen Sachsen ließ sich daher kaum denken, um so weniger, als alle Parteien in Sachsen in Beziehung auf jene Reichsverfassung eines Sinnes, einer Meinung waren.

Das sah auch das sächsische Ministerium ein, und wenn es daher entschlossen war, die Kammern, von denen es überzeugt sein konnte, daß sie sich aufs Entschiedenste für die deutsche Reichsverfassung aussprechen würden, aufzulösen, um einem solchen verhaßten Schritte vorzubeugen, so wollte es doch nicht gern gerade diese Frage über die Reichsverfassung zum Grunde der Auflösung nehmen. Es mußte eine andere Frage hervorsuchen, welche weniger Sympathie im Volke hatte, und es fand eine solche.

Die erste sächsische Kammer bewilligte die von der sächsischen Regierung geforderte Steuer-Erhebung nicht. Sie vertagte den Beschluß über dieselbe stillschweigend, ohne jedoch eine Steuer-Verweigerung auszusprechen.

Diese Vertagung wurde von der sächsischen Regierung

als Motiv zur Auflösung der Kammern genommen, und in der Sitzung vom 28. April beschloß das Ministerium dieselbe. Aber schon unmittelbar nach dem Beschlusse kam das Gerücht von demselben in das Publikum, und die Dresdner Zeitung enthielt sogar schon am 29. April Abends die Bekanntmachung von der Auflösung der Kammern, obgleich diese Auflösung erst am 30. April stattfand.

Am 30. April kamen die Kammern zur letzten Sitzung zusammen; sie benutzten diese, um sich noch einmal energisch für die deutsche Reichsverfassung auszusprechen. Die erste Kammer trat am 30. April noch folgenden Beschlüssen der zweiten Kammer bei.

„1) Die zweite Kammer wolle in Gemeinschaft mit der ersten Kammer an die Staatsregierung den Antrag stellen, daß sie die von der deutschen, verfassunggebenden, Reichsversammlung in Frankfurt in zweimaliger Lesung beschlossene und am 29. März d. J. als „Reichsverfassung" bereits verkündigte, von ihrem Gesammtvorstande und ihren Mitgliedern unterschriebene „Verfassung des deutschen Reichs" nebst dem am 28. März in zweiter Lesung gleichfalls angenommenen „Reichswahlgesetze" für das Königreich Sachsen als endgültig und verbindlich im verfassungsmäßigen Wege bekannt mache;

2) daß auch sie, die Staatsregierung, wie die Kammern, jeder Aenderung dieser „Verfassung des deutschen Reichs" und dieses „Reichswahlgesetzes," welche auf anderer, als der in jener selbst bestimmten Weise, etwa versucht werden sollte, den entschiedensten Widerstand entgegensetze;

3) rücksichtlich des Abschnitts VII. der Reichsverfassung, jedoch mit der beziehendlich wiederholten Erklärung,

daß die in diesem Abschnitt enthaltenen Grundrechte des deutschen Volks das geringste Maß der Rechte und Freiheiten des sächsischen Volkes enthalten, und daß ungeachtet der Publikation derselben alle Gesetze fortbestehn, welche dem Volke größere Rechte und Freiheiten gewähren, und mit Hinweisung auf die Bestimmungen des unterm 2. März d. J. im Gesetz- und Verordnungsblatte Seite 39 bekannt gemachten Einführungsgesetzes."

Das war ein bedeutungsvoller Beschluß, und so war gerade das erreicht, was die Regierung durch die Auflösung verhindern wollte. Beide Kammern ertheilten noch vor der Auflösung ihren Präsidenten den Auftrag, diesen Beschluß der Regierung als Landtagsschrift zu überreichen.

Nachdem dieser Akt vollendet war, verkündete der königliche Regierungs-Kommissarius, Geheimer Regierungsrath Todt jeder Kammer einzeln ihre Auflösung.

Der Regierungs-Kommissar, ein Mann des entschiedenen Fortschritts, obgleich er nicht der äußersten demokratischen Partei angehörte, las das königliche Dekret, welches die Auflösung enthielt, bleich und mit bebender Stimme ab. Er war selbst auf das Tiefste ergriffen von dem Beschlusse, den er auszuführen beauftragt war.

Die Abgeordneten des Volkes hörten ruhig die Vorlesung des königlichen Dekrets an, auf welches sie vorbereitet waren. Nach der Auflösung rief der Präsident der ersten Kammer, Joseph:

„Unser letztes Wort hier, und unser erstes, wenn wir wieder zusammenkommen, sei: Es lebe die deutsche Einheit und Freiheit, es lebe die deutsche Reichsverfassung!"

Der Präsident der zweiten Kammer, Hänsel, rief: „Mitbürger! Scheiden wir von hinnen mit dem Rufe: Es lebe der Wille des Volkes, es lebe die Einheit und Freiheit Deutschlands, es lebe die deutsche Reichsverfassung!“

Mit donnerndem Jubelruf stimmten sowohl die Abgeordneten, als die auf den dicht gedrängten Gallerien anwesenden Zuhörer in den Ruf der Kammerpräsidenten ein.

So war denn der erste Schritt zur beginnenden Revolution von der Regierung selbst gethan.

Zweites Capitel.

Die Auflösung der Kammern rief, wie schon zu erwarten stand, in Dresden eine ungeheure, tiefe Entrüstung fast unter der ganzen Bevölkerung der Residenzstadt hervor. Allerdings hatte man die Auflösung der Kammern mit Bestimmtheit vorausgesehen; besonders am Tage vorher waren ja die Gerüchte von derselben nicht nur in ganz Dresden, sondern schon im größeren Theile von Sachsen bekannt geworden. Ueberraschend kam daher dies Ereigniß keinesweges, aber nichts desto weniger wurde es doch, als es nun wirklich eintrat, mit tiefer Entrüstung von der Mehrzahl der sächsischen Bevölkerung empfangen, denn die gutmüthigen Konstitutionellen, die Mitglieder der deutschen Vereine, hatten immer noch geglaubt, immer noch gehofft, die Regierung werde sich dem Volkswillen nachgiebig zeigen, sie werde die Kammern beisammen lassen, sie werde ihre Unterwerfung unter die in Frankfurt a. M. beschlossene Reichsverfassung aussprechen.

Von dem Allen geschah natürlich Nichts, sondern die Kammern wurden aufgelöst. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich von den dichtgedrängten Gallerien der Ständesäle

die Nachricht über die Auflösung der Kammern durch ganz Dresden. Mit jedem Augenblick nahm die Aufregung in der Stadt mehr überhand, mit jedem Augenblick wurde sie gewaltiger.

An allen Straßenecken der Stadt, besonders der Altstadt Dresden, standen dicht gedrängte Menschengruppen, welche die politischen Tagesereignisse besprachen, und in einer so freimüthigen Weise, mit so wenig vorsichtigen Worten besprachen, daß schon hieraus aufs Klarste der Geist des Volkes hervorging.

Die Führer der dresdener Demokratie waren allerdings durch dies Ereigniß nicht mehr aufgeregt, als sie es schon vorher durch das ganze Verhalten der sächsischen Regierung gewesen waren. Sie waren zu sehr auf eine Auflösung der Kammern vorbereitet, als daß dieselbe sie auf irgend eine Weise hätte überraschen können. Sie hatten deshalb auch schon alle Schritte gethan, um sofort nach Auflösung der Kammern dies Ereigniß zu offenen Feindseligkeiten gegen das Ministerium benutzen zu können. Schon waren Plakate gedruckt, die einen Ruf an die Bevölkerung Dresdens und Sachsens enthielten; denn die demokratische Partei in Dresden war nach und nach zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß an ein längeres Unterhandeln mit dieser Regierung nicht zu denken sei, daß man endlich Ernst machen und zu dem letzten Mittel, die Volksherrschaft aufrecht zu erhalten, zur Gewalt, greifen müsse.

An einen friedlichen Vertrag mit diesem Ministerium war nicht mehr zu denken, und so hatten denn die Mitglieder der demokratischen Partei sich vorbereitet auf einen

Kampf, der ihrer sichern Ueberzeugung nach binnen Kurzem bevorstehen mußte.

Kaum waren die Kammern aufgelöst, als auch schon einige Mitglieder derselben sich unter das Volk begaben, um in den Menschengruppen offen und unverhohlen ihre Meinungen über die Regierung auszusprechen.

Besonders kräftig und entschieden that dies Dr. Haußner aus Pirna, der folgenden, von ihm verfaßten energischen Aufruf an alle Straßenecken der Residenzstadt anheften ließ:

„Mitbürger von Stadt und Land seid wach!
Noch lebt Metternich und seine Politik!

Die fluchwürdige Politik Metternich's steht nach dem Erlasse des Ministeriums Held vom 28. d. M. deutlich vor uns! — Nachdem der östreichsche Reichstag in Kremsier durch die Bayonnette auseinander gejagt, nachdem die Kammern in München vertagt, nachdem die Kammern in Hannover — nachdem dieselben in Berlin aufgelöst, hat auch das Ministerium Held den Muth bekommen, unsere dermalen versammelten sächsischen Kammern aufzulösen. Leset den Erlaß des Ministeriums Held, welches das Vertrauen des sächsischen Volkes nie besessen und verdient hat, betrachtet die neuesten Vorgänge in den übrigen deutschen Staaten und urtheilt selbst, ob nicht die eingeschlagene Politik der größern deutschen Fürstenhöfe, der berüchtigten, volksfeindlichen Politik Metternichs ähnelt oder gleicht, wie ein Ei dem andern.

Männer des Volkes! Lasset unter euren Augen den bereits bebrüteten Basiliskeneiern die Brut nicht entschlüp-

fen, sondern vernichtet sie, ehe noch die werdenden Ungethüme Kraft erlangen, euch und eure Freiheit zu verschlingen! —

Ein Ministerium Held hat es gewagt, an die Stimme des sächsischen Volkes noch Berufung einzulegen, nachdem das Volk durch seine ersten Wahlen bereits deutlich genug geredet!

Mitbürger! Ihr werdet gewiß, wenn es gilt, als deutsche Männer antworten.

Pirna, am letzten April 1849."

Fast zu gleicher Zeit mit diesem Aufrufe des Dr. Haußner erschien auch folgende Protestation der Mitglieder der äußersten Linken:

„Protestation.

Die Regierung löst die Kammern auf. Die Dynastie verwirft die Volksvertretung. Die verantwortlichen Minister wagen gegen die Beschlüsse der Volksvertretung Abgaben zu erheben und die Staatsgelder zu verwenden. Sie handeln verfassungswidrig. Und warum?

Die „Handlungsweise" der Kammern soll den Grund abgeben, der doch in dem Widerstreben der Dynastien und der ihnen dienenden Büreaukratie gegen die Beschlüsse der deutschen Reichsversammlung zu suchen wäre.

Ueber die Handlungsweise der Kammern wird das Volk richten und dessen Geschichte.

Es wird auch richten über die Wahrhaftigkeit dieses Ministeriums, welches bisher so wenig gethan für Ausführung der deutschen Grundrechte und der deutschen Reichs-

verfassung und doch aufrichtige und thätige Unterstützung dazu von der Volksvertretung fordert!

Aber dieses Verfahren der Krone und der Räthe derselben gefährdet das Wohl des Volkes und des Vaterlandes.

Wir machen sie verantwortlich für die Folgen ihres Schritts.

Er ist, wenn schon nach dem Buchstaben der Verfassung zulässig, doch nicht einmal ordnungsmäßig eingeleitet; er ist durch die Zeitverhältnisse nicht gerechtfertigt; er widerspricht dem ausdrücklichen Beschlusse der Reichsversammlung vom 26. April d. J.; er hindert die Erledigung so vieler Beschwerden der Staatsbürger; er stört die Ordnung des Staats und die Aufrechthaltung der Verfassung!

Wir verwahren uns feierlichst gegen diesen Schritt!

Wir verwahren dem Volke das Recht, die ohne verfassungsmäßige Bewilligung aus den Staatskassen gemachten Ausgaben von der Regierung zurückzufordern!

Wir wahren dem Volke das Recht, Steuern und Abgaben, welche nicht verfassungsmäßig ausgeschrieben sind, nicht abzuführen!

Möge nun das Volk entscheiden!

Der Konstitutionalismus hat der Demokratie den Fehdehandschuh hingeworfen: — er wird aufgehoben werden.

Das Volk aber, möge es mannhaft und siegreich den Kampf bestehen, den Kampf um sein Recht, um seine Freiheit! Dresden, 30. April 1849.

Fincke. Gruner. Haustein. Joh. Hnr. Floß. Hnr. Herz.
Reimann. Benseler. Ahnert. Jahn. Unger.
Päßler. Haußner. Segnitz.

Eine solche Manifestation von Männern, deren Namen im Volke bekannt und beliebt waren, mußte die Aufregung bis zu einem ungeheuren Grade steigern, und nicht wenig trug zu dieser Aufregung auch eine Erklärung der gesammten Linken der Kammern bei, welche über das Verhalten der Kammern und des Ministeriums veröffentlicht wurde, eine Erklärung nicht nur ausgegangen von den Männern der äußersten, entschiedensten Partei, sondern auch von der gemäßigten Linken, die mehr den deutschen als den Vaterlandsvereinen sich zuneigte.

Es hieß in dieser Erklärung unter Anderm:

„— — — Die Minister können unmöglich einem nach Fortschritt, Verbesserung und Erleichterung strebenden Volke, wie dem sächsischen, große Hoffnungen erwecken, wenn sie die von den Kammern gestellten Anträge, welche doch nur auf die Verwirklichung dieses Zieles gerichtet waren, schon als maßlos bezeichnen. Die Uebelstände, welchen in der bürgerlichen Gesellschaft gesteuert werden soll, sind sehr groß, und tief in das Mark des Volkes eindringend; kleine Abhülfen reichen nicht mehr aus. Mit allem Ernste und aller Kraft muß an die Verbesserung der Zustände Hand gelegt werden, wenn wir nicht einer ganz trüben Zukunft entgegen gehen wollen. Ein Ministerium Könneritz oder Held vermag die Bedürfnisse unserer Zeit nicht mehr zu befriedigen.

Die Minister sind nicht zurückgetreten, weil sie nicht glauben können, daß das sächsische Volk so vertreten sein wolle. Und doch waren diese Kammern die ersten, aus der freien Wahl des Volkes hervorgegangenen, und doch zeigte

das Volk durch solche Wahlen, daß es so vertreten sein wollte.

Wie unvollständig das Ministerium — den Wünschen des Volkes gegenüber — seine Aufgabe nach Innen aufgefaßt hat, zeigen die unerledigten Anträge und unbefriedigend beantworteten Anfragen.

Wäre es den Ministern Ernst und Gebot innern Dranges gewesen, Deutschlands Einheit und Freiheit zu begründen, so wären sie den Kammern, welche übereinstimmend in der deutschen Frage für ihre deutsche Gesinnung zeugende Anträge stellten, mit Vorlagen entgegengekommen, während sie bisher vermieden, eine bestimmte, faßliche und klare Zusage zu geben. — — —"

Während so die Aufregung des Volkes sich hier und dort, aber immer nur noch in Redensarten, Luft machte, kam es am Abende des 30. April schon von Seiten der entschieden demokratischen Partei zu energischen Beschlüssen.

Der Vaterlandsverein, der Verein, welcher, wie wir bereits sagten, die entschiedenste Demokratie Dresdens und Sachsens repräsentirte, trat am Abende des 30. April zu einer außerordentlichen Berathung unter dem Präsidium des Obmanns Minckwitz zusammen, um die Ereignisse des Tages zu besprechen, und um zu gleicher Zeit Beschluß zu fassen über das zukünftige Verhalten der demokratischen Partei. Da wurden energische, kräftige Reden gehalten, Reden, in denen sich ein tiefer Haß gegen das Ministerium und gegen das in Sachsen herrschende System überhaupt aussprach, Reden, die wohl geeignet waren, die herrschende Aufregung bis zur höchsten Höhe zu steigern.

Besonders sprach Dr. Hirschel über die Auflösung der

Kammern und zeigte in klaren und eindringlichen Worten, wie der eigentliche Grund zur Auflösung in der deutschen Frage und in dem Widerwillen der Regierung, sich dem Wunsche des Volkes zu beugen, liege.

Endlich, nach wilden und heftigen Debatten kam die Versammlung zum Beschluß. Sie erklärte sich aufs Vollständigste einverstanden mit dem ganzen Verhalten der Kammern, ganz besonders aber mit dem Verhalten derselben gegen das Ministerium, dem die Kammern auf das Unzweideutigste ihr Mißtrauen zu erkennen gegeben hatten.

Die Versammlung beschloß ferner, mit den übrigen demokratischen Vereinen in Deutschland in Verbindung zu treten, um vermittelst dieser Verbindung eine größere Kraft und Einheit in die demokratischen Bewegungen zu bringen.

Das war freilich ein leider zu spät gekommener Beschluß, denn die Ereignisse der nächsten Tage kamen so schnell und großartig heran, daß die Ausführung dieses Beschlusses unterbleiben mußte.

Hätte die demokratische Partei ihre vielfachen Bemühungen um eine Organisation früher und kräftiger in die Hand genommen, hätte die demokratische Partei sich weniger um Formwesen, weniger um einzelne gehässige Personenstreitigkeiten bekümmert, hätte sie ihre ganze Kraft schon seit langer Zeit einzig und allein auf eine feste Verbindung in ganz Deutschland gerichtet, dann wäre in ihren Handlungen wohl eine Kraft und Einheit zu erzielen gewesen, aber dies war leider nicht geschehen, alle Bemühungen Einzelner, eine feste Organisation in die Partei über ganz Deutschland zu bringen, waren gescheitert, und jetzt war es zu spät.

So kam es denn, daß hier und da in Deutschland vereinzelt das Feuer der Revolution aufloderte, aber daß es, da dies vereinzelt geschah, schnell wieder gedämpft, und daß die demokratische Partei überall, wo sie zum Schwerte griff, schnell unterdrückt wurde.

Außer den schon erwähnten Beschlüssen wurden auch noch die Anträge auf zwei vom Verein zu erlassende Erklärungen angenommen.

Eine dieser Erklärungen sprach aus, daß es einzig dem Volke selbst zustände, die von seinen Bevollmächtigten ausgearbeitete Verfassung zu prüfen, daß die Fürsten dazu kein Recht hätten. Der Verein erkläre deshalb, daß er der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. seinen vollsten Beistand bei der Aufrechthaltung der Volksherrschaft gegen die Uebergriffe der Fürsten versichere, und er fordere zu gleicher Zeit die Versammlung auf, mit Nachdruck die Vereidigung des Militairs und der Bürgerwehren auf die Reichsverfassung in ganz Deutschland zu betreiben.

Außerdem beschloß der Verein noch folgende Erklärung an das sächsische Staatsministerium zu richten:

„An das Gesammtministerium. Der unterzeichnete Verein erklärt dem königl. Gesammtministerium, daß er die von den Vertretern des deutschen Volkes beschlossene und verkündete deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend anerkennt, seine Kräfte zu deren unbedingter Durchführung der Nationalversammlung zu Frankfurt zu Gebote stellt, jeden Widerstand gegen diese Verfassung von Oben als revolutionären Akt betrachtet, und das königl. Gesammtministe-

rium für die Folgen einer solchen Revolution von Oben allenthalben verantwortlich macht.

Dresden, 30. April 1849.

Der Ausschuß des demokratischen Vaterlandsvereins."

Die letzte Erklärung an das Ministerium erhielt dadurch eine um so höhere Wichtigkeit, als der Vaterlandsverein den Beschluß faßte, dieselbe nicht etwa als eine Adresse durch einige Deputirte zu senden, sondern sie in corpore zu überbringen.

Der ganze Verein mit Allen denen, welche als Gesinnungsgenossen sich anzuschließen Lust hatten, wollte sich auf den Weg machen, und die Adresse als Sturm-Adresse dem Ministerium überreichen. Zur Ueberreichung wurde der folgende Tag bestimmt.

Werfen wir auf diese Beschlüsse des Vaterlandsvereins noch einen kurzen Blick zurück, so finden wir, daß dieselben in jenen Tagen der Aufregung eine tiefe, gewaltige Bedeutung hatten. In einer Zeit der Revolution findet die äußerste Entschiedenheit stets auch die meisten und entschiedensten Anhänger. Die Mittelmäßigkeit muß sich verstecken, oder sie wird durch die Ereignisse zur äußersten Konsequenz getrieben, und muß sich der entschiedensten Partei anschließen, entweder auf der einen oder der andern Seite.

So ließ sich voraussehen, daß in den folgenden drang- und gefahrvollen Tagen die Mitglieder der deutschen Vereine hineingetrieben werden würden in das Lager der entschiedensten Demokratie, daß sie gemeinschaftliche Sache würden machen müssen mit den Mitgliedern der Vaterlandsvereine.

Schon an und für sich waren die Vaterlandsvereine, wie wir bereits mitgetheilt haben, in Sachsen außerordentlich stark, wurden sie aber noch unterstützt durch die deutschen Vereine, dann mußten sie eine sehr tiefe, gewaltige, ungeheure Bedeutung gewinnen für die Lösung der in jenen Tagen obschwebenden Fragen.

Ein Widerstand des Ministeriums gegen den gesammten Volkswillen, wenn dieser, sich mit Gewalt Bahn zu brechen, entschlossen war, erschien vollkommen unmöglich, um so mehr, als die Bürgerwehr, die Kommunalgarden in ganz Sachsen von demselben Geiste ergriffen waren, als die Vaterlands- und deutschen Vereine, aus deren Mitgliedern sie bestanden.

Es kam hinzu, daß auch auf das Militair kaum mit Sicherheit von Seiten der Regierung gebaut werden konnte. Auch im Militair hatte die Demokratie bedeutend Propaganda gemacht, auch die Soldaten hatten sich mehr und mehr den Ideen des Jahres 1848 angeschlossen, und wenn auch die Offiziere sämmtlich der schroffsten reaktionären Partei anhingen, so war doch zu hoffen, daß nach einem kurzen, siegreichen Kampfe des Volkes das Militair zu demselben übergehen würde.

So konnte denn nur in einer Verbindung mit den benachbarten Preußen oder Oestreichern die sächsische Regierung hoffen, eine etwa in Dresden stattfindende Revolution zu bezwingen.

Die demokratische Partei in Sachsen aber glaubte, daß an eine solche Hülfe kaum zu denken sei. Oestreich war viel zu sehr beschäftigt mit Ungarn, es mußte außerdem eine bedeutende Truppenmacht auch in Böhmen lassen,

und ein Theil seiner Heere kämpfte in Italien, so daß Oestreich unter keiner Bedingung im Stande war, eine irgend nennenswerthe Macht der sächsischen Revolution entgegen, der sächsischen Staatsregierung zu Hülfe zu senden.

Ein Gleiches glaubte man auch von Preußen. Schon zeigte sich überall auch in Preußen ein revolutionärer Geist zu Gunsten der Reichsverfassung. In Baden erwartete man in jedem Augenblick den Ausbruch der Revolution, in der Pfalz war ebenfalls die Aufregung bis zur höchsten Stufe gestiegen, und so erwartete denn die demokratische Partei in Dresden, daß binnen wenigen Tagen die Fahne der Revolution fast über ganz Deutschland wehen würde.

Auch auf Berlin, das immer noch unter dem Belagerungszustand stehende Berlin, hoffte die sächsische Demokratie, sie glaubte irrthümlicher Weise, daß, wenn nur ein Theil der militairischen Besatzung die preußische Residenz verließe, daß dann unfehlbar auch dort das Volk zu den Waffen greifen würde.

So glaubte man denn in Sachsen, vor jedem äußern Angriffe sicher zu sein, und man war gewiß, mit dem sächsischen Militair allein vollkommen fertig zu werden.

Die Berechnungen der sächsischen Demokratie waren freilich, wie die Folgen uns zeigen werden, trügerisch. Die Ereignisse sollten sich anders gestalten und die Mairevolution deshalb einen unglückseligen Ausgang nehmen.

Drittes Capitel.

Am 1. Mai begann in Dresden vom frühen Morgen an, die Aufregung sich ganz in derselben Art, nur noch höher, schärfer zu zeigen, als am vergangenen Tage. An den Straßenecken standen Proklamationen des Vaterlandsvereins und die von uns schon mitgetheilten Plakate des vorigen Tages. Der Vaterlandsverein hatte seine Beschlüsse veröffentlicht und besonders auch den, daß er dem Ministerium seine Mißtrauens-Adresse in Masse zu überreichen gedenke.

So sammelten sich denn schon vom Morgen an in den Straßen Dresdens wieder unruhige Volksmassen; besonders auf dem Pirnaschen Platze wurden die Haufen immer dichter und dichter.

In jenen Tagen dachte in Dresden Niemand an Geschäfte, Niemand an Arbeiten; die Aufregung, das Bewußtsein, daß binnen kurzer Zeit die schönen Straßen der Residenzstadt ein wüthender, wilder Kampf durchrasen werde, ließ jeden Gedanken an eine gewöhnliche Beschäftigung verschwinden, und so war denn die ganze Bevölkerung Dresdens fast stets auf den Straßen, alle Stände sah man

in jenen bunten, improvisirten Volksversammlungen an den Straßenecken vertreten, und überall hörte man Worte der gleichen Entrüstung über die Regierung.

Am Mittage gegen 12 Uhr sollte der Zug des Vaterlandsvereins vom Pirnaschen Platze aus nach dem Justizministerium sich auf den Weg machen, um dem Ministerium die Mißtrauens-Adresse des Vereins zu überbringen.

Gegen 11 Uhr hatte sich eine ungeheure Menschenmasse angesammelt, gegen 12 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, welchen der Obmann Minckwitz anführte, und welcher mit der wallenden deutschen Fahne voran langsam gegen das Justizministerium vorschritt.

Wohl tausend Menschen bildeten den Zug selbst, während ungeheure Volksmassen zu den Seiten der Straßen auf dem Bürgersteig standen, um die Vorübergehenden mit Lebehochs auf die Reichsverfassung und mit zustimmendem Jubelrufe zu begrüßen.

Die Mißtrauens-Adresse war ursprünglich an den Minister Held gerichtet. Dieser erklärte der Deputation, welche zur Ueberreichung selbst beauftragt war, daß er seine Entlassung eingereicht habe, und er wies dieselbe an die nebenstehenden Minister von Beust und Rabenhorst.

Der Obmann des Vaterlandsvereins, Minckwitz, übergab dem Minister von Beust die schriftliche Erklärung wegen der Reichsverfassung, und theilte ihm außerdem die Beschlüsse des Vereins mit.

Der Minister erklärte sich Willens, dem Könige diese Beschlüsse vorzulegen. Dann verließ die Deputation das Ministerialgebäude, ohne daß, wie von der Reaktion behauptet worden ist, irgend eine Unordnung vorgekommen wäre.

Von dort aus verfügte sich der Zug nach dem Neumarkt, wo der Rücktritt des Ministers Held mitgetheilt wurde.

Jubelnd hörte das Volk diese Nachricht, es glaubte einen Sieg seines energischen Auftretens zu sehen, es glaubte, daß der Minister abgetreten sei, um einem neuen, freisinnigen Ministerium Platz zu machen, einem Ministerium, welches, die deutsche Reichsverfassung in Sachsen einzuführen und dem Volksgeiste nach zu regieren, Willens wäre. Dem Willen des souveränen Volks wurde daher ein donnerndes Lebehoch ausgebracht.

Aber man hatte sich gewaltig getäuscht. Allerdings hatten die Minister, Held, Weinlig und von Ehrenstein ihre Entlassung eingereicht, und dieselbe erhalten, aber keineswegs aus dem Grunde, welchen das Volk annahm, denn gerade diese drei Minister waren im Ministerium noch die Einzigen, die einigermaßen konstitutionell gesinnt waren, während die Herren von Beust und Rabenhorst jeder Willkürmaßregel des Absolutismus gern ihre volle Zustimmung gaben.

Es war eine merkwürdige Erscheinung in einem konstitutionellen Staate, wie denn überhaupt die Jahre 1849 und 1850 uns so manche derartige Erscheinungen gebracht haben — daß im konstitutionellen Königreich Sachsen ein Ministerium die Kammern auflöste, dann aber, ehe es Appellation an den Volkswillen eingelegt hatte, selbst von der Regierung zurücktrat, um sich jeder Verantwortung zu entziehen.

Dies war in Sachsen geschehen und bald verbreiteten sich darüber die seltsamsten Gerüchte. Man sagte, die drei

Minister hätten deshalb ihre Entlassung erbeten und erhalten, weil sie früheren Versprechungen gemäß die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung vom Könige gefordert hätten, ohne die Zustimmung des Regenten erlangen zu können.

Dieses und ähnliche Gerüchte koursirten mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt. Bald hieß es, der König von Preußen habe in Gemeinschaft mit dem Könige von Baiern die frankfurter Nationalversammlung mit Waffengewalt aus einander getrieben und der König von Sachsen habe seine Zustimmung dazu gegeben, bald hieß es im Gegentheil, es werde ein neues volksthümliches Ministerium gebildet, und von Sachsen die deutsche Reichsverfassung anerkannt werden. Bald endlich erzählte man sich, und man kam der Wahrheit ziemlich nahe, wenn man sie auch nicht vollständig erreichte, die deutschen Fürsten hätten unter der Oberhoheit Rußlands ein gemeinschaftliches Bündniß gegen die Revolutionen zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheiten abgeschlossen und sich anheischig gemacht, die dem Volke zu viel Freiheiten gewährende deutsche Reichsverfassung unter keiner Bedingung anzunehmen. Oestreich, Baiern, Preußen, Sachsen und selbst die kleinen deutschen Länder seien in diesem einen Streben in diesem einen Bündnisse, vollständig einig, und die kleinen deutschen Staaten seien nur zum Schein der deutschen Reichsverfassung zugetreten.

Solche Gerüchte koursirten in Menge, sie wurden von Munde zu Munde gesprochen und selbst durch die kleinen Tagesblätter dem Volke übergeben; aber sie blieben natürlich eben nur Gerüchte.

Man wußte nichts Bestimmtes. Nirgend war irgend eine Gewißheit für die Zukunft, für die Handlungsweise der Regierung.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Aufregung des Volkes mit jedem Augenblicke mehr wachsen. Immer dringender, lauter, forderte das Volk die Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten der Regierung, und erklärte mit wildem Ungestüm, daß, wenn diese Anerkennung nicht sofort erfolge, es zu gewaltsamen Schritten zu greifen bereit sei. Selbst die beliebtesten Mitglieder und Redner des Vaterlandsvereins vermochten nur schwer, die gewaltige Aufregung zu dämpfen, und doch wollten sie nicht gern zu den äußersten Schritten greifen, ehe nicht alle Mittel der Adressen, der Petitionen, der Ueberredung erschöpft seien.

Die Führer der demokratischen Partei wußten freilich sehr wohl, daß weder Adressen noch Petitionen etwas nützen würden, aber sie wußten auch, daß, wenn zu frühzeitig mit den Maßregeln der Gewalt vorgeschritten würde, daß dann die friedliebende Bürgerpartei, die dem deutschen Verein angehörte, sich auf Seiten der Regierung gegen die Demokratie wenden könne, und dies mußte unter jeder Bedingung verhindert werden. Hatte erst die Regierung fest und energisch erklärt, daß sie unter keiner Bedingung dem Willen des Volkes nachzugeben, entschlossen sei, begann die Regierung, gewaltsam gegen den Volksgeist einzuschreiten, dann war man auch der Hülfe dieser konstitutionellen Partei sicher, und nur dann konnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen Sieg hoffen.

So bemühten sich denn die Führer des Vaterlandsvereins selbst, die Masse von jeder Gewaltmaßregel zurück-

zuhalten. Es wurde ihnen schwer, die Wuth und Aufregung des Volks zu zügeln, aber es gelang ihnen. Die Menge verlief sich bis auf einzelne kleine Gruppen roher Burschen, welche die allgemeine Unruhe in Dresden benutzten, um singend, tobend und lärmend durch die Straßen zu ziehen.

Die Führer des Vaterlandsvereins hatten in ihrer Berechnung sich nicht getäuscht. Noch am Abende des 1. Mai hatte der deutsche Verein, welcher fast lediglich aus Bürgern und Beamten, aus gutmüthigen Konstitutionellen bestand, eine Sitzung.

Der deutsche Verein hatte schon vorher beschlossen, eine Deputation an den König zu senden und denselben um die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung demüthigst zu bitten. Am 1. Mai war die Deputation abgesendet und von dem Könige empfangen worden, aber sie hatte, wie sich dies voraussehen ließ, eine abschlägliche Antwort erhalten. Der König hatte der Deputation erklärt, daß er, fern von jedem persönlichen Interesse, zu jedem Opfer für das eigene Land wie für das deutsche Vaterland bereit sei, aber seiner innigsten Ueberzeugung nach könne die deutsche Reichsverfassung, wie sie in Frankfurt beschlossen worden sei, unmöglich zum Heile des deutschen Volkes dienen, und deshalb werde er Hand in Hand mit Preußen gehen.

Eine solche Antwort konnte unmöglich die Männer befriedigen, welche seit 1848 meistens auf Seiten der Regierung gestanden, welche aber immer nur in der Hoffnung die Regierung unterstützt hatten, daß dieselbe für

Deutschlands Einheit und Freiheit, wie sie dies so oft ausgesprochen, in der Zeit der Gefahr auch kräftig handeln werde.

So brachte denn die Antwort des Königs, als sie am Abende des 1. Mai durch Eduard Devrient dem deutschen Vereine mitgetheilt wurde, in diesem eine eben so gewaltige Aufregung hervor, wie sie in der ganzen Stadt herrschte, und noch in derselben Sitzung, an demselben Abende beschloß der deutsche Verein, dem Vaterlandsverein zu erklären, daß er sich demselben in allen denjenigen Schritten anschließen würde, welche die sofortige Durchführung der Reichsverfassung bezweckten.

Das erregte natürlich unter der demokratischen Partei eine große Freude, aber trotzdem konnte diese Partei doch den lang genährten Haß gegen die deutschen Vereine nicht ganz unterdrücken, jenen Haß, der sehr viel zum Verunglücken der Dresdener Mairevolution beigetragen hat.

Die Dresdner Zeitung, ein durchweg demokratisches Partei-Organ, erklärte am 2. Mai triumphirend und höhnisch:

„Das Barrikadenwetter und der Revolutionshimmel thun Wunder. Heut hat der deutsche Verein durch seine Vorstände sich an den Vaterlandsverein in allen Maßnahmen für sofortige Durchsetzung der Reichsverfassung angeschlossen."

Diese wenigen Worte der Dresdner Zeitung, durch welche der Hohn gegen den deutschen Verein sehr deutlich durchklang, hatten äußerst nachtheilige Folgen, denn schon damals begannen manche der zaghafteren, furchtsamern Mitglieder des deutschen Vereins aus demselben sich zu-

rückzuziehen, weil sie fürchteten, von der entschieden demokratischen Partei zu Schritten gemißbraucht werden, die sie nicht billigen könnten.

Am Abende des 1. Mai fanden außerdem auch noch zwei Versammlungen statt, welche von ungeheurer Wichtigkeit für die emporkeimende Revolution waren.

Die Stadtverordneten in Dresden waren versammelt und beriethen über ihre Stellung zu den Tagesereignissen. Sie gehörten ihrer Majorität nach, theils dem deutschen, theils dem Vaterlandsvereine an, und sie entschlossen sich daher, im Vereine mit dem Stadtrathe von Dresden eine Adresse an den König zu senden, welche die Aufforderung enthalten sollte, daß der König die deutsche Reichsverfassung anerkenne. Die Adresse wurde entworfen und von den Stadtverordneten genehmigt. Zu gleicher Zeit wurde der Beschluß gefaßt, sie an den Stadtrath mit der Bitte zu senden, daß derselbe über die Adresse in unveränderter Form abstimme, damit aufs Schleunigste eine Deputation beider Behörden dem König die Adresse übergeben könne.

Außer der Versammlung der Stadtverordneten, fand am Abende des 1. Mai auch eine Versammlung des Ausschusses der Kommunalgarden statt, und diese lieferte das äußerst wichtige Resultat, daß der Ausschuß beschloß, seinen ganzen Einfluß und nöthigenfalls seine Waffen für die Anerkennung der Reichsverfassung zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke sollte eine Aufforderung an die gesammten Communal-Garden erlassen werden, sich in Bataillonen zu versammeln, um über diese große Frage sich zu besprechen und abzustimmen.

Viertes Capitel.

Schon am Morgen des 2. Mai zeigte sich in Dresden wieder dieselbe Aufregung, wie an dem Tage zuvor, wieder dasselbe rege Leben in den Straßen der Residenz; aber die Aufregung war verstärkt, wie sie denn überhaupt jetzt von Tage zu Tage mehr und mehr wuchs.

Die Straßenecken waren wiederum bedeckt mit Plakaten, von denen sich besonders ein gewaltiges und energisches vom Ausschusse des Vaterlandsvereins auszeichnete.

Dasselbe lautete:

„Die von dem Volke gewählte, verfassunggebende, deutsche Nationalversammlung hat die Reichsverfassung vollendet und als Reichsverfassung verkündet. Sie mißfällt den deutschen Fürsten, eben weil sie lediglich kraft des der Nationalversammlung übertragenen Volkswillen geschaffen ist. Die „mächtigsten, deutschen Fürsten“, wie sie sich nennen, der östreichsche Kaiser und der König von Preußen, widersetzen sich der Einführung dieser Reichsverfassung. — Die östreichsche Regierung hat die Abgeordneten, die nicht sie, sondern das Volk gewählt, aus der Nationalversammlung zurückberufen, Preußen will einen Fürstenkongreß der Na-

tionalversammlung entgegenstellen, und sammelt Truppen in Frankfurts Nähe, offenbar um einen Gewaltstreich gegen dieselbe auszuführen und den alten Bundestag wieder herzustellen. Mit Friedrich Wilhelm IV. und seinem Ministerium Brandenburg handelt im Einverständniß die Krone von Hannover, der König von Bayern mit seinem Ministerium v. d. Pfordten, und Friedrich von Sachsen mit dem Ministerium Beust. Auch sie wollen die Reichsverfassung nicht anerkennen, auch sie, auch der König von Sachsen treten der Souveränität des Volkes entgegen. In 28 Staaten wurde bis jetzt die Reichsverfassung freiwillig verkündet. Gegen die widerspenstigen Regierungen erhob sich das Volk zuerst in Würtemberg wie Ein Mann, und Militair und Bürgerwehr erklärten: mit Gut und Blut die Reichsverfassung durchsetzen zu wollen, und der König hat sich dem Volkswillen beugen müssen. Die Reichsverfassung ward in Kraft gesetzt. Mitbürger! Wir Sachsen haben seit dem Beginn der deutschen Revolution festgehalten an dem Grundsatze der Volkssouveränität. Wollen wir ihn jetzt verlassen, in dem Augenblicke, wo es gilt, entweder ihn zur Geltung zu bringen oder uns wiederum zu beugen unter das Joch fürstlicher Willkür oder fürstlicher Gnade mit all' ihrem Gefolge des vormärzlichen Druckes und Elendes! Wie in Preußen, wie in Hannover, hat man unsere Kammern aufgelöst, die dieser Souveränität, die der Reichsverfassung Geltung verschaffen wollten.

Schon erhebt das Volk in Bayern, in Schlesien und Hannover seine Stimme für sein Recht, das es sich durch seine Revolution erworben, für die höchste und heiligste seiner Errungenschaften, die alle andern in sich schließt, für

seine Selbstherrlichkeit. Soll Sachsen zurückbleiben? Soll es sich des Rufes unwürdig zeigen, den es sich durch sein Freiheitsstreben in Deutschland erworben? Die Stunde hat geschlagen, wo das Volk durch die That beweisen muß, daß es ein einiges, souveränes deutsches Volk sein will, es koste, was es wolle. Bürger, in solcher Stunde müssen wir stehen, Alle für Einen, Einer für Alle. Männer der Bürgerwehr, Männer vom Militair, erinnert Euch, daß die Waffen, die Ihr tragt, alle Volkswaffen sind, vereinigt Euch in dem heiligen Streben nach dem gemeinschaftlichen Ziele. Stehet fest auf dem Boden des deutschen Grundgesetzes!

Es lebe die Souveränität des deutschen Volkes! Es lebe die Reichsverfassung!

Dresden, am 2. Mai 1849.

Der Ausschuß des Vaterlandsvereins.

Dr. jur. Minckwitz. H. Lindemann.
Obmann.

Neben diesem Plakate stand zu gleicher Zeit auch eine Erklärung des Arbeitervereins, die sich noch energischer, noch entschiedener, als die Proklamation vom Ausschusse des Vaterlandsvereins über die schwebende Frage aussprach, wie wir denn überhaupt mit Freuden gestehen, daß überall die Arbeiter Deutschlands die höchste Entschiedenheit, die höchste Energie an den Tag gelegt haben.

Die Erklärung des Dresdner Arbeitervereins besagte, daß, obgleich die Arbeiter an der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung Vieles auszusetzen hätten, obgleich sie wohl gewünscht hätten, daß diese Verfassung demokratischer,

entschiedener sei, sie doch die Anerkennung derselben unverzüglich forderten; sie würden Alles aufbieten, um diesen ersten Grundstein der deutschen Einheit und Freiheit vor den zerstörenden Eingriffen despotischer Willkür zu wahren; wenn es sein müßte, wären sie bereit, ihre einzigen und höchsten Güter, Blut und Leben, auf dem Altar des Vaterlandes und der Freiheit zu opfern.

Außer diesen beiden Plakaten stand schon am frühen Morgen eine Aufforderung an die Kommunal-Garden an den Straßenecken angeklebt, in welcher die Bataillone zu Urversammlungen und zur Aussprache über die Reichsverfassung aufgefordert wurden.

Der 2. Mai war für die Entwicklung der Dresdner Mairevolution ein außerordentlich wichtiger Tag. An jenem Tage wurden an den verschiedensten Orten der Stadt von den verschiedensten Behörden und Korporationen Berathungen über ihre Stellung zum Volke und zur deutschen Reichsverfassung gehalten. Auch kam an jenem Tage an den ordnungsmäßig versammelten Stadtrath die Erklärung der Stadtverordneten-Versammlung, welche im Stadtrathe berathen und angenommen wurde. Allerdings zeigten sich, wie dies wohl natürlich, im Stadtrathe einzelne Stimmen gegen die Annahme, wenigstens gegen die unbedingte Annahme derselben, aber da die Stadtverordneten der nöthigen Eile wegen entweder unbedingte Annahme oder unbedingte Verweigerung ihres Antrages forderten, so ging der Stadtrath auf Berathung der einzelnen Punkte nicht ein, sondern er beschloß, sich dem Antrage der Stadtverordneten unbedingt anzuschließen. Er machte die Erklärung derselben über die Reichsverfassung zu seiner eigenen, und

wendete sich mit der Bitte an den König, einer Deputation der städtischen Behörden Audienz zu gewähren.

Diese Audienz wurde für den folgenden Tag, Donnerstag den 3. Mai 9¼ Uhr zugesagt.

Am Nachmittage des 2. Mai versammelten sich außerdem auch gegen 2 Uhr die Bataillone der Kommunal-Garden an sechs verschiedenen Orten der Stadt. In allen Bataillonen wurden wilde und heftige Debatten darüber geflogen, ob die Bürgerwehr Dresdens sich für eine Anerkennung der deutschen Reichsverfassung erklären solle. In allen Bataillonen wurde mit größter Majorität ausgesprochen, daß dies geschehen müsse.

Am Lebhaftesten und Energischsten hatte sich das erste Bataillon und die Scharfschützen-Compagnie der Dresdner Bürgerwehr ausgesprochen. Diese wollten nicht allein sich für die unbedingte Annahme der Reichsverfassung erklären, sie wollten diese Annahme vom Könige nicht erbitten, weil man sein gutes Recht nicht zu erbitten pflegt, sie wollten sie fordern.

Zu gleicher Zeit wurde an jenem Tage von diesem Bataillon offen ausgesprochen, daß, wenn der König die Gewährung jener Reichsverfassung, welche zu fordern das Volk Sachsens ein Recht habe, verweigere, dann nur ein Schritt dem Volke zu thun übrig bleibe, man müsse sich des Königs versichern und ihn dafür verantwortlich machen, daß nicht etwa fremde Truppen die Rechte des Dresdner und sächsischen Volkes schmälerten.

Mit dem donnernden Rufe: „Es lebe die deutsche Nationalversammlung! Es lebe die deutsche Reichsverfassung! Es lebe das sächsische Volk!“ gingen die Männer der

Kommunalgarde auseinander, meistens fest entschlossen, wenn es zu einem Konflikte mit den sächsischen oder gar mit fremden Truppen über die Anerkennung der Reichsverfassung käme, nicht nur nicht mit diesen Truppen gemeinschaftliche Sache zu machen gegen das Volk, sondern sich auf Seiten des Volks zu wenden und für das Volk zu kämpfen.

Viele Ehrenmänner der Dresdner Kommunal-Garden sind diesem Beschlusse treu geblieben, andere freilich sind furchtsam zurückgetreten, weil es später zum Kampfe kam, aber auf Seiten der Truppen haben die Kommunalgarden sich nirgend gestellt.

In Folge dieser Versammlungen beschloß der Ausschuß der Kommunalgarden am folgenden Vormittage, am Donnerstage den 3. Mai, die Adresse der Bürgerwehr dem Könige zu übergeben. Am Donnerstage Nachmittage sollte dann um 1 Uhr die Bürgerwehr zum Appell versammelt werden, um die Antwort des Königs zu vernehmen, und möge nun diese Antwort ausfallen wie sie wolle, so sollte am Freitag den 4. Mai Nachmittags die Bürgerwehr eine großartige Parade abhalten, und auf dieser Parade der Reichsverfassung ein feierliches Hoch ausbringen.

Ein Antrag auf diese Parade wurde der Kommunalgarde durch ein Mitglied des Vaterlandsvereins gemacht.

Die entschiedenen Demokraten Dresdens wollten eine solche Demonstration, um mittelst derselben, wenn sie etwa von der Regierung hintertrieben werden würde, zum Kampfe zu kommen, denn man war von Seiten der sächsischen Demokratie jetzt überall fest überzeugt, daß es jedenfalls zum Kampfe kommen müsse, daß der Zwiespalt zwischen Regie-

rung und Volk unter keiner Bedingung auf dem Wege der Güte ausgeglichen werden könne.

Dies fühlte man auch außerhalb Dresdens fast in ganz Sachsen; aber man wollte dennoch immer wieder einen Versuch auf eine Ausgleichung machen.

An den verschiedensten Orten Sachsens hatten in den letzten Tagen Volksversammlungen und Versammlungen der Vereine stattgefunden; so eine großartige Volksversammlung am 29. April bei Meißen.

Von diesen Versammlungen sowohl, als von den Magisträten und Stadtverordneten der verschiedenen Städte, wie auch von den Vereinen aus allen Gegenden Sachsens, wurden am 2. Mai und in den folgenden Tagen Deputationen an den König nach Dresden geschickt, um diesen noch einmal um die Annahme der Reichsverfassung zu bitten; natürlich waren alle diese Deputationen vollkommen vergeblich.

Die Regierung war ebensowohl auf dem Kampf vorbereitet, hatte sich ebensowohl vorgenommen, unter keiner Bedingung einzugehen auf die Wünsche des Volkes, als das Volk selbst in seiner Majorität einsah, daß nur an eine blutige Lösung der Konflikte zu denken sei. Der König hatte gerade aus diesem Grunde alle die freier denkenden Mitglieder des Ministeriums entlassen. Er hatte einen früheren, vormärzlichen Minister, auf dem seit jener Zeit noch der Haß des Volkes schwer lastete, aufgefordert, in das Ministerium zu treten, aber derselbe nahm die ihm dargebotene Ernennung nicht an, und so wurde denn dem Dr. Zschinsky das Justizministerium und das Präsidium im Ministerrathe angeboten; dieser ging auf den Willen

des Königs ein, um sich zu allen späteren Gewaltschritten gebrauchen zu lassen.

Als die Ernennung dieses Mannes in Dresden bekannt wurde, erregte sie daselbst kein geringes Mißvergnügen, denn sie zeigte aufs Deutlichste den Weg, den zu wandeln die Regierung fest entschlossen war.

Daß die Regierung auf einen Kampf einzugehen beschlossen habe, das ging übrigens auch schon aus manchen frühern Schritten derselben hervor.

Schon seit dem 29. April hatten die in Dresden stehenden Truppen Befehl erhalten, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und seit Dienstag dem 1. Mai waren die Soldaten in den Kasernen konsignirt worden.

Die Regierung hatten aber außerdem auch noch andere fürsorgliche Maßregeln für den Kampf getroffen.

Ehe wir zur Beschreibung der Ereignisse an den folgenden Tagen übergehen, glauben wir, im Interesse des Lesers demselben eine kurze Beschreibung des Kampfplatzes in der Stadt Dresden geben zu müssen, da wir wohl annehmen dürfen, daß die Mehrzahl der Leser mit der Stadt Dresden nicht genau bekannt sei. Wir empfehlen, zum Verständniß des Ganzen sich einen Plan der Stadt anzuschaffen, um auf demselben die Bewegungen der Truppen sowohl, als den Bau der Barrikaden verfolgen zu können.

Wir werden uns bei der Beschreibung nur auf allgemeine Umrisse beschränken, indem wir bei der spätern Erzählung der Kämpfe noch oftmals auf die Einzelnheiten zurückkommen müssen. Zugleich wollen wir auch, der Erzählung ein wenig vorangreifend, den Stand der sächsischen

Truppenmacht, sowie die Stärke der Revolutionäre, zur Verständigung der folgenden Capitel dem Leser mittheilen.

Dresden ist durch den, in einem Bogen sich durch die Stadt hinziehenden Elbstrom in zwei Theile getheilt; derjenige Theil, welcher auf dem rechten Ufer der Elbe liegt, heißt die Neustadt, während der auf dem linken Elbufer liegende Theil die Altstadt genannt wird.

Wir können uns hier auf die kurze Beschreibung der Altstadt beschränken, weil diese allein den Schauplatz des Kampfes bildete. Die Neustadt ist theils bewohnt von einer großen Menge von Beamten- und Militair-Familien, theils auch liegen mit Ausnahme des Zeughauses und einer Kaserne des Garde-Reiter-Regiments sämmtliche Militair-Etablissements und Kasernen in der Neustadt und sind so sehr vereinigt, daß sie auch schon mit einer nur geringen Besatzung versehen die ganze Neustadt dominiren.

Auch ist die Neustadt durchschnitten von langen breiten Straßen und deshalb auch schon für einen Aufstand weniger geeignet.

Alle diese Umstände, besonders aber der, daß die Bevölkerung der Neustadt in ihrer bei Weitem großen Majorität theils selbst aus Familien von Militairs und Beamten, theils aus solchen Leuten besteht, welche von diesen Familien leben und von ihnen abhängig sind, machten es natürlich, daß der Kampf in der sächsischen Residenz sich auf die Altstadt beschränkte.

Die Alt- und Neustadt sind verbunden durch eine herrliche, über den Elbstrom führende Brücke, außerdem aber auch durch einen äußerst lebhaften Verkehr, der in

kleinen Kähnen von beiden Stadtseiten aus stets unterhalten wird.

Außer der großen Elbbrücke war eine direkte feste Verbindung der beiden Stadttheile nirgend, sondern nur diese eine Brücke führte damals über den Elbstrom.

Es wäre somit die Aufgabe der Revolutionäre beim Beginn des Kampfes gewesen, vor allen Dingen diese Brücke mit aller Macht zu vertheidigen, und einer der größten Fehler, den die sächsische Revolutionspartei in der Dresdner Mairevolution gemacht hat, ist der, daß sie nicht hierauf alle ihre Kraft verwendet hat. Wir werden bei der Beschreibung des Kampfes noch weiter auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Die Altstadt Dresden, welche in den folgenden Tagen der Schauplatz des Kampfes war, ist für einen Straßenkampf so günstig gebaut, wie wohl kaum eine andere Stadt Deutschlands, fast möchten wir sagen Europas. Fast die ganze Altstadt ist massiv gebaut und zwar von Sandsteinen, und nicht nur die äußeren Mauern, sondern auch die Treppen und selbst die innern Wände der Häuser sind aus diesem festen Material gemacht. Dies hatte für Dresden den außerordentlichen Vortheil, daß die feindlichen Geschütze nur mit Schwierigkeit eine Einschießung der Häuser zu bewirken vermochten, und daß, selbst wenn ein Bombardement stattgefunden hätte, die Bomben eine verhältnißmäßig geringe Wirkung haben mußten, denn eine aus so festem, dem Feuer so wenig zugänglichem Material gebaute Stadt konnte nicht leicht in Asche gelegt werden. Jede Feuersbrunst war man im Stande mit Schnelligkeit u löschen.

Die Bauart der Häuser war auch deshalb für die revolutionäre Partei von außerordentlichem Vortheil, weil, nach der neuen Art des Barrikadenkampfes von Seiten der Truppen, denselben durch diese Bauart ein gewaltiges Hinderniß in den Weg gelegt wurde.

Man hat es von Seiten des Militairs meistens nicht mehr praktisch gefunden, die Barrikaden direkt anzugreifen; und man glaubt, wohl mit Recht, daß es praktischer sei, in die vor den Barrikaden liegenden Häuser einzudringen und nun durch die Wände gedeckt, die Mauern derselben zu durchschlagen, um so in den Rücken der Barrikaden zu kommen und aus den Häusern selbst die Vertheidiger der Barrikaden anzugreifen.

Je schwerer ein Durchschlagen der Mauern ist, je mehr wird natürlich diese Art des Barrikadenkampfes den Truppen erschwert, und so war die Bauart der Dresdner Häuser von bedeutendem Vortheil für die Revolutionspartei in Sachsen. Allerdings hatte sie auch wieder Nachtheile in so fern die Vertheidiger der Barrikaden selbst hinter denselben die Wände der Häuser durchschlagen mußten, um sich schnelle und sichere Wege innerhalb der Häuser theils zum Rückzuge, theils zur Verbindung der verschiedenen Barrikaden, zu ermöglichen.

Aber dieser Nachtheil, diese Erschwerung der Kommunikationswege war für die Revolutionspartei von bei Weitem nicht so hoher Bedeutung als für die Truppen, weil die erstere, wie natürlich, mehr Zeit auf das Durchschlagen der Brandmauern verwenden konnte, als die Truppen dazu hatten.

Ein dritter, außerordentlich günstiger Umstand für die Revolutionäre war die Bauart der Altstadt.

Die ganze Altstadt besteht aus einem Netz meistens außerordentlich krummer und oft sehr enger Straßen. In solchen Straßen vermögen Geschütze gegen Barrikaden nur an den offen gelegenen Anfangspunkten der Straßen angewendet zu werden, die weiter hinter liegenden Barrikaden sind durch Geschütze gar nicht anzugreifen, während sie aufs Leichteste vertheidigt werden können.

Die Vertheidigung der Barrikaden wurde in Dresden noch außerordentlich dadurch erleichtert, daß die Bauart der Häuser eine ganz eigenthümliche in jener Stadt ist.

Es sind nämlich aus diesen Häusern meistens sogenannte Erker herausgebaut, frei in der Luft schwebende, kleine Thürmchen, welche mit vielen Fenstern versehen, einen Ausblick nach allen Seiten der Straße gestatten. Diese Erker haben in den Zeiten des Friedens den Zweck, den Hausbewohnern einen angenehmen Platz zu gönnen, von dem aus sie das rege Leben und Treiben in den Straßen ungestört und ungesehen beobachten können. Zur Zeit der Revolution aber wurden sie noch zu ganz andern Zwecken benutzt. Die Fenster der Erker wurden mit Matratzen, Möbeln u. s. w. dicht verbarrikadirt, und nur einzelne Schießscharten offen gelassen; aus diesen vermochten die Schützen der Revolutionäre, gegen das feindliche Feuer ziemlich gedeckt, auf die die Barrikaden angreifenden Truppen nach allen Seiten hin bequemer zu schießen, als dies aus den Fenstern sonst geschehen kann.

Auch zu den Barrikaden selbst bot die Stadt Dres-

den ein treffliches Material. Das Straßenpflaster der Stadt, welches meistens aus großen würfelförmig gehauenen Steinstücken besteht, und die durch alle Straßen hinziehenden Trottoirs waren dazu vortrefflich geeignet.

Auch die Kirchthürme der Stadt konnten kaum praktischer für eine Revolution angelegt werden, als sie es sind, denn sie werden von weit und breit gesehen und die Glocken weithin gehört, und so war es vermittelst dieser Punkte leicht, durch Feuersignale, durch Raketen, sowie durch die heulenden Sturmglocken die Bewohner der Stadt sowohl als der Umgegend zur Theilnahme an der Revolution herbeizurufen.

So günstig das Verhältniß der Revolutionspartei in Beziehung auf das Terrain war, so günstig stand sie auch den sächsischen Truppen gegenüber, wenn man die Stärke und Kraft, die Anzahl der Revolutionäre gegenüber der Anzahl der Soldaten in Betracht zog.

Die sächsische Armee war zu jener Zeit außerordentlich geschwächt dadurch, daß mehr als die Hälfte der sächsischen Truppen sich in Schleswig-Holstein unter der Reichsarmee befand. In ganz Sachsen waren nicht mehr als 4827 Mann mit 9 unbespannten und 10, später 12 bespannten Geschützen zur Disposition der Regierung.

Die Stellung dieser Truppen war nach dem Berichte, welchen uns der sächsische Oberlieutenant von Montbé giebt, folgende:

1. In Dresden.

1346	Mann	Infanterie des 1. Linien-Infanterie-Regiment Prinz Albert.
431	"	Kavallerie, des Depot des Garde-Reiter-Regiments zu 147 Pferden, 4 Schwadronen des 1. leichten Reiter-Regiments zu 284 Pferden.
260	"	Fuß-Artillerie mit 9 unbespannten Geschützen im Zeughause (später wurden 2 Stück hiervon bespannt) und 4 bespannten Geschützen.
34	"	Pontonieren und Pionieren.
Sa. 2071	Mann	mit 9 unbespannten und 4 (später 6) bespannten Geschützen.

2. Außerhalb Dresden.

1408	Mann	Infanterie, das Leibregiment in Chemnitz, Schneeberg, Ponig.
617	"	leichte Infanterie in Leipzig und Markranstädt.
142	"	Kavallerie, 2 Schwadronen des 1. leichten Reiterregiments in Freiberg 2c.
474	"	Kavallerie, 6 Schwadronen des 2. leichten Reiterregiments in Grimma, Borna und Rochlitz.
115	"	reitende Artillerie mit 6 Geschützen in Radeberg.
Sa. 2756	Mann	mit 6 Geschützen.

Total.

In Dresden . .	2071 Mann	mit 9 unbespannten und 4 (später 6) bespannten Geschützen.
Außerhalb Dresden	2756 "	mit 6 Geschützen.
	Sa. 4827 Mann	mit 9 unbespannten und 10 (später 12) bespannten Geschützen.

Diese geringe, der sächsischen Regierung zu Gebote stehende Macht war außerdem noch vertheilt auf die verschie-

denen Punkte des Landes, und es erschien für die Regierung außerordentlich gefährlich, aus den andern sächsischen Städten Truppen fortzuziehen, um dieselben nach Dresden zu holen, denn überall in Sachsen und ganz besonders im Voigtlande, zeigte sich ein gewaltiger Geist der Aufregung, überall die höchste Theilnahme für die Bestrebungen der Dresdner Revolutionspartei.

Unter solchen Verhältnissen konnte es kaum fehlen, daß, wenn in Dresden die Revolution siegreich war, auch zu gleicher Zeit der Aufstand in ganz Sachsen ausbrechen werde, es konnte kaum fehlen, daß, wie dies später in Baden auch der Fall war, sich in äußerst kurzer Zeit das ganze Land einer etwa gebildeten provisorischen Regierung zur Disposition stellen werde.

Der sächsischen Regierung blieb daher beim Beginn der so augenscheinlich bevorstehenden Revolution nur die Wahl, ob sie mit den wenigen, in Dresden selbst befindlichen Truppen sich behelfen, oder ob sie die außerhalb der Hauptstadt in den verschiedenen Provinzial-Städten garnisonirenden Truppen herbeirufen und dadurch leicht möglich den Aufstand über das ganze Land verbreiten wollte.

Die Regierung ging im Vertrauen darauf, daß die Revolutionspartei ihren Vortheil nicht hinlänglich wahrnehmen werde, auf die letztere Chance ein, und beorderte alle diejenigen Truppen nach Dresden, welche in der Provinz irgend entbehrt werden konnten. Auf der Festung Königstein, in Waldheim und Zwickau mußten freilich Besatzungen bleiben, um diese wichtigen Punkte wenigstens einigermaßen zu decken. Besonders aber mußte nothwendig der Königstein seine Besatzung behalten, indem der

König von Sachsen diese Festung zu seinem Rückzugspunkte bestimmt hatte.

So kam es denn, daß nach Abzug der Kavallerie, welche in einer von Barrikaden durchschnittenen Stadt von gar keiner Wirksamkeit ist, in Dresden nur 2800 sächsische Soldaten der Regierung zu Gebote standen; dies war die ganze Macht, welche sie in den, ersten Tagen des Aufruhrs demselben entgegenzusetzen vermochte.

Die sächsische Regierung hoffte selbst nicht, mit einer so kleinen Militairmacht die ausbrechende Revolution besiegen zu können. Sie hatte sich deshalb Hülfe suchend an Preußen gewendet, und hier auch in der That die Zusage bekommen, daß preußische Truppen zur Niederdrückung der sächsischen Revolution verwendet werden würden.*)

---

*) Es ist gerade im gegenwärtigen Augenblicke im höchsten Grade interessant, mit wenigen Worten auf Das zurückzublicken, was vor einigen Wochen in Dresden über diese preußische Hülfe gesprochen worden ist.

Obgleich Preußen in jener Zeit selbst schwer bedroht war, sendete es dennoch der sächsischen Regierung Hülfstruppen, um dieselbe in ihrem Kampfe gegen die Revolution zu unterstützen. Vor kurzer Zeit war in Sachsen davon die Rede, daß man Preußen dafür dankbar sein müsse; aber von ministerieller Seite her wurde erklärt, daß man einen Dank nicht nöthig habe, denn Preußen habe nur deshalb Hülfstruppen nach Dresden gesendet, um die ihm selbst gefährliche Revolution zu unterdrücken.

Preußen hat im Jahre 1849 dem Könige von Bayern, dem Könige von Sachsen und dem Großherzoge von Baden mit seinen Truppen Hülfe geleistet, und gerade Diejenigen, denen es geholfen, haben es in neuester Zeit verlassen, um sich dem Erbfeinde Preußens, Oestreich, anzuschließen.

Das ist die Dankbarkeit in der Politik, oder vielmehr, es ist die

Es war indessen für die preußische Regierung keine leichte Aufgabe, Hülfstruppen nach Dresden zu senden. Allerdings standen in Berlin 25 Bataillone, außer der Kavallerie und Artillerie, unter dem General v. Wrangel; aber über Berlin schwebte der Belagerungszustand, dort waren noch vor wenigen Tagen blutige Konflikte zwischen Militair und Bürgerschaft nach der Auflösung der preußischen Kammern ausgebrochen, dort — so glaubte die preußische Regierung — sei der Heerd der norddeutschen Revolutionen, und so schien es äußerst gefährlich, die Besatzung von Berlin irgend beträchtlich zu schmälern.

Auch in Schlesien gab es ähnliche Verhältnisse. Allerdings wurde unter dem Befehl des General-Lieutenants von Hollleben bei Görlitz eine Armee-Division gesammelt, um gegen die sächsische Revolution verwendet zu werden, aber diese Armee-Division bestand zum größten Theile aus Landwehren, und es war vollkommen unmöglich, vor dem 9. Mai von hier aus irgend Hülfe nach Dresden zu senden.

Eine andere Division sollte unter dem Kommando des Fürsten von Radziwill sich bei Halle sammeln; aber auch diese konnte erst am 12. Mai so weit sein, um nach Dresden sich zu wenden.

Die ursprüngliche Besatzung der schlesischen so wie der thüringisch-preußisch Städte durfte unter keiner Bedingung vermindert werden, denn sowohl in Schlesien als in Thü-

gerechte Vergeltung dafür, daß Preußen in jener Zeit seine eigenen Landeskinder verwendete zum Kampfe gegen die Vertheidiger der deutschen Reichsverfassung.

ringen zeigte sich ein äußerst unruhiger Geist, dem eine bedeutende Militairmacht entgegenzustellen, die Regierung sich gezwungen glaubte.

In der That brachen auch an einzelnen Orten in jenen Gegenden später mehr oder minder bedeutende Bewegungen aus, welche indessen schnell unterdrückt wurden.

Unter solchen Verhältnissen war bei der Schnelligkeit, mit der die Mairevolution in Dresden sich entfaltete, von Preußen eine bedeutende Hülfe nicht zu erwarten, und nur auf das besondere Andringen der sächsischen Regierung wurden drei Bataillone der berliner Besatzung, das 1. und das Füsilier-Bataillon des Kaiser Alexander und das Füsilier-Bataillon des 24. Infanterie-Regiments mit einem Pionier-Detachement, wie wir später noch näher erläutern werden, nach Dresden gesendet.

Diese drei Bataillone hatten, indem alle Kranken, Kommandirten und die unausgebildeten Rekruten zu Hause gelassen werden mußten, eine Stärke von etwa 2200 Combattanten.

So stellte sich denn die ganze Militairmacht, welche den sächsischen Revolutionären auf einmal gegenüberstand, nur etwa auf 5000 Kämpfer heraus. Dieser geringen Truppenmacht standen von Seiten der Revolutionspartei weit bedeutendere und meistens ebenfalls kampfgeübte Massen gegenüber.

Den Hauptstamm der revolutionären Kämpfer sollten, das glaubte und hoffte man im Volke, die Bataillone der Dresdner Kommunalgarde bilden. Es bestand diese Kommunalgarde aus 4 Bataillonen der Dresdner Altstadt und

einem Bataillon der Dresdner Neustadt, ferner aus einer Division der Friedrichsstadt.

Es ließ sich nun allerdings voraussehen, daß die Kommunalgarde der Neustadt, welche, wie wir bereits erwähnt haben, zum größten Theile aristokratisch gesinnt war, sich am Kampfe nicht betheiligen würde; es ließ sich voraussehen, daß dieser Theil Dresdens von der Revolution wenig oder gar nicht berührt werden würde; doch bildeten die vier Bataillone der Altstadt schon an und für sich eine bedeutende, geordnete und tüchtige Truppenmacht. Gar bald sollte sich indessen zeigen, daß auch die Dresdner Kommunalgarde eben so gesinnungsuntüchtig und feige wäre, wie die meisten Bürgerwehren Deutschlands.

Das ist das Unglück der Demokratie in ganz Deutschland gewesen, daß die deutsche Bürgerschaft allerdings gern mit der Demokratie kokettirt, wenn es nur gilt, mit dem Worte für dieselbe einzustehen, sich aber zurückzieht im Augenblicke der Gefahr, im Augenblicke des Kampfes.

Dieselben traurigen Erfahrungen sollte man auch in Dresden bald genug machen, denn nicht die Kommunalgarde als solche schloß sich dem Kampfe an, nur einzelne muthigere Mitglieder derselben.

Nichts desto weniger war der oppositionelle Geist der Kommunalgarde dennoch von Bedeutung, denn die Waffen derjenigen Kommunalgardisten, die selbst am Kampfe nicht Theil nahmen, konnten leicht den Arbeitern und anderen thatkräftigen Männern, die der Revolution sich anzuschließen entschlossen waren, übergeben werden.

Außerdem war in Dresden das Turnerkorps, eine

wohl bewaffnete, gut disziplinirte, tapfere und entschlossene Schaar.

Zu diesen Dresden eigenthümlichen Kämpfern kam aber auch im Augenblicke beim Beginn des Kampfes sofort aus den verschiedensten Theilen des Landes und selbst aus den benachbarten kleinen sächsischen und thüringischen Staaten eine Anzahl entschlossener Männer, meistens Turner, die wohl bewaffnet waren, der Dresdner Revolution zur Hülfe. Die Forst-Akademie zu Tharandt schickte manchen vortrefflichen Schützen in die Reihen der Revolutionskämpfer.

Ein ganz vortrefflich organisirtes, an militairische Ordnung längst gewöhntes und durch seinen Lebensunterhalt mit der Gefahr vertrautes Corps gaben die Berg- und Hüttenleute, welche sich der Revolution anschlossen und nach Dresden zogen.

So war denn eine nicht geringe Anzahl revolutionärer Kämpfer zur Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung bereit, besonders aber in den ersten Tagen, wo die Bürgerschaft noch nicht durch den Zuzug preußischer Hülfe entmuthigt war. In jenen Tagen kämpften selbst noch viele der Bürger in den Reihen der Revolutionäre, welche säpter vom Kampfe sich gänzlich zurückzogen.

Waffen und Munition standen der Revolutionspartei in hinlänglichem Maße zu Gebote, nur fehlte es ihr an Geschützen. Aber auch diese erhielt sie durch die Bergleute, welche 4 zweipfündige Kanonen einem reichen Hüttenbesitzer, Freiherrn von Burgk abnahmen, die derselbe zu seinem Vergnügen besessen hatte.

Allerdings fehlten diesen Geschützen die Kugeln, aber

man wußte sich zu helfen, indem man eiserne Cylinder von der Stärke eines Geschützkalibers goß, und diese in Stücke von etwa 6 Zoll Länge zerhackte.

Diese Geschosse konnten freilich auf weite Entfernungen nicht mit Sicherheit gebraucht werden, in der Nähe aber hatten sie eine ganz furchtbare Wirkung, indem sie gräßliche Wunden rissen.

Betrachten wir so noch einmal die Stärke der sächsischen Revolutionspartei, die am Kampfe in Dresden sich betheiligte, so können wir allerdings eine Zahl mit Sicherheit nicht angeben, es läßt sich indessen mit Bestimmtheit annehmen, daß wohl 8 bis 10,000 Kämpfer der Dresdner Revolution zu Gebote standen. Acht bis zehn Tausend meistens gut in den Waffen geübte, selbst an Disziplin gewöhnte Kämpfer standen nur 5000 Mann Truppen und in den ersten Tagen gar nur etwa 3000 Mann gegenüber.

Dies wár ein ungewöhnlich günstiges Resultat für die Revolution und dennoch wurde dieselbe besiegt. Das erscheint wunderbar, um so wunderbarer, wenn wir bedenken, daß selbst in den Reihen des Militairs der Geist der Demokratie so gewaltige Fortschritte gemacht hatte, daß die demokratische Partei in Sachsen mit Sicherheit auf den Uebertritt der Truppen glaubte rechnen zu können.

Aber dennoch ist auch diese Erscheinung leicht erklärlich, wenn wir die Art des Kampfes, die wir sehr bald näher beschreiben werden, betrachten.

Die sächsische Revolutionspartei beging den schon oft und später auch noch mehrfach wiederholt gemachten Fehler, von dem man sich leider nirgends losmachen kann, daß sie

sich fast lediglich auf einen Barrikadenkampf innerhalb der Stadt Dresden beschränkte.

Es scheint nach dem Beispiele der französischen Revolution und der ersten revolutionären Kämpfe des Jahres 1848 zum System revolutionärer Parteien geworden zu sein, daß lediglich der Barrikadenkampf den Sieg der Revolution in sich schließt. Keine Ansicht kann aber falscher sein; es giebt nichts Thörichteres, es giebt nichts Unsicheres in unserer jetzigen Zeit, als den Barrikadenkampf für eine revolutionäre Partei. Durch den Kampf hinter den Barrikaden ist Nichts zu erlangen, als daß die Revolution höchstens im günstigsten Falle die Barrikaden glücklich gegen die angreifenden Truppen vertheidigt, und wenn dies gelungen, so ist noch nichts gewonnen.

Sobald die Revolution getragen wird von dem Geiste der ganze Bevölkerung des Landes — und nur dann ist sie berechtigt — dann kömmt es darauf an, sie in weite Kreisen hinaus zu verbreiten, nicht aber, sie einzuschließen in die engen Grenzen einer verbarrikadirten Stadt.

Der Barrikadenkampf entnervt und macht feige. Diejenigen Kämpfer, die nur den Muth haben, wohl gedeckt hinter einer Barrikade her oder aus den Fenstern der Häuser auf die ihnen gegenüberstehenden Truppen zu feuern, werden niemals einen glänzenden Sieg gewinnen; sie werden im ersten Augenblicke einer nur scheinbaren Niederlage die Waffen fortwerfen oder verstecken, um sich der siegenden Reaktion anzuschließen.

Nach den revolutionären Kämpfen der Neuzeit hätte deshalb das Wort Barrikade wo möglich aus der Geschichte

gestrichen werden müssen, wenn man auf Siege Anspruch machen wollte.

Es kommt hinzu, daß die den revolutionären Kämpfern entgegenstehenden Truppen im Barrikadenkampfe wohl geübt sind. Cavaignac hat zuerst bei der Junirevolution in Frankreich gezeigt, wie wenig Barrikaden zu leisten vermögen; er hat zuerst das leichte und sichere Mittel, dieselben zu erobern, indem er sie im Rücken angriff, gefunden, indem er zu beiden Seiten in die vor den Barrikaden liegenden Häuser eindrang, die Wände derselben durchbrach, und auf diese Weise mit Leichtigkeit einen Rückenangriff gegen die Barrikaden unternahm.

Bedenken wir außerdem noch, daß auch mit schwerem Geschütze vom Volke erbaute Barrikaden nur zu leicht einzuschießen sind, so sehen wir, daß diese Art des Kampfes sich längst überlebt hat, und daß hauptsächlich die Besiegung der Dresdner Mairevolution dem zuzuschreiben ist, daß auch in Dresden die revolutionäre Partei sich wiederum auf den Barrikadenkampf beschränkt hat.

Die Resultate der verschiedenen Barrikadenkämpfe hätten schon damals die Führer der Dresdner Revolutionspartei klug machen sollen; aber leider scheint es, als könne man aus der Geschichte Nichts lernen. Ueberall, wo diese Kämpfe stattfanden, war der größte Verlust stets auf Seiten der Barrikadenvertheidiger, während die angreifenden Truppen ungleich weniger an Todten und Verwundeten verloren, und dennoch hat man in Dresden ohne Rücksicht auf frühere Erfahrungen dieselbe Maxime verfolgt.

Hätte die Dresdner Revolutionspartei mit den ihr zu Gebote stehenden Kämpfern gleich beim ersten Anbruch der

Feindseligkeiten mit aller Energie sich auf die wenigen, ihr gegenüberstehenden Truppen geworfen, hätte sie das königliche Schloß erobert, den König gefangen genommen, hätte sie mit der höchsten Schonungslosigkeit jeden einzelnen Kommunalgardisten gezwungen, die Waffen zu ergreifen, und hätte sie sich dann ausgebreitet über das Land, überall theils die Kommunalgarden, theils die Freischaaren und Turnerkorps an sich gezogen, hätte sie zu gleicher Zeit die Eisenbahnen aufgerissen, um fremde Zuzüge zu verhindern, hätte sie auf diese Weise kräftig, energisch und thatkräftig nach Außen gewirkt, wahrlich, es hätte der ganzen Macht Preußens bedurft, um diese Revolution zu unterdrücken, und nicht im Verlaufe weniger Tage wären mit ungeheuren Verlusten die tapfern Kämpfer für die Revolution geschlagen worden!

Fünftes Capitel.

Der 3. Mai, der erste Tag der Dresdner Revolution, war ein wunderbar herrlicher Frühlingstag. Es schien, als begünstigte die Natur die Erhebung eines freien Volkes, denn so milde und klar schien die Sonne von dem durch keine Wolke getrübten Himmel auf die Hauptstadt des Sachsenlandes herab, daß es eine Lust war im Freien zu sein.

Mit dem anbrechenden Morgen versammelte sich wieder, wie am Tage vorher, die Bevölkerung der Hauptstadt auf den Straßen.

Zwei Plakate bedeckten schon am Morgen die Straßenecken, welche beide vielfach die Aufmerksamkeit der Dresdner Bevölkerung anzogen. Das eine war ein unscheinbares Plakat, aber dennoch war es merkwürdig genug, um erwähnt zu werden.

Fast scheint es, als habe das Schicksal in seltsamer Ironie die Dresdner warnen wollen, fast scheint es, als habe es ihnen prophetisch voraussagen wollen, welche Fehler in den folgenden Tagen begangen werden, und welchen Ausgang daher die Erhebung des Volkes haben würde.

Es war dies eine Plakat nämlich nichts anderes, als der letzte Komödienzettel des königlichen Hoftheaters:

„Königliches Hoftheater.
Donnerstag d. 3. Mai 1849.

Nehmt ein Exempel daran!

Lustspiel in Alexandrinern in einem Akt von Carl Töpfer."

Neben diesem prophetischen Komödienzettel stand folgende Bekanntmachung der Regierung:

Bekanntmachung.

Von verschiedenen Seiten sind sowohl an S. M. den König als an das Gesammtministerium Adressen eingegangen, in welchen die sofortige Anerkennung der von der deutschen Nationalversammlung verkündeten Reichsverfassung beantragt wird. Im gleichen Sinne hatte sich eine von den Kammern nach deren Auflösung eingereichte Landtagsschrift ausgesprochen. In Erwiederung dieser Kundgebungen sieht sich das Ministerium zu nachstehender Erklärung veranlaßt.

Nachdem gemäß der Verordnung vom 10. April v. J. die Wahlen von Nationalvertretern für das zwischen den Regierungen und dem Volke zustandezubringende deutsche Verfassungswerk erfolgt waren, blieb der Regierung das Recht der freien Zustimmung zu den Beschlüssen der zu solchem Endzweck zusammengetretenen Nationalversammlung selbstverstanden vorbehalten. Die Regierung hat seitdem jederzeit ihre Bestrebungen dahin gerichtet, daß eine Vereinbarung zwischen den Regierungen Deutschlands und der Nationalversammlung ermöglicht werde, sie hat aber auch,

und zwar in Uebereinstimmung mit den sächsischen Kammern bei mehrfacher Gelegenheit jenes Recht der Zustimmung gewahrt. Indem nun die Regierung sich berufen sah, zu erwägen, in wie weit sie von diesem Rechte gegenüber der von der Nationalversammlung beschlossenen Verfassung Gebrauch zu machen habe, konnte sie sich zunächst erheblicher Zweifel darüber nicht enthalten, ob diese Verfassung in allen ihren Theilen geeignet sei, die Einheit Deutschlands auf dauerhafter Grundlage aufzurichten und für das wahre Heil des weitern und engern Vaterlandes beruhigende Bürgschaften zu gewähren. Gleichwohl würde sie, in Berücksichtigung der im eigenen Lande erfolgten vielfachen Kundgebungen zu Gunsten einer raschen Anerkennung der Verfassung, sich allerdings die Frage haben stellen müssen, ob sie nicht diese ihre ernsten Bedenken der Erreichung des Einen großen Zieles, nämlich der thatsächlichen Herstellung der deutschen Einheit, unterzuordnen habe, hätte es sich wirklich darum gehandelt, daß die Lösung dieser Aufgabe nicht durch das Zurückhalten ihrer Entschließung verzögert werde. Allein es war und ist diese Bedingung nicht erfüllt. Für die einheitliche Gestaltung Deutschlands haben S. M. der König wiederholt, die nöthigen Opfer zu bringen, Sich bereit erklärt. So lange aber von Seiten der größten deutschen Staaten die entschiedene Weigerung besteht, die in Frankfurt verkündete Verfassung anzunehmen, so lange insbesondere der ausgedehnteste deutsche Staat, so lange Preußen, ohne welches ein deutsches Reich nicht gedacht werden kann, mit seinem Eintritt in den Bundesstaat auf Grund dieser Verfassung zurücksteht, kann bei ruhiger Erwägung der Verhältnisse kaum ernstlich erwartet werden,

daß die sächsische Regierung schon jetzt unbedingt auf ihre bisherige Selbstständigkeit verzichte. Die Regierung Preußens hat die Nationalversammlung zu einer Vereinbarung über einige ihr nothwendig scheinende Abänderungen der Verfassung aufgefordert und die Hoffnung ausgesprochen, zu einem Einverständniß mit ihr zu gelangen. Die sächsische Regierung wird aber ihrerseits den Beweis zu liefern wissen, daß sie die thatsächliche Herstellung der deutschen Einheit nicht aufzuhalten bestrebt ist, und sobald nur das Anerkenntniß der Reichsverfassung von Seiten Preußens erfolgt ist, in gleicher Weise dazu vorschreiten.

Dresden, den 3. Mai 1849.

Gesammtministerium.

Dr. Zschinsky. v. Beust. Rabenhorst."

Wahrlich, es ist eine seltsame Erscheinung, daß bei allen Revolutionen die Regierungen sich mit milden, gütigen Worten an die Völker wenden, daß sie dadurch glauben, den Ausbruch einer gewaltsamen Bewegung verhindern zu können, während sie doch die Wünsche des Volkes zu erfüllen, und dadurch jede Gewaltthätigkeit zu verhindern, sich nicht entschließen können.

So konnte denn natürlich auch die von uns eben mitgetheilte Bekanntmachung der Regierung in keiner Weise, weder der Bevölkerung von Dresden, noch der des übrigen Landes genügen. Unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung, das war es, was ganz Sachsen wollte, und hier wurde, wenn auch mit freundlichen Worten, gerade dieser Wunsch des Landes entschieden abgeschlagen.

So ließ sich denn nicht einmal die gutmüthige Bour-

gewisse, die konstitutionell deutsche Partei durch die versöhnlichen Worte des Ministeriums täuschen. Das Mißvergnügen wuchs gerade durch die Bekanntmachung der Regierung um so mehr. Eine fast fieberhafte Aufregung zeigte sich in allen Straßen der Residenz, an allen Straßenecken standen Menschenhaufen, Menschengruppen, und hier und dort zwischen den harmlos Spazierengehenden eilten bewaffnete Turner und Kommunalgardisten, auch wohl Arbeiter mit einer oder der anderen Waffe im Arme nach den Sammelplätzen ihrer Schaar.

Alle Läden und selbst viele Fenster in der Stadt waren geschlossen. Mit jedem Augenblick war zu erwarten, daß die gewaltige Aufregung auch einen gewaltsamen Ausbruch nehmen werde.

Besonders lebhaft und bedrohlich erschien das Volksleben in der Nähe des Schlosses. Man wußte in der Residenz, daß binnen kurzer Zeit etwa Morgens gegen 9 Uhr die Deputationen des Stadtraths und der Stadtverordneten, der Kommunalgarde, so wie auch die Deputationen dreier Städte, welche in der Nacht in Dresden angekommen waren, beim Könige Zutritt haben sollten.

Noch immer hofften Einige, daß der König sich berathen lassen sollte, und wie sehr auch die Demokraten sich bemühten, das Nichtige solcher Hoffnungen nachzuweisen, so glaubte man doch noch immer vielfach, der König werde den Vorstellungen, die ihm von allen Seiten des Landes gemacht wurden, nachgeben.

Bald sollte es sich zeigen, wie sehr die gutmüthigen Konstitutionellen sich auch hier abermals täuschten.

Zuerst gegen 9 Uhr erschienen die Deputationen der

Städte Freiburg, Zwickau und Leipzig im Schlosse; sie wurden angenommen und erhielten auf ihre Bitten eine abschlägliche Antwort.

Dann, gegen 9½ Uhr, kam die Deputation des Stadtraths und der Stadtverordneten von Dresden, um dem Könige die von beiden Behörden gemeinschaftlich angenommene Adresse zu überreichen.

Die Adresse sprach sich ernst und bescheiden aber entschieden für die Annahme der Reichsverfassung aus. Es hieß in dieser Adresse:

„— — — Auch von den dermaligen Räthen der Krone sind bereits die Grundrechte, als ein Theil der deutschen Verfassung, in unserm Vaterlande als Gesetz in dem Maße verkündet worden, wie sie von der Nationalversammlung berathen und beschlossen worden sind. Jetzt aber, wo es gilt, den Schlußstein der bisherigen Thätigkeit dieser Versammlung als einen festen Grundstein für den Bau von Deutschlands Einheit, Freiheit und Wohlfahrt niederzulegen, jetzt, nachdem auch die bisherigen Volksvertreter fast einstimmig sich für die Anerkennung der Reichsverfassung ausgesprochen haben, müssen wir mit Schmerz bemerken, daß Sachsen in seiner leidigen Sonderstellung hinter den 29 deutschen Regierungen zurückbleibt, welche bereits die Reichsverfassung unumwunden anerkannt haben; wir beklagen es tief, daß die Krone auch dermalen noch von Männern berathen wird, welche weder die Unabhängigkeit der sächsischen Nation gegenüber den andern deutschen Regierungen zu wahren, noch insbesondere in den deutschen Angelegenheiten im Sinne der großen Mehrzahl des sächsischen Volkes zu handeln verstehen. Indem wir ehrfurchts-

voll Unterzeichnete die Rechtsgültigkeit der deutschen Verfassung, wie sie aus der zweiten Lesung der frankfurter Nationalversammlung hervorgegangen ist, auch für Sachsen anerkennen, und jeden Widerstand gegen dieselbe als ein Auflehnen gegen den, durch seine freigewählten Vertreter ausgesprochenen Willen des deutschen Volkes betrachten, bringen wir den dringenden Antrag an Ew. Majestät:

Höchstdieselben wollen dahin Anordnung treffen lassen, daß diese deutsche Reichsverfassung in den sächsischen Landen unverweilt und unverändert als Gesetz verkündet werde."

Und weiter:

„Unser Gewissen gebietet uns, Ew. Majestät auf die traurigen Folgen und die dringende Gefahr aufmerksam zu machen, in welche eine längere Verweigerung der gerechten Forderungen des Volkes das ganze Vaterland und insbesondere auch unsere Stadt stürzen würde.

Hoffen wir, daß das Band des Vertrauens, welches bisher Sachsens Fürsten und Volk umschlang, nicht auf alle Zeiten zerrissen werde."

Unmittelbar nach der Deputation des Stadtraths und der Stadtverordneten erschien eine Deputation der Dresdner Bürgerwehr. Auch sie überreichte dem Könige eine Adresse, in der es hieß:

„Königliche Majestät!

Bei der hohen Wichtigkeit, welche die in diesem Augenblick in allen Theilen des deutschen Vaterlandes verhandelte Frage über die endliche, lang ersehnte Gestaltung eines mächtigen und freien deutschen Bundesstaates auch für

Sachsen gewonnen hat, bei den lauten Besorgnissen, welche über einen gefahrdrohenden Widerstreit der Ansichten über diese Frage hervorgetreten sind, hält es die Dresdner Bürgerwehr für eine heilige Pflicht, Ew. Königlichen Majestät gegenüber hierdurch ehrerbietigst aber offen zu erklären, daß die Bürgerwehr die Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit der sofortigen Anerkennung der Beschlüsse der frankfurter Nationalversammlung wegen der deutschen Reichsverfassung theilt, und daß sie ihrer Pflicht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung jederzeit eingedenk, doch gegen ihre Mitwirkung zu Maßregeln, welche die Gültigkeit der deutschen Reichsverfassung in Frage stellen sollten, sich feierlichst verwahrt.

Dresden, den 2. Mai 1849."

Alle diese Deputationen erhielten von dem Könige dieselbe Antwort. Der König war außerordentlich bewegt. Es ließ sich nicht verkennen, daß die so offen, so unverhohlen, so fest von allen Klassen des Volkes ihm ausgesprochenen Wünsche einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatten. Aber er war umgeben von Männern der äußersten Reaktion, und, wie allen Fürsten, waren ihm die Räthe dieser Männer lieber, als die Bitten und Forderungen des Volkes.

So erklärte er denn, obwohl sichtlich bewegt, doch sehr fest und bestimmt, daß er auf eine Anerkennung der deutschen Reichsverfassung nicht eingehen könne. Er fügte hinzu, daß er seiner festesten Ueberzeugung nach den Boden des Rechts nicht verlassen dürfte; die Reichsverfassung bestände nicht zu Recht; er könne dieselbe so lange nicht als

Gesetz anerkennen, bis nicht auch Preußen und Bayern, die größten Staaten Deutschlands, dieselbe angenommen hätten. Die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. habe nur den Auftrag gehabt, zu vereinbaren, keine Regierung habe dieselbe als konstituirende Versammlung, als souverain, anerkannt, und daher könne die deutsche Reichsverfassung nur durch Vereinbarung mit den Regierungen zum Gesetze werden.

Außerdem aber biete diese Reichsverfassung keine Garantie für ein Glück der Völker dar, denn aus derselben werde ein zerstückeltes, uneiniges, kraftloses, sicherlich aber kein großes und mächtiges Deutschland hervorgehen.

Der König hatte in seiner Art freilich Recht. Die Fürsten hatten allerdings die Nationalversammlung nicht als souverän anerkannt, denn Fürsten kennen eben keine Souveränität des Volkes, die deutschen Fürsten sind noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur dann die fürstliche Gewalt irgend eine Berechtigung hat, wenn sie eben hervorgeht aus dem Volkswillen, wenn der Fürst selbst nichts Anderes ist, als der erste Beamte des Volks.

Diesen Grundsatz, den einzig wahren, richtigen und natürlichen, haben die deutschen Fürsten noch nicht in sich aufgenommen, und so konnte denn freilich der König von Sachsen mit Verwunderung fragen, wie er dazu komme, die Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes für souverän zu halten. Er konnte verlangen und war nach seiner Ansicht dazu vollkommen berechtigt, daß der Wille des gesammten deutschen Volkes sich dem Willen von zweien Königen in Preußen und in Bayern beuge.

Auch darin hatte er Recht, daß diese Reichsverfassung

kein großes und mächtiges Deutschland hervorzurufen im Stande wäre, denn Größe und Macht liegt nach fürstlichen Begriffen nur in einem solchen Lande, das despotisch beherrscht ist von Einem.

Aber das Volk von Sachsen hatte andere Begriffe, als sein König, und die Antworten, welche die verschiedenen Deputationen erhielten, genügten demselben keineswegs, sondern erregten im Gegentheil selbst im Herzen manches ächt konservativen Mannes eine tiefe Erbitterung.

Wie wir sogleich sehen werden, waren fast unmittelbar, nachdem die Antwort des Königs bekannt wurde, unruhige und gewaltige Auftritte die Folge derselben, und deshalb wollte der Stadtrath von Dresden noch einmal versuchen, den Sinn des Königs zu beugen, denn er sah ein, daß eine blutige Auflehnung des Volkes eine unmittelbare Folge der königlichen Unnachgiebigkeit sein müsse.

Der Stadtrath Meisel erhielt den Auftrag, das Gesammtministerium von der Lage Dresdens zu unterrichten und den Versuch zu machen, ob die drohende Gefahr nicht abzuwenden sei.

Während Stadtrath Meisel sich noch mit den Ministern unterhielt, die von der königlichen Tafel abberufen worden waren, hatte der Kampf schon in Dresden begonnen. Die Minister antworteten dem Stadtrathe ausweichend, und auch, als bald darauf noch der stellvertretende Bürgermeister der Stadt Dresden, Herr Pfotenhauer mit dem Vicebürgermeister Koch aus Leipzig ins Schloß eilten, als eine Deputation aus Leipzig, eine Deputation der Kommunalgarde, und eine Deputation des Stadtraths und

der Stadtverordneten sich abermals beim Könige melden ließen auch da waren alle diese Schritte vergeblich.

Der König nahm allerdings, nachdem er lange Zeit theils mit den einzelnen Ministern, theils mit dem Gesammtministerium konferirt hatte, die Deputationen an. Er befand sich in einer heftigen Gemüthsbewegung, während er ihre Berichte anhörte, und während zu gleicher Zeit draußen vor dem Schlosse der Lärm und das Geschrei des Volkes, vermischt mit den einzelnen Schüssen, den Beginn der Revolution anzeigten.

Als die Deputationen gesprochen hatten, als sie fast alle die Anerkennung der Reichsverfassung als das geeignete Mittel vorgeschlagen hatten, augenblicklich jeder Gewaltthätigkeit ein Ziel zu setzen, augenblicklich Ruhe und Frieden ins Land zurückkehren zu lassen, da verlangte der König einige Minuten Bedenkzeit, und nachdem diese kurze Frist verstrichen war, gab er abermals eine abschlägliche Antwort.

Der König verließ sich auf die Hülfe Preußens, er verließ sich darauf, daß nach dem Falle des heldenmüthigen Wiens im Oktober 1848 die revolutionäre Partei in Deutschland überall mit Leichtigkeit niedergedrückt worden sei, und er hatte Recht, sich darauf zu verlassen, denn nach wenigen Tagen war auch die Dresdner Revolution mit Waffengewalt beendet. Der Wille des Einzigen war im Stande gewesen, den Willen des Volks zu unterdrücken.

So waren denn alle Unterhandlungen mit dem Könige an dem Widerstreben des Letztern gescheitert. Das

Volk hatte jetzt nur die eine Wahl, entweder zu verzichten auf die deutsche Reichsverfassung, die es für sein Recht anerkannte, oder aber mit Waffengewalt diese Reichsverfassung zu erkämpfen gegen die eigenen Landestruppen, gegen den König. Es wählte das Letztere.

Während der Unterhandlungen der Stadtbehörden und der Kommunalgarde mit dem Könige, war Dresden schon der Schauplatz wichtiger und gewaltiger Ereignisse gewesen.

Unmittelbar, nachdem die erste Deputation der Stadtbehörden und der Kommunalgarde den König verlassen hatte, erließen die Stadtverordneten folgendes Plakat an den Straßenecken Dresdens:

„Mitbürger! Der König hat mehreren Deputationen eine ablehnende Antwort ertheilt, und sich namentlich auf Preußen und Bayern berufen. Nach der neuesten preußischen Note steht uns die Besetzung des Landes mit preußischen Truppen bevor. Die Stadtverordneten zu Dresden werden deshalb heut in außerordentlicher Sitzung Nachmittags 4 Uhr die Niedersetzung eines Landesvertheidigungs-Ausschusses gegen fremde Truppen beantragen."

Dresden, d. 3 Mai 1849.

Blöde. Minkwitz. Seidenschnur.

Das war ein wichtiger Schritt. Die Ernennung eines Landesvertheidigungs-Ausschusses gegen fremde Truppen war die Begründung einer provisorischen Regierung, gegenüber dem Ministerium. Es war der erste Schritt der Revolution.

Auch die Kommunalgarde zeigte bald, daß sie entschlossen wäre, den revolutionären Weg zu betreten.

Der Kommandant der Dresdner Kommunalgarde, Napoleon Lenz, theilte dem Kommunalgarden-Ausschusse die Antwort des Königs mit; er berichtete besonders, daß der König ernst und väterlich die Kommunalgarde darauf aufmerksam gemacht habe, wie sie vor Allem die Pflicht hätte, die Ruhe und Ordnung in Dresden aufrecht zu erhalten, und die gesetzlichen Behörden zu beschützen.

Der Kommandant Lenz forderte deshalb, daß sowohl von der Versammlung der Bataillone, um diesen die Antwort des Königs mitzutheilen, als von der Parade für die Reichsverfassung Abstande genommen werde, aber er blieb mit seiner Forderung im Kommunalgarden-Ausschusse in der Minorität. Der Ausschuß beschloß, sowohl die Bataillone zu berufen, als auch die Parade abzuhalten.

Kommandeur Lenz reichte deshalb bei dem Kommandeur der sämmtlichen sächsischen Kommunalgarden, General Mandelsloh,*) seine Entlassung ein.

General Mandelsloh nahm die Entlassung nicht an, und untersagte zu gleicher Zeit die Abhaltung der beschlossenen Parade, während, durch den Kommunalgarden-Ausschuß veranlaßt, ein Straßenanschlag den Kommunalgardisten Dresdens bekannt machte, daß sie um 1 Uhr sich zum Appell zu versammeln hätten, um die Antwort des Königs auf die Adresse der Kommunalgarde zu vernehmen,

---

*) Die sämmtlichen sächsischen Kommunalgarden standen unter einem besondern Oberkommandanten, während die einzelnen Kommunalgarden in den verschiedenen Städten ihre eigenen Kommandeurs hatten.

und um die für die Reichsverfassung beschlossene Parade abzuhalten.

In Folge dieser Zwistigkeiten wuchs die Aufregung an jenem Tage mehr und mehr. Immer wilder gestalteten sich die Volkshaufen, Bewaffnete ließen sich in allen Straßen blicken, immer offener wurde es ausgesprochen, daß der Augenblick der beginnenden Revolution da sei; vom Glockenthurme herab ertönten die Glockenschläge, und zugleich rasselte durch die Straßen Dresdens der Generalmarsch, welcher die einzelnen Bataillone der Kommunalgarde berief, um die Antwort des Königs zu vernehmen.

Mit tiefem Murren empfingen die Kommunalgardisten die Worte des Fürsten; der Kommandeur Lenz theilte ihnen aber zugleich mit, daß eine Parade auf Befehl des Oberkommandanten nicht stattfinden könne, und entließ die einzelnen Bataillone, welche im Scheiden noch der Reichsverfassung ein donnerndes Lebehoch ausbrachten.

Nur zwei Bataillone, seiner Ueberzeugung nach die bestgesinnten, d. h. diejenigen, von denen Herr Lenz hoffte, daß sie mit dem Militair gemeinschaftliche Sache machen, und sich gegen das Volk schlagen würden, behielt der Kommandeur zusammen, während immer stärkere Volksmassen sich auf den verschiedenen freien Plätzen der Stadt und besonders um das Schloß herum sammelten.

Schon begann man mit dem Bau der Barrikaden hier und dort, schon suchte die Aufregung, sich gewaltsam Bahn zu brechen, da warf endlich der Kommandeur der Dresdner Kommunalgarde die bisher immer noch ziemlich bewahrte Maske der Volksfreundlichkeit ganz ab. Er forderte die unter ihm stehenden Kommunalgardisten auf, ge-

gen das Volk einzuschreiten, aber die Bataillone verweigerten ihm den Gehorsam und so sah sich denn Herr Lenz genöthigt, das Kommando abermals und zwar definitiv niederzulegen.

Die Wuth des Volkes war indessen gegen den Mann, der den Bürgerkrieg anzufachen, sich bereit erklärt hatte, auf das Furchtbarste ausgebrochen; er mußte sich flüchten, denn seinem Leben selbst drohte von den wüthend aufgeregten Volksmassen schwere Gefahr. Zu seiner Sicherheit wurde er dem Scheine nach verhaftet, um seine Flucht zu ermöglichen.

Im Laufe des Abends machte sich die Wuth des Volkes dadurch Luft, daß es das Waarenlager des reichen Kaufmanns von Grund aus zerstörte.

An die Stelle des Kommandeurs Lenz trat der älteste Bataillons-Kommandant, Advokat Heinz. Dieser übernahm für kurze Zeit das Kommando der Dresdner Kommunalgarde.

Als er aber in den Stadtrath kam, um hier seine Stelle zu übernehmen, redete ihn der, mit vielen anderen Mitgliedern der aufgelösten Kammern anwesende Abgeordnete Tzschirner an und machte ihn aufmerksam auf die hohe Wichtigkeit des von ihm übernommenen Amtes. Tzschirner erklärte, daß es sich jetzt darum handle, die Anerkennung der Reichsverfassung zu erzwingen. Es könne und werde wahrscheinlich zum Kampfe kommen, und in diesem Kampfe müsse die Bürgerwehr mit den Bürgern, mit dem Volke auf einer Seite stehen, sie dürfe sich nicht scheuen, auch gegen das Militair den Kampf aufzunehmen.

Da erwiederte der Advokat Heinz: „Herr, gegen das Militair führe ich die Kommunalgarde nicht!“

Nach einer solchen Antwort konnte natürlich in jener wild bewegten Zeit, in der es hauptsächlich darauf ankam, einen treugesinnten, entschlossenen Mann an der Spitze der Dresdner Kommunalgarde zu sehen, Herr Heinz nicht länger Kommandeur bleiben.

An seine Stelle wurde der früher in griechischen Diensten befindliche Oberstlieutenannt Heinze, bisher Abgeordneter in der ersten sächsischen Kammer, zum Kommandanten ernannt, und der Rechtspraktikant von Zychlinski ihm zum Adjutanten zuertheilt.

Der Stadtrath gab dem Ministerium von der Ernennung sofort Mittheilung. Während dieser Vorfälle, während schon die Aufregung in ganz Dresden den höchsten Grad erreicht hatte, während bereits Barrikaden an verschiedenen Orten gebaut wurden, war auch die Regierung nicht müßig geblieben; sie hatte ihre militairischen Kräfte so viel als möglich konzentrirt, sie hatte außerdem, worauf wir noch weiter zurückkommen werden, Boten nach auswärtigen Garnisonen gesendet, und auch preußische Hülfe requirirt.

Zuvörderst hatte sie die vereinzelten Wachen gegen Mittag abgelöst und auf die Hauptpunkte zusammengezogen.

Hierdurch war es ihr möglich gewesen, acht Kompagnien Infanterie unter dem Kommando des Obersten von Friederici im königlichen Schlosse zu konzentriren, und von hier aus auch das Prinzen-Palais und das an der

Brühlschen Terasse in der Nähe des Elbufers liegende Finanzhaus zu besetzen.

Zwei Geschütze waren am Ausgange der Elbbrücke aufgestellt, und drei Kompagnien mit 70 Mann Fußartillerie und vier unbespannten Geschützen bildeten die Besatzung des Zeughauses. Zwei Eskradronen Reiterei wurden auf dem Schloß- und Theaterplatze in der Altstadt, zwei andere in der Neustadt, am Blockhause aufgestellt.

In der Neustadt selbst blieben außerdem nur etwa 100 Mann Infanterie zur Bewachung der Militairgebäude zurück, so wie die reitende Artillerie mit vier Geschützen, welche Nachmittags gegen 5 Uhr von Radeberg in Dresden eintraf. Man glaubte mit Recht, daß auf die Vertheidigung der Neustadt weniger Gewicht zu legen sei, als auf die Besetzung des Schlosses und des Zeughauses.

Während von der Regierung die eben erzählten militairischen Maßregeln getroffen wurden, war Dresden schon der Schauplatz blutiger Ereignisse geworden.

Die ersten Kämpfe fanden am Zeughause statt. Im Zeughause lagen, wie der Leser sich erinnert, noch ungefähr 3 Kompagnien Infanterie mit 70 Mann Artillerie. Das Kommando über die Zeughausbesatzung führte Oberst Dietrich als Zeughauptmann. Die Infanterie wurde kommandirt durch den Oberstlieutenant v. Polenz.

Das Zeughaus war naturgemäß der erste Punkt, auf den das Volk einen Angriff machte. Sobald die Nothwendigkeit der Revolution sich in allen Gemüthern hervorgestellt hatte, sobald das ganze Volk entschlossen war, mit Gewalt sein Recht zu erkämpfen, sobald mußte sich ihm auch

die dringendste Nothwendigkeit naturgemäß hinstellen, daß es vor allen Dingen bewaffnet sein müsse.

Wie bei fast allen früheren Revolutionen, lenkte sich daher das erste Augenmerk des Volkes auf das Zeugshaus. Die Eroberung des Zeughauses, die Besitzergreifung der dort aufgestellten Geschütze und anderen Waffen, war das wichtigste Moment der beginnenden Revolution.

Gewaltige Menschenmassen sammelten sich nach und nach tobend und lärmend vor dem Zeughause, auf dem sogenannten Zeughausplatze und in den umliegenden Gassen.

Die Dresdner Turnerschaar zog Nachmittags gegen 3 Uhr heran und besetzte die in der Nähe des Zeughauses liegende Clinik.

Der Lärm, das Geschrei nach Waffen wurde mit jedem Augenblicke immer lauter und lauter. Immer kühner wurde die Volksmenge, besonders, als sie sich unterstützt sah durch die bewaffnete Turnerschaar. Ein Leiterwagen wurde herbeigeholt, und das schwache Gatterthor des Zeughauses bei der Zeughauswache vermittelst dieses Wagens eingestoßen. Die Kühnsten der Menschenmasse drängten sich in den Hof.

Zur Vertheidigung des Gatterthores hatte Oberst Dietrich eine Infanterie-Abtheilung aufgestellt, wie er denn überhaupt alle Maßregeln getroffen hatte, um das Zeughaus energisch zu vertheidigen. Er hatte die sämmtlichen Zugänge verschließen und die Thore von Infanterie besetzen lassen.

Im Innern des Zeughauses selbst waren acht Kanonen, mit Kartätschen geladen, gegen die Eingangsthore aufgefahren, und zwischen den Geschützen Infanterie aufgestellt. —

Oberst Dietrich hatte indessen den Befehl gegeben, daß das Militair unter keiner Bedingung die Feindseligkeiten beginnen, sondern erst dann von seinen Waffen Gebrauch machen solle, wenn es angegriffen werde, wenn das Volk aufs Deutlichste die Absicht, das Zeughaus zu stürmen, an den Tag lege.

So zog sich denn auch die bei dem Gatterthore stehende Infanterie etwa 20—30 Schritt in das Innere des Zeughauses zurück, ohne zu feuern.

Der Kommandeur der Infanterie, Oberst-Lieutenant von Polenz trat vor und versuchte begütigende Worte an das Volk zu richten, natürlich mußten sie aber vergeblich sein, denn wie wenig auch das Volk von Dresden gegen das Militair als solches erbittert war, so war es doch zu dem festen Entschlusse gekommen, selbst den Kampf gegen das Militair nicht zu scheuen, um die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten.

So fruchteten denn natürlicher Weise die vielleicht wohlgemeinten Warnungen und Bitten des Oberst-Lieutenant von Polenz nicht, und dieser Offizier mußte sich daher zurückziehen; er entschloß sich nun, Gewalt zu gebrauchen. Dreimal wurde getrommelt, dann eine Salve auf das Volk gegeben.

Viele Todte blieben auf dem Platze. Ein furchtbares Wuthgeschrei erhob sich unter dem Volke. Die Arbeiter hatten zum großen Theile geglaubt, daß das Militair, welches so oft ausgesprochen hatte, daß es mit dem Volkswillen einverstanden sei, nicht feuern werde, und ihre Wuth, als sie das Blut über den Boden rinnen sahen, als sie die Leichen der gefallenen Brüder erblickten, war daher grenzenlos.

Der Ruf: „Verrath! das Militair schießt!!" verbreitete sich mit Blitzesschnelle nicht nur unter den am Zeughause Anwesenden, sondern durch die ganze Stadt Dresden.

Die Menge wich zurück, aber im nächsten Augenblicke war auch das Pflaster aufgerissen, und ein Hagel von Steinen flog gegen die Infanterie.

Zu gleicher Zeit begannen die wohl bewaffneten Turner ein heftiges Feuer gegen die Besatzung des Zeughauses, von welchem mehrere Infantristen, unter ihnen auch der Lieutenant Krug von Nidda, den ein Schuß durch den Hals tödtete, niedergestreckt wurden.

Zu gleicher Zeit marschirte auch das 5. Bataillon der Dresdner Kommunalgarde herbei, aber es wurde von den Truppen mit Flintenschüssen begrüßt, und es ist ganz charakteristisch für die fast zum Sprüchwort gewordene Feigheit der Bürgerwehr, daß es auch nicht einen Augenblick widerstand, sondern in eiligster Flucht umkehrte, ohne einen Kampf auch nur zu versuchen.

Oberst Dietrich ließ jetzt zwei Geschütze mit Kartätschen geladen derartig gegen den erbrochenen Eingang aufpflanzen, daß derselbe von diesen Geschützen bestrichen werden konnte, wodurch ein weiteres Vordringen des Volkes verhindert wurde.

Nach und nach zog sich die Menge von diesem Punkte des Zeughauses mehr und mehr zurück, aber die Wuth, welche durch die gefallenen Todesopfer im Volke erregt war, hatte sich nicht gelegt, im Gegentheil war sie durch das vergossene Blut nur erhöht, nur gekräftigt worden.

Ohne Erfolg waren vier Menschen geopfert, und jetzt wollte man für diese vier Todten wenigstens eine Entschädigung haben.

Man legte einen der Gefallenen, einen alten Mann, auf denselben Wagen, mit dem das Thor des Zeughauses aufgestoßen worden war. Die Wunde wurde entblößt, und so fuhr man die Leiche in der Stadt umher, und nach dem Schloßplatze. Ueberall, wohin das gräßliche Fuhrwerk kam, wurde es mit wildem Wuth- und Rachegeschrei empfangen.

Die Aufregung steigerte sich bis aufs Höchste, als man endlich die Leiche auf dem Schloßplatze niederlegte, auf die Stufen des Königshauses, um dem Könige zu zeigen, welche gräßliche Folgen schon seine Weigerung, die Reichsverfassung anzuerkennen, gehabt habe, die Aufregung wuchs endlich so weit, daß das Volk die Fenster des Schlosses einwarf.

Vom Schloßplatze wurde die Leiche wieder zurückgefahren nach der Clinik am Zeughausplatze.

Hier hatte sich mittlerweile mehr und mehr Volk angesammelt. Kühne Reden wurden in den Volkshaufen gehalten. Immer offner, immer unverhohlener forderten Einzelne, daß die Menge sich ermuthige, daß sie einen kühnen Angriff auf das Zeughaus mache.

Wieder wurde derselbe Leiterwagen, den man schon einmal zum Erstürmen des Gatterthores gebraucht hatte, herbeigeholt, um gegen das mittlere Hauptthor gewendet zu werden. Mit furchtbarer Gewalt wurde er von Hundert tüchtigen Fäusten gegen das Thor vorgeschoben, und krachend brach dasselbe auseinander.

Zu gleicher Zeit donnerte aber ein Kartätschenschuß aus dem Innern des Zeughauses hervor. Die zischenden Kugeln fuhren durch die dichtgedrängte Menge, und gegen 20 Todte und Verwundete bedeckten im Augenblicke den Kampfplatz.

Dieser Kartätschenschuß rettete das Zeughaus, dieser Kartätschenschuß rettete das sächsische Königshaus, er vernichtete die Revolution, und vielleicht wäre jetzt Deutschland in einem gewaltig anderen Zustande, hätte nicht dieser eine Kartätschenschuß der Dresdner Mairevolution eine andere Wendung gegeben.

Wunderbar ist der innere Zusammenhang der Begebenheiten in der Geschichte. Wie oft haben kleine, unbedeutende Menschen den ganzen Zusammenhang der Ereignisse gestört, und eine neue weltgeschichtliche Epoche gebildet. So geschah es auch in jenem Augenblicke.

Die Besatzung des Zeughauses hatte keine Ahnung davon, daß so schnell gerade das Hauptthor vom Volke angegriffen werden würde. Zwei Kanonen mit Kartätschen geladen, waren allerdings auf das Thor des Zeughauses gerichtet worden, und zwischen diesen und dem Thore standen die Offiziere und Soldaten der Zeughausbesatzung, ohne indessen an einen Angriff zu denken.

Da donnerte plötzlich der Wagen, vom Volke getrieben, gegen das Thor, und krachend brachen die Thorflügel auseinander.

Die Besatzung war überrascht, kein Offizier gab Befehl zum Feuern; aber ein einfacher Soldat der Artillerie sprang, ohne ein Kommando empfangen zu haben, an das Geschütz und feuerte es ab.

Die Volksmenge stürzte in den Hof, aber empfangen von dem mörderischen Gruße der Kartätschen, wich sie schreiend und furchtsam zurück. In wenigen Augenblicken war der Platz vor dem Zeughause von der Volksmenge zum größeren Theile geräumt, nur aus den Fenstern der

umliegenden Gebäude dauerten Schüsse auf die Besatzung des Zeughauses fort, welche einzelne Soldaten verwundeten und tödteten.

Ein weiterer Angriff auf die Thore wurde nicht gemacht, und so konnte es der Zeughausbesatzung gelingen, sowohl das zuerst angegriffene Gatterthor, als auch die übrigen Thore von innen fest zu verrammeln.

Bis gegen 7 Uhr dauerte noch ein einzelnes Flintenfeuer aus den nebenanstehenden und gegenüberliegenden Gebäuden auf die Fenster des Zeughauses fort, welches der Besatzung jedoch keinen bedeutenden Schaden that.

Schauen wir noch einmal zurück auf den mißlungenen Angriff des Zeughauses, so sehen wir, daß dem Volke in jenem Augenblick nur ein kühner, kräftiger Führer, ein strategisch ausgebildeter Mann fehlte, um der Dresdner Revolution eine siegreiche Wendung zu geben.

Das Zeughaus war nicht nur deshalb bedeutend, weil es der Sammelplatz der sächsischen Militairwaffen war, nicht nur, weil das Volk durch die Eroberung dieses Hauses in den Besitz von Geschützen gekommen wäre, sondern weil es eine der festesten und wichtigsten Positionen in der Altstadt bildete. Die Eroberung des Zeughauses durch das Volk hätte eine Masse von Waffen in die Hände der Revolutionäre gebracht, sie hätte außerdem einen gewaltigen, moralischen Eindruck gemacht, sie hätte dem Volke gezeigt, daß mit Kühnheit und Kraft gegen reguläre Truppen sehr wohl etwas auszurichten sei, sie hätte den Soldaten gezeigt,

daß das Volk mit voller Energie und Tapferkeit die Reichsverfassung zu erkämpfen entschlossen sei.

Innerhalb des Militairs waren viele Sympathien für die Sache des Volkes, aber um diese Sympathien zum Ausbruch zu bringen, um das Militair zu veranlassen, daß es übertrete in die Reihen der Volkskämpfer, waren vor allen Dingen folgewichtige Ereignisse nothwendig.

Ein solches Ereigniß wäre die Erstürmung des Zeughauses gewesen, und die Erstürmung des Zeughauses war leicht. Allerdings bedeckten, nachdem der Kartätschenschuß abgefeuert war, 20 Todte und Verwundete das Schlachtfeld, aber Hunderte, ja Tausende kräftiger Streiter standen unverwundet hinter diesen Zwanzigen, und diese Alle wichen zurück, nachdem die größte Gefahr überwunden war.

Wären sie weiter gestürmt, unbekümmert um die Todten, unbekümmert um das Blut der Verwundeten, hätten sie sich gestürzt auf die im Hofe unvorbereitet stehenden Soldaten, der Sieg wäre dem Volke sicher gewesen. Das Zeughaus wäre erobert worden und der moralische Eindruck, den diese kühne That des Volkes sowohl auf die Volkskämpfer selbst, als auf die Soldaten gemacht hätte, wäre ein ungeheurer gewesen.

Aber nachdem das Volk schon den Sieg in der Hand hatte, wich es zurück; es fehlte ihm eben ein Mann, der die militairische Lage des Zeughauses zu berechnen im Stande gewesen wäre, und der eine Schaar kühner, tapferer Männer zu einem verzweifelten Angriffe geführt hätte.

Die Niederlage vor dem Zeughause war der Beginn der Niederlage der Dresdner Revolution.

Während dieser blutigen Ereignisse vor dem Zeughause

war auch die revolutionäre Partei in der übrigen Stadt nicht müßig gewesen. Der Ausschuß des Vaterlandsvereins hatte folgende Proklamation an alle Vaterlands- und deutschen Vereine in Sachsen erlassen:

„Mitbürger!

Wir halten es für nöthig, Euch über den Stand der Dinge in der Residenz schleunige Nachricht zu geben.

Unser Verein beschloß am 30. April d. J. eine Adresse an die Nationalversammlung in Frankfurt, worin derselbe, sie im Kampf mit den Fürsten aus allen Kräften zu unterstützen, sich bereit erklärte, und überreichte zur Kenntnißnahme am gestrigen Tage im feierlichen Zuge eine ähnliche Erklärung dem Minister v. Beust, da der Minister Dr. Held bereits seine Entlassung erhalten hatte. Noch an demselben Abende beschlossen die Stadtverordneten einstimmig, dem Könige eine Adresse zu überreichen, worin ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen sämmtliche Minister ausgesprochen und unbedingte Anerkennung der deutschen Reichsverfassung gefordert wird. Der Stadtrath ist gestern gegen eine Stimme beigetreten.

Die hiesige Kommunalgarde, am gestrigen Tage durch das Kommando und sämmtliche Bataillons-Kommandanten zu Urversammlungen zusammenberufen, beschloß mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität, eine ähnliche Adresse dem Könige zu überreichen, zugleich aber dahin zu wirken, daß nicht nur sämmtliche Kommunalgarden des Landes durch das Generalkommando zum Anerkenntniß der Reichsverfassung veranlaßt werden, sondern auch insbesondere die hiesige

Bürgerwehr morgen auf Appell in feierlicher Parade zu diesem Behufe ausrücke.

Die Deputationen der Kommunalgarde und der städtischen Behörden sind so eben vom Könige zurück, sie bringen keine erfreuliche Nachricht. Heute Nachmittag 4 Uhr ist außerordentliche Stadtverordnetensitzung und wird der Antrag auf Ernennung eines Landesvertheidigungs-Ausschusses gegen das Einrücken fremder Truppen unzweifelhaft durchgehen. Der Umstand, daß trotz und nach Auflösung der Kammern das Ministerium ebenfalls in vollständiger Auflösung sich befindet, daß sogar der ehemalige Minister von Carlowitz den vom Könige ihm gewordenen Auftrag der Bildung eines neuen Ministeriums abgelehnt hat, daß ferner der im vorigen Jahre auf wenige Tage während der Märztage in das Ministerium eingetreten gewesene Dr. Zschinsky nunmehr zum Könige berufen sein soll, daß endlich am gestrigen Tage eine Cirkularnote des Ministeriums Brandenburg hier bekannt geworden, in welcher Preußen den gegen die frankfurter Nationalversammlung widerspenstigen Fürsten offen seine Truppen anbietet, während auf der andern Seite hier in Dresden die Bürgerwehr, die städtischen Behörden und fast sämmtliche politische Vereine in dieser Frage Hand in Hand gehen, der größere Theil der Garnison aber ebenfalls mit unserer Sache zu sympathesiren scheint, lassen die vorliegende Krise höchst bedenklich erscheinen.

Wir veranlassen Euch daher hierdurch, Eure Mitglieder so schleunig als möglich von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, ferner darauf hinzuwirken, daß die Kommunalgarden, städtischen Behörden und Vereine an den verschiedenen

Orten des Landes sich für Anerkennung und Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung, wie sie aus der zweiten Lesung der Nationalversammlung hervorgegangen, schleunigst aussprechen, endlich aber, da die Entscheidung hauptsächlich in der Residenz wird erfolgen müssen, mithin die Abhaltung einer großen Volksversammlung in Dresden vielleicht in nächster Zeit bevorsteht, Euch darauf vorzubereiten, daß Euer möglichst zahlreiches Erscheinen allhier dabei nöthig sein wird.

Dresden, den 3. Mai 1849.

Der Ausschuß des Vaterlands-Vereins.

Eilt schleunigst mit Waffen und Munition herzu! Es gilt!"

Zu gleicher Zeit war auch in der Stadtverordnetenversammlung unter Theilnahme von Mitgliedern der Linken des aufgelösten Landtags, unter Andern Tzschirner, Helbig u. A. die Einsetzung und sofortige Ernennung eines Landesvertheidigungs-Ausschusses durchgesetzt, und Köchly, Minckwitz, Kell, Richter und Seidenschnur waren mittelst Akklamation ernannt worden.

Man hatte beschlossen, den Stadtrath aufzufordern, ebenfalls 5 Mitglieder zu diesem Landesvertheidigungs-Ausschusse zu ernennen, und noch einmal zu versuchen, mit den Stadtverordneten gemeinsam beim Könige Schritte zu thun.

Der Stadtrath lehnte die Einsetzung eines Landesvertheidigungs-Ausschusses allerdings ab, er erwählte aber einen Sicherheits-Ausschuß, zu welchem er die folgenden Stadträthe: Hitzschold, Pfotenhauer, Klette, Lehmann und

Jädicke bezeichnete. Er schloß sich auch einer nochmaligen Deputation der Stadtverordneten an den König an.

Das Resultat kennt der Leser bereits. (S. S. 452.)

Während die Deputationen noch beim Könige waren, hatten sich die Stadtverordneten Dr. Richter, Köchly, Minckwitz nach dem Rathhause begeben, und hier in Verbindung mit einigen Stadträthen sich als Sicherheits-Ausschuß konstituirt.

Hier geschah die von uns bereits mitgetheilte Ernennung erst des Advokaten Heinz, dann des Oberstlieutenant Heinze zu Kommunalgarden-Kommandeurs.

Vor dem Rathhause hatte sich mittlerweile eine ungeheure Volksmenge angesammelt. Schon wurden in den verschiedensten Theilen der Stadt Barrikaden gebaut, schon war das Blut am Zeughause vergossen, die Revolution hatte begonnen.

Vom Balkon des Rathhauses herab wehte eine gewaltige schwarz-roth-goldene Fahne, und Tzschirner, der Alles leitende Geist in den ersten Tagen der Revolution, trat auf den Balkon und redete zum Volke; er ermahnte dasselbe, das Eigenthum zu achten, und in Folge dieser Ermahnung wurden an alle Waarenläden mit Kreide die Worte geschrieben: „Heilig ist das Eigenthum!" und wie wir es denn fast in allen Revolutionen der letzten Jahre gesehen haben, so wurden auch hier diese wenigen, mit Kreide geschriebenen Worte respektirt, heilig blieb das Eigenthum!

Selten oder nie kam ein Diebstahl vor und nur, wo das Recht der Revolution eine Verletzung des persönlichen Rechts erforderte, nur da wurde das Eigenthum angetastet.

Waffenläden wurden freilich erstürmt, denn das Volk wollte und mußte Waffen haben. Wo es galt, Barrikaden zu bauen, wo es galt, die Erker zu befestigen, da mußte man freilich an das Eigenthum des Einzelnen Hand legen, niemals aber hörte man von einem Diebstahle aus Eigennutz.

Die Kirchenthüren wurden jetzt zertrümmert, von den Kirchthürmen herab heulten die Sturmglocken; auf den Barrikaden wehten schwarzrothgoldenen Fahnen, an manchen Stellen war auch bereits das Sinnbild der Republik, die reine rothe Fahne, aufgepflanzt. Neben allen diesen Fahnen sah man auf den Barrikaden auch das Bild des Märtyrers der deutschen Freiheit, Robert Blums, prangen.

Das Bild dieses edlen Mannes sollte die Kämpfer für Recht und Freiheit anspornen, tapfer und energisch zu kämpfen für die Freiheit.

Während die Männer des Volks fast in ganz Dresden einmüthig sich um die Barrikaden schaarten, sich bewaffneten und bereit erklärten, Blut und Leben hinzugeben für ihre heilige Sache, zogen sich die Kommunalgardisten mehr und mehr vom Kampfe zurück.

Trotz des Generalmarsches, trotz der Befehle, daß sie unter Waffen eilen sollten, erschienen nur wenige, und gar manche murrten sogar über die Ernennung des Oberstlieutenant Heinze, den man damals noch für einen energischen, kampfbereiten Mann hielt.

Um 7 Uhr Abends verkündete Tzschirner dem Volke und den erschienenen Kommunalgardisten vom Balkon des Rathhauses herab, daß der König die letzte Deputation des Stadtraths und der Stadtverordneten abermals abschläg-

lich beschieden habe, und daß es nun nothwendig sei, einen entschiedenen Mann an die Spitze der Kommunalgarde zu stellen, denn die Zeit des Kampfes sei gekommen. Er verkündete zu gleicher Zeit die Ernennung des Oberstlieutenant Heinze zum Kommunalgarden-Kommandeur, er machte darauf aufmerksam, daß bald die Truppen von außerhalb nach Dresden kommen würden, und er bestärkte auf diese Weise den Muth des Volks.

So verging der Abend. Mit den Truppen kam es nicht weiter zum Kampfe, denn diese hatten den bestimmten Befehl erhalten, nicht ohne Noth ihre Muniton zu verbrauchen, und nicht selbst anzugreifen, sondern sich lediglich vertheidigend zu halten.

Aber ein reges, wild bewegtes Leben herrschte an jenem Abende und während der Nacht in den Straßen Dresdens. Mit wunderbarer Schnelligkeit entstanden Barrikaden an allen Straßenecken, welche bis in die ersten Stockwerke hinein und zwar so kunstgerecht gebaut wurden, daß manche derselben wahrhaft strategische Meisterstücke waren.

Hinter diesen Barrikaden standen die Männer des Volks, fröhlich und unbekümmert um die Gefahr. Mitten in den Straßen waren Wachtfeuer angezündet, neben denen die Freischärler in ihren wilden und romantischen Kostümen lagen. Kugeln wurden gegossen und die Vorbereitungen zu dem Kampfe des folgenden Tages getroffen, denn mit Bestimmtheit hoffte das Volk, daß es am 4. Mai in den Kampf geführt werden würde.

Es war eine herrliche, wundervolle Mainacht. Die Natur schien selbst die Revolution und das Recht des deutschen Volkes zu begünstigen. Ein heller Mondschein leuch-

tete vom Himmel und gar wunderbar kontrastirte der rothe Schein der Wachtfeuer gegen das reine klare Licht des Mondes.

Auf dem Schloßplatze waren ähnliche Scenen. Dort bivouakirten die Reiterei und die Artillerie neben einander, aber die Soldaten waren nicht von dem fröhlichen Muthe der Volksmänner beseelt, trübe und traurig saßen sie neben einander, und gar mancher mochte wohl wünschen, in den Reihen der Barrikadenkämpfer zu stehen.

Sechstes Capitel.

Der erste Tag der Dresdner Revolution war beendet, und wir haben nun wohl das Recht zu fragen, was geschah an diesem ersten Revolutionstage von den Männern der revolutionären Partei, um die gewaltige Erhebung des sächsischen Volkes nutzbar zu machen für die Zukunft, und um dem Volke den Sieg über die Truppen zu sichern.

Schauen wir zurück auf die Stellungen, welche an jenem Tage die Truppen und die Männer des Volkes einnahmen, so sehen wir, daß die königliche Gewalt sicher gestellt war in der ganzen Neustadt, so sehen wir ferner, daß sich die sächsischen Truppen im vollständigsten Besitz des Schloßplatzes und des Zeughauses befanden, wir sehen endlich, daß auch die Elbbrücke durch die auf dem rechten Ufer der Elbe aufgestellten Geschütze der reitenden Artillerie sich gesichert befand.

Dagegen war die ganze übrige Altstadt, mit Ausnahme der wenigen genannten Punkte, in den Händen der Revolutionspartei.

Schauen wir aber näher auf die Lage der von den

Truppen besetzten Gebäude, so sehen wir, daß gerade diese Gebäude fast die wichtigsten in der ganzen Altstadt waren. Das Zeughaus war wichtig sowohl dadurch, daß es einen Schatz brauchbarer Waffen enthielt, als auch dadurch, daß es, in der Nähe der Elbe gelegen, nur zu leicht in Verbindung mit den übrigen sächsischen Truppen gebracht werden konnte.

Das Schloß endlich hatte eine ungeheure Wichtigkeit. Es war ein großartiges, festes Gebäude, und um so wichtiger dadurch, daß es die Elbbrücke wenigstens einigermaßen zu beherrschen vermochte. Das Schloß ist von der Elbbrücke selbst nur getrennt durch den Schloßplatz, auf dem allerdings die katholische Kirche als hemmendes Hinderniß liegt; aber nichts desto weniger kann vom Schlosse aus der Schloßplatz und somit auch der ganze Zugang zur Elbbrücke beherrscht werden.

Diese beiden Gebäude, das Schloß und das Zeughaus mußten unter jeder Bedingung von der Revolutionspartei genommen werden, wenn dieselbe an einen Sieg denken wollte.

Das erste Streben der Revolutionspartei im Kampfe gegen die Truppen mußte das sein, die einzelnen Truppenabtheilungen vollständig von einander abzusperren, und dies konnte nur dann geschehen, wenn die Elbbrücke von den Revolutionären beherrscht wurde.

Zur Beherrschung der Elbbrücke boten sich der Revolutionspartei hauptsächlich vier Punkte dar. Es waren der an der Elbe selbst gelegene Packhof und das unmittelbar an denselben stoßende königliche Stallgebäude; außerdem das große, feste und massiv gebaute Calberlasche Haus,

welches zwischen dem Packhofe und der Elbbrücke, ebenfalls unmittelbar an der Elbe gelegen war; ferner das Theater zwischen dem Packhofe und dem Schlosse, und endlich das rechts von der Elbbrücke, (wenn wir die Front nach der Neustadt rechnen) gelegene Landhaus auf der Brühlschen Terrasse.

Nehmen wir selbst an, daß das Schloß in den Händen der Truppen geblieben wäre, so konnte von den genannten Gebäuden aus jeder Truppenübergang über die Elbbrücke, dem einzigen Verbindungswege der Altstadt mit der Neustadt, vollkommen unmöglich gemacht werden, denn an ein Uebersetzen in Kähnen über die Elbe durften die Truppen gar nicht denken, da die ganze Altstadt von der Revolutionspartei besetzt war.

Auf diese Weise war es möglich, die in der Altstadt konzentrirten Truppen von jeder Verbindung mit der Neustadt abzuschneiden; auf diese Weise war es möglich, den Kampf gegen die in der Altstadt befindliche Truppenmacht fast vollständig allein auszukämpfen.

In der Altstadt aber befanden sich, wie der Leser sich erinnert, als Besatzung des Schlosses unter dem Kommando des Obersten von Friederici acht Kompagnien Infanterie, welche außerdem noch das Prinzenpalais und das Finanzhaus besetzt hatten.

Eine Kompagnie mit zwei Kanonen stand am Ausgange der Brücke, sowie zwei Schwadronen auf dem Theaterplatze, und im Zeughause lagen drei Kompagnien mit 70 Mann Artillerie.

So belief sich denn die ganze Stärke der Militairmacht in der Altstadt Dresden auf etwa zwölf Kompagnien

denn die Kavallerie ist in einer von Barrikaden besetzten Stadt ohne alle Wirksamkeit.

Mit dieser kleinen, die Altstadt besetzenden Militairmacht mußte der Kampf unter jeder Bedingung auf das Schnellste ausgefochten werden. Gönnte man den Truppen erst Ruhe, erlaubte man ihnen, sich mit den Truppen in der Neustadt zu verbinden, erlaubte man ihnen gar, wie dies leider geschehen ist, Hülfe von außerhalb herbeizurufen, dann war mit einer undisziplinirten Masse selbst gegen eine geringere Militairmacht schwer anzukämpfen.

Am Abende des 3. Mai standen aber, auf das Geringste gerechnet, mehr als 5000 Revolutionskämpfer den nur zwölf Hundert Mann starken sächsischen Truppen gegenüber, und diese sächsischen Truppen waren mehr oder weniger geneigt, in die Reihen der Volkskämpfer überzutreten, wenn sie nur einige Wahrscheinlichkeit hatten, daß die Revolution einen Sieg erkämpfen würde. Erst späterhin, als es sich zeigte, daß die Revolutionäre überall geschlagen wurden, erst da wurde auch das sächsische Militair entschieden und kämpfte mit aller Kraft gegen die Revolution.

Den Soldaten blieb auch in der That keine andere Wahl, denn wären sie späterhin zu den Revolutionären übergetreten, wo die Besiegung derselben schon gewiß war, so bedeutete dies nichts anderes, als daß sie sich mit der größten Sicherheit entweder dem Tode im Kampfe oder der standrechtlichen Erschießung nach demselben aussetzen wollten.

Unter solchen Verhältnissen kam es also für die Revolutionäre hauptsächlich darauf an, von vorn herein mit

Kühnheit und Aufopferung vorzuschreiten, diejenigen Punkte zu überwältigen, auf denen augenblicklich das sächsische Militair noch stand, und so es den Soldaten möglich zu machen, in die Reihen der Volkskämpfer überzutreten.

Der erste und wichtigste dieser Punkte war das Zeughaus. Wir haben schon gesehen, indem wir den Sturm auf dasselbe beschrieben, mit welcher Leichtigkeit das wichtigste Gebäude hätte erobert werden können, wenn nur einige Männer von strenger Energie, von aufopferndem Muthe sich unter den Kämpfern befunden hätten. Auch nachdem einmal der Sturm zurückgeschlagen worden, war noch immer die Eroberung des Zeughauses möglich.

Das Zeughaus wird durch das rechts von demselben liegende klinische Institut, außerdem auch durch die rings um dasselbe stehenden Gebäude dermaßen beherrscht, daß die Besatzung des Hauses durch ein fortwährendes Gewehrfeuer leicht eingeschüchtert werden konnte. Wurden noch einmal die Thore des Zeughauses gestürmt, wurde das erste Kartätschenfeuer der diese Thore bestreichenden Kanonen ausgehalten, so war eine Möglichkeit, das Gebäude zu halten, für die Truppen kaum denkbar.

Aber man mußte schnell damit zu Werke gehen. An Kräften fehlte es in Dresden nicht. Die Arbeiterschaaren waren alle Willens, sich in den Kampf zu stürzen, aber es fehlte ihnen an Waffen, und gerade diese Waffen lieferte das Zeughaus.

So kam es denn vor allen Dingen darauf an, sich noch am Abende des 3. Mai gerade dieses Gebäudes zu bemächtigen, es kam darauf an, bei einem Sturme auf das Zeughaus den höchsten Muth, die höchste Kraft, die höchste

Energie zu entfalten, um theils das Volk zu bewaffnen, theils aber auch, um durch wenigstens einen gewaltigen Sieg den Muth des Volks zu kräftigen, den der Soldaten niederzudrücken.

Die zweite Aufgabe war die, das Zeughaus durch ein gewaltiges Barrikadensystem vollständig abzuschneiden von dem königlichen Schlosse, falls es wirklich nicht gelungen wäre, das Zeughaus einzunehmen.

Auch dies geschah nicht. Die Barrikaden gerade zwischen diesen beiden Gebäuden waren nicht mit der Energie gebaut, wie es hätte geschehen müssen.

Eine dritte Aufgabe, und die gewichtigste, die gewaltigste für die Revolutionskämpfer war die Eroberung des Schlosses, sie war die erste dringende Nothwendigkeit, wenn die sächsische Revolution gelingen sollte. Erst, wenn das Schloß in den Händen der Revolutionäre sich befand, erst dann war die Altstadt vollkommen gesichert, erst dann ein Sieg der Revolution wahrscheinlich, ja möglich.

In späteren Tagen der Revolution, als der Russe Bakunin in die ganzen Bewegungen der Revolutionstruppen eine vorher nicht geahnte Energie brachte, wurde offen erklärt, daß diejenigen Gebäude, welche dem Fortgange der Revolutionstruppen hinderlich wären, in Asche gelegt werden könnten.

Es ist von Seiten der konservativen Zeitungen Deutschlands über diesen Befehl ein wahres Wuthgeschrei erhoben worden. Man hat gerufen: Seht da die Räuber, die Mordbrenner, welche sich nicht scheuen, eine friedliche Stadt in Asche zu legen!

Freilich, es ist ein trauriges Mittel für die Kämpfer

eines Revolutionsheeres, mit Feuer und Schwert die Häuser in der eigenen Heimath, in der eigenen Geburtsstadt zu vernichten; aber wenn die Nothwendigkeit es gebietet, so wird es dem Kämpfer in jedem Kampfe verziehen, wenn er auch zu traurigen Mitteln seine Zuflucht nimmt.

Auch die sächsisch-preußischen Truppen mußten, um die Revolution zu bekämpfen, ihr Geschützfeuer gegen die Häuser wenden, und gar manche Ruine in der Residenzstadt Dresden ist ein Beweis davon, daß im Kampfe eine Schonung der Gebäude nicht möglich ist.

Die radikalen Zeitungen Deutschlands haben auch hierüber geschrieen; aber eben so wenig, wie wir ein Unrecht darin sehen, daß die Vertheidiger der Revolution sich des Feuers bedienten, eben so wenig können wir ein Unrecht darin sehen, daß die Bekämpfer der Revolution dasselbe gethan haben.

Zwei große, zwei gewaltige, zwei starke Parteien standen im Jahre 1849 sich gegenüber im heftigsten Kampfe um Tod und Leben; es waren die Partei der Monarchie und die Partei des Volkes, die eine berechtigt durch die Ueberlieferung der Geschichte, die andere berechtigt durch die Natur, durch das ewige Menschenrecht der Völker.

Die erste Partei hat gesiegt, die zweite ist unterdrückt worden, und der Besiegte hat immer Unrecht; deshalb macht man den Revolutionären in Dresden so bittre Vorwürfe darüber, daß sie selbst das Feuer nicht scheuten, um ihren später erfolglosen Kampf durchzufechten. Man vergißt aber, daß sie gerade deshalb ihren Sieg nicht erkämpft haben, weil sie zu spät zu dem Schritte der äußersten Energie zu greifen, sich entschließen konnten.

Das Schloß mußte unter jeder Bedingung erobert werden, wenn die Revolution siegreich werden sollte. Hätten die Dresdner Revolutionäre schon am Abende des 3. Mai zu den äußersten Schritten ihre Zuflucht genommen, hätten sie es nicht gescheut, selbst das Schloß in Flammen zu setzen, und dadurch die Besatzung aus demselben zu vertreiben und zu offenem Kampfe zu zwingen, wahrlich der Ausgang des Kampfes wäre ein anderer geworden. Aber auch dies unterließ man, und man unterließ noch mehr.

Vor dem Priesenitzer Schlage, zur linken Hand der Stadt, die Front nach der Neustadt gerechnet, lagen die Pulvermagazine mit einer schwachen Besatzung. Hier befanden sich gewaltige Vorräthe an Munition. Es wäre darauf angekommen, diese Pulvermagazine sofort in Besitz zu nehmen, oder wenigstens sie so zu besetzen, daß sie unmöglich den Truppen Munition zu spenden vermochten. Es bedurfte nur einer kleinen Macht, um dies zu thun; mit 4—500 Mann — wir werden noch später darauf zurückkommen — wäre es möglich gewesen, die Pulvermagazine zu erobern. Auch das geschah nicht, den Truppen blieb ihre Munition.

Endlich aber mußte wenigstens Eins geschehen, wenn man die Revolution sicher stellen, siegreich machen wollte: man mußte verhindern, daß von außerhalb Truppenzuzüge nach Dresden kommen konnten, man mußte wenigstens verhindern, daß dieselben schnell nach der sächsischen Hauptstadt zu gelangen vermochten.

Es kam darauf an, die Eisenbahnen in einem weiten Umkreise auf das Schleunigste zu zerstören, und zwar gründ-

lich zu zerstören, so daß sie nicht wieder mit Leichtigkeit in fahbaren Zustand gesetzt werden konnten.

Entgegnet man uns, daß dadurch auch der Zuzug von Hilfsfreischaaren aus dem Lande nach Dresden verhindert worden wäre, so erwidern wir, daß dies freilich richtig ist; aber die Bevölkerung einer Stadt von 80,000 Mann ist sehr wohl im Stande, ohne alle fremden Zuzüge die wenigen Soldaten zu besiegen, ja, zu vernichten, die in jener Zeit in Dresden sich befanden.

Es kam also vielmehr darauf an, den Zuzug von fremden Truppen zu verhindern, als den fremder Revolutionäre zu erleichtern. Die kampfesmuthigen Schaaren in den Provinzialstädten Sachsens konnten immerhin gebraucht werden in den Provinzen selbst, auch konnten sie zu Fuß sich nach der Hauptstadt aufmachen, und sie kamen dort immer noch zur rechten Zeit an.

Vor allen Dingen mußte man deshalb sofort nach Beginn der Revolution nach allen Richtungen hin mit Extrazügen einige Abtheilungen rüstiger, kräftiger Leute entsenden, welche bestimmt waren einerseits, überall die Hülfe der der Revolution mit aller Kraft zugethanen ländlichen Bevölkerung und der Einwohner der kleineren Städte zu requiriren, um mit diesen gemeinschaftlich die Eisenbahnen aufs Gründlichste zu zerstören.

Besonders mußten die Eisenbahnbrücken ganz vernichtet werden; in den Tunnels an den gefährlichsten Stellen mußte man die Schienen nicht nur aufreißen und vergraben, sondern sie weit forttragen und die Balkenunterlagen der Schienen wo möglich verbrennen; dann hätte eine Hülfe von den Garnisonen der sächsischen Provinzialstädte oder

gar von der Garnison Berlins erst so spät in Dresden eintreffen können, daß sie nichts mehr genützt hätte.

Wären alle diese Maßregeln, die mit Leichtigkeit auszuführen waren, ausgeführt worden, dann wäre, ehe Preußen irgend Hülfstruppen zu senden vermochte, ganz Sachsen zu gleicher Zeit mit Baden und der Pfalz im offen erklärten Aufstande gewesen, dann konnte man eine sächsische Revolutionsarmee mit der badischen und pfälzischen vereinigen, dann standen unter dem sächsischen Vortritt die Bewohner Thüringens ebenfalls auf, dann — — doch, das ist nicht geschehen, wozu alle diese Wahrscheinlichkeiten, die Möglichkeiten hier erörtern? Von allen den Maßregeln, die wir erwähnt haben, geschah nichts. Es fehlte der Dresdner Revolution im Anfange jede Organisation, jeder kräftige innere Halt.

Man wird uns vielleicht entgegnen, daß zu Alle dem, was wir eben angeführt haben, Menschenmassen gehörten, welche der Dresdner Mairevolution gar nicht zu Gebote standen. Wir aber erwidern darauf, daß wir nicht allein stehen mit unserm Urtheil über diese Revolution, daß ein außerordentlich tüchtiger und einsichtsvoller Militair, ein Mann, vor dem wir, obgleich er in politischer Beziehung auf einer uns vollkommen entgegengesetzten Seite steht, doch eine hohe Achtung besonders in Beziehung auf sein militairisches Talent und seine militairische Umsicht haben, uns zur Seite steht; wir meinen den Grafen Waldersee, jenen Offizier, der die gegen Dresden gesendeten preußischen Hülfstruppen befehligte, der im Jahre 1848 seine militärische Tüchtigkeit aufs Glänzendste bewiesen hat im schles-

wig-holsteinischen Kriege, der Mann, dem wir hauptsächlich den Sieg bei Schleswig am 23. April 1848 verdanken.

Graf Waldersee, Oberst und Kommandeur des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments, schreibt in seinem trefflichen Buche über den Kampf in Dresden Folgendes, indem er ganz ähnliche Rügen über die Taktik der Dresdner Revolution ausspricht:

„Um dem Vorwurfe zu begegnen, es werde bei vorstehender Kritik des Verfahrens der Insurgenten auf dem geduldigen Papiere über Kräfte disponirt, welche nicht wirklich vorhanden gewesen wären, mag hier eine ungefähre Rekapitulation der zur Ausführung der vorstehend bezeichneten Maßregeln erforderlichen Kräfte erfolgen:

Zur Beherrschung des Zeughauses	200	Mann
„ Besetzung der Terrasse . .	200	„
„ Besetzung des Calberlaschen Hauses, des Zwingers u. s. w.	300	„
„ Allarmirung der Neustadt .	200	„
„ Wegnahme oder wenigstens zur Cernirung der Pulvermagazine	400	„
„ Zerstörung der Eisenbahnen .	200	„

Rechnet man hierzu noch zur Beschäftigung der Schloßbesatzung, zur Festhaltung der Schloßgasse und des Altmarkts, also gewissermaßen zur Hauptreserve etwa 500 Mann, so wären im Ganzen nur zwei Tausend einigermaßen organisirte und zuverlässige Leute gefordert, um jenen Hauptzwecken zu genügen. Wenn nun die ganze Masse der Streiter auf Seiten der Insurgenten sich mindestens auf acht Tausend Köpfe belaufen hat, so sollte sich doch wohl ein Viertel dieser Massen, denen es doch nicht an Enthusiasmus für die

Sache, wie auch theilweise nicht an persönlichem Muthe fehlte, gefunden haben, welche zur Ausführung der genannten speziellen Aufträge hätten verwandt werden können. Drei Viertel der Streiter wären dann immer noch zur Besetzung der minder wichtigen Stadttheile, zur Festhaltung der Barrikaden, zur großen tobenden Masse, welche bei Revolutionen nun einmal nicht fehlen darf, übrig geblieben."

Der Leser ersieht aus den von uns mitgetheilten Worten des Grafen Waldersee, daß nur eine äußerst geringe Streitmacht dazu gehörte, um die wichtigen von uns gerügten Uebelstände zu vermeiden. Graf Waldersee nimmt im Ganzen 2000 einigermaßen organisirte und zuverlässige Leute an, um die Revolution am ersten Tage ihres Beginnens zum siegreichen Ausgange zu führen, und er fordert dabei noch außerdem, daß auch die Neustadt von der Revolutionspartei insurgirt werde.

Wir haben von dieser Forderung ganz abgesehn, glauben aber, daß es möglich gewesen wäre bei gehöriger Führung, bei gehöriger Energie, den Sieg in Dresden am ersten Tage der Revolution zu erkämpfen. Waren nicht wenigstens zwei Tausend kampffähige Männer, zwei Tausend Männer, die sich Willens fühlten, ihr Leben im Kampfe einzusetzen, vorhanden, dann war die Dresdner Mairevolution von vorn herein ein hoffnungsloses Unternehmen, dann hätte man dem Willen der Regierung sich fügsam unterwerfen sollen.

Sechstes Capitel.

Wir haben im vorigen Kapitel die mangelhaften Dispositionen der Volkspartei in Dresden beim Beginn des Kampfes geschildert. Wir haben zu gleicher Zeit uns bemüht, darzulegen, was die revolutionäre Partei zu thun hatte, wenn sie zum Siege gelangen wollte.

Als ein Bedingniß für den Sieg der Revolution haben wir unter Anderem auch die gründliche Zerstörung der Eisenbahnen aufgestellt, um durch dieselben jeden Zuzug auswärtiger Truppen zu verhindern.

Wir wollen jetzt die höchst interessanten Schicksale der von außerhalb durch die Regierung zu Hülfe gerufenen Truppen dem Leser erzählen, welche auch zu gleicher Zeit beweisen werden, wie wichtig, wie nothwendig eine Zerstörung der Eisenbahnen gewesen wäre.

Schon am Mittage gegen 2 Uhr entschloß sich die sächsische Regierung, die außerhalb Dresdens liegenden sächsischen Truppen zu Hülfe zu rufen. Zwei Offiziere wurden entsendet, und zwar Oberlieutenant Montbé nach Chemnitz, um das dort und in der Umgegend liegende Leibregiment und Hauptmann Andrich nach Leipzig, um die da-

selbst garnisonirende leichte Infantrie nach Dresden zu beordern.

Das Leibregiment aus Chemnitz und Umgegend hatte fast gar keine Schwierigkeiten zu bestehen, allerdings hatten sich auch dort unruhige Bewegungen bereits gezeigt, allerdings machte auch dort die Bevölkerung Anstalten, um die Truppen nicht fortlassen zu wollen, aber es kam zu keinem irgend ernsten Konflikte, und so konnte denn das Regiment fast unaufgehalten in Dresden anlangen.

Etwas schwieriger war der Marsch für die Garnison von Leipzig. Als Hauptmann Andrich vermittelst einer Extra-Lokomotive in Leipzig ankam, fand er dort eine gewaltige Aufregung derartig, daß er von Seiten einzelner Männer der Stadtbehörden dringend gebeten wurde, Leipzig nicht von Militair zu entblößen, denn es lasse sich unter solchen Bedingungen nicht für die Ruhe der Stadt stehen.

Die Befehle, die Hauptmann Andrich erhalten hatte, waren indessen zu bestimmt, als daß er auf solche Bitten hätte eingehen können, und so erhielt denn die Garnison von Leipzig die Ordre, nach Dresden zu rücken.

In der Stadt selbst hatte sich mittler Weile durch den von Dresden angekommenen Personenzug die Nachricht von den Unruhen in Dresden mit Blitzesschnelle verbreitet; zu gleicher Zeit hatte man gehört, daß ein Offizier von der Residenzstadt angekommen wäre, um die Leipziger Garnison dorthin zu beordern.

Ungeheure Menschenmassen umwogten deshalb den Bahnhof. Lebehochs auf die Reichsverfassung wechselten fortwährend mit dem Gesange des Liedes: „Was ist des

Deutschen Vaterland" ab, und der bestimmte Entschluß sprach sich mehr oder weniger laut im Volke aus, daß man das Militair unter keiner Bedingung fortlassen wolle.

Mit jedem Augenblicke war die Menschenmenge am Bahnhofe dichter geworden, mit jedem Augenblick wurden die Drohungen, sich dem Ausmarsche der Truppen zu widersetzen, lebhafter und energischer.

Endlich rückte das Bataillon unter dem Major von Reitzenstein gegen den Bahnhof vor, aber es war nicht im Stande, bis zu demselben zu kommen, und es mußte deshalb auf einem andern Wege die Stadt verlassen; auch dies gelang ihm nur, weil das Volk hierauf nicht vorbereitet gewesen war.

Einige schnell entstandene Barrikaden wurden vom Militair leicht bei Seite geräumt, und das geschlossene Gitterthor der Stadt gesprengt.

So gelang es, obgleich mühsam genug, dem Bataillone, auf eine Zwischenstation der Eisenbahn zu marschiren, von wo aus es vermittelst eines Extrazuges nach Dresden befördert wurde.

Wären die Eisenbahnen aufgerissen gewesen, weder dies Bataillon, noch das von Chemnitz kommende Leibregiment, hätten vermocht, die Besatzung von Dresden zu verstärken.

Bedeutsamer noch als der Marsch der sächsischen Truppen war der der preußischen Hülfstruppen.

Am Abende des 3. Mai sah die Regierung die Nothwendigkeit ein, fremde Truppen zu Hülfe zu rufen, sie sah ein, daß sie, wenn die Revolutionspartei energisch und kräftig vorginge, durchaus nicht im Stande sei, mit der geringen, ihr zu Gebote stehenden Truppenmacht die Revolution

zu überwältigen, daß sie sicher im Kampfe endlich unterliegen müsse.

Sie sendete deshalb den Major v. Zeschau nach Görlitz, um von hier aus sich preußische Hülfe kommen zu lassen. Mit einer Extralokomotive kam Major von Zeschau Abends 8 Uhr auf dem Bahnhofe zu Bautzen an. Hier aber hatte bereits die Bevölkerung dieser Stadt Nachricht von den Ereignissen in Dresden.

Die Schienen waren aufgerissen, oder Balken über die Bahn geworfen, um jeden fremden Truppenzuzug zu verhindern. Als der Extrazug ankam, umgab schnell die Menschenmenge denselben, und als sie nun einen Offizier aussteigen sah, wurde es ihr augenblicklich klar, daß Major von Zeschau von der Regierung gesendet worden sei, um Truppenzuzüge zu bewirken.

Die Menge umringte den sächsischen Offizier und brachte ihn nach der Stadt. Hier wurde er gefangen genommen und in einem Zimmer über der Kommunalgarden-Wache während mehrer Tage verpflegt.

Auf das Aufmerksamste bewachte das Volk den Gefangenen, es wollte nicht, daß einzelne reaktionäre Mitglieder der Stadtbehörden denselben fliehen lassen möchten, und so dauerte es bis zum 8. Mai Abends 8 Uhr, ehe Major v. Zeschau in Freiheit gesetzt wurde. Seinen Auftrag hatte derselbe natürlich nicht ausrichten können.

Etwas später, aber auch noch am Abende des 3. Mai wurde ein zweiter Offizier, Oberlieutenant Funke, nach Preußen, und zwar direkt nach Berlin gesendet, um von hier aus die eiligste, schleunigste Hülfe zu fordern.

Gegen Mitternacht verließ Oberlieutenant Funke Dres-

den, nachdem er vom Kriegsminister Rabenhorst den mündlichen Auftrag erhalten hatte, schon in den ersten preußischen Städten die dort garnisonirenden Truppen zur sofortigen Hülfe der Dresdner Garnison zu requiriren, dann aber schleunigst nach Berlin zu eilen, um dort ausgedehntere Truppenunterstützungen von der preußischen Regierung zu fordern.

In der Nacht um 1 Uhr fuhr Oberlieutenant Funke mit einer Extralokomotive von Dresden ab, um 2 Uhr kam er in Röderau an. Hier aber wurde ihm die Stellung einer andern Extralokomotive, so wie auch die Erlaubniß, mit seiner eigenen fortzufahren, verweigert.

Lieutenant Funke nahm seine Ausflucht zur Gewalt. Er hatte den ihn begleitenden Lokomotivführer gewonnen, und so fuhr er denn plötzlich, ehe ihm ein Hinderniß in den Weg gelegt werden konnte, mit seiner eigenen Lokomotive weiter.

Auf diese Weise erreichte Lieutenant Funke Morgens 4 Uhr die erste preußische Station Burgsdorf, aber weder hier noch in den umliegenden preußischen Orten konnte er eine Unterstützung finden, denn theils waren dieselben nicht von Militair besetzt, theils hatten die kommandirenden Offiziere keine Ordre, nach Sachsen einzurücken, und durften dies daher auf eigene Verantwortung hin nicht thun.

So blieb denn dem Lieutenant Funke nichts weiter übrig, als weiter nach Berlin zu fahren, und hier traf er am 4. Mai Abends ein, nachdem er zuvor durch telegraphische Depesche von Jüterbog aus seine Bitte um schleunigste Uebersendung eines Hülfskorps nach Dresden an den Kriegsminister hatte abgehen lassen.

Lieutenant Funke begab sich in Berlin sofort zu dem damaligen Kriegsminister, General-Major von Strotha, der ihn sogleich mit zum Ministerpräsidenten, Grafen Brandenburg nahm.

Nach einer kurzen Konferenz erhielt Lieutenant Funke von den Ministern den Bescheid, daß am nächsten Morgen, den 5. Mai, sogleich ein Bataillon der Berliner Garnison nach Dresden abgehen, dem im Laufe des Tages noch ein zweites folgen solle. Eine größere Truppenunterstützung sei unter zehn Tagen vor Mobilisirung der Landwehr unmöglich, denn die Besatzung Berlins könne nicht geschwächt werden.

Dieser Bescheid ist vollständig charakteristisch und genügt, um zu zeigen, eine wie großartige Bewegung aus der Dresdner Mairevolution hätte entstehen können, wären andere Führer an der Spitze des Volkes gewesen. Nur zwei Bataillone konnten nach Dresden gesendet werden. Allerdings machte es die Regierung möglich, noch ein drittes Bataillon zu entbehren, aber im Ganzen wurden nur 2200 Mann Preußen der sächsischen Regierung zu Hülfe gesendet, und eine weitere Hülfe konnte vor zehn Tagen nicht eintreten.

Zehn Tage aber sind mehr denn zehn Wochen in einer Zeit der Revolution, wenn sie geschickt benutzt werden. In zehn Tagen konnte Sachsen in Verbindung mit der Pfalz, mit dem ganzen Südwesten Deutschlands stehen; in zehn Tagen konnte die Revolution sich ausgebreitet haben auch über die Rheinprovinzen und Westphalen, über die Provinz Sachsen und die thüringischen Herzogthümer; in zehn Tagen konnte sie eine solche Gewalt erlangt haben, daß auch

dann Preußen nicht im Stande war, sie zu unterdrücken, daß der König von Preußen gezwungen wurde, entweder die deutsche Kaiserkrone anzunehmen und damit die deutsche Reichsverfassung anzuerkennen, oder den furchtbaren Kampf um die Existenz Preußens mit der süddeutschen Revolution auszukämpfen, einen Kampf, bei welchem der Sieg mindestens zweifelhaft war.

Zwei Bataillone wurden dem Lieutenant Funke sofort bewilligt, und ein drittes folgte, wie wir sehen werden, nach. Ueberhaupt wurde der Abgesandte des sächsischen Ministeriums von den preußischen Ministern mit der größten Freundlichkeit empfangen. Er erhielt vom Kriegsminister die ausdrückliche Einladung, die Nacht in der Wohnung desselben zuzubringen.

Die preußischen Minister haben stets, wo es die Bekämpfung der Revolution galt, ihre größte und freundlichste Bereitwilligkeit gezeigt, sie haben dies in Baden und in der Pfalz ebensowohl wie in Dresden bewiesen. Zum Dank dafür ist denn freilich Baiern, Baden und Sachsen viel mehr östreichisch als preußisch gesinnt, wie die Ereignisse der letzten Tage uns zeigen.

Die von Preußen zur Unterstützung der sächsischen Regierung bestimmten beiden Bataillone waren das erste und das Füsilier-Bataillon des Regiments Kaiser Alexander unter dem Kommando des Obersten Grafen v. Waldersee. Das Füsilier-Bataillon sollte am Morgen des 5., das erste Bataillon am Mittage mit der Eisenbahn nach Dresden befördert werden.

Man hatte das Füsiler-Bataillon besonders aus dem Grunde gewählt, weil dasselbe mit den neuen Zündnadel-

gewehren bewaffnet war, und weil man diese Waffe, die bei den Uebungen sich äußerst praktisch gezeigt hatte, jetzt im ernsten Kampfe probiren wollte.

Die beiden Bataillone waren zusammen etwa 1400 Köpfe stark, da die noch nicht ausgebildeten Rekruten, die Kranken, einige Leute zur Ausbildung der Rekruten und die Handwerker zurückgelassen werden mußten.

Am Morgen des 5. gegen sieben Uhr erfolgte der Abzug des Füsiler-Bataillons unter Führung des Grafen Waldersee.

Auf dem Anhaltischen Bahnhofe zu Berlin standen Menschengruppen, welche stumm dem Abmarsche des Bataillons zuschauten; nur hier und dort hörte man eine leise Aeußerung und mit nicht eben freundlichen Blicken wurden die Soldaten gemustert, die, wie man jetzt erfuhr, bestimmt waren, gegen die Volkskämpfer in Dresden zu fechten.

Es war ein eigenthümliches Gefühl für die Berliner Volksmänner, als sie jene Soldaten, ihre Landsleute, nach Dresden abfahren sahen; sie konnten den Sieg, sie konnten die Niederlage ihrer Brüder gleich wenig wünschen, und doch mußten sie an eine vollständige Niederlage, an eine Aufreibung dieser Soldaten glauben, denn die seltsamsten Gerüchte über die Revolution in Dresden waren in Berlin verbreitet. So hieß es damals, die sächsischen Truppen seien vollständig zum Volke übergegangen, Tausende von Freiwilligen seien nach Dresden geströmt, unter Anderen eine Schaar von mehreren Tausend Bergleuten aus dem Gebirge.

Auch die Truppen erfuhren während der Reise auf

den verschiedenen Stationen ähnliche, und oft noch mehr übertriebene Gerüchte.

Als das Bataillon auf der ersten sächsischen Station, Röderau, eine halbe Stunde von Risa ankam, erklärte der dortige Bahnhofs-Inspektor, daß er den Zug unmöglich weiter befördern könne, denn die Bahn sei an mehreren Stellen zerstört; auch seien auf der kleinen Station Röderau durchaus nicht die Beförderungsmittel für eine so bedeutende Menschenmasse vorhanden, und von Seiten des Risaer Bahnhofs werde die Stellung von Transportwagen verweigert.

Daß die Nachricht von der Aufreißung der Schienen begründet sei, davon überzeugte sich der Kommandeur der Truppen sehr bald, denn er sah selbst von Ferne Leute an der Bahn mit dem Aufreißen der Schienen beschäftigt.

Er kommandirte sofort eine Abtheilung Füsiliere und die Pionier-Sektion des Bataillons, um einen Angriff auf Diejenigen zu machen, welche die Schienen aufrissen. Dieselben hielten indessen gar keinen Kampf aus, sondern zogen sich eiligst zurück, da sie durchaus nicht bewaffnet waren. Sie hatten ihr Werk jedoch so schlecht verrichtet, daß es den Pionieren trotz mangelhafter Werkzeuge möglich war, die Schienen, welche ganz in der Nähe der Bahn im Sande eingegraben waren, wieder einzusetzen, und die Bahn fahrbar zu machen, wenn sie auch nicht vollkommen in den alten Zustand gesetzt werden konnte.

Oberst von Waldersee drang nun um so entschiedener darauf, daß ihm Transportmittel von Seiten des Bahnhofes zur Disposition gestellt würden. Als aber vom Bahnhofe zu Risa abermals eine abschlägliche Antwort einlief, entschied er sich dahin, mit den bisherigen Wagen die Fahrt

fortzusetzen. Aber auch dies erklärte der Eisenbahnbeamte für unmöglich, weil die Form der Schienen auf der Berliner Bahn eine ganz andere sei, als die auf der Leipzig-Dresdner, und weil deshalb auch die Wagenräder anders konstruirt sein müßten.

Der bisherige Zugführer, sowie der Lokomotivführer hatten sich überdem entfernt, und so schien es denn fast, als werde das Bataillon gezwungen werden, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen und dadurch seine Ankunft in Dresden bedeutend zu verzögern.

Oberst von Waldersee, ein energischer Mann, wußte indessen Rath zu schaffen. Er erklärte ohne Weiteres den Bahnhof in Belagerungszustand, um durch militairische Maßregeln die Bahnhofsbeamten zur Weiterbeförderung des Zuges zwingen zu können.

Während diese Unterhandlungen noch schwebten, kam plötzlich von Leipzig über Risa ein Zug an, auf dem eine Menge Freischärler mit Wehr und Waffen sich befanden. Der Zug kam langsam daher, plötzlich aber fuhr er, ohne zu halten, in höchster Geschwindigkeit, bei der Station vorbei, weiter nach Dresden hin. Die preußischen Soldaten knallten einige vergebliche Schüsse auf die Freischärler und den Lokomotivführer ab, aber bei der horrenden Geschwindigkeit des Zuges vermochten sie nicht zu treffen, und so gelangten denn die Freischärler glücklich an dem gefährlichen Punkte vorüber.

Nach diesem kleinen Intermezzo erzwang Oberst von Waldersee die Abfahrt des eigenen Zuges. Ein Offizier und einige Unteroffiziere mit geladenen Gewehren wurden neben den Lokomotivführer auf die Lokomotive gestellt, und

ihm angedeutet, daß bei dem leisesten Zeichen von Verrath die Unteroffiziere von ihren Waffen Gebrauch machen würden.

Langsam ging es nun vorwärts, denn der Lokomotivführer behauptete fortwährend noch, es sei nicht möglich, wegen der verschiedenartigen Konstruktion der Schienen, schneller zu fahren.

Eine kurze Strecke war indessen zurückgelegt, als man abermals die Schienen zerstört fand; die Freischärler, welche dem Soldatenzuge voran waren, hatten dies gethan, aber auch hier wiederum so unvollkommen, so unbedeutend, daß in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit der Schienengang wieder vervollständigt war, und daß das Bataillon abermals seinen Weg fortsetzen konnte.

Die gefährlichste Stelle war indessen noch zu passiren, ein bedeutender Tunnel. Wären in demselben die Schienen zerstört worden, so hätte jedenfalls das Bataillon den Weg zu Fuß zurücklegen müssen, denn hier war eine Instandsetzung der Bahn ganz unmöglich. Dies war indessen nicht der Fall, und so konnte denn das Bataillon gegen 6 Uhr Nachmittags auf dem Bahnhofe in Dresden ankommen. Daß dies aber möglich war, verdankte es nur der Energie des Grafen von Waldersee.

Die demokratischen Zeitungen haben in damaliger Zeit vielfach sich mißfällig darüber geäußert, daß Graf Waldersee eigenmächtig den Bahnhof in Röderau in Belagerungszustand erklärt hat. Wir gestehen offen, daß, so wenig wir auch die politischen Ansichten des Herrn Grafen Waldersee theilen, so wenig wir manchen seiner Schritte für gut be-

finden mögen, daß wir doch auch eben so wenig in einer solchen Maßregel das geringste Unrecht sehen können.

In einer Revolution handelt es sich um den Kampf der Parteien, in einer Revolution ist einzig die Gewalt berechtigt, und stets wird diejenige Partei siegen, die mit der größten Kraft und Energie, mit der größten Unerschrockenheit und Rücksichtslosigkeit vor keinem Mittel der Gewalt zurückbebt, um die ihr gegenüberstehende Gewalt zu vernichten.

Hätten die Dresdner Revolutionäre diesen Grundsatz vom ersten Tage an beherzigt, sie würden gesiegt haben, und wir müssen deshalb auch dem tapfern Feinde, der energisch, umsichtig jedes Mittel ergreift, um uns zu schaden, Anerkennung zollen.

Nicht so schnell kam das erste Bataillon vom Kaiser Alexander-Regiment, welches Mittags gegen vier Uhr Berlin verlassen hatte, ans Ziel seiner Reise, und hauptsächlich verdankt es die weniger große Schnelligkeit der Fahrt, die verschiedenen Aufenthalte dem Umstande, daß es nicht einen so entschlossenen Kommandeur, wie den Grafen Waldersee, besaß.

Schon die ganze Eisenbahnfahrt war sehr langsam gegangen; auf der Station Bergdorf aber erklärte der Bahnhofs-Inspektor, daß eine Weiterbeförderung wegen der aufgerissenen Schienen unmöglich sei. Es war gegen Mitternacht, als das Bataillon auf der Station ankam, es bivouakirte daher einige Stunden, und setzte dann gegen Morgen seinen Weg zu Fuß fort.

Der Kommandeur des Bataillons sendete sofort eine

Stafette an den Grafen Waldersee, um ihm die Richtung des Marsches mitzutheilen.

Graf Waldersee schickte deshalb am 7. Morgens in aller Frühe einen Extrazug dem Bataillone entgegen, durch welchen es gegen Mittag nach Dresden befördert wurde.

Achtes Capitel.

Die Nacht vom 3. zum 4. ging zu Ende, und noch war auf allen Straßen Dresdens ein reges Leben; überall sah man Volkshaufen neben Wachtfeuern hier Kugeln gießen, hier Vorbereitungen zum Kampfe des folgenden Tages treffen.

Auch im königlichen Schlosse war natürlich unter so furchtbaren Ereignissen keine Ruhe. Die Minister blieben zusammen, und sie beschlossen endlich nach einer kurzen Berathung, daß das einzige Mittel, um die Revolution zu besiegen, das sei, den König aus Dresden zu entfernen.

Es ließ sich voraussehen, daß bei der schwachen Besatzung des Schlosses durch Militair, bei der ungünstigen Lage dieses Gebäudes, welches auf der Rückseite nur durch eine schmale Gasse von den Häusern der Altstadt getrennt ist, zum Theil sogar mit denselben zusammenhängt, die Revolutionspartei endlich doch einen energischen Angriff auf das Schloß machen würde. Bei einem solchen Falle war wiederum vorauszusehen, daß das Schloß, wenn es auch eine Zeit lang gehalten werden könne, doch nach heftigem Kampfe in die Gewalt der Revolutionspartei kommen werde.

War erst der König Gefangener der Revolutionäre, dann ließ sich über den Ausgang des Kampfes gar nichts mehr bestimmen, dann war jede Hoffnung auf Sieg für die Regierung verloren.

Unter solchen Verhältnissen machten die Minister dem Könige den Vorschlag, sich auf die Festung Königstein in Sicherheit zu begeben.

Auf dieser uneinnehmbaren Festung konnte der König mit Ruhe den Ausgang der Dresdner Revolution abwarten. Dort konnte er Monate, viele Monate lang von nur wenigen Soldaten geschützt, gegen eine Armee vertheidigt werden, und der Königstein war deshalb freilich der sicherste Ort in Deutschland, auf dem der König zu hausen im Stande war.

Außerdem bot diese Festung den großen Vortheil dar, daß sie im Lande liegt. Der König hatte nicht nöthig, wie der Großherzog von Baden, sein Land zu verlassen; besonders war dies in Beziehung auf die Stimmung der royalistisch gesinnten Bürger ein ungeheurer Vortheil.

Der König erklärte sich mit dem Vorschlage der Minister vollständig einverstanden, und Morgens noch vor vier Uhr verließ er durch ein Hinterpförtchen, es geht sogar die Erzählung, durch einen verborgenen, unterirdischen Gang, das Schloß, begleitet von der Königin und den drei Ministern, Dr. Zschinsky, von Beust und Rabenhorst, sowie einigen anderen Würdenträger des sächsischen Reichs.

Ein Dampfschiff war von den Ministern zur Flucht des Königs schon bereit gehalten; es lag halb angeheizt auf der Elbe, und war gesichert von einer aus dem Schloß entsendeten Infanterie-Kompagnie.

Ein dichter Nebel bedeckte den Fluß, als der König glücklich das rechte Elbufer erreichte. Es war schwer, das Dampfschiff zu finden, endlich aber gelang es, und nun wurde die Fahrt nach dem Königstein so schnell als möglich zurückgelegt.

Die Minister begleiteten den König auf die Festung. Minister Dr. Zschinsky blieb dort bei der Person des Königs, die andern beiden Minister kehrten am Abende des 4. Mai nach der Neustadt Dresden zurück.

Die Fahrt des Königs, obgleich sie glücklich zurückgelegt wurde, war nicht ohne Gefahr gewesen. Die Bewohner des am Fuße des Königssteins liegenden Städtchens machten fast Miene, den Herrscher zurückzuhalten, und nur die Drohung, daß das Städtchen von der Festung aus in den Grund geschossen werden würde, bewirkte ein Nachgeben derselben.

Die Flucht des Königs war auch nicht ganz unbemerkt geschehen, und sie gelang nur dadurch, daß sie begünstigt wurde durch den Stadtrath von Dresden.

Der Stadtrath, obwohl er für den Augenblick mit der Revolution liebäugelte, obwohl er sich ihr scheinbar angeschlossen hatte, suchte doch im Geheimen, jedem energischen Revolutionsschritte entgegenzuarbeiten und nicht viel weniger that dies der vollständig unfähige, neu erwählte Kommandant der Kommunalgarde, Oberstlieutenant Heinze.

Unmittelbar nach der Flucht des Königs, gleich nach 4 Uhr, brachte ein Mann die Nachricht von diesem Ereignisse auf das Rathhaus. Er forderte ungestüm, daß auf der Pirnaer Eisenbahn sofort Hülfsmannschaften fortgesendet würden, welche dem Dampfschiffe, da der Weg ein kür-

zerer sei, zuvorkommen würden. Aber Stadtrath Meisel erwiederte diesem Manne, daß man den König doch nicht zwingen könne, in Dresden zu bleiben, und ebenso erwiderte der Kommandant Heinze, daß der Vorsprung des Königs ein zu bedeutender sei, als daß man die Flucht zu verhindern vermöge.

So wurden denn erst, als es zu spät war, Maßregeln getroffen, und der König erreichte glücklich seinen Zufluchtsort.

Vor Abgang aus dem Schlosse hatte der Kriegsminister dem Kommandanten des Schlosses, Oberst v. Friederici, den entschiedenen Befehl hinterlassen, auf jeden Fall das Schloß, was dies auch kosten möge, zu behaupten. Einen gleichen Befehl hatte der Kommandeur des Zeughauses erhalten.

Der Tag brach an und mit ihm für einige Augenblicke der Kampf. Von der Schloßgasse aus wurde ein heftiges Feuer gegen das Schloß eröffnet und von den Truppen des Schlosses erwiedert. Es war ohne Erfolg und wurde deshalb bald eingestellt.

Hingegen wurden fortwährend neue Zurüstungen für den Straßenkampf gemacht. Die Barrikaden wurden immer höher, immer trefflicher aufgebaut; neue Schaaren fremder Kämpfer strömten der Stadt zu, dagegen wurden aber die Mitglieder der Kommunalgarde, die sich unter die Waffen stellten, immer seltener. Schon blieben viele der Bürger zurück, die noch am vergangenen Tage mit großen Worten sich bereit erklärt hatten, für die Freiheit, für die Reichsverfassung zu kämpfen.

In den Augen der Volkskämpfer schien es jetzt vor

allen Dingen nothwendig, auf die Truppen zu wirken. Zettel, auf denen mit großen Buchstaben die Worte standen: „Seid Ihr mit uns gegen fremde Truppen?" wurden deshalb an die Straßenecken, an die Häuser und überall da angeheftet, wo sie den Soldaten vom Schlosse oder vom Zeughause aus sichtbar werden konnten.

Während auf diese Weise das Volk thätig war, waren auch die Stadtbehörden und der Kommandant der Kommunalgarde nicht unthätig. Aber ihre Thätigkeit beschränkte sich, wie dies bei solchen Leuten wohl kaum anderes zu erwarten war, wieder auf ein Unterhandeln, auf ein Transigiren. Sie fürchteten jeden entschiedenen Schritt und hätten am Liebsten im vollen Frieden eine Revolution ausgekämpft.

Von dem Stadtrathe und den Stadtverordneten wurden die Stadträthe Pfotenhauer und Meisel, der Stadtverordnete Dr. Seidenschnur, sowie der Kommandeur der Kommunalgarde, Heinze, und dessen Adjutant, Zychlinski, erwählt, sich mit dem Ministerium in Verbindung zu setzen, und, wenn es irgend möglich wäre, dies zu veranlassen, daß jede Feindseligkeit eingestellt werde.

Die Deputation wendete sich zuerst nach dem Schlosse und erhielt hier die Nachricht, welche keine neue war, denn sie war davon in Kenntniß gesetzt worden, daß der König und die Minister sich nicht mehr im Schlosse befänden. So wendete sie sich denn, nachdem sie freies Geleit durch den Kommandeur der Stadt, Generalmajor von Schulz, erhalten hatte, nach der Neustadt; aber auch hier fand sie keinen Minister, und wendete sich deshalb nach dem Block-

hause, um dort in Unterhandlungen mit dem Generalmajor von Schulz selbst zu treten.

Es gelang in der That der Deputation, den Generalmajor von Schulz zu einem Waffenstillstande zu überreden, der bis zum folgenden Tage Mittags 12 Uhr dauern sollte, wenn nicht mittlerweile die Feindseligkeiten von Seiten der Altstadt eröffnet würden. Die Bedingungen desselben waren die, daß die Geschütze, welche auf dem Schloßplatze standen, nach der Neustadt zurückgezogen würden, nur zwei Geschütze sollten auf die Mitte der Elbbrücke aufgefahren werden; auch die Kavallerie sollte die Altstadt verlassen, dagegen das Schloß und Zeughaus vom Militair besetzt bleiben. Der Schloßplatz sollte neutraler Boden sein, und dem Militair die Kommunikation zwischen Schloß und Zeughaus über die Brühlsche Terrasse gestattet bleiben.

Das waren seltsame Bedingungen eines Waffenstillstandes in einer revolutionären Zeit. Von Seiten des Militairs sind dem Generalmajor von Schulz vielfältige Vorwürfe gemacht worden, doch konnte im Interesse der Besiegung der Revolution kaum etwas Günstigeres für die Truppen geschehen, als gerade dieser Waffenstillstand. Die Kommunikation zwischen Schloß, Neustadt und Zeughaus blieb dem Militair unbenommen. Beim ersten Herbeirücken von Hülfstruppen konnten diese sofort verwendet werden; sobald der Kampf begann, war es dem Militair möglich, jede ihm wünschenswerthe Stellung sofort einzunehmen.

Man hat gesagt, daß dem Volke durch den Waffenstillstand Gelegenheit gegeben worden sei, die Truppen zu verführen, sich mit ihnen, wie die spätern Vorfälle im Zeug-

hause beweisen, in Verbindung zu setzen, und sie dadurch zu überreden, auf Seiten der Volkskämpfer zu treten.

Das ist freilich richtig. Viel sicherer aber wäre diese Ueberredung gelungen nach einem glücklichen Kampfe, nach irgend einem kühnen Schritte der Volkskämpfer, dadurch, daß das Schloß und das Zeughaus vollständig von einander abgesperrt worden wären, dadurch, daß eine oder die andere dieser wichtigen Positionen des Militairs vom Volke im Kampfe genommen, und dann den anderen, noch vereinzelt stehenden Soldaten Zugeständnisse vom Volke gemacht worden wären.

Nichts ist schädlicher für eine beginnende Revolution als ein Waffenstillstand. In einer solchen spannt sich die Kraft des Volkes ab, nur in einer fortwährenden Anregung, in einer fortwährenden Thätigkeit ist der Sieg in einer Revolution möglich.

Der Schluß des Waffenstillstandes wurde sofort, als die Deputation auf das Rathhaus zurückgekehrt war, durch folgendes Plakat dem Volke mitgetheilt:

„Mitbürger!

Durch eine von uns entsendete Deputation ist mit dem Gouverneur der Stadt folgende Verabredung getroffen worden,

daß sämmtliches Militair an Artillerie, Kavallerie und Infanterie von dem Schloßplatz völlig zurückgezogen, zwei Kanonen auf der Brücke postirt, das Schloß und das Zeughaus von den Truppen besetzt erhalten, der Schloßplatz aber als völlig neutrales Gebiet angesehn

und insbesondere die Verbindung zwischen Brücke und Zeughaus über die Brühlsche Terrasse frei gehalten werde.

Dagegen soll kein Angriff Seitens des Militairs auf die Kommunalgarde oder das Volk stattfinden; auch die Kommunalgarde und das Volk sich jeden Angriffs oder einer Fortsetzung der Feindseligkeiten, insbesondere des Barrikadenbaues zu enthalten haben.

Wir bringen dies hierdurch zu Eurer Kenntniß.

Dresden, den 4. Mai 1849.

Der Sicherheits-Ausschuß."

Auch die Truppen erhielten Kenntniß von demselben, nur die Zeughausbesatzung wurde nicht offiziell davon benachrichtigt.

Während schon die ersten Einleitungen für die Ausführung des Waffenstillstandes getroffen wurden, erhielt Generalmajor von Schulz Nachricht, daß Freischärler beabsichtigten, die Neustadt Dresden im Rücken anzugreifen. Er sendete deshalb sofort einen Offizier als Parlamentair nach der Altstadt mit dem Auftrage, dort dem Stadtrathe mitzutheilen, daß, wenn ein solcher Angriff erfolge, der Waffenstillstand als aufgehoben betrachtet werden müsse. Er erhielt die Zusicherung, daß jedenfalls die größte Ruhe herrschen würde.

Die Revolutiospartei in Dresden benutzte mittlerweile die ihr fast wider Willen aufgedrungene Waffenruhe wenigstens so gut, als sie es vermochte. Der Barrikadenbau wurde unter Anführung kundiger Männer immer kräftiger betrieben, und es entstanden an einzelnen Stellen Barrika-

den, welche wahre Kunstwerke in ihrer Art waren, und die fast uneinnehmbare Schanzen bildeten.

Außerdem waren aber auch die Führer der Partei, und besonders Tzschirner, thätig, um den Aufstand zu organisiren.

Er wendete sich zuvörderst an den Stadtrath und die Stadtverordneten, und verlangte hier, daß jetzt, nachdem der König geflohen sei, eine provisorische Regierung niedergesetzt werde, welche aus drei frühern Abgeordneten, einem Mitgliede des Stadtraths und einem Stadtverordneten bestände.

Auf einen so radikalen Vorschlag vermochte aber natürlich der Stadtrath nicht einzugehen. Die guten Bürger der Stadt Dresden hätten ja nun und nimmermehr gewagt, einen entschieden revolutionären Schritt zu thun.

Tzschirner verband sich deshalb mit mehreren anderen Abgeordneten, und erließ mit diesen ein Plakat, in welchem er alle noch in Dresden anwesenden vormaligen Mitglieder der sächsischen Volkskammern aufforderte, sich sofort auf dem Altstädter Rathhause zu versammeln.

Die Versammlung fand statt; auch die Mitglieder des Stadtraths und der Stadtverordneten waren gegenwärtig. Man beschloß in der Versammlung wirklich, eine provisorische Regierung, aus drei Mitgliedern bestehend, zu wählen.

Vorgeschlagen zu Mitgliedern der neuen Regierung wurden Generalmajor von Schulz, der Geheimrath Todt, der Richter Heubner und Tzschirner. Die Wahl wurde vorgenommen, und sie fiel auf Todt, Heubner und Tzschirner.

Man hatte bei dieser Wahl zur provisorischen Regierung folgendes Prinzip zum Grunde gelegt. Man wollte

die sämmtlichen oppositionellen Fraktionen der aufgelösten Kammern in der provisorischen Regierung vertreten wissen.

Todt gehörte dem Centrum, Heubner der entschiedenen Linken, und Tzschirner der äußersten Linken an, und somit konnte die Wahl der provisorischen Regierung wohl eine gelungene genannt werden.

Daß Generalmajor von Schulz, der Kommandant der Stadt, nicht gewählt wurde, mag vielleicht auch richtig sein, und es ist überhaupt noch fraglich, ob dieser Mann, so sehr er auch anscheinend dem Volke sich zuneigte, einer provisorischen Regierung beigetreten wäre; jedenfalls würde eine Regierung, in der Generalmajor von Schulz Mitglied war, keine bedeutende revolutionäre Thatkraft entwickelt haben, und gewiß wäre die Dresdner Revolution unter solchen Bedingungen nicht weniger schnell unterdrückt worden.

Was die Persönlichkeiten der gewählten Mitglieder der provisorischen Regierung anbetrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß zwei derselben außerordentlich glücklich gewählt waren.

Geheimrath Todt war sächsischer Beamter, er gehörte der gemäßigten Partei an, und obgleich er sich immer entschieden auf Seiten des Volkes gestellt hatte, so war er doch Mitglied des Centrums, und durch seine Persönlichkeit wohl geeignet, die Bürgerschaft an sich zu ziehen, und zu Gunsten der provisorischen Regierung zu stimmen.

Nicht weniger glücklich gewählt war die Person Heubner's in der provisorischen Regierung. Heubner ist ein im ganzen Lande hochgeachteter Mann, ein Mann, der als unparteiischer, tüchtiger, gelehrter, trefflicher Richter sich den reinsten

Ruf in ganz Sachsen erhalten hat, der von allen Parteien geachtet, von seiner eignen aufs Höchste geliebt wurde.

Ein ganz anderer Fall aber war es mit Tzschirner. Dieser gehörte der äußersten Linken an, und er war schon deshalb von Seiten der Bürger, die doch in diesem Kampfe eine thätige Rolle spielen mußten, wenn der Kampf gelingen sollte, nicht eben geliebt; im Gegentheil, seine Parteistellung machte ihn als einen so genannten wüthenden Revolutionär bei der Bürgerschaft verdächtig und verhaßt.

Aber nicht allein die Parteistellung war es, wegen deren man Tzschirner haßte, auch seine Persönlichkeit gefiel nirgends, selbst in der eigenen Partei hatte man kein Vertrauen zu ihm. Man hielt ihn für ehrgeizig, für eitel, man hielt ihn für einen Mann, der seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeize selbst seine politischen Prinzipien unterzuordnen fähig wäre.

So machte denn die Wahl Tzschirners zur provisorischen Regierung in ganz Dresden, ja selbst in ganz Sachsen bei der demokratischen Partei einen ungünstigen Eindruck. Jedes andere Mitglied der äußersten Linken wäre willkommner gewesen, als Tzschirner, und dies zeigte sich auf das Entschiedenste schon bei der Proklamation der provisorischen Regierung vom Balkon des Rathhauses herab.

Als Todt und Heubner zuerst als Mitglieder der provisorischen Regierung genannt wurden, da erschollen donnernde Lebehochs, ein nicht endender Jubel. Bei Tzschirner's Namen klatschten nur wenige, Einige murrten sogar.

Noch augenfälliger zeigte sich die Mißstimmung über die Wahl Tzschirners dadurch, daß von dem Augenblicke an, wo Tzschirner zum Mitgliede der provisorischen Regie-

rung ernannt worden war, die Kommunalgarde sich fast ganz und gar mit Ausnahme weniger Einzelner vom Kampfe zurückzog.

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß die Kommunalgardisten, die ruhigen, friedlichen Bürger immer gern vom Kampfe zurückbleiben, jetzt aber hatten sie einen ziemlich triftigen Grund, dem sich wenig entgegenhalten ließ.

Auch die Zuzüge der Kommunalgarden anderer Städte wurden schwach, und viele der Zuzügler kehrten sofort in ihre Heimath zurück, als sie Tzschirners Namen hörten.

Unter dem Läuten der Glocken wurde die Einsetzung der provisorischen Regierung in Dresden proklamirt, und zugleich erließ die Regierung selbst folgende charakteristische Bekanntmachungen:

„Mitbürger!

Der König und die Minister sind entflohen! Das Land ist ohne Regierung, sich selbst überlassen worden. Die Reichsverfassung ist verleugnet.

Mitbürger! Das Vaterland ist in Gefahr! Es ist nothwendig geworden, eine provisorische Regierung zu bilden. Der Sicherheitsausschuß zu Dresden und die Abgeordneten des Volkes haben nun unterzeichnete Mitbürger zur provisorischen Regierung ernannt.

Die Stadt Dresden ist dem Vaterlande mit dem rühmlichsten Beispiele vorangegangen und hat geschworen, mit der Reichsverfassung zu leben und zu sterben.

Wir stellen Sachsen unter den Schutz der Regierungen Deutschlands, welche die Reichsverfassung anerkannt haben.

Zuzug von allen Ortschaften des Vaterlandes ist angeordnet und wird hiermit angeordnet.

Wir fordern den strengsten Gehorsam für die Befehle der provisorischen Regierung und des Oberkommandanten Obristlieutenant Heinze!

Wir werden Parlamentaire an die Truppen senden und sie auffordern, den Befehlen der provisorischen Regierung gleichfalls Gehorsam zu leisten. Auch sie bindet keine andere Pflicht, als die für die bestehende Regierung, für die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes.

Mitbürger! die große Stunde der Entscheidung ist gekommen! Jetzt oder nie! Freiheit oder Sklaverei! Wählt!

Wir stehen zu Euch, steht Ihr zu uns!

Dresden, den 4. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner. Todt.

Soldaten!

Brüder! Die provisorische Regierung, welche nach der Flucht des Königs und der Minister in der Stadt Dresden niedergesetzt worden ist, ruft Euch zu, das Land gemeinschaftlich mit ihr zu schützen, dem Volke die Bruderhand zu reichen und Euch zur Verfügung der Landes- und Reichsverfassung zu stellen. Folgt dem Beispiele anderer braver Soldaten, vergeßt nicht, daß Ihr vereidete Staatsbürger seid, und daß Ihr für Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten des Volkes zu wachen habt. Ihr seid erwählt, dem Volke zu zeigen, daß Ihr mit ihm geht, nicht gegen dasselbe seid.

Soldaten! auf denn, haltet zu uns; die provisorische Regierung hat die Pflicht, in der jetzigen Zeit die Gefahr des Vaterlandes abzuwenden, und braucht Eure Kräfte.

Dresden, den 4. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner. Todt.

Die provisorische Regierung nahm nun sofort Besitz vom Rathhause, und dorthin wurde auch das Kommando der Bürgerwehr verlegt. Der Sicherheitsausschuß und die städtischen Behörden mußten sich in ein kleines Seitenlokal zurückziehen. Vom Stadtrathe blieben indessen dennoch stets einige Mitglieder zusammen, um nach Kräften der Revolution entgegen und der Regierung in die Hände zu arbeiten.

Diese Mitglieder des Stadtraths erhielten am Abende vom Generalmajor v. Schulz die Nachricht, daß die Minister Rabenhorst und v. Beust wieder in der Neustadt eingetroffen seien. Später erhielten sie folgendes Schreiben der Minister:

„Nachdem in verwichener Nacht verschiedene Angriffe auf das königliche Schloß erfolgt und einzelne Schüsse in die Zimmer des Schlosses gefallen waren, hat es das Ministerium für seine Pflicht erachtet, für das sichere Geleit Sr. Majestät des Königs zu sorgen, Allerhöchstwelche in Folge jener Vorgänge den Entschluß gefaßt hatten, sich auf die Festung Königstein zu begeben. Die unterzeichneten Staatsminister sind von da sofort hierher wieder zurückgekehrt, während der Staatsminister Dr. Zschinsky für den Augenblick bei

Sr. Majestät verblieben ist, um die Verbindung zwischen dem Könige und den andern Ministern zu unterhalten.

Die unterzeichneten Staatsminister beehren sich, den Stadtrath in Kenntniß zu setzen, und denselben zu benachrichtigen, daß sie ihr Geschäftslokal gegenwärtig im Gouvernementshaus zu Neustadt genommen haben.

Dresden, den 4. Mai 1849.

v. Beust. Rabenhorst."

Charakteristisch für den Stadtrath ist die Antwort desselben auf das eben erwähnte Schreiben. Er getraute sich weder, direkt die Revolution zu verleugnen, noch sich zu derselben zu bekennen, und antwortete deshalb, daß nach den Vorgängen der letzten Tage, nachdem namentlich der Stadtrath vergeblich gesucht hätte, mit den Ministern in Verbindung zu treten, sich die Verwirrung in Dresden in einer Weise gesteigert habe, daß jetzt die städtischen Behörden sich gegen jede Verantwortlichkeit verwahren müßten. Dies Schreiben brachte gegen 9 Uhr Abends der Stadtrath Meisel den Staatsministern.

Die Minister forderten, der Stadtrath möge alle Anstrengungen machen, um die reaktionäre Partei zu bewegen, daß sie den Aufstand dämpfe. Als Stadtrath Meisel die Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens darstellte, da erwiderten die Minister, daß unter solchen Umständen man zur Waffengewalt, um den Aufstand zu unterdrücken, schreiten müsse.

Die provisorische Regierung hatte sich mittlerweile in Thätigkeit gesetzt. Einer ihrer Schritte war der, daß sie an die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

sich wendete, um dieser die Mittheilung zu machen, daß in Sachsen ein Kampf für die deutsche Reichsverfassung entbrannt sei. Das Schreiben an die Nationalversammlung lautete:

„An die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

Die sächsische Nation hat gestern in entschiedener Weise durch Abgeordnete aus allen Theilen des Landes die Anerkennung der Reichsverfassung vom Könige verlangt; derselbe hat alle Bitten des Volkes zurückgewiesen.

Nachdem gestern ernste, revolutionäre Auftritte hier in Dresden stattgefunden, ist der König heut Morgen mit seinen Ministern aus Dresden geflüchtet.

Für Abwehr der Anarchie, sowie zur Aufrechthaltung der vom deutschen Volke anerkannten deutschen Reichsverfassung ist eine provisorische Regierung in den Personen der Unterzeichneten eingesetzt worden.

Der deutschen Nationalversammlung zeigen wir dies hiermit an, und stellen unser Wirken, der provisorischen Regierung, unter deren Schutz.

Die provisorische Regierung von Sachsen.

Tzschirner. Heubner. Todt."

Zu gleicher Zeit sendete die provisorische Regierung auch an alle Stadt- und Gemeinderäthe im Königreich Sachsen die Proklamation, welche sie erlassen hatte, und begleitete dieselbe mit einem Rundschreiben, in welchem sie sowohl ihre Ernennung mittheilte, als auch die Gemeinde- und Stadträthe aufforderte, den Verfügungen der provisorischen Regierung Folge zu leisten.

Außerdem erschien es nothwendig, auch die Soldaten wo möglich zur Anerkennung der provischen Regierung zu veranlassen. Zu diesem Zweck wurde den Kommandeur der Kommunalgarde, Oberstlieutenant Heinze, nach der Neustadt entsendet, um dort die Anerkennung der provisorischen Regierung von Seiten der Truppen zu bewirken.

Mit einem Tambour und einem Unteroffiziere der Kommunalgarde, der an der Bajonettspitze eine weiße Parlamentairflagge trug, begab sich Oberstlieutenant Heinze nach dem Blockhause, ohne indessen zu seinem Zweck gelangen zu können.

Eben so wenig gelang es, die Besatzung des Schlosses zur Anerkennung der provisorischen Regierung zu bewegen. Der Kommandeur dieser Besatzung, Oberst v. Friederici zerriß das Plakat der Regierung an die Soldaten und trat es mit Füßen.

Während die provisorische Regierung und der Stadtrath auf diese Weise ihre Thätigkeit zeigten, waren im Zeughause seltsame Dinge vorgefallen.

Die Besatzung des Zeughauses war, wie wir bereits erwähnten, von der Waffenstillstands-Konvention nicht in Kenntniß gesetzt worden, erst aus dem Munde des, das Zeughaus in dichten Massen umringenden Volkes, erfuhren die Befehlshaber des Zeughauses, daß Friede mit der Besazzung der Altstadt geschlossen wäre. Außerdem wurden auch gar seltsame Gerüchte verbreitet. Es hieß, die Schloßbesatzung habe sich ergeben, sie wollte nicht gegen das Volk kämpfen, und dergleichen mehr.

Unter solchen Verhältnissen sendete der Kommandeur des Zeughauses einen Offizier an den Generalmajor

v. Schulz, um zu fragen, ob diese Gerüchte gegründet seien und erhielt die Bestätigung des Waffenstillstandes zur Antwort.

Zu gleicher Zeit wurde unter den Soldaten hier und dort, erst einzeln, dann häufiger ein Murren laut, daß es nicht nothwendig sei, das Zeughaus zu besetzen und den anstrengenden Dienst daselbst zu verrichten, wenn man mit dem Volke Frieden geschlossen habe.

Der Besatzung fehlten Lebensmittel, schon hungerten die Mannschaften, und Mancher wurde dadurch um so verdrießlicher.

Unter solchen Verhältnissen wurde von Seiten der Besatzung ein Offizier nach dem Rathhause gesendet, um Lebensmittel für die Truppen zu fordern. Die Besatzung machte darauf das Zugeständniß, daß der Kommunalgarde gestattet werden solle, damit weiteren blutigen Konflikten zwischen Militair und Bürgern und jedem Angriff durch das Volk vorgebeugt werde, den äußern Theil des Zeughauses zu besetzen, während das Militair nur in den inneren Räumen bleiben sollte.

Die provisorische Regierung verkündete sofort vom Balkon des Rathhauses herab dieses wichtige Ereigniß und veröffentlichte folgende Proklamation:

„Sachsen!

Das brave sächsische Militair hat dem Gebote der Pflicht gegen die heiligsten Interessen des Vaterlandes Genüge geleistet. Das Zeughaus ist von Militair und Bürgerwehr gemeinschaftlich als Nationaleigenthum besetzt. —

Deutschland ist dem sächsischen Militair zum Danke verpflichtet.

Sachsen! stehet auf wie ein Mann! Das Volk, das ganze Volk ist eins! Es gilt nur dem äußern Feinde entgegen zu treten. An Euch ist es, Deutschland einig, frei zu machen. Das Vaterland, die provisorische Regierung rechnet auf Euch!

Dresden, den 4. Mai 1849.

Die provisorische Regierung von Sachsen.

Tzschirner. Heubner. Todt."

Diese Proklamation ist späterhin vielfältig getadelt worden. Man sagte, die provisorische Regierung hätte dem Volke Sand in die Augen streuen, sie hätte es überzeugen wollen, daß das sächsische Militair in der That zum Volke übergegangen sei, während es doch nur aus Noth, um Lebensmittel zu erhalten, ein kleines Zugeständniß gemacht habe.

Eine solche Ansicht ist indessen durchaus irrig. Nach den Eröffnungen, welche der provisorischen Regierung von Seiten der Zeughausbesatzung gemacht wurden und nach dem Benehmen der Soldaten daselbst, hatte die Regierung ein vollkommenes Recht, eine solche Proklamation zu erlassen, und wenn auch später die Besatzung treulos genug war, die Waffen wider das Volk zu ergreifen, wie wir dies bald genug sehen werden, so ist dies sicherlich nicht die Schuld der provisorischen Regierung.

Generalmajor von Schulz hatte mittlerweile ebenfalls vom Zeughause Nachricht erhalten durch zwei von dort aus

nach der Neustadt entsendete Offiziere, daß die Truppen den unruhigsten, unzuverlässigsten Geist zeigten. Er hatte deshalb eine Kompagnie der Schützen, welche von Leipzig eben angekommen waren, zur Besatzung des Zeughauses geschickt.

Als diese Kompagnie durch die ungeheure Menschenmasse, welche das Zeughaus umringte, sich nach und nach Bahn gemacht hatte, fand sie bereits die äußeren Höfe des Zeughauses von Kommunalgarden besetzt, und erhielt die Mittheilung, daß zwischen der Besatzung des Zeughauses und den Stadtbehörden die eben von uns erzählte Konvention abgeschlossen sei.

Unter diesen Umständen wurde wiederum ein Rapport an den Generalmajor von Schulz geschickt, und von diesem die Schützenkompagnie zurückbeordert.

Unter diesen Ereignissen verging der Tag. Der Waffenstillstand wurde auf beiden Seiten aufrecht erhalten, wenn auch hier und dort ein vereinzelter Schuß fiel. Aber trotz des Waffenstillstandes wurden auf beiden Seiten die Vorbereitungen für den Kampf des folgenden Tages gemacht. Das Volk bewaffnete sich mehr und mehr. Signale von den Thürmen, Signale auf den, Dresden umgebenden, Höhen riefen Hülfe von außerhalb herbei; die Barrikaden wurden stärker gebaut, mehr und mehr befestigt; auf den Straßen wurden Kugeln gegossen und Patronen gemacht.

Nichts war seltsamer, als die fast komische Ruhe, mit welcher das Volk, brennende Cigarren rauchend, neben

offenen Pulverbehältern saß, jeden Augenblick in der Gefahr, daß ein Cigarrenfunken das Pulver und damit die Verfertiger der Patronen in die Luft schleudere. Daran aber dachte in glücklicher Unbesorgtheit Niemand.

So verging wiederum der Abend und die Nacht des vierten Mai.

Neuntes Capitel.

Schon in der Nacht vom 4. zum 5. Mai entschloß sich das Ministerium, nachdem die eigenen Hülfstruppen angekommen waren, und da, wie es glaubte, auch die preußischen Truppen in kürzester Zeit zu erwarten waren, energisch zur Offensive (Angriff) gegen den Aufstand zu schreiten.

Das sächsische Ministerium ging von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß das sicherste Mittel sich zu vertheidigen, in einem kühnen Angriffe liege, und gerade dieser Grundsatz führte den späteren Sieg herbei.

Wären die Revolutionäre kühner gewesen, hätten sie den erwähnten Grundsatz sich zu eigen gemacht, das Schicksal der Revolution wäre wohl ein anderes geworden. Dem Ministerium standen damals, um überhaupt zum Kampfe verwendet zu werden, nur wenige Truppen zu Gebote. Es konnte im Ganzen disponiren über 19 Kompagnien Infanterie, 19 Geschütze und die beim Straßenkampfe vollkommen unbrauchbare Kavallerie. Die übrigen Truppen standen theils an andern Orten des Landes, theils mußten sie zur Deckung des Schlosses, des Prinzenpalais, des Zeughauses, der Pulvermagazine und der Neustadt gebraucht werden.

Die Neustadt war allerdings von der Revolution noch nicht erfaßt, aber dennoch durfte sie von Mannschaften nicht vollkommen entblößt werden, weil besonders die Vorstädte deutliche Zeichen von Aufregung von sich gegeben hatten, und weil man fürchten mußte, bei einer Entblößung dieses Theils von Dresden, auch hier den Aufstand ausbrechen zu sehen.

Auch die Bahnhöfe mußten besetzt bleiben, um die Ankunft fremder Hülfstruppen zu sichern, und um die Telegraphenlinien vor der Zerstörung zu bewahren.

Das Ministerium hatte ursprünglich die Absicht, den Kampf in Dresden dadurch auszukämpfen, daß die ganze Stadt cernirt werde. Diese Cernirung sollte theils geschehen durch Aufstellung der Infanterie, theils durch fortwährende Patrouillen der Kavallerie; man hoffte, dadurch einerseits der Stadt jede Zufuhr abzuschneiden, wodurch bald im Innern fast eine Hungersnoth entstehen mußte, theils wurde durch eine solche Cernirung jeder Zuzug von Freischärlern verhindert.

Von diesem Plane mußte indessen das sächsische Ministerium bald genug abgehn, weil es einsah, daß mit den so geringen, ihm zu Gebote stehenden Truppenmassen ein ähnlicher Plan durchaus nicht durchzuführen sei.

Es verwendete aus diesem Grunde nur die Kavallerie zur Cernirung der Altstadt. Diese sollte dazu dienen, theils die Herbeischaffung von Munition und Proviant nach der Altstadt zu verhindern, theils auch, etwaige Zuzüge von Freischaaren zurückzuweisen, theils endlich, die Flucht der Hauptführer der Revolution abzuschneiden.

Keine von diesen drei Aufgaben vermochte indessen die

Kavallerie vollständig zu erfüllen, und wenn sie auch einzelne Freischaaren aufhielt, einzelne Flüchtlinge auffing, im Ganzen genügte sie für die ihr zu Theil gewordenen, wichtigen Aufträge in keiner Weise.

Ein anderer Plan, den Aufstand in Dresden zu dämpfen, war der, die Stadt zu bombardiren.

Es läßt sich nicht verkennen, daß das Bombardement einer revolutionären Stadt ein äußerst treffliches Mittel im Kampfe gegen die Revolution ist. Der habsüchtige und sein Eigenthum vor allen Dingen liebende Bürger wird durch ein Bombardement nur gar zu leicht veranlaßt, die Waffen gegen die Revolution zu ergreifen. Wenn auch dem Bürger der Muth fehlte, für seine Freiheit, für eine großartige Idee zu kämpfen, so gewinnt er doch den Kampfesmuth, wenn es gilt, seinen Abgott, sein Geld, seinen Reichthum, zu vertheidigen.

Durch ein Bombardement, konnte daher die sächsische Regierung hoffen, Zwiespältigkeit in der Stadt selbst zu veranlassen, und vielleicht die Dresdner Kommunalgarde dahin zu bringen, daß sie selbst die Waffen gegen die demokratische Partei ergreife. Wurden die Revolutionäre in der Altstadt zu gleicher Zeit vom Militair und von der Kommunalgarde angegriffen, dann war an einen weiteren Kampf nicht zu denken.

Aber einen so gewaltigen Schritt zu thun, scheute sich selbst das sächsische Ministerium, und als am Abende des 5. Mai der Kommandeur der preußischen Truppen, Graf Waldersee auf das Dringste zu einer solchen Art des Kampfes rieth, da erklärten ihm die sächsischen Minister, daß sie die Zerstörung der schönsten Stadt Deutschlands durch Bom-

ben nicht auf sich nehmen wollten. Graf Waldersee erwiderte darauf, er selbst wolle jede Verantwortung für das Bombardement tragen, er sei bereit, die ganze Gehässigkeit dieser Maßregel auf sich zu nehmen; aber dennoch ging das Ministerium auf diesen Plan nicht ein.

Das Ministerium entschloß sich endlich zu folgendem Kampfplane, der auch in in der That am 5. Mai und in den spätern Tagen den Bewegungen des preußischen und sächsischen Militairs der Hauptsache nach zu Grunde gelegt wurde.

Die Neustadt Dresden sollte der Hauptausgangspunkt aller militairischer Operationen sein. Durch die Kavallerie (acht Schwadronen) sollte die Altstadt in der von uns schon beschriebenen Weise cernirt werden, außerdem sollte die Kavallerie auch die Sicherung der Bahnhöfe übernehmen. In der Altstadt sollten die schon von Anfang an im Besitz des Militairs befindlichen Gebäude, das königliche Schloß und das Zeughaus, die Grundstützen aller ferneren Bewegungen bilden.

Vom Schloß aus wollte man, (wenn wir die Front der Truppen, wie sich dies beim Angriffe von selbst versteht, von der Neustadt gegen die Altstadt rechnen) rechter Hand vordringen. Man wollte gegen den Zwinger, die Sophienkirche, die Spiegelfabrik und das Thurmhaus, die Post und endlich gegen das polytechnische Institut seine Angriffe richten.

Zu gleicher Zeit sollte auf dem linken Flügel vom Zeughause aus ebenso vorgedrungen werden, bis zuletzt die beiden Flügel sich vereinigten, und so der Kern der Revolution in einen kleinen Kreis eingeschlossen würde. Man

hoffte, auf diese Weise mit einer größeren Leichtigkeit, als beim eigentlichen Barrikadenkampfe, und mit weniger Verlusten zum Ziele zu gelangen, so wie auch zu gleicher Zeit durch die Einschließung der innersten Stadt die Führer des Aufstandes gefangen zu nehmen.

Die Bewegungen beider Flügel sollten in einem Bogen geschehen, der sich hinter dem Altmarkte zusammenschloß. Die Richtung des Angriffes war hauptsächlich bestimmt durch die an Stelle der früheren Festungswerke die Altstadt fast rings umschließenden Promenaden, welche die Vorstädte von der Altstadt trennen.

Langsam aber sicher wollte man auf beiden Flügeln zu gleicher Zeit vordringen, und jede neu gewonnene Stellung als Angriffspunkt für eine zweite Stellung benutzen.

Dies war der Plan der Minister, der auch, wie wir sehen werden, den späteren Truppenbewegungen in der That zum Grunde gelegt wurde. Auf eine energische Führung des Militairs hoffte das Ministerium. Es hatte den Oberbefehl über sämmtliche Truppen dem General-Lieutenant von Schirnding übertragen, weil die Gesinnungen des Generalmajors von Schulz fast zweifelhaft erschienen.

Obgleich sich das Ministerium auf diese Weise vollständig auf den Kampf vorbereitet hatte, wollte es doch zuvor noch einmal versuchen, wenigstens denjenigen Theil der Dresdner Kommunalgarde, der noch einige Anhänglichkeit an den König hatte und dem konstitutionellen Prinzipe huldigte, von der Theilnahme am Kampfe zurückzuschrecken. Es veröffentlichte daher, ehe der Kampf begonnen wurde, folgende königliche Bekanntmachung:

„Die meinem Herzen wahrhaft schmerzlichen Ereignisse des gestrigen und heutigen Tages, welche zuletzt in gewaltsame Angriffe auf das Zeughaus und selbst auf mein Schloß ausarteten, während ein großer Theil der Kommunalgarde seiner Pflicht, für Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken, nicht nachkam, nöthigen mich, Dresden einstweilen zu verlassen und mich auf die Festunug Königstein zu begeben.

Wenn ich den von vielen Seiten an mich gestellten Anträgen, die von der Nationalversammlung zu Frankfurt verkündete deutsche Reichsverfassung sofort anzuerkennen, zu willfahren Bedenken trug, so bin ich dabei nur der innersten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer einstweiligen Beanstandung dieser Maßregel gefolgt, und habe dabei nur das wahre Wohl des gemeinsamen Vaterlandes im Auge gehabt, sowie ich auch durch diesen meinen Entschluß die Grenzen des mir unzweifelhaft zustehenden Rechts auf keine Weise überschritten habe.

Ich hoffe von dem früher so oft bewährten Sinne meiner geliebten Sachsen für Recht und Gesetzlichkeit, daß es weitern ernsten Einschreitens nicht bedürfen soll, und daß ich deshalb auch in kürzester Zeit in meine theure Residenzstadt wieder zurückzukehren im Stande sein werde.

Uebrigens ist Fürsorge getroffen worden, daß durch meine Abwesenheit von hier, die Regierungsgeschäfte nicht unterbrochen werden.

Dresden, den 4. Mai 1849.

Friedrich August.

Dr. Ferdinand Zschinsky.

Zu gleicher Zeit fügte das Ministerium der vorstehenden Proklamation noch folgende Worte hinzu:

„Die unterzeichneten Staatsminister erfüllen ihre Pflicht, die obige Proklamation Sr. Majestät des Königs zu veröffentlichen.

Die unterzeichneten Minister haben weder Se. Majestät den König, noch die Regierung des Vaterlandes verlassen. Sie sind sofort auf ihre Posten zurückgekehrt, nachdem sie Sr. Majestät des Königs persönliche Sicherheit geschützt sahen.

Sie halten es für ihre Pflicht, im Namen Sr. Majestät des Königs gegen die Einsetzung einer provisorischen Regierung Verwahrung einzulegen.

Sie hoffen, daß das sächsische Volk dem Rufe des Gesetzes, den Pflichten der Treue und den Mahnungen der Besonnenheit folgen werde.

Dresden, den 5. Mai 1849.

Die Staatsminister.

v. Beust. Rabenhorst."

Um den Muth der Truppen aufzurichten, erließ es an diese nachstehenden Armeebefehl:

„Die Regierung des Königs besteht. Lasset Euch, Sachsen! nicht irre leiten durch die, welche nach Art. 81 u. folg. des Kriminalgesetzbuches sich eines Hochverraths schuldig machten.

Nochmals ermahnt Euch die Regierung Sr. Majestät des Königs. Lasset ab von Euerem ungesetzlichen Beginnen! Kehret zurück zu Euerer Pflicht! Es handelt sich

jetzt um Abwendung des fürchterlichsten Unglücks! Bedenkt Euer und Eurer Kinder Wohl! Bedenkt die Ehre des Vaterlandes.

Fest entschlossen ist des Königs Regierung, sich gegen das Beginnen der feindlichen Kräfte zu behaupten, und alle Mittel anzuwenden, die Gesetz und Umstände erheischen zur Sicherung des Thrones, der Personen und des Eigenthums.

Dresden, den 6. Mai 1849.

Gesammt-Ministerium.

v. Beust. Rabenhorst."

Die Proklamationen des Königs und des Ministeriums machten, wie dies wohl nur natürlich ist, bei der revolutionären Partei in Dresden so gut wie gar keinen Eindruck. Die demokratische Partei in Dresden wußte sehr wohl, was sie vom Ministerium zu erwarten hätte, sie wußte sehr wohl, wofür sie die Waffen ergriffen, wofür sie kämpfen wollte; durch Worte ließen sich die Demokraten nicht abspeisen.

Hätte das Ministerium die deutsche Reichsverfassung anerkannt, hätte der König dies zugesichert, dann würden die Bewohner Dresdens sämmtlich augenblicklich die Waffen niedergelegt haben; ohne einen solchen Schritt von Seiten der Regierung war daran nicht zu denken.

Nichts desto weniger hatte die königliche Proklamation dennoch einigen Erfolg, aber freilich nur auf die Männer, die der Revolution schon von vorn herein mehr oder weniger feindselig gegenübergestanden hatten.

Die konservativen Stadträthe und einige auf dem

Rathhause anwesende Stadtverordnete beschlossen in Folge dieser Proklamation, noch einmal den Versuch einer Vermittelung mit dem Ministerium zu machen. Sie wendeten sich deshalb mit der Bitte an die provisorische Regierung, ihnen militairisches Geleit nach der Neustadt zu geben, die provisorische Regierung aber schlug diese Bitte ab, sie wollte sich in keinerlei Unterhandlungen mit dem Ministerium einlassen, ohne indessen die Stadträthe an solchen Unterhandlungen zu verhindern.

So mußten sich denn die Deputirten des Stadtraths, die Herren Pfotenhauer und Meisel ohne militairisches Geleit nach der Neustadt begeben. Sie wurden von den Ministern angenommen, aber ihre Vermittelungen hatten keinen glücklichen Erfolg, denn der Kriegsminister erklärte ihnen kurz weg, daß an Unterhandlungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht zu denken sei. Er werde mit aller Energie den Aufstand unterdrücken lassen, und wenn es den städtischen Behörden nicht möglich sei, ihrerseits dahin zu wirken, daß die Aufrührer vom Kampfe gegen das Militair abständen, wenn sie in der Altstadt Dresden ihre Autorität nicht mehr aufrecht zu erhalten vermöchten, dann sollten sie sich nach der Neustadt begeben. Einen Befehl hierzu erließ das Ministerium sofort.

Darauf ging indessen der Stadtrath von Dresden denn doch nicht ein, er harrte — und das ist das einzige Anerkennenswerthe, welches diese Behörde in den Tagen des Kampfes gethan hat — auf seinem Platze in der Altstadt Dresden aus. Unverrichteter Sache mußten die Deputirten des Stadtraths und der Stadtverordneten zurückkehren.

Mittlerweile hatten schon am frühen Morgen Trup-

penbewegungen über die Brücke der Neustadt stattgefunden. Diese waren das Signal zur Wiedereröffnung des Feuers gegen die im Schlosse liegenden Truppen und zu energischen Maßregeln der provisorischen Regierung.

Von allen Thürmen Dresdens herab heulten die Sturmglocken, die Kommunalgarde wurde durch Signale zum Antreten berufen, aber nur wenige, fast gar keine Kommunalgardisten erschienen. Theils der Eintritt des den Bürgern verhaßten Tzschirner's in die provisorische Regierung, theils ihre natürliche Feigheit hielt sie ab, unter Waffen zu treten, so daß sich die provisorische Regierung zu folgender Proklamation gezwungen sah:

„Aufforderung.

Der gerechte Unwille des Volk und der gutwilligen Bürgerwehr über die Theilnahmlosigkeit und Pflichtvergessenheit des größten Theils der hiesigen Kommunalgarde wächst von Stunde zu Stunde. Alle Kommunalgardisten werden daher auf das Ernstlichste aufgefordert, sich sofort auf ihre Sammelplätze zu verfügen.

Ein jeder Kommunalgardist, welcher binnen einer Stunde nicht auf dem Sammelplatz seines Bataillons erscheint, wird durch die gesetzlichen Zwangsmaßregeln mit entschiedener Strenge dazu angehalten werden.

Das Wohl des Vaterlandes, die Ehre der Stadt stehen auf dem Spiele. Mitbürger! erfüllt Eure Bürgerpflichten aus Liebe zum Vaterlande freiwillig. Bewahret Eure eigene Ehre, bewahret die Ehre vor dem Schimpfe,

daß Dresdner Bürger mit Zwang unter die Waffen getrieben werden mußten.

Dresden, am 5. Mai 1849.

Die provisorische Regierung von Sachsen.

Tzschirner. Heubner. Todt."

Außerdem traf aber auch die provisorische Regierung Maßregeln zur ordnungsmäßigen Vertheidigung der Barrikaden. Sie erließ die nachstehenden Bekanntmachungen, welche die Absicht hatten, den Barrikadenkampf möglichst zu organisiren:

„Der Kampf beginnt.

Wer von den Mannschaften sich bereit erklärt, einer Mobilkolonne beizutreten, der versammle sich auf Appell und es wird die weitere demokratische Organisation dieser Kolonne, welche zur unbeschränkten Verfügung bleibt, sofort erfolgen.

Dresden, den 5. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner Todt."

1) Jede Barrikade, die die äußerste Spitze bildet, muß sowohl in der Mannschaft, als ihrer Konstruktion nach die kräftigste sein. Sollte sie zu wenig Leute haben, so ist sie sogleich zu verstärken, und im Falle zu schwacher Konstruktion sofort zu befestigen.
2) Jede solcher äußerste Barrikade schickt jede Viertelstunde Patrouillen aus. Diese sollen so weit vorrücken als möglich. Von allem, was passirt, wird

der Kommandant benachrichtigt. Dieser schickt die Rapporte an die provisorische Regierung.

3) Jede Barrikade theilt ihre Mannschaft in vier gleiche Theile, von welchen jedesmal der vierte Theil zwei Stunden in thätigem Dienst bleibt. Die übrigen ruhen an der Barrikade.

4) Jede Barrikade hat ihren Kommandanten. Der Kommandant der äußersten Barrikaden ist der Hauptkommandant der ganzen Straße, folglich also aller darin befindlichen Barrikaden.

5) Jeder Kommandant wählt sich einen Unterkommandanten. Einer von Beiden muß auf der Barrikade sein.

6) Niemand kann ohne Paß die Barrikade durchgehen. Diejenigen, welche eine dringliche Anzeige anzubringen zu haben versichern, werden von einem Manne der Barrikade auf das Rathhaus geführt.

7) Ueber folgende Punkte, nämlich:
   a) wie viel Mannschaft bei jeder Barrikade ist;
   b) wie viel Waffen und was für Gattung und wie viel Munition man habe,
   c) über die Namen der Kommandanten

ist von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Dresden, am 5. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner. Todt."

„Barrikadenordnung.

1) Den Oberbefehl über die Barrikaden hat der Oberkommandant der Dresdner Kommunalgarde, Oberst-

lieutenant Heinze, Stellvertreter ist Bataillons-Kommandant Wollsack.

2) Das Hauptquartier ist auf dem Altmarkte im Rathhause.

3) Für jede Barrikade übernehmen abwechselnd drei Führer, je 6 Stunden den Befehl, ernennen für jede Wache einen Unterführer, der die Namen der Wachenden aufschreibt.

4) Fällt nichts Außergewöhnliches vor, so bringt der Barrikadenführer nach Ablösung der driten Wache diese Namensliste nebst dem Führerzettel auf's Hauptquartier.

5) Bei jeder Barrikade wird in dem nächsten und passendsten Hause zu ebener Erde eine Wachtstube eingerichtet.

6) Gegen Vorzeigung des Führerzettels kann auf Rechnung des Oberkommandos an jede Barrikade das nöthige Bier, Brot, Pulver und Blei verabreicht werden.

7) Barrikadenführer sind an der Barrikade Nr.
   für die 1. Wache von — Uhr bis — Uhr
   für die 2. Wache von — Uhr bis — Uhr.
   für die 3. Wache von — Uhr bis — Uhr.

Dresden, am 5. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner Todt."

Während es auf diese Weise schien, als wolle man von Seiten der provisorischen Regierung einen Kampf gehörig organisiren, und endlich zu kräftigen, tüchtigen Maßregeln greifen, konnten es doch immer noch die revolutio-

nären Behörden nicht über sich gewinnen, die wahre Kraft, die wahre Energie, die einzig in eine rRevolution zum Siege führen kann, zu entfalten.

Gegen Mittag des 5. meldete sich ein Bergmann beim Kommandanten der Kommunalgarde. Er berichtete, daß er einen sichern Plan erfunden habe, um das königliche Schloß in die Luft zu sprengen. Durch die Hauptschleuse an der letzten Barrikade in der Schloßgasse, sei es ihm möglich, gegen das Georgenthor ins Schloß vorzudringen, und hierher ein Faß mit 4 Centnern Pulver durch die Schleuse zu schaffen; durch einen langen Zünder könne dies Faß mit Leichtigkeit und dadurch das Schloß in die Luft gesprengt werden.

Oberstlieutenant Heinze, der Kommandeur der Kommunalgarde, hatte aber bei Weitem nicht den Muth, zu einem so energischen Schritte; er verweigerte es deshalb unter allerlei Ausflüchten, auf den gegebenen Plan einzugehen. Ebenso wies er die Deputation einer Barrikade der Altstadt ab, welche sich bereit erklärte, einen kühnen Ausfall gegen das Schloß zu machen, und es durch Pechkränze, welche auf den Balkon des Schlosses geworfen werden sollten, anzuzünden.

Oberstlieutenant Heinze gab dem gütlichen Zureden des eben anwesenden Stadtrath Meisel nach und weigerte sich, auf einen solchen Plan einzugehen.

Wäre einer oder der andere Plan energisch und kräftig zur Ausführung gebracht worden, so wäre eine der Hauptstellungen der königlichen Truppen, das Schloß, verloren gegangen, und damit wurde der ganze Kampfplan

des Ministeriums zerstört, welcher hauptsächlich auf die feste Besetzung des Schlosses gebaut war.

Es war das Unglück der provisorischen Regierung, daß sie bis zum letzten Augenblick sich nicht entschließen konnte, fest und energisch zu sein. Erst als es zu spät war, gab sie den Rathschlägen eines trefflichen Mannes, des in Dresden anwesenden Russen Bakunin, nach.

Bakunin, der schon seit längerer Zeit, seit mehreren Jahren, sich als ein vom entschiedensten demokratischen Geiste beseelter Schriftsteller ausgezeichnet, der deshalb sein Vaterland Rußland verlassen hatte, hielt sich seit einiger Zeit in Dresden auf. Er war mit den Führern der demokratischen Partei von früher her noch bekannt, und in der Zeit der Gefahr trat er sogleich hervor. Vom 5. Mai an bildete er gewissermaßen einen Theil der provisorischen Regierung, indem er einen ganz entschiedenen Einfluß auf Tzschirner hatte.

Bakunin war durchaus radikal und entschlossen, auch zu den äußersten Mitteln zu greifen, um die Revolution aufrecht zu erhalten, aber erst in den folgenden Tagen sollte sein Einfluß Alles überwiegend werden.

Außer der provisorischen Regierung wirkten indessen auch noch andere Kräfte im Geheimen und meistens der Revolution entgegen. So wurde folgendes Plakat in Dresden verbreitet, und selbst die provisorische Regierung fand von demselben eine große Anzahl Exemplare in ihrem Zimmer, ohne zu wissen, woher dieselben kamen:*)

---

*) Siehe: „Zahme Geschichten aus wilder Zeit von Dr. Ebeling."

„Mitbürger!

Die absolute Fürstengewalt, williger Diener des russischen Czaaren, hat die freiheitsmörderische Hand an den letzten Rest Eurer im vorigen Jahre blutig errungenen Freiheit gelegt, um Euch aufs Neue zu Knechten und zu Werkzeugen ihrer nur zum Vortheile der eigenen Familien führenden diplomatischen Kunststücke zu benutzen.

Die Nationalversammlung in Frankfurt hat Deutschland eine Verfassung gegeben, welcher entgegenzutreten von Seiten der deutschen Fürsten Rebellion gegen den Volkswillen ist.

Kann auch diese Verfassung mit ihrem beabsichtigten preußischen Erbkaiserthume den Bedürfnissen und Anforderungen des deutschen Volkes nicht genügen, den Fürsten steht keinesfalls ein Widerspruch gegen dieselbe zu.

Darum auf, Bürger Thüringens und Sachsens! schützt mit bewaffneter Hand Eure Freiheit gegen die rohe Fürstengewalt; der Preis, eine des deutschen Volkes würdige Verfassung wird Euch nicht entgehen.

Schon erhebi sich der Sturm, schon donnern die Kanonen in der Hauptstadt Sachsens.

Eilet, eilet, erhebt Euch in Masse mit dem Rufe:

Es lebe ein einiges, freies, demokratisches Deutschland!

Das Centralkomitee
zum bewaffneten Schutze deutscher Volksfreiheit."

Dieselbe geheime Partei, die ohne Vorwissen der provisorischen Regierung demokratische Plakate verbreiten konnte, verbreitete auch allerhand, der provisorischen Regierung und

ihrer Wirksamkeit nachtheilige Gerüchte, suchte das Volk aufzuhetzen gegen diese Regierung, um ihre Wirksamkeit zu schwächen, und machte besonders die Bürger Dresdens vielfach der revolutionären Bewegung dadurch abwendig, daß sie gegen Abend des 5. Mai die Nachricht aussprengte, Todt sei von der provisorischen Regierung ausgetreten, an seiner Stelle werde der rothe Republikaner, der Russe Bakunin, das Regiment übernehmen. Heubner werde den vereinten Anstrengungen Tzschirners und Bakunins nun und nimmermehr widerstreben können.

Solche Gerüchte hatten allerdings ihren Erfolg um so mehr, als Todt am folgenden Tage, am 6., als Deputirter von der provisorischen Regierung nach Frankfurt a. M. gesendet wurde, um die Hülfe des Reichsverwesers für die Dresdner Revolution in Anspruch zu nehmen.

Eine panische Furcht bemächtigte sich besonders der Bürger in Dresden, und die Vorstädte der Altstadt glichen bald einer Heerstraße, denn alle zaghaften Reichen flohen aus der von einem Bombardement, und, wie sie zu gleicher Zeit glaubten, von einer Schreckensherrschaft der Anarchie bedrohten Stadt.

Einige energische Maßregeln der Regierung, welche mehrere verdächtige Subjekte, die für Spione gehalten wurden, hatte verhaften lassen, gaben zum letzten Gerüchte ganz besonders Veranlassung, so wie auch einige, in einer Zeit der Revolution gar nicht zu vermeidende Excesse der zugezogenen Freischaaren.

Während die provisorische Regierung in der geschilderten Weise zwischen Energie und Zaghaftigkeit schwankte, während sie bald einen energischen Schritt zur Beförderung

des Kampfes that, bald auch wieder alles Gewaltsame zu vermeiden schien, wurden immer wieder, theils von Seiten der gutmüthigen Konstitutionellen, theils von Seiten des Stadtraths, Vermittelungsversuche mit der Regierung gemacht, selbst nachdem der Kampf am Mittage bereits ausgebrochen war.

Der frühere Minister Oberländer erschien vor der provisorischen Regierung und machte ihr den Vorschlag, beim Ministerium und dem Könige den Vermittler zu spielen. Die provisorische Regierung wollte ihm nicht entgegentreten, aber sie sprach auf das Bestimmteste ihren Willen aus, daß nur unter einer Bedingung irgend an ein Niederlegen der Waffen zu denken sei, wenn nämlich die Reichsverfassung vom Könige anerkannt würde. Die provisorische Regierung selbst könne in keiner Weise Vermittelungsversuche machen; wenn der Minister Oberländer indessen auf Antrieb seines eigenen Patriotismus sich an den König wenden wolle, so möge ihm dies unbenommen bleiben.

Der Minister Oberländer führte in der That seinen Vermittelungsversuch aus, aber, wie wohl natürlich, mit vollkommen ungünstigem Erfolge. Vom Ministerium wurde er ohne Weiteres und mit ziemlich lakonischen Worten abgewiesen; vom Könige wurde er gar nicht angenommen, und so vermochte er denn Nichts zu thun.

Eine andere Deputation einiger Bürger in Dresden wurde vom Ministerium mit den kurzen Worten zurückgewiesen, daß man mit Rebellen nicht unterhandle, und daß nur, wenn die offiziellen Behörden der Altstadt Dresdens, also der Stadtrath und die Stadtverordneten, in Unterhand-

lung mit dem Ministerium treten wollten, dies gestattet werden sollte.

Der Stadtrath und die Stadtverordneten verfügten sich deshalb am Abende des 5., als der Kampf schon längst begonnen hatte, abermals nach der Neustadt, um wieder Unterhandlungen vorzunehmen.

Die Stadträthe Pfotenhauer und Meisel, sowie die Stadtverordneten Professor Richter und Advokat Blöde erschienen gegen 7 Uhr im Blockhause der Neustadt, wo sie vom Kriegsminister empfangen, jedoch mit denselben Worten abgespeist wurden, wie alle frühern Deputationen. „Ich verlange unbedingte Unterwerfung," sagte der Kriegsminister, „nur unter dieser Bedingung lasse ich die Feindseligkeiten ruhen." Auf Bitten der Deputation wurden ihr folgende Bedingungen für die Unterwerfung der Stadt übergeben.

„Bedingungen,

über welche sich die Deputation von Altstadt-Dresden bis morgen 12 Uhr Mittags zu erklären hat.

1) Gestellung der Anstifter des Aufruhrs, und insbesondere der Mitglieder der sogenannten provisorischen Regierung.
2) Ablieferung der Waffen binnen 24 Stunden an das Gouvernement zu Neustadt-Dresden.
3) Wegräumung der Barrikaden binnen 24 Stunden.
4) Wiederherstellung der Straßen in fahrbaren Stand und Deckung der Schleusen binnen 48 Stunden.
5) Die Stadt haftet für den durch die Dämpfung des Aufruhrs erwachsenen öffentlichen Aufwand.

Das Feuer beginnt morgen Nachmittags 2 Uhr, wenn bis Mittags 12 Uhr eine definitive Vereinigung nicht zu Stande gekommen, oder eine Unterwerfung erfolgt ist.

Dresden, den 5. Mai 1849."

Daß auf solche Bedingungen weder die provisorische Regierung, noch das im Aufstande befindliche Dresden einzugehen vermochten, versteht sich wohl von selbst; so scheiterten denn alle Vermittlungsversuche, und nur der Kampf blieb übrig.

Zehntes Capitel.

Der Kampf begann am Mittage des 5. Mai und zwar zuerst auf dem linken Flügel der Truppen, (die Front von der Neustadt nach der Altstadt zugewendet).

Es kam den Truppen vor allen Dingen darauf an, zuvörderst die Verbindung zwischen Schloß und Zeughaus, welche durch einige, wenn auch unbedeutende Barrikaden gehemmt war, wieder herzustellen. Diese Barrikaden wurden deshalb von den Truppen angegriffen und fortgeräumt.

Ohne irgend bedeutende Kämpfe gelang es, auf dem linken Flügel vorzuschreiten. Die Brühlsche Terrasse war in unbegreiflicher Sorglosigkeit von Seiten der Revolutionäre nicht besetzt, und konnte daher vom sächsischen Militair ohne Weiteres eingenommen werden. Das Leibinfanterie-Regiment besetzte das Brühlsche Palais und zu gleicher Zeit drang das Regiment Prinz Albert vom Schlosse aus durch die Gewehrgallerie nach der Bildergallerie vor, indem es die zwischen beiden liegende Thüren einschlug.

Von der Bildergallerie aus konnte man den neuen Markt und die jenseits desselben liegenden Häuser, welche von den Revolutionären besetzt waren, beschießen. Freilich

lenkte man dadurch das Feuer der Revolutionäre gegen die Bildergallerie und gegen die kostbaren in derselben aufbewahrten Schätze, aber hierauf konnte in einer Zeit der Revolution nicht Rücksicht genommen werden, und so kam es denn, daß einige köstliche Gemälde mehr oder weniger bedeutend beschädigt wurden.

Auf dieses Vordringen, auf die vollständige Vertreibung der Bürgerwehr aus dem Zeughause beschränkte sich am 5. Mai der Kampf auf dem linken Flügel. Es wurde nur von der Bildergallerie aus ein Feuer auf die am 5. noch von den Revolutionären besetzte Frauenkirche und die jenseits des neuen Marktes gelegenen, ebenfalls besetzten großen Gasthöfe, Hotel de Saxe und Stadt Rom eröffnet. Aber auch die Vortheile, welche hierdurch erlangt wurden, waren schon von großer Bedeutung, vor Allem war es bedeutend, daß das Zeughaus wieder vollkommen in die Gewalt der Truppen kam.

Der Leser erinnert sich, daß die Zeughausbesatzung eine Zeit lang zu schwanken schien, daß selbst die Offiziere sich dem Volke geneigt zeigten.*) Dies war von Seiten der Offiziere, wenigstens eines größern Theils derselben, nur eine Verstellung; man brauchte Lebensmittel, man

*) Von der Zeughausbesatzung wurde derjenige Offiziere, welcher den Vermittler mit den Stadtbehörden gespielt hatte, Hauptmann von Rohrscheidt, später vor ein Kriegsgericht gezogen. In beiden richterlichen Instanzen lautete das Erkenntniß auf Tod, der König begnadigte ihn indessen zu 15 Jahren Festung ersten Grades.

Ein anderer Offizier, Lieutenant Kritz, welcher ebenfalls bei den Unterhandlungen betheiligt gewesen war, erschoß sich, um der Beschimpfung zu entgehen, selbst.

wollte nicht angegriffen sein von den Revolutionären, man fürchtete einen vollkommenen Verlust des Zeughauses, und aus allen diesen Gründen wurde von Seiten der Offiziere eine freundliche Theilnahme an den Bestrebungen der Bürger geheuchelt.

Aus diesen Gründen gab man es sogar zu, daß die Kommunalgarde den Zeughaushof besetzte; sobald die Zeughausbesatzung sich indessen von den übrigen sächsischen Truppen unterstützt sah, warf sie schnell die Maske ab, und in den Tagen des Kampfes zeigte sie sich am eifrigsten, am thätigsten, am erbittersten gegen die Insurgenten, um jeden Vorwurf, als habe sie gemeinschaftliche Sache mit denselben gemacht, von sich abzuwälzen.

In der von uns bereits erwähnten Weise wurde der Kampf auf dem linken Flügel geführt, und er beschränkte sich gegen Abend eben nur auf ein Gewehrfeuer der Truppen und Insurgenten. Bei diesem Feuer waren die Insurgenten indessen in einem bedeutenden Vortheile, denn ihre weittragenden Spitzkugelbüchsen fügten dem Militair auf der Bildergallerie bedeutenden Schaden zu, während die gewöhnlichen Infanteriegewehre wenig bei der weiten Entfernung über den Neumarkt hinweg zu wirken vermochten.

Der Kampf im Centrum, am Schloß und rings um das Schloß, war bedeutender. Hier entfalteten jetzt endlich die Insurgenten eine größere Macht, hier bemühten sie sich, nachdem sie die kostbarste Zeit hatten verstreichen lassen, endlich das Schloß in Brand zu stecken, sie versuchten, die Offensive zu ergreifen, aber es war zu spät, jetzt gelang es nicht mehr.

Allerdings bespritzte man das Schloß mit Terpentin

und schaffte Fackeln und Pechkränze herbei, um das Palais des Prinzen Johann zuerst anzustecken und damit zu gleicher Zeit das Schloß in Brand zu setzen, aber dies gelang nicht, denn die Besitzer der umliegenden Häuser sträubten sich gegen ein so gefährliches Manöver, indem sie fürchteten, ihre eigenen Häuser in Flammen aufgehen zu sehen.

Späterhin wurden diese Häuser allerdings geopfert trotz der Bemühungen der Hausbesitzer; am 5. Mai konnte sich indessen die Revolutionspartei zu so energischen Maßregeln noch nicht emporschwingen.

Die angekommenen Bergleute versuchten an jenem Tage auch schon, mit Benutzung der unter der ganzen Stadt Dresden sich fortziehenden Abzugskanäle einen Stollen durch das Schloß zu graben, um dasselbe in die Luft zu sprengen, aber frühzeitig genug erhielt das im Schlosse befindliche Militair von dieser Absicht Kunde und es gelang demselben, durch eine Schleuse aus der Elbe diesen Stollen unter Wasser zu setzen und dadurch jeden Unterminirungsversuch zu vernichten.

Die Zeit, in der die Revolutionspartei mit Leichtigkeit das Schloß hätte entweder anzünden oder in die Luft sprengen können, war ungenützt vorübergelassen.

Der Kampf zwischen der Besatzung des Schlosses und den die Barrikaden rings um das Schloß besetzenden Insurgenten war theils ein Gewehrkampf, theils auch versuchte man, vom Schlosse aus durch Geschütze gegen die Barrikaden zu wirken, und besonders gegen den Gasthof zur Stadt Gotha, von dem aus ein heftiges Feuer gegen das Schloß erhalten wurde.

In dem Georgenthor, dem großen vom Schloßplatze

durch das Schloß führenden, zum öffentlichen Durchgange benutzten Portale, wurde ein Geschütz aufgestellt und von dort aus ein Kartätschenfeuer gegen die Barrikaden in der Schloßgasse und gegen die Stadt Gotha eröffnet. Dies Feuer hatte indessen keine bedeutende Wirksamkeit, man erreichte durch dasselbe nur, daß alle Fenstern im Schlosse zersprangen, ohne indessen andere Erfolge zu erzielen.

So mußte man sich denn im Centrum lediglich darauf beschränken, das Schloß den Angriffen der Insurgenten gegenüber zu halten, an ein Vordringen war nicht zu denken.

Auf dem rechten Flügel gab es noch heftigere Kämpfe. Eine Abtheilung des Regiments Prinz Albert hatte den Zwinger besetzt und wurde hier sehr stark durch die den Zwingerwall noch im Besitz habenden Turner belästigt.

Gegen Abend entschloß man sich, den Zwingerwall durch eine Bajonnettattque zu nehmen, und dies gelang in der That; aber das Militair hatte dadurch nur eine neue, höchst bedenkliche und gefährliche Stellung gewonnen, denn es konnte von drei Seiten auf dem Zwingerwalle beschossen werden, ohne einen andern Schutz gegen die wohl gezielten Schüsse der Insurgenten zu haben, als die einzeln stehenden Bäume am Walle.

Die Beschießung des Zwingerwalles wurde der Revolutionspartei sehr erleichtert durch verschiedene hohe Häuser, von denen aus der ganze Wall vollkommen bestrichen werden konnte.

Am günstigsten lag das so genannte Thurmhaus an der Ecke der Zwingerstraße, ein hohes Gebäude, auf dem

ein mehrstöckiger Thurm aufgesetzt ist; von diesem Thurme aus war es leicht, den ganzen Zwingerwall zu bestreichen.

Außerdem waren auch die Häuser der Ostraallee und die Spiegelfabrik besonders geeignet, die auf dem Zwinger befindlichen Soldaten zu beschießen. Hier wurde der Kampf am heftigsten geführt, und fast alle Klassen der Bevölkerung nahmen an diesem Kampfe Theil, selbst ein Mädchen zeigte sich unter den Kämpfern; sie war in Turnerkleider gehüllt, während das Haar aufgelöst über den Rücken hing. Aus einer trefflichen Büchse schoß das Mädchen, bis sie am 6. Mai selbst, von einer Kugel tödtlich getroffen, zu Boden sank.

Bedeutende Vortheile wurden am 5. Mai von den Truppen allerdings noch nicht erkämpft, aber ebensowenig gewannen die Insurgenten etwas, und dies schon war an und für sich ein bedeutender Verlust, da sie am 5. Mai nur mit den sächsischen Truppen zu kämpfen hatten.

Am Abende des 5. Mai kam die Nachricht nach der Altstadt, daß preußische Truppen zu Hülfe gekommen seien, es war das Füsilier-Bataillon des preußischen Alexander-Regiments, welches gegen 7 Uhr Abends in der Neustadt eingetroffen war. Sofort erließ die provisorische Regierung folgende Proklamation:

„An unsere Mitbürger!

Der König von Sachsen hat preußisches Militair herbeikommen lassen, um seinen Eigenwillen dem Willen des Volkes gegenüber durchzusetzen. Das sächsische Volk, welches seine besten Söhne auf die Barrikaden gesandt hat, um für die Einheit und Freiheit Deutschlands zu kämpfen

und Sachsen insbesondere vor den unwürdigen Fesseln eines verrätherischen Sonderbündnisses zu bewahren, wird diese Kunde mit einem Schrei der Entrüstung aufnehmen. Es ist heute mit seltenem Muthe gekämpft worden. Gegen die von außen herbeigeführten Streitkräfte wird der Kampf mit verdoppeltem Muthe fortgesetzt werden. Dank Euch, Ihr Helden der Freiheit! Der Tod für die Freiheit ist schön und der Sieg ist Euer im Leben und Sterben.

Kämpft fort, wie Ihr gekämpft habt. Du aber, sächsisches Volk, stehe wie bisher fest zur Sache die wir führen. Wir wollen die Reichsverfassung und durch die Reichsverfassung die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, das Heil Sachsens, und für das, was wir wollen, kämpfen wir bis zum Tode.

Dresden, den 5. Mai 1849, Abends 8 Uhr.

Die provisorische Regierung von Sachsen.

Tzschirner. Heubner. Todt."

Diese Proklamation hatte auch in der That eine gewaltige Wirkung, die Revolutionskämpfer waren durch die preußische Hülfe keineswegs abgeschreckt, im Gegentheil, sie waren nur noch erbitterter gegen die Regierung geworden, ihr Muth war bekräftigt, bestärkt dadurch, daß fortwährend neue Freischaaren nach Dresden der Revolutionspartei zu Hülfe zogen, daß am Abende des 5. Mai die von uns bereits erwähnten vier Geschütze des Freiherrn von Burgk eintrafen und auf dem Altmarkte aufgefahren wurden.

Außerdem war es auch gelungen, die Pulvermühle an der Weißeritz zu überfallen und zwanzig Centner Pulver zu erobern. Diese wurden nach dem Rathhause gebracht und

die Nachricht von dem glücklichen Fange ermuthigte die Revolutionskämpfer sehr, aber noch immer war keine Einigkeit in den Operationen der Revolutionäre, noch immer unterließ man selbst die wichtigsten Schritte.

Wir deuteten schon früher darauf hin, daß einer der ersten Schritte der hätte sein müssen, die Pulvermagazine vor dem Priesenitzer Schlage zu erobern. Nichts wäre leichter gewesen, als diese Eroberung, obgleich sie vielleicht manchen Blutstropfen gekostet hätte, obgleich bei dem Geiste der Besatzung der Magazine vielleicht eine in die Luftsprengung in Aussicht stand.

Die Pulvermagazine vor dem Priesenitzer Schlage waren nämlich nur besetzt von einem Detachement aus zwei Zügen Kavallerie mit etwa 40 Pferden, unter dem Rittmeister von Uckermann, welches verstärkt wurde durch eine Infanterie-Wache, aus einem Unteroffizier und 14 Mann bestehend.

Mit einer so geringen Militairmacht war es durchaus unmöglich, das weitläufige Etablissement, welches aus vielen, mehrere hundert Schritt von einander entfernten, Gebäuden bestand, und das ringsum vom freien Felde umgeben war, gegen einen irgend energischen Angriff der Insurgenten zu halten; es war dies um so mehr unmöglich, als die Pulvermagazine von jeder Verbindung mit den übrigen Truppen abgeschnitten waren, als sie mit der Neustadt in keine Kommunikation zu treten vermochten.

Es kam hinzu, daß die Besatzung der Magazine meistens aus Rekruten bestand; nichts desto weniger verlor dennoch diese schwache Besatzung den Muth nicht und ihr Benehmen während des Kampfes muß anerkannt werden.

Als am 5. Mai Nachmittags eine Schaar von etwa 800 Insurgenten sich den Pulvermagazinen näherte, um dieselben anzugreifen, und als dieselben einen Parlamentair in das Magazin schickten, um die Uebergabe zu erfordern, da wurde ihnen ganz einfach erwidert, das man eher das Magazin mit allen seinen Vertheidigern in die Luft sprengen, als es übergeben werde.

Diese Drohung schreckte den ordnungslosen Haufen, der gegen das Magazin angerückt war, ab. Auch von Seiten der Revolutionsbehörden geschah Nichts, um einen erfolgreichen Angriff gegen das Magazin zu machen. So blieb denn dasselbe in der Macht der Besatzung, und diese wurde in der Nacht vom 5. zum 6. durch 1½ Kompagnie Infanterie unter dem Hauptmann von Carlowitz verstärkt, welcher bei Uebigau über die Elbe setzte, und dem es gelang, gegen die Pulvermagazine vorzudringen.

Zu gleicher Zeit wurden auch bedeutende Pulvervorräthe für die in Dresden kämpfenden Truppen nach der Neustadt Dresden gebracht. Die Revolutionspartei hatte daraus den furchtbaren Schaden, daß sie nicht nur nicht selbst in den Besitz der Pulvervorräthe gelangte, sondern daß dieselben sogar dem Feinde im Kampfe dienten.

Elftes Capitel.

Schon mit dem frühesten Morgen des 6. Mai begann auch in der Altstadt Dresden wieder das Heulen der Sturmglocken, welches die Kämpfer zu den Waffen rief, welches den furchtbaren, beginnenden Bürgerkrieg anzeigte.

Die Propositionen der Regierung auf völlige Unterwerfung, auf Auslieferung der Hauptführer des Aufstandes u. s. w., welche der provisorischen Regierung gemacht worden waren, hatte diese natürlicher Weise verworfen. An einen Frieden war jetzt nicht mehr zu denken. Die provisorische Regierung hatte das Ministerium auf solche Vorschläge nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

So begann denn auf allen Punkten der Gefechtslinie am Morgen des 6. Mai wiederum der Kampf. Auf dem rechten Flügel der Truppen, am Zwinger, wurde, wie am Abende zuvor, so auch am Morgen des 6. das gegenseitige Feuer der Truppen und der Insurgenten, fortgesetzt.

Die Soldatenbesatzung des Zwingers wurde nach wie vor beschossen durch die Insurgenten-Besatzung der Sophienkirche, des Thurmhauses und der großen Spiegelfabrik. Die besten Schützen waren in diese Gebäude gelegt,

besonders befanden sich im Thurmhause Scharfschützen, die aus Chemnitz der Dresdner Mairevolution zu Hülfe gekommen waren, und die mit wunderbarer Genauigkeit mit ihren weitreichenden Spitzkugelbüchsen zu zielen vermochten.

Vorläufig beschränkte sich der Kampf auf ein gegenseitiges Feuergefecht, welches den Insurgenten wenig Schaden brachte, während die sächsischen Truppen darunter außerordentlich litten.

Plötzlich aber trat eine Waffenruhe ein, und zwar in Folge eines großartigen, einen tiefen Eindruck auf die Truppen machenden Ereignisses.

Die provisorische Regierung hatte sich plötzlich ermannt, nahm endlich ihre Zuflucht zu energischen, revolutionären Mitteln.

Der Russe Bakunin, jener tüchtige Revolutionskämpfer, jener kräftige, energische Mann, hatte endlich seinen Einfluß auf Tzschirner und Heubner geltend zu machen gewußt, er hatte der provisorischen Regierung, sowie dem Kommandeur der Dresdner Kommunalgarde vorgestellt, daß es vor allen Dingen nothwendig sei, wenn man den linken Flügel der Stadt (also den rechten Flügel von Seiten der Truppen aus gerechnet) halten wolle, das große Opernhaus in Brand zu stecken.

Dies Gebäude sicherte einerseits die Truppen, welche den Zwingerwall besetzt hatten; sie konnten von demselben aus die Fenster der Sophienkirche und andere Stellungen der Insurgenten vortrefflich und geschützt beschießen, und außerdem war zu hoffen, daß bei einer Inbrandsteckung des Opernhauses die gewaltigen Flammen nach dem Prinzen-

palais und dem Schlosse überschlagen und diese beiden Gebäude ebenfalls in Flammen setzen würden.

Das Schloß aber, welches mit seinen Flügeln weit in die Altstadt hineinreicht, mußte, das sah man jetzt sehr wohl ein, unter jeder Bedingung, wenn die Revolution gelingen sollte, entweder erobert oder vernichtet werden.

Endlich, am 6. Mai, leider zu spät, ermannte sich die provisorische Regierung; der Kommandant der Dresdner Kommunalgarde, Oberstlieutenant Heinze, konnte sich freilich noch immer nicht zu energischen Schritten entschließen. Als man ihm den Vorschlag zur Inbrandsteckung des Opernhauses machte, sagte er: „Ich gebe keinen Befehl dazu, aber zündet es meinethalben an, wenn es Euch im Wege steht."

Das war der Anführer der sächsischen Revolutionstruppen, und wenn die sächsische Revolution unter einem solchen Anführer nicht zu einem gedeihlichen Ziele führen konnte, wenn sie besiegt wurde, so darf man darüber freilich nicht staunen.

In Folge der Anordnungen Bakunins ging man jetzt kräftig vor. Einige Männer in Arbeitertracht schlichen sich von der Sophienkirche aus nach dem dieser Kirche gegenübergelegenen Eingange des Opernhauses; sie brachten Stroh und einige Pechkränze in der Thür, die sie erbrachen, an, und auf diese Weise gelang es, das Opernhaus in Flammen zu setzen.

Bei der großen Masse der im Opernhause aufbewahrten, leicht entzündlichen Gegenstände griff das Feuer bald gewaltig um sich, und eine ungeheure Flammensäule loderte gen Himmel.

Der eine Hauptzweck der Ansteckung des Opernhauses

wurde indessen von den Revolutionären nicht erreicht; der Wind trieb die Flammen nicht nach dem Schlosse, sondern nach entgegengesetzter Richtung und so wurden noch verschiedene Häuser des Zwingers ein Opfer derselben. Das Schloß aber blieb unversehrt.

Mit dem Opernhause verbrannten bedeutende Kunstschätze, so die Operngarderobe und die Dekorationen im Werthe von etwa 60,000 Thalern. Im Zwinger verbrannte ebenfalls eine herrliche Naturaliensammlung, welche der Professor Reichenbach dorthin gebracht hatte, weil er sie in seiner eigenen Wohnung nicht sicher glaubte.

Es waren dies bedauernswerthe Opfer der Revolution, aber in einer Zeit des Kampfes kann nach Kunstschätzen, nach Dekorationen und Garderoben, nach Naturseltenheiten nicht gefragt werden.

Durch die Feuersbrunst im Opernhause war für eine kurze Zeit der Kampf auf dem linken Flügel der Insurgenten und dem rechten Flügel der Truppen unterbrochen worden, aber bald begann er auf's Neue und mit neuer Kraft.

Gegen 8 Uhr Morgens wurden zwei Geschütze auf dem Zwingerwall aufgepflanzt, welche ein furchtbares Feuer gegen das Thurmhaus eröffneten. In der That gelang es, den auf diesem Hause stehenden Thurm fast einzuschießen, so daß er mit jedem Augenblicke einzustürzen drohte.

Aber die tapfern Schützen auf dem Thurmhause ließen sich dadurch nicht abschrecken, trotz des grausenhaften Geschützfeuers fuhren sie dennoch mit dem kaltblütigsten Muthe, mit todesverachtender Tapferkeit fort, ihre sicher treffenden

Spitzkugelbüchsen gegen die sächsischen Militairs zu gebrauchen.

Das sächsische Militair wurde indessen jetzt durch etwa 120 Mann Preußen vom Füsilier-Bataillon des Kaiser Alexander-Regiments unterstützt, welche mit ihren weitreichenden Zündnadelgewehren am Kampfe Theil nahmen. Sie fügten den hinter den Barrikaden, aus den Häusern der Ostraallee, aus dem Thurmhause und der Spiegelfabrik feuernden Insurgenten einen bedeutenden Schaden zu.

Bei Gelegenheit dieses Kampfes wurde auch eine vornehme adlige Dame, eine Preußin, die Freifrau Senft von Pilsach erschossen, wahrscheinlich, weil dieselbe in dem Glauben, daß sie jetzt im Schutze der befreundeten Preußen stehe, sich an das Fenster gewagt hatte, und für eine Insurgentin angesehen worden war.

Die reaktionären Zeitungen haben sich später bemüht, den Tod dieser Dame auf die Revolutionäre zu schieben, aber in der ganzen Dresdner Mairevolution ist von Seiten der Revolutionspartei kein Mord an einer Frau oder an einem Gefangenen begangen worden. Von den Soldaten werden wir später andere Fakten zu erzählen haben.

Die Feuersbrunst im Zwinger nahm indessen fortwährend überhand, und es gelang den Truppen nicht, dieselbe zu löschen, so sehr sie auch dadurch inkommodirt wurden, denn die Löschmannschaften wurden fortwährend von den Insurgenten beschossen.

So hielt sich auf dem rechten Flügel das Gefecht, ohne daß es den Soldaten möglich gewesen wäre, irgend bedeutende Vortheile zu erlangen, sie blieben nur im Besitz derselben Stellungen, welche sie schon Tag's vorher erobert

hatten, aber auch die Insurgenten vermochten nicht, die Truppen aus ihren Stellungen zu vertreiben.

Nicht weniger heftig und bedeutend war das Gefecht im Centrum der Truppenoperationen, in der Umgegend des Schlosses.

Hier beabsichtigten, wie der Leser aus dem Kampfplane sich erinnert, die Truppen gar nicht vorzuschreiten, sie wollten nur das Schloß gegen jeden etwaigen Angriff der Insurgenten vertheidigen und dadurch eine Verbindung zwischen dem rechten und dem linken Flügel erhalten.

Andererseits war es aber natürlich auch die Absicht der Revolutionäre und ihr hauptsächlichster Plan, das Schloß in Brand zu setzen. Gegen diesen Punkt wendeten sie daher jetzt, nachdem es zu spät war, alle ihre Kraft an. Von Seiten der Truppen versuchte man, theils aus den Fenstern des Schlosses ein fortwährendes Gewehrfeuer gegen die hinter den Fenstern und Erkern der dem Schlosse gegenüberstehenden Häusern versteckten Schützen der Insurgenten zu erhalten, theils auch versuchte man nochmals aber ebenfalls ohne glücklichen Erfolg, aus dem Georgenthore gegen die Barrikaden der Schloßgasse und gegen die Stadt Gotha mit Geschützfeuer zu wirken. Die Kanone im Georgenthor war jedoch dem feindlichen Feuer so sehr ausgesetzt, daß nur wenige Schüsse gethan werden konnten, da schon beim ersten Schusse mehrere Artilleristen verwundet wurden.

Die Insurgenten entfalteten jetzt gegen das Schloß alle ihre Kraft. Die Kanonen, welche sie vom Freiherrn von der Burgk erbeutet hatten, wurden gegen das Schloß aufgestellt, und mit den Eisenzylindern gegen dasselbe gefeuert. —

Durch einen dieser Schüsse fiel der General=Major Omilius tödtlich getroffen.

Dieser General stand mit verschiedenen andern Offizieren, unter andern auch mit dem Kommandeur der gesammten sächsischen Truppenmacht, General=Lieutenant v. Schirnding, auf dem Schloßplatze im Gespräch, als einer der Eisencylinder im Georgenthor anprallte und durch das Abprallen mitten in die Offiziere hineingeschleudert wurde. General=Major Omilius wurde der Schenkel zerschmettert und der Leib aufgerissen; wenige Stunden später war er todt. —

Zu gleicher Zeit versuchte man jetzt auch von Seiten der Revolutionspartei, das Schloß von der kleinen Brüdergasse her in Brand zu stecken, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Vom Hotel de Pologne drangen 5—6 Männer von zwei Turnern geführt mit Pechkränzen und Pechfackeln in das Haus Nr. 13 in der Brüdergasse und legten dort auf dem Boden eines Hintergebäudes Feuer an, in der Absicht, daß das Feuer das Prinzenpalais und demnächst das Schloß ergreifen möge.

Das Feuer brach auch in der That bald in lichten Flammen aus und zündete mehrere Häuser an, aber es gelang den Truppen, obgleich mit vieler Mühe, denn die Löschmannschaften wurden fortwährend von den Schützen der Revolutionäre kräftig beschossen, das Feuer zu dämpfen.

So schwankte im Centrum der Kampf hin und her, von keiner Seiten konnte irgend ein Vortheil erlangt werden; die Truppen blieben indessen hier dennoch Sieger,

denn sie erreichten das, was sie wollten, die Sicherung des Schlosses.

Auf dem linken Flügel der Truppen war der Kampf noch mörderischer, noch blutiger, noch siegreicher für das Militair.

Hier hatten, wie der Leser sich erinnert, die sächsischen Soldaten am Abende des 5. Mai am Neumarkt nur zwei Punkte im Besitz, die Bildergallerie und das Coselsche Palais; die sämmtlichen andern Gebäude, welche den Neumarkt umgeben, und selbst die auf dem Neumarkte gelegene Frauenkirche waren noch in den Händen der Insurgenten, und besonders auch die beiden großen, am Neumarkt gelegenen Gasthöfe, Hotel de Saxe und Stadt Rom.

In die Fenster dieser beiden Gasthöfe hatten sich die besten Schützen der Insurgenten postirt und unterhielten von hier aus ein mörderisches Feuer auf die in der Bildergallerie befindlichen sächsischen Truppen, und diese vermochten nicht einmal, das Feuer der Insurgenten wirksam zu erwidern, da ihre glatten Infanteriegewehre über den weiten Platz hinweg nicht mit Sicherheit zu gebrauchen waren.

Es wurde aus diesem Grunde eine Abtheilung Preußen mit ihren weithin treffenden Zündnadelgewehren zu Hülfe gerufen. Außerdem entschloß man sich auch, mit Geschützfeuer gegen die Stadt Rom und gegen das Hotel de Saxe vorzugehen, um, nachdem die Thüren der Gasthöfe zusammen geschossen wären, dieselben im Sturme zu nehmen.

Es wurden zu diesem Zwecke auf dem Schloßplatze elbst zwei Sturmkolonnen, für jeden der beiden Gasthöfe eine, gebildet; zu gleicher Zeit auch wurde aus der Bilder-

gallerie ein tüchtiges Schützenfeuer eröffnet und endlich, nachdem die Frauenkirche am Vormittage von den Truppen besetzt worden war, wurden zwei Geschütze aus dem Zeughause nach der Frauenkirche gebracht.

Ein drittes Geschütz wurde an der Ecke der Augustusstraße aufgepflanzt, und ein viertes auf der Brühlschen Terrasse, welches durch eine enge Gasse hindurch gegen den Neumarkt zu feuern im Stande war.

Mit diesen vier Geschützen wurde gegen das Hotel de Saxe und gegen die Stadt Rom ein furchtbares Feuer eröffnet, welches die Insurgenten aus den Fenstern der beiden Gasthöfe au das Tapferste erwiderten.

Die Erker der Stadt Rom wurden vom Geschützfeuer vollständig demolirt, auch die Thüren des Hauses eingeschossen.

So fuhr man bis gegen Mittag um 2 Uhr fort, dann wurde der Sturm beschlossen.

Die eine Sturmkolonne, welche gegen das Hotel de Saxe bestimmt war, wurde durch den Major von Hausen befehligt, die andere gegen die Stadt Rom stand unter dem Befehle des Hauptmanns von Budritzky vom Kaiser Alexander-Regiment. Beide Kolonnen bestanden gemischt aus Preußen und Sachsen.

Als die Kolonne gegen das Hotel de Saxe sich in Bewegung setzte, wurde sie mit einem Kugelregen empfangen. Sie wich zurück, aber durch die Offiziere angefeuert, welche mit vieler Tapferkeit, das läßt sich nicht leugnen, sich in jenem Kampfe benommen haben, stürmte sie im raschen Laufe vorwärts über den Neumarkt gegen das Thor des Hotel de Saxe und nahm dasselbe. Die Vertheidiger des

Hotels hatten sich aus demselben noch zur rechten Zeit zurückgezogen.

Die Truppen verloren bei dem sehr gut ausgeführten Sturme nur einen Todten und drei Verwundete.

Nachdem das Hotel de Saxe erstürmt war, wurde von diesem Hause aus gegen die Stadt Rom ein heftiges Feuer besonders von den Preußen mit ihren Zündnadelgewehren eröffnet; zu gleicher Zeit wurde die Stadt Rom auch wiederum mit Artilleriefeuer beschossen.

Jetzt glaubte man endlich auch hier den Sturm vorbereitet, und unmittelbar nach dem Schweigen des Kartätschenfeuers brach plötzlich die zweite Sturmkolonne unter dem Hauptmann von Budritzky gegen die Stadt Rom vor. Ein furchtbares Feuer von den Häusern des Neumarkts wurde auch gegen diese Sturmkolonne eröffnet, zwei Todte und sechs Verwundete blieben auf dem Wege.

Nichts desto weniger aber gelang es, die Stadt Rom wie das Hotel de Saxe zu erstürmen. Im Innern dieses Gebäudes ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall, der zu seiner Zeit viel Aufsehn gemacht hat.

Die Vertheidiger der Stadt Rom hatten sich, wie die des Hotel de Saxe, noch zur rechten Zeit zurückgezogen; um jedoch dem Feinde das Vordringen zu erschweren, hatten sie die meisten Thüren verschlossen, und diese wurden nun von den Soldaten, welche wüthend nach Todesopfern suchten, erbrochen.

So wurde auch die Thüre einer Stube eingeschlagen, in der als ein Gast in der Stadt Rom ein Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt, Oberst in östreichischen Diensten,

wohnte, der sich einer Augenkrankheit wegen seit einiger Zeit in Dresden aufgehalten hatte.

Mit einer Binde um die Augen trat der Prinz den stürmenden Soldaten entgegen, es war nicht zu verkennen, daß er ein Kranker sei. Neben dem Prinzen befand sich, mit einem Paar Pistolen bewaffnet, der Kammerdiener desselben. Keiner leistete Widerstand; nichts desto weniger wurden sie ohne Weiteres von den Soldaten erschossen, der Kammerdiener fiel zuerst, nach ihm der Prinz, von drei Kugeln getroffen.

Es ist dieser Fall gerade von denjenigen Schriftstellern der reaktionären Partei, welche am Eifrigsten schrien darüber, daß die Revolutionäre, um Waffen zu erhalten, Waffenläden gestürmt hatten, damit entschuldigt worden, daß die Soldaten den Prinzen für einen zum äußersten Widerstande entschlossenen Insurgenten gehalten hätten.

Wäre der Prinz einer von den vielen nach jenem Kampfe getödteten Turnern oder anderen Insurgenten gewesen, man würde sich nicht einmal die Mühe geben, jenen Vorfall zu entschuldigen, nur weil es ein Prinz war, suchte man überhaupt eine Entschuldigung; aber auch diese Entschuldigung hält nicht Stich. Ein kranker Mann mit einer Binde um die Augen, könnte höchstens für einen verwundeten Insurgenten gelten, ganz gewiß nicht für einen zum äußersten Widerstande entschlossenen, und selbst, wenn zwei Insurgenten einer zehnfachen Uebermacht von Soldaten gegenüberstanden, selbst dann gebot das Menschenrecht und der Kriegsgebrauch, diese zu schonen, ehe sie nicht selbst von ihren Waffen Gebrauch gemacht hatten.

Wir wissen freilich, daß in einer Zeit der Revolution,

in einer Zeit des Kampfes die Gesetze der Menschlichkeit oft außer Geltung kommen, die Truppen haben uns bei den verschiedensten Gelegenheiten hierüber genügende Beweise gegeben. Wir wollen auch deshalb den Soldaten keinen Vorwurf machen, denn wenn das Blut erhitzt ist durch den Kampf, dann muß Vieles verziehen werden, was sonst unverzeihlich wäre.

Aber wir sind um so mehr stolz darauf, daß wir für die Kämpfer der Dresdner Mairevolution eine gleiche Duldsamkeit nicht in Anspruch zu nehmen brauchen, denn trotz der Hitze des Kampfes, trotz der Aufgeregtheit der Gemüther durch denselben, ist kein Fall bekannt geworden, daß nur ein Wehrloser, ein Unbewaffneter von Seiten der Revolutionspartei getödtet worden wäre.

Während auf dem linken Flügel am Neumarkte die Truppen in der beschriebenen Weise vordrangen, gelang es denen auf dem äußersten linken Flügel, ebenso siegreich zu kämpfen, es gelang ihnen, das Landhaus und die beiden Amtshäuser zu erobern.

So hatten denn die Truppen trotz der tapfern Vertheidigung durch die Insurgenten auf dem linken Flügel bedeutende Fortschritte gemacht.

Während auf die beschriebene Weise der Kampf in Dresden wüthete, war es für die Regierungen beider sich feindlich gegenüber stehenden Parteien natürlicher Weise unmöglich, irgend etwas Bedeutendes zu thun. Das sächsische Ministerium mußte sich darauf beschränken, die Truppen walten zu lassen. Es verstärkte sich an jenem Tage durch den Regierungsrath v. Friesen, der zum Minister des Innern ernannt wurde. Es erließ außerdem noch eine Be-

kanntmachung an die Sachsen, mit der es die konstitutionelle Partei dem Ministerium wieder geneigt machen wollte.

Durch eine solche Bekanntmachung war natürlich wenig oder gar Nichts zu erreichen. Diejenigen konstitutionellen Bürger der Stadt Dresden, welche, glühend für die Reichsverfassung, einmal am Kampfe Theil genommen hatten, blieben demselben auch ferner treu; der größere Theil der konstitutionellen Partei zog sich schon vor dem Beginn des Kampfes in seine Häuser zurück, besonders seitdem Tzschirner an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war. Furchtsam, wie immer, ohne Aufopferungsfähigkeit, ohne glühenden Enthusiasmus, blieben diese Männer in ihren Häusern und warteten den Sieg einer oder der anderen Partei ab, um sich dann für dieselbe zu entscheiden.

Diese Männer konnten von der Regierung nur durch Sieg, nicht aber durch Worte gewonnen werden, und so blieb denn die Proklamation des Ministeriums vollkommen unwirksam.

An demselben Tage erließ außerdem der Kriegsminister einen Tagesbefehl an die preußischen Soldaten, um ihnen für ihre Theilnahme zu danken und sie aufzumuntern:

„Soldaten!

Während der größere Theil der königl. sächsischen Truppen in Schleswig vor dem Feinde steht, hat hier die Anarchie ihr Haupt erhoben und bringt den Staat an den Rand des Verderbens!

Schnell seid Ihr gekommen zu unserem Beistande und habt gekämpft, würdig des Ruhmes, der die preußische Armee in den ernstesten Tagen geziert.

Waffenbrüder! Kämpfen wir jetzt vereint! Es gilt nicht Sachsen allein, es gilt Deutschland!

Dresden, den 6. Mai 1849.

Königl. sächsisches Kriegs-Ministerium.

Rabenhorst.

Einen ähnlichen Tagesbefehl erließ der Kommandant von Dresden, General-Lieutenant von Schirnding an die sämmtlichen Truppen:

„Die vereinigten Truppen, welche gegenwärtig die Besatzung Dresdens ausmachen, haben bei den heute stattgefundenen Kämpfen sich durch ihre Tapferkeit, ihre Hingebung und Ausdauer die rühmlichste Anerkennung erworben; um Diejenigen aber zu kennen, welche sich vorzüglich ausgezeichnet, haben die Kommandanten der königl. preußischen und sächsischen Truppen namentliche Verzeichnisse von Denjenigen einzureichen, welche durch Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit eine besondere Anerkennung verdienen.

Der Kommandant der vereinigten Truppen in der Residenz Dresden.

v. Schirnding.

Der Kommandeur der Neustadt, Generalmajor v. Schulz, erließ dagegen folgende Bekanntmachung, welche unter den preußischen Soldaten etwas böses Blut machte, und welche deshalb am folgenden Tage widerrufen werden mußte:

„An den Stadtrath zu Dresden.

Unter den jetzigen Verhältnissen, wo fremde Truppen in die Stadt eingerückt sind, welche den Befehl haben, Je-

den, der mit Waffen betroffen wird, nieder zu schießen, wird es nothwendig, daß sich Niemand bewaffnet sehen lasse. Es sind zugleich Fenster und Thüren zu verschließen.

Dresden, den 6. Mai 1849.

Königl. Militair-Gouvernement der Residenz.

v. Schulz.
Generalmajor."

In dieser Bekanntmachung wurde gewissermaßen mit fremden Truppen gedroht, und es schien so, als ob die Schuld an dem Blutvergießen, an mancher schon am 6. vorgekommenen Greuelthat auf die preußischen Truppen geschoben werden sollte, während, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gerade die sächsischen Truppen sich am wüthendsten zeigten.

Eine interessante Episode bildete fern vom Kampfplatze die Versendung eines Dampfbootes nach der Festung Königstein.

Das Dampfboot hatte die Aufgabe, vom Königstein Munitionsvorräthe nach Dresden zu schaffen, weil bei der gefährlichen Lage der Pulvermagazine vor dem Priesenitzer Schlage die Möglichkeit gedacht werden mußte, daß die Pulverversorgung der Truppen von dort her abgeschnitten werden konnte.

Ein Dampfschiff wurde deshalb mit einigen Depeschen nach dem Königstein geschickt. Es langte dort auch glücklich Abends 7½ Uhr an; es hatte die Fahrt die Elbe entlang gemacht, ohne daß ihm Feindseligkeiten zugestoßen wären, nur in Pirna hatten sich große Menschenmassen versammelt

und Drohungen waren daselbst gegen das Dampfschiff ausgestoßen worden.

Zwei andere Dampfschiffe waren an demselben Tage in Pirna so heftig beschossen worden, daß sie hatten anlegen müssen, worauf sie das Volk in Besitz genommen hatte.

Am folgenden Morgen, am 7. Mai, wollte das Dampfschiff, nachdem es mit einer hinlänglichen Masse von Pulver und Patronen vom Königstein aus versorgt worden war, seinen Rückzug antreten. Da kam aber plötzlich die Nachricht, als sich das Schiff schon in Bewegung gesetzt hatte, daß bei Pirna die Elbe durch Ketten und durch versenkte Flöße versperrt sei, daß sich längs den Ufern der Elbe gewaltige Volksmassen gesammelt hätten, welche entschlossen seien, das Dampfschiff nicht nach Dresden zurückzulassen.

Das war in der That der Fall, aber der Bürgermeister des Städtchens Pirna wußte das Volk zu überreden, daß dies ein Irrthum sei, das Dampfschiff werde überhaupt nicht nach Dresden zurückgehen, und aus diesem Grunde wurde die hemmende Kette über die Elbe wieder eingezogen.

Diese Nachricht wurde bald nach dem Königstein gebracht und das Dampfschiff setzte sich nun schnell in Bewegung. Es hatte indessen einen gefährlichen Weg zu passiren, denn unter einem fortwährenden Gewehrfeuer von beiden Seiten des Ufers mußte es die Elbe entlang fahren. Freilich wurde auch von Seiten des Dampfschiffes das Gewehrfeuer erwidert, aber ohne Erfolg, weil die Insurgentenschützen hinter Gebüschen und Häusern versteckt standen.

So kam das Dampfschiff, nachdem kurz vorher auch der Steuermann durch einen Schuß in die Hand verwun-

det und unfähig gemacht worden war, das Schiff länger zu leiten, in Pirna an.

Zahlreiche Menschenmassen bedeckten das Ufer, und nur durch ein schnelles Vorbeifahren bei der Stadt konnte das Dampfschiff einer drohenden Gefahr entgehen, es erhielt indessen eine starke Salve. Am 7. Mai Abends 10½ Uhr kam das Dampfschiff in Dresden an.

Dem Bürgermeister von Pirna, der hauptsächlich die Schuld daran trug, daß das Schiff ungefährdet bei der Stadt vorbeigekommen war, wurden zum Danke dafür vom Volke die Fenster eingeworfen.

Während der beschriebenen Maßregeln von Seiten der königlichen Regierung war auch die provisorische Regierung am 6. Mai nicht unthätig gewesen, obgleich auch sie wenig zu thun im Stande war. Der Kampf war an jenem Tage die Hauptsache und Regierungsmaßregeln fruchteten wenig.

Die provisorische Regierung hatte sich, wie wir bereits gesagt haben, besonders durch Bakunin veranlaßt, endlich zu einer etwas größeren Energie als bisher, emporgeschwungen; desto weniger Thatkraft entwickelte indessen die Kommunalgarde von Dresden, und selbst die Kommunalgarden der benachbarten Städte, welche der Revolution in Dresden zu Hülfe gezogen waren, begannen zum Theil schon beim Anblick des mörderischen Kampfes zu wanken und sich zurückzuziehen, manche Freischaar, die einen gewaltig großen Mund vor dem Kampfe gehabt hatte, machte am 6. Mai schon Kehrt und verließ die Stadt unter allerhand lächerlichen Ausflüchten.

Besonders häufig war aber die Entschuldigung, daß

man nicht für eine roth-republikanische Revolution, sondern nur für die Reichsverfassung zu kämpfen entschlossen sei.

Lächerlich war diese Entschuldigung, weil von Republik während der ganzen Mairevolution in Dresden nicht die Rede war, wenn auch einzelne rothe Fahnen auf den Barrikaden flatterten, wenn auch einzelne Freischärler die Republik leben ließen; die provisorische Regierung hat nie daran gedacht, die Republik zu proklamiren, sie hat sich stets auf dem Boden der Reichsverfassung gehalten und nie etwas Anderes gewollt.

Durch das Ausreißen so mancher Kommunalgardisten sah sich die provisorische Regierung gezwungen, folgende Proklamation zu erlassen:

„Aufforderung.

Hiermit ergeht unter Androhung der ernstesten Strafen der gemessene Befehl an alle Magisträte und Ortsbehörden, sofort nach Kenntnißnahme dieses Befehls ihre sämmtliche kampffähige Bürgerwehr wohl bewaffnet in schleunigster Weise auf Wagen, die zu diesem Zwecke sogleich zu requiriren sind, nach Dresden zu senden.

Dresden, den 6. Mai 1849.

Die provisorische Regierung von Sachsen.

Tzschirner. Heubner.

Eine solche Proklamation war indessen so unnütz, wie die Regierungsproklamationen sämmtlich, denn diejenigen Männer, welche, getrieben vom Enthusiasmus für die gute Sache, der Revolution zu Hülfe zu eilen, entschlossen waren, kamen ohne eine Proklamation, ohne die Androhung

ernster Strafen; die Kommunalgarden benachbarter Städte aber, welche keinen Enthusiasmus für die Sache hatten, sondern nur in Worten die Freiheit erkämpfen wollten, ließen auch durch eine Proklamation sich nicht zum Kampfe bewegen.

Auch die Kommunalgardisten der Stadt Dresden nahmen am 6. Mai schon nur höchst einzeln am Kampfe Theil. Manche jener guten Leute mußten freilich höchst unfreiwillig hinter die Barrikaden treten, wo sie dann auch sehr muthlose Kämpfer für die Revolution wurden.

Je feiger indessen die Nationalgardisten bei solcher Gelegenheit sich benahmen, je kräftiger, je tüchtiger, je tapferer kämpften die Arbeiter, kämpften die freiwillig der Revolution zu Hülfe gezogenen Freischaaren, die Schützen der Chemnitzer Kommunalgarde im Thurmhause, wie wir bereits Gelegenheit gehabt, rühmend zu erwähnen.

Nicht weniger tapfer kämpften auch an allen übrigen Punkten die Dresdner Revolutionäre, ein Beispiel der größten Unerschrockenheit, der höchsten Todesverachtung, des glühendsten Enthusiasmus für ihre gute Sache gebend. Leider standen aber die Kämpfer in Dresden unter einem im höchsten Grade untüchtigen, unentschlossenen und wenig umsichtigen Kommandanten. Oberstlieutenant Heinze war vollkommen ungeeignet, in einer revolutionären Zeit das Oberkommando über eine Revolutionsarmee zu führen, er war niemals da, wo er sein sollte; auf dem Rathhause ließ er sich kaum sehen, eben so wenig zeigte er sich bei den Barrikaden und an den übrigen gefährlichen Stellen; wenn man seine Befehle einholen wollte, so war er nicht zu finden, und hätte nicht Bakunin einigermaßen militairische

Anordnungen getroffen, so würde der Kampf ein vollkommen regelloser von Seiten der Insurgenten gewesen sein. Oberstlieutenant Heinze bekümmerte sich um Nichts.

Unter solchen Verhältnissen mußte natürlicher Weise schon am 6. Mai eine große Unzufriedenheit gegen diesen Mann entstehen, aber noch brach sie sich nicht Bahn, obgleich nirgends, trotz der numerischen Uebermacht auf Seiten der Insurgenten irgend ein Sieg erkämpft worden war.

Als ein Zeichen, wie wenig thatkräftig Oberstlieutenant Heinze sich benahm, mag folgende kleine Anekdote dienen.

Am 6. Abends erschien er mit dem Ausrufe auf dem Rathhause, die Artillerie sei übergegangen, und es bedürfe jetzt nur eines Ausfalls, um die Sache der Revolution siegreich durchzuführen.

Ein allgemeiner Jubel wurde durch dies Gerücht erweckt, es wurde Appell geschlagen, Alles harrte der Dinge die da kommen würden, man war entschlossen zu einem kräftigen, kühnen Ausfalle; aber aus der ganzen Sache wurde Nichts, kein Mann erhielt Befehl zum Vorgehen. Um 12 Uhr war Oberstlieutenant Heinze unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt, ohne irgend Etwas gethan zu haben.

Das war der Mann, der die Revolution zum Siege führen sollte; daß sie besiegt wurde unter solcher Führung, ist wohl nur natürlich.

Auch der Stadtrath und die Stadtverordneten konnten während der Kämpfe am 6. Mai wenig oder Nichts wirken, sie hätten allerdings noch große Lust gehabt, immer

und immer wieder zu petitioniren und zu addressiren, aber die provisorische Regierung gab sich zu solchen Schritten nicht mehr her, und auch die Stadträthe und die Stadtverordneten verloren endlich die Lust dazu, als sie die ungünstigen Resultate, welche die Verhandlungen des Ministers Oberländer mit dem Könige gehabt hatten, erfuhren. Sie kamen später zu dem geistreichen Einfall, die französische und englische Gesandtschaft zum Schutze der Stadt Dresden aufzurufen, aber auch dies mußten sie natürlich fallen lassen, denn beide Gesandtschaften hätten sich wohl schwerlich der Revolution angenommen.

Wie weit überhaupt der Stadtrath und die Stadtverordneten von revolutionären Ideen entfernt waren, geht wohl am Besten daraus hervor, daß dieselben an die provisorische Regierung die Bitte richteten, man möge, falls etwa die Truppen fortschreiten und das Rathhaus angreifen sollten, dasselbe nicht vertheidigen, damit sie nicht in ihren Berathungen gestört würden.

Daß die provisorische Regierung auf eine solche Bitte nicht einging, ist wohl nur natürlich. Heubner weigerte sich dessen am entschiedensten. Der Kommunalgarden-Kommandeur Heinze erklärte indessen, daß ein starker Angriff auf das Rathhaus unwahrscheinlich sei, er könne überhaupt nicht mehr dafür stehen, daß der Kampf nicht bis zum folgenden Mittage beendet sein werde.

Diese Erklärung gab der Kommandant der revolutionären Truppen, nachdem in einem Kampfe von zwei Tagen der königlichen Armee es nicht gelungen war, mehr

als einige Häuser einzunehmen; so weit hatte Herr Heinze schon den Muth verloren!

Der Stadtrath und die Stadtverordneten beruhigten sich bei dieser Erklärung und beschlossen, auf dem Rathhause auszuharren, um hier ihre bisherige Unthätigkeit fortzusetzen.

Zwölftes Capitel.

Schon am Morgen des 7. Mai begann in Dresden abermals der Kampf.

Ehe wir indessen eingehen auf die Spezialitäten desselben, müssen wir dem Leser mit einigen Worten die Methode, welche von Seiten der Truppen befolgt wurde, die Art der Vertheidigung und die Fehler derselben klar machen. Es ist immerhin gut, wenn Jedermann weiß, in welcher Art in neuerer Zeit von den Truppen ein Straßenkampf geführt wird.

Der Kampf in Dresden war nicht eigentlich ein Barrikadenkampf, er war mehr ein Häuserkampf zu nennen. Allerdings hatten die Kämpfer der Volkspartei in Dresden prächtige, vortreffliche Barrikaden gebaut, aber nur in höchst seltenen Fällen wurden dieselben von den Truppen angegriffen.

Das Militair drang gewöhnlich in die vor den Barrikaden liegenden Häuser, durchbrach die Wände derselben und suchte so hinter die Barrikaden zu kommen, um einen Rückenangriff gegen dieselben machen zu können und von

den Fenstern der Häuser aus die Vertheidiger der Barrikaden zu beschießen.

Damit war indessen natürlicher Weise das Gefecht noch keinesweges abgemacht, denn ebenso wie die Truppen, suchten auch die Revolutionäre, die Häuser gleich Festungen einzurichten, nun von diesen aus die Truppen zu beschießen. Es wurde dadurch ein Eindringen der Truppen in die Häuser und ein Vordringen derselben durch die Wände gewaltig erschwert, und gewöhnlich mußten die Truppen, ehe sie ein wichtiges Haus einzunehmen vermochten, dasselbe mit einem gewaltigen Gewehr-, ja mit Geschützfeuer überschütten, um erst die Vertheidiger des Hauses von den Fenstern zu vertreiben.

War dies gelungen, dann wurde gewöhnlich der Sturmangriff gegen das Haus begonnen und er gelang in der Regel.

Wir haben solche Sturmangriffe schon beim Hotel de Saxe und der Stadt Rom am 6. zu erzählen gehabt und werden in den folgenden Tagen noch öfter darauf zurückkommen.

Am meisten richteten die Truppen ihre Aufmerksamkeit gegen die Eckhäuser der Straßen. Diese sind stets die für die Truppen gefährlichsten Positionen zu nennen, denn von ihnen aus kann nach zwei Seiten hin Feuer gegeben werden.

Die Absicht der Truppen ging daher natürlicher Weise meistens dahin, die Eckhäuser zu erobern. Gegen diese wurde das gewaltigste Geschützfeuer gerichtet, und wenn man mit den Geschützen nicht nahe kommen konnte, ein Feuer mit den preußischen Zündnadelgewehren und den Büchsen der leichten Infanterie.

War es hierdurch gelungen, die Vertheidiger der Eckhäuser aus denselben zu entfernen, dann wurde der Sturmangriff gemacht, und das Haus sofort an allen Fenstern mit Schützen besetzt, welche nun die Vertheidiger der Barrikaden hinter denselben vertrieben, und zu gleicher Zeit nach den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser schossen.

Hierdurch entwickelte sich oft ein merkwürdiger, wunderbarer Kampf.

Die Straßen Dresdens sind schmal und nicht selten kam es vor, daß auf einer Seite der Straße die Häuser durch Militair besetzt waren, während auf der andern Seite noch die Revolutionäre im Besitz der Häuser geblieben waren. Da lagen denn kaum zwanzig Schritt von einander, oft vielleicht nur fünf Schritt, in den engen Gäßchen hinter den Wänden gedeckt, die auf Leben und Tod kämpfenden, aufs Aeußerste erbitterten Feinde. Wo ein Kopf, eine Hand, ein Glied sich sehen ließ, da schlug augenblicklich eine Masse von Kugeln ein. Es war ein wunderbarer, in früheren Zeiten vollkommen unbekannter Kampf.

Hatten die Truppen durch die Gewinnung eines Eckhauses erst in einer Straße einen Platz gewonnen, dann schlugen sie die Wände des Hauses ein, um in das Nachbarhaus zu gelangen, und auf diese Weise arbeiteten sie sich oft durch die ganze Straße hindurch, von einem Hause zum andern, bis sie wieder an eine Querstraße kamen, wiederum ein Eckhaus auf diese Weise in Besitz nehmen konnten, und da wieder eine neue Barrikade von hinten zu beschießen im Stande waren.

War eine Straße auf diese Weise von den Truppen erobert worden, dann bedurfte es nur, nachdem sie ein hef-

tiges Geschützfeuer von einem Eckhause auf das andere gerichtet, und nachdem sie dadurch die Vertheidiger dieses Eckhauses aus demselben vertrieben hatten, des kurzen Ueberlaufens über die Straße, um in ein neues Haus einzudringen, und dadurch eine neue Straße zu erobern.

Durch dies einfache Manöver gelangten die Truppen, wenn auch langsam, wenn auch unter manchen Gefahren, doch auf sicherere Weise, als beim frühern Barrikadenkampf, in den Besitz einer Straße nach der andern, und immer weiter wurden die Revolutionäre zurückgedrängt.

Das war die ganz einfache und natürliche Taktik der Truppen, welche in der That den Sieg derselben beim Kampfe in Dresden zur Folge hatte.

Es wirft sich dabei von selbst die Frage auf, wenn diese Taktik so einfach war, gab es kein Mittel, um den Sieg der Truppen zu verhindern, war es nicht möglich, dem Vordringen derselben durch die Häuser vorzubeugen?

Dies war allerdings möglich und nicht einmal schwer, aber es bedurfte dazu einer Anzahl zu jedem Opfer für die Freiheit entschlossener Männer. Die Dresdner Maikämpfer haben, wie wir bereits beim Kampfe am 6. Mai gesehen haben, und wie wir noch ferner sehen werden, die größte Entschlossenheit, die kühnste Todesverachtung an den Tag gelegt. Aber nicht dieser Eigenschaften allein bedurfte es, um die Revolution siegreich zu machen.

Man mußte sich vor allen Dingen auch entschließen, ohne alle Schonung jede Rücksicht gegen die Stadt Dresden aus den Augen zu setzen, alle diejenigen Häuser niederzubrennen, die irgend den Angriff der Truppen erleichtern oder den der Revolutionspartei gegen die Truppen erschwe-

ren konnten. Man mußte vor allen Dingen offensiv verfahren, man durfte sich nicht lediglich auf eine Vertheidigung einlassen. Dem Angreifer gehört, wenn er kühn, energisch und kräftig vorwärts geht, in der Regel der Sieg! Darum gerade sind die Revolutionskämpfer besiegt worden, weil sie nicht angegriffen, sondern sich nur muthig vertheidigt haben.

Aber auch in dieser Vertheidigung selbst haben sie gewaltige Fehler gemacht.

Da es das Streben der Truppen war, ganze Häuserreihen einzunehmen, nachdem sie einmal ein Eckhaus in Besitz genommen hatten, so mußten die Dresdner Revolutionskämpfer, so bald sie ein Haus nicht länger zu halten vermochten, dasselbe unfehlbar in Brand stecken, nur auf diese Weise konnte man einem weitern Vordringen der Truppen Einhalt thun, nur auf diese Weise sie davon abhalten, nach der Eroberung eines Hauses eine ganze Straße in Besitz zu nehmen.

Man wird uns erwidern, daß durch eine solche Art des Kampfes eine schöne Stadt der Vernichtung Preis gegeben wird.

Das ist möglich, das ist wahr, aber in einer Revolution, wo jeder einzelne Freiheitskämpfer nicht nur sein Leben während des Kampfes, sondern bei einem unglücklichen Ausgange selbst nach demselben auf das Spiel setzt, wo bei einem Siege der Truppen, wie wir dies in Baden, wie wir dies in Wien, wie wir dies an den meisten Orten gesehen haben, in denen die Revolution besiegt worden ist, die Besiegten nicht als Feinde, sondern als Verräther, als Hochverräther betrachtet werden, wo man sie deshalb vor ein Kriegsgericht fordert und erschießen läßt, unter solchen

Umständen da gebietet den Kämpfenden die Pflicht, das Leben zu erhalten, auch die Ergreifung der äußersten Mittel.

Wir betrachten hier natürlich die Dresdener Mairevolution ganz objektiv, wir stellen hier nur die Verhältnisse zusammen, welche obgewaltet haben, und fragen nur, unter welchen Verhältnissen, mit welchen Maßregeln hätten die Dresdner Maikämpfer siegen können. Ob ein Sieg für dieselben mit solchen Opfern wünschenswerth gewesen wäre, lassen wir dahin gestellt sein, jedenfalls hätten die Revolutionäre in Dresden entweder die äußersten Mittel zur Anwendung bringen oder eine Revolution gar nicht versuchen müssen.

Nachdem wir dem Leser in Vorstehendem eine kurze Uebersicht der Art der verschiedenen Kämpfe am 6. und 7. Mai und an den folgenden Tagen gegeben haben, gehen wir wieder zur Geschichtserzählung über. Wir beginnen das Gefecht in derselben Reihenfolge, wie am vergangenen Tage, zu schildern.

Auf dem rechten Flügel der Truppen begannen schon mit dem frühsten Morgen die Feindseligkeiten trotz des häßlichen, naßkalten Wetters, welches eingetreten war. Aber um das Wetter kümmerte man sich in jenen furchtbaren Tagen wenig. Die Kämpfer des Volks, wie die Soldaten, schienen bei dem Kampfe auf Tod und Leben kaum den kalten Regen zu spüren.

Gegen Mitternacht waren die Truppen in ein Haus der Ostraallee eingedrungen, sie hatten von hier aus sich durch die übrigen Häuser weiter gearbeitet; hierdurch war

es möglich gewesen, die Barrikaden am Thurmhause zu beschießen, und jetzt kam es vor allen Dingen darauf an, dies Gebäude, von dem aus die Insurgenten den Truppen einen so furchtbaren Widerstand entgegensetzten, einzunehmen.

Durch das Geschützfeuer an dem vergangenen Tage hatte allerdings das Thurmhaus bereits außerordentlich gelitten, aber nichts desto weniger war es zum Einstürzen nicht zu bringen gewesen.

Der Kommandant des rechten Flügels, Oberst Friederici, ließ deshalb vier Geschütze herbeifahren, um mit diesen abermals ein furchtbares Feuer gegen das Thurmhaus und die Spiegelfabrik, sowie gegen die Barrikade am Thurmhause zu eröffnen. Die Geschütze waren theils auf dem Zwingerwalle, theils auf der Ostraallee aufgestellt.

Das Feuer auf die Barrikaden am Thurmhause wirkte mörderisch unter den Revolutionären und bald sahen diese sich gezwungen, zurückzugehen.

Jetzt wurde von Seiten der Truppen ein Sturm auf die Barrikade unternommen, aber mit einem mörderischen Feuer wurden die Soldaten begrüßt. Sie wichen zurück und wären geflüchtet, wenn sie nicht, angefeuert durch ihren Hauptmann, noch einmal den Sturm unternommen hätten, der dann auch wirklich gelang.

Nun ging es gegen das Thurmhaus selbst, das Thor desselben wurde erbrochen, und obgleich von den umliegenden Häusern ein furchtbares Feuer gegen die Soldaten eröffnet wurde, drangen dieselben doch in das Haus ein, besetzten sofort die Fenster und erwiederten nun aus diesen das Feuer nach den gegenüberstehenden Häusern.

Das war ein schwerer Verlust für die Revolutionäre.

Das Thurmhaus und die Barrikade an demselben waren wichtige, außerordentlich wichtige Punkte gewesen, denn von ihnen aus konnten der Zwinger, der Zwingerwall und die Ostraallee beherrscht werden, während jetzt sogar die Truppen die Spiegelfabrik, ein großes, zwischen dem Willsdruffer Platze und dem alten Opernhause liegendes Gebäude, welches noch von den Insurgenten besetzt war, schwer bedrohten.

Während dieses Kampfes war auch zu gleicher Zeit die Sophienkirche von den Truppen erbrochen, und trotz des heftigsten Feuers aus den umliegenden Häusern, genommen worden.

Aber auch nach der Wegnahme der Kirche mußte die Besatzung durch das Feuer aus den Fenstern jener Häuser in die Kirche hinein viel leiden, nur mit äußerster Vorsicht konnten die Soldaten in der Kirche sich bewegen, und jeder Zugang derselben war auf das Aeußerste gefährdet.

Die Soldaten halfen sich, indem sie theils in der Kirche selbst Barrikaden bauten, in welche Schießscharten eingeschnitten waren, und indem sie außerdem noch von der Kirche nach der kleinen Brüdergasse eine andere Barrikade bauen ließen. Hinter diesen vermochten sie, einigermaßen gesichert, das Feuer aus den Häusern zu erwidern.

Noch einen andern schweren Verlust hatten am 7. Mai die Revolutionäre, indem sie die Spiegelfabrik, welche jetzt noch den wichtigsten Punkt auf dem linken Flügel der Revolutionstruppen, also auf dem rechten Flügel der angreifenden Truppen bildete, verloren.

Dieses Gebäude wurde zuerst von vier Geschützen

auf das Furchtbarste beschossen, dann erst wurde es mit einer Bajonett-Attaque genommen.

Auf diese Weise waren die Truppen auf ihrem rechten Flügel siegreich vorgedrungen, sie hatten außerordentlich bedeutende Fortschritte gemacht, die wichtigsten Positionen der Insurgenten waren genommen worden, und diesen blieb auf ihrem linken Flügel eigentlich nur noch die Barrikade der Willsdruffer Gasse, die Eckhäuser derselben und die Post übrig; denn auch der Willsdruffer Platz, welcher bisher als Sammelplatz für die Truppen des linken Flügels der Revolutionäre gedient hatte, konnte jetzt nicht mehr gehalten werden, da er von der Spiegelfabrik, von der Sophienkirche und vom Thurmhause vollständig beherrscht wurde.

Wir können nicht umhin, zuzugestehen, daß die Soldaten hier wie an allen Theilen des Kampfplatzes außerordentlich tapfer kämpften, und daß die Offiziere durch umsichtige Leitung, durch eigene Tapferkeit den Soldaten mit einem guten Beispiele vorangingen und sie anfeuerten.

Hätten die Insurgenten eben so tapfere Offiziere, eben so umsichtige Führer gehabt, bei der glänzenden Tapferkeit, bei dem Todes verachtenden Muthe, welchen dieselben ebenfalls bei jenem Kampfe an den Tag legten, bei ihrer Ueberlegenheit an Anzahl, wäre das Ende der Dresdner Mairevolution ein anderes gewesen.

Auch im Centrum des Kampfplatzes, am Schlosse, war das Militair, den frühern Anordnungen entgegen, am 7. Mai nicht unthätig, es war ein wenig vorgedrungen, und zwar hatte es das Eckhaus an der Schloßgasse und den so genannten Taschenberg eingenommen.

Den Grund zu dieser Abweichung von dem ursprüng-

lichen Kampfplane boten verschiedene Versuche, das Schloß in Brand zu stecken, welche immer drohender wurden, und deren Gelingen man im Schlosse fürchtete.

Durch die Inbrandsteckung eines Hauses in der Brüdergasse hatte auch die Hofkonditorei Feuer gefangen; nur mit Mühe, mit Aufopferung der höchsten Thätigkeit gelang es, das Feuer zu löschen. Man mußte sogar, da nicht augenblicklich Wasser genug zum Löschen vorhanden war, zu bairischem Bier, welches in der Nähe gelagert war, seine Zuflucht nehmen.

Von dem Eckhause der Schloßgasse aus richteten nun die Truppen ein heftiges Feuer auf die entgegenstehenden Häuser der Schloßgasse und besonders auf die schräg gegenüberliegende Barrikade an der Roßmariengasse.

Auch auf dem rechten Flügel drangen die Truppen, wie an allen Punkten des Kampfplatzes, siegreich vor, sie nahmen nach und nach die kleine, die mittlere, die große Frauengasse und das Gewandhaus.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Eroberung aller einzelnen Häuser, Gassen und Barrikaden beschreiben, wir können uns deshalb nur darauf beschränken, dem Leser einige interessante Scenen mitzutheilen, welche den Charakter des Kampfes und der Kämpfer an jenem Tage besonders bezeichnen.

Interessant sind unter andern zwei Scenen, bei deren jeder ein preußischer Offizier blieb.

Lieutenant von Liebeherr II. vom Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment war mit dem ersten Zuge der 9. Kompagnie dieses Regiments durch die Häuser der mittleren Frauengasse bis an das Eckhaus dieser Gasse, welches an

die große Frauengasse stößt, vorgedrungen, er wollte von hier aus die Barrikade an der Roßmariengasse beschießen, aber da die mittlere Frauengasse mit der Roßmariengasse einen stumpfen Winkel bildet, war dies nur möglich, wenn auch das Eckhaus auf der anderen Seite der Straße eingenommen wurde.

Lieutenant von Liebeherr ließ deshalb einen Theil seiner Soldaten rasch über die Straße laufen, die Thüre des bezeichneten Hauses einschlagen, und nun von dort aus das Eckhaus besetzen. Er selbst trat einen Augenblick, um die Wirkungen des Feuers seiner Mannschaften zu sehen, vor die Thür des Hauses, erhielt aber in demselben Augenblicke, als er auf die Straße trat, einen Schuß durch den Kopf, welcher ihn todt zu Boden streckte. Trotz dieses Verlustes blieben indessen die Soldaten in dem einmal gewonnenen Hause, und fügten von hier aus der Barrikade in der Roßmariengasse bedeutenden Schaden zu.

Wir würden diese Scene kaum erwähnt haben, wenn sie nicht wiederum einen Belag zu der von uns aufgestellten Behauptung böte. Hätten die Insurgenten, ehe sie die mittlere Frauengasse verließen, eines der Mittelhäuser in Brand gesteckt, und nur das Eckhaus gehalten, es wäre den Preußen nicht möglich gewesen, weiter vorzudringen.

Interessant und charakteristisch ist auch der Tod eines anderen preußischen Offiziers Kuylenstierna. Dieser hatte sich, nachdem die Moritzstraße in die Hände der Truppen gefallen war, durch die Hintergebäude derselben nach dem Schustergäßchen durchgeschlagen und hier festgesetzt. Die Mannschaften waren durch die harte Arbeit beim Durchschlagen der Häuser sehr ermüdet, und da kein Feind sich

in den gegenüberstehenden Häusern sehen ließ, so setzten sie die Gewehre zusammen und machten es sich in den eingenommenen Häusern bequem. Plötzlich aber wurden sie aus ihrer Ruhe auf das Bitterste aufgestört, denn mit einem Male überschüttete ein wahrer Kugelregen die ruhenden Schützen. Augenblicklich sprangen dieselben auf und flüchteten in die hintern Zimmer, ihre Gewehre, ihr Gepäck im Stich lassend.

Vergeblich bemühte sich Lieutenant Kuylenstierna, seine Leute zu halten, Keiner wollte in die so gefährlichen Vorderzimmer zurückkehren; vergeblich forderte sie Lieutenant Kuylenstierna auf, wenigstens das Gepäck zu holen, und er wollte selbst mit gutem Beispiele vorangehen, aber indem er in das Vorderzimmer trat, traf ihn eine Kugel in die Brust, die ihn todt zu Boden streckte.

Es ist dies ein Beispiel des seltsamen Kampfes, wo wenige Schritte von einander die eine Häuserreihe einer engen Straße von den Soldaten, die andere von den Revolutionären besetzt war.

Während des Kampfes in der Altstadt, blieb der provisorischen Regierung natürlich nicht viel zu thun übrig. Der Kampf war, wie am 6., so am 7. die Hauptsache, und auf ihn bezogen sich daher fast alle Befehle der provisorischen Regierung, denn an eine Regulirung der innern Verhältnisse Sachsens war, während die Kanonen donnerten, gar nicht zu denken.

Die provisorische Regierung konnte daher Nichts thun, als immer und immer wieder darauf hinarbeiten, daß die Kräfte der Rebellion möglichst wüchsen, daß so viel, als irgend möglich, Zuzüge nach Dresden kämen, und daß die-

jenigen Kräfte, welche ihr zu Gebote standen, auf das Beste angewendet würden.

Die provisorische Regierung war vom besten Willen beseelt, und auch Tzschirner, gegen den sich von Anfang an bedeutendes Mißtrauen gezeigt hatte, bewies sich während der Kämpfe bei Weitem nicht so fürchterlich, als man von ihm geglaubt hatte; er war im Gegentheil oft zu schwankend und wollte gern das Leben und Eigenthum der Bürger Dresdens ungefährdet wissen. Hätte nicht Bakunin, der eisenfeste Geist, der die Revolution in allen ihren Konsequenzen aufrecht zu erhalten strebte, einen bedeutenden Einfluß auf die provisorische Regierung ausgeübt, die Maßregeln derselben wären wahrscheinlich noch weniger energisch gewesen, als sie es bisher waren.

Die provisorische Regierung hatte aber auch allerdings keine ganz leichte Stellung; fortwährend lagen ihr die Stadträthe und die Stadtverordneten in den Ohren und baten um Schonung des Eigenthums.

Als auf dem Rathhause Pech siedend gemacht wurde, um Pechkränze zur Anzündung der im Wege stehenden Häuser vorzubereiten, da flehten die Stadträthe so jämmerlich, daß endlich Befehl gegeben werden mußte, wenigstens diese Pechvorräthe aus dem Rathhause zu entfernen. Ja, der Stadtrath ging so weit, als ihm zu Ohren kam, einzelne Barrikaden-Kommandanten hätten den Entschluß gefaßt, lieber die ihnen im Wege stehenden Häuser abzubrennen, als von den Truppen einnehmen zu lassen, daß er da wiederum an die provisorische Regierung mit der entschiedenen Bitte sich wendete, doch keine Brandstiftung mehr zuzulas-

sen; die Barrikaden-Kommandanten sollten den bestimmten Befehl erhalten, nirgends Feuer anzulegen.

Einen solchen Befehl konnte die provisorische Regierung nicht geben, sie wollte aber trotzdem den Wünschen des Stadtraths möglichst nachkommen, und erließ deshalb folgende Proklamation an die Barrikaden-Kommandeurs:

„Da die Kommandanten der Barrikaden in Bezug auf die Wahl der Vertheidigungsmittel ganz selbstständig sind, so haben dieselben in Bezug auf den Wunsch der hiesigen Gemeindevertreter die einzelnen Gebäude mit Inbrandsteckung zu verschonen, nach reiflicher, möglichst schonender Ueberlegung zu handeln, ohne daß ihnen jedoch von der provisorischen Regierung Beschränkungen aufgelegt werden.

Der Haupt-Kommandant wird mit der Ausführung dieser Anordnung beauftragt.

Dresden, am 7. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner."

Aber auch dies war dem ehrwürdigen Stadtrathe noch nicht genug. Als neues Pulver auf das Rathhaus geschafft werden sollte, wurden ihm die gewaltigen Pulvervorräthe auf dem Rathhause höchst unheimlich, er fürchtete, eines schönen Tages mit dem ganzen Rathhause in die Luft zu fliegen, und wiederum wendete er sich mit flehenden Bitten an die provisorische Regierung, man möge das Pulver nicht nach dem Rath- sondern nach dem sogenannten Chaisenhause bringen lassen.

Das war ein Vorschlag, der so unsinnig, als nur ir-

gend möglich, war, denn das Chaisenhaus konnte von den Kugeln der feindlichen Truppen erreicht werden. Auch war der Zugang zu demselben gefährlich, und der Fall leicht zu denken, daß das Gebäude in die Gewalt der Truppen fiel. Das Rathhaus war jedenfalls für Pulvervorräthe der sicherste Ort. Trotzdem aber ließ sich Tzschirner wieder durch die Bitten des Stadtraths bewegen, den Befehl zu geben, das Pulver nicht nach dem Rathhause zu bringen.

Als der Pulvertransport am Rathhause ankam, weigerte sich der Rathswachtmeister, denselben aufzunehmen. Bakunin, welcher gerade gegenwärtig war, machte, wie man zu sagen pflegt, kurzen Prozeß, er befahl die unbedingte Aufnahme des Transports, und als der Stadtwachtmeister ihm entgegensetzte, der Stadtrath erlaube die Aufnahme des Pulvers nicht, antwortete er sehr ruhig, daß der Stadtrath überhaupt nichts zu sagen habe, das Pulver werde und müsse aufgenommen werden.

Er wendete seinen Einfluß auf Tzschirner auch dahin an, daß dieser den einmal gegebenen Befehl zurücknahm.

Wo solche Schwankungen in der revolutionären Regierung stattfanden, da ist es wohl nicht zu verwundern, wenn der Aufstand nicht mit der vollen Energie, deren er fähig gewesen wäre, geführt wurde. Eine Behörde wie der Stadtrath existirte noch und hatte sogar einen Einfluß; es ging so weit, daß der Stadtrath von der provisorischen Regierung verlangte, sie möge ihm zu Liebe, um ihn nicht zu gefährden, das Rathhaus verlassen und in irgend einem andern Gebäude ihren Sitz aufschlagen.

Solchem Ansuchen willfahrte die provisorische Regierung freilich nicht, indessen ist es doch charakteristisch genug für

die ganzen Bewegungen, daß der Stadtrath überhaupt eine ähnliche Bitte zu stellen wagte.

Der 7. Mai war übrigens für die provisorische Regierung schon ein trauriger Tag, dieselbe sah mehr und mehr ein, daß die Revolution nicht durchzuführen sein würde; Zuzüge kamen allerdings noch immer von außerhalb an, und sie wurden von Tzschirner mit kräftigen Reden empfangen und ermuntert. Wohl rief Tzschirner diesen Männern zu, es lebe die Revolution! wohl erwiderten dieselben begeistert den Ruf; aber diese Zuzüge waren nur schwach, während viele der fremden Truppen schon am 7. Mai heimlich die Stadt verließen, weil sie die Sache der Volkserhebung aufgaben.

Nichts desto weniger waren die Männer der provisorischen Regierung entschlossen, auszuharren, besonders hielt der brave Heubner dies für seine Pflicht. Auf der andern Seite aber zeigte der Oberkommandant der Kommunalgarde, Oberstlieutenant Heinze, sich mit jedem Augenblick unfähiger, niemals war er an denjenigen Stellen zu treffen, wo er sein mußte, nirgends an den Orten der Gefahr.

Ein allgemeines Murren gegen diesen Mann erhob sich bald unter den Kämpfern der Revolutionspartei, Herr Heinze fing an, sich sehr unbehaglich zu fühlen. Am Abende des 7. gegen 10 Uhr ließ er Appell schlagen, um eine größere Rekognoszirung vorzunehmen, aber Niemand bemerkte etwas von dieser Rekognoszirung, nur Herr Heinze selbst ging vorwärts, um sie anzutreten.

Es war gegen Mitternacht, als auf dem Pirnaischen Platze zwei Männer sich den Wachen des sächsischen Militairs näherten, sie wurden angerufen, standen und wurden

verhaftet. Einem dieser Beiden gelang es, zu entfliehen, der Andere folgte ruhig dem Unteroffiziere, der ihn verhaftet hatte, nach dem Zeughause, es war — Oberstlieutenant Heinze in voller griechischer Offiziers-Uniform, über welche er nur einen Civil-Bournous gezogen hatte.

Die Freude in dem Lager der Soldaten über die Verhaftung des Oberkommandanten war groß, man glaubte mit demselben einen wichtigen Fang gethan zu haben. Hätte man ahnen können, daß Herr Heinze den revolutionären Bewegungen viel mehr geschadet als genützt hatte, man hätte ihn vielleicht ohne Weiteres wieder laufen lassen.

Im Zeughause wurde auf Befehl des Kriegsministers, dem sofort die Verhaftung des Oberstlieutenant Heinze gemeldet worden war, demselben eröffnet, daß die Regierung ihm zusichere, einen möglichst günstigen Einfluß auf sein Schicksal zu üben, wenn er derselben, zur Verhütung weiteren Blutvergießens, die Mittel zeige, sich rasch in den Besitz der Mitglieder der provisorischen Regierung zu setzen; aber dies verweigerte Herr Heinze denn doch; allerdings zeigte er sich während der ganzen Zeit schwach und energielos, aber zum Verräther wollte er sich nicht hergeben, er versicherte, daß er nicht die Gewalt habe, irgend etwas zu thun.

Dem Oberkommandanten wurden die Papiere, die er bei sich hatte, abgenommen und er dann zum Arrest gebracht.

Die ganze Gefangennehmung des Oberstlieutenant Heinze ist eine so wunderbare, daß der Verdacht, er habe sich absichtlich gefangen nehmen lassen, nur zu nahe liegt. Es ist kaum zu glauben, daß ein Oberkommandant sich persönlich zu den Vorposten des Feindes begeben sollte,

deren Stellungen ihm bekannt war, um dort Rekognoscirungen zu machen. Herr Heinze fürchtete wahrscheinlich, daß irgend einer der über die Unfähigkeit des Oberkommandanten und den dadurch hervorgerufenen unglücklichen Ausgang der Revolution erbitterten Insurgenten eine blutige Rache an ihm nehmen werde, und er zog deshalb vor, sich in die Gefangenschaft der Truppen zu begeben.

Während die provisorische Regierung in der Altstadt Dresden, durch die Verhältnisse gezwungen, ziemlich unthätig war, konnte auch die königliche Regierung in der Neustadt nicht viel anderes thun. Der neu ernannte Minister des Innern von Friesen erließ im Laufe des 7. Mai folgende Proklamation:

„Von Sr. Majestät dem Könige in diesem Augenblicke an die Spitze des Ministeriums des Innern berufen, halte ich es für meine heilige Pflicht, allen Behörden und dem gesammten sächsischen Volke gegenüber die Gründe öffentlich auszusprechen, die mich veranlaßt haben, diesem Rufe mich nicht zu entziehen.

Sachsen! der Kampf, der in diesem Augenblicke in den Straßen der Hauptstadt wüthet, ist ein Kampf der Monarchie mit der Republik, der Freiheit und Ordnung mit der Anarchie!

Laßt Euch nicht täuschen, Mitbürger, dadurch, daß die Empörer unter der Fahne der Reichsverfassung kämpfen. Dieselben Männer, die bis vor Kurzem Alles thaten, um das Zustandekommen der Verfassung zu hindern, dieselben Männer, die bis vor Kurzem einen integrirenden Theil dieser Verfassung, das erbliche Kaiserthum, nicht nur be-

kämpft, nein! mit allen Waffen des Spottes und des Hohnes herabgezogen haben, dieselben Männer sollten heute das Panier der blutigsten Empörung für diese Verfassung, für dieses Kaiserthum erheben? Das kann keine Wahrheit sein.

Ich weiß wohl, daß die große Mehrheit von Euch begeistert ist für die Idee der Einheit unseres großen Vaterlandes, ich weiß wohl, daß Eure Herzen warm schlagen für deutsche Ehre, Freiheit und Größe!

Aber Ihr wollt diese Güter in Wahrheit, und Ihr wißt, daß sie nur von Bestand sein können, wenn sie erlangt werden durch das freie Einverständniß der deutschen Fürsten und Völker.

Se. Majestät der König theilt Eure Liebe für unser großes Vaterland, Eure Hingebung für deutsche Ehre, Größe und Freiheit.

Wenn der König in Seinem Gewissen Sich für verpflichtet erachtet hat, der Reichsverfassung, wie sie nun als Ganzes vorliegt, für jetzt noch Seine Genehmigung zu verweigern, so hat Er einen Schritt gethan, zu welchem Er nach der bestehenden sächsischen Verfassung und den wiederholt gefaßten Beschlüssen der Volksvertretung, die mit der Regierung darüber einig war, ins Leben treten könne, unzweifelhaft berechtigt war. Er konnte, nachdem Preußen die Verfassung, wie sie aus den Berathungen der Nationalversammlung hervorgegangen war, nicht anerkannt hatte, nachdem also feststand, daß diese Verfassung in Deutschland nicht ins Leben treten konnte, nicht anders handeln, weil unter diesen Umständen jede Anerkennung Sachsens ein leeres, die Erhabenheit der Sache unwürdiges Spiel gewesen wäre. Se. Majestät der König und die Männer,

die heute Seine Regierung bilden, werden darum nicht aufhören in ihren Bemühungen für die Einheit, Freiheit und Größe des deutschen Volks.

Fürchtet keine Reaktion, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit, wir gehen zu demselben Ziele, der festen Begründung einer deutschen Verfassung. Wir werden sie nur erreichen, wenn wir den Weg des unerschütterlichen, unbeugsamen Rechts nicht verlassen.

Ihr alle, Mitbürger, die Ihr in einer deutschen Verfassung etwas Anderes seht, als ein Kompromiß der Parteien, das jede nur so lange anerkannt, bis sie Kräfte gesammelt hat, es zu brechen, Ihr Alle, die Ihr nicht Herrschaft einer Partei, sondern gleiche Freiheit Aller wollt, schaart Euch muthig um Euren König, den Ihr seit achtzehn Jahren aus seinem Wirken, Seiner Liebe zu Euch kennt, schaart Euch um die Männer, die Seinen Rath bilden, verlaßt Euch auf sie, sie werden festhalten, unerschütterlich festhalten an dem heiligen Eid, den sie dem Könige, den sie der Verfassung geschworen haben.

Dresden, den 7. Mai 1849.

Der Minister des Innern.

Richard v. Friesen."

Auch diese Proklamation nützte natürlich nichts mehr. Wenn auch der Minister ausrief: Fürchtet keine Reaktion, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit, man glaubte dies nicht, und die Verhältnisse, welche später eingetreten sind, die Aufhebung der sächsischen Verfassung haben den Beweis davon geliefert, daß man Recht hatte, es nicht zu glauben.

Die Hauptthätigkeit mußte naturgemäß der Kriegsminister entwickeln. Derselbe befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Während nämlich noch in Dresden der Kampf im vollen Gange war, kam am Mittage des 7. Mai eine Deputation von Leipzig mit dem dringenden Ersuchen, Hülfstruppen dorthin zu senden. In dieser Stadt waren ebenfalls Unruhen ausgebrochen, und obgleich die Leipziger Kommunalgardisten sich mit Entschiedenheit gegen die Revolution ausgesprochen hatten und ihr sogar mit den Waffen in der Hand entgegengetreten waren, glaubten doch die Behörden von Leipzig, nur mit Hülfe von Militair die Ruhe sichern zu können.

Der Kriegsminister ging in der That auf die Bitten der Leipziger Behörden ein und sendete ihnen zwei Kompagnien Schützen nach Leipzig zurück; so sicher glaubte man, und mit Recht, am 7. Mai an die Besiegung der Dresdner Revolution.

Im Laufe des 7. Mai erließ der Kriegsminister noch folgende beiden Tagesbefehle:

„Die braven königl. preußischen und königl. sächsischen Truppen fahren fort, sich auf allen Punkten mit der größten Tapferkeit und Hingebung zu schlagen. Sie erringen mit jeder Stunde neue Erfolge. Bald wird das Ziel erreicht, der Aufstand gedämpft, Gesetz und Ordnung hergestellt sein.

Soldaten! die Mehrzahl der Bewohner Sachsens, ja nicht nur Sachsens, des gesammten Deutschlands blicken mit Stolz und Vertrauen auf Euch, noch eine kurze Zeit der Ausdauer und Anstrengung, und Ihr werdet den schön-

sten Preis errungen, Ihr werdet unser Vaterland, seine Verfassung und den Thron gerettet, ganz Deutschland einen wesentlichen Dienst erzeigt haben.

Dresden, der 7. Mai 1849.

Der Kriegsminister.

Rabenhorst."

„Das andauernde heftige Gefecht, namentlich aber der hartnäckige Widerstand der Anführer hat bei den Truppen eine wohl erklärliche Erbitterung im Kampfe hervorgerufen, und droht dieselbe in einer Weise zu steigern, welche fürchten läßt, daß die Grenzen der nöthigen Strenge überschritten werden könnten.

Um dem vorzubeugen, hält sich das Kriegsministerium verpflichtet, daran zu erinnern, daß Unbewaffnete und Solche, welche die Waffen niederlegen und sich als Gefangene ergeben, unter dem Schutze des Gesetzes und der bewaffneten Macht stehen.

Die Wohnungen fremder Gesandten sind thunlichst zu schützen. Sind jedoch dieselben von Rebellen besetzt, so ist jedenfalls wenigstens Veranstaltung zu treffen, daß die Gesandten, Geschäftsträger, deren Angehörige und Personal, sowie die bei dem Kampfe unbetheiligten Ausländer geschützt werden.

Dresden, den 7. Mai 1849.

Kriegsministerium.

Rabenhorst."

Der letzte dieser Tagesbefehle war in der That im höchst Grade nothwendig geworden, denn mit einer wahr-

haft barbarischen Wuth hausten die siegreichen Truppen überall dort, wo sie in die Häuser eindrangen, wo sie, Gefangene zu machen, Gelegenheit hatten. Anfangs waren die sächsischen Truppen mit den Gefangenen, die ihnen in die Hände kamen, ziemlich glimpflich verfahren, sie hatten dieselben als Arrestanten nach den Wachtlokalen gebracht; aber diese Wachtlokale waren bald so überfüllt von Gefangenen, daß der Oberkommandant von Schirnding sich zu dem Befehle veranlaßt sah, es möchten nicht überflüssig viel Gefangene gemacht werden.

Es kam hinzu, daß die preußischen Soldaten den Sachsen gute Regeln über die Art gaben, wie man sich Gefangenen gegenüber zu benehmen hätte. Die Preußen, welche in Berlin im März 1848 gegen Barrikaden gekämpft hatten, waren bereits geübte Barrikadenkämpfer; man erinnert sich, daß in der Nacht vom 18. zum 19. März dreihundert Opfer, und von diesen die meisten in den Häusern, gefallen sind.

Die preußischen Soldaten versicherten den sächsischen, daß es nicht der Mühe werth sei, die Gefangenen zu arretiren, dieselben würden doch wahrscheinlich wieder losgelassen werden. Graf Waldersee giebt über die Ansichten der preußischen Truppen in Beziehung auf Arrestanten folgende interessante Notiz:

„Als die preußischen Soldaten ins Gefecht kamen, glaubten sie, unter den auf den Barrikaden ihnen gegenüberstehenden Kämpfern Manche wieder zu erkennen, welche sich ihnen vor wenig über einem Jahre (im März 1848) in Berlin in eben der Art entgegengestellt hatten. Auch sie hatten damals die Ueberwundenen als Arrestanten rück-

gebracht, um sie der gesetzlichen Strafe zu überliefern, aber oft gingen diese wenig Stunden nachher frei bei ihnen vorüber, weil sie: „wegen mangelnden Beweises“ wieder entlassen worden waren, (als ob es im bereits völlig entbrannten Gefechte möglich wäre, gleich auf der Stelle alle juristischen Beweismittel und nothwendigen Zeugen der Strafbarkeit jedes einzelnen Aufrührers aufstellen, konstatiren und namhaft machen zu können!) So waren denn die preußischen Soldaten (ohne alle Aufforderung von Seiten ihrer Vorgesetzten) gewissermaßen stillschweigend übereingekommen, sich bei dem hier wieder bevorstehenden Kampfe nicht auf das in seinen Resultaten so durchaus unsichere, jedenfalls langweilige gerichtliche Verfahren zu verlassen, sondern, nach altem Soldaten-Ausdrucke, selbst „kurzen Prozeß“ zu machen.

Diese Ansicht theilten sie nun ihren sächsischen Kameraden mit, als diese anfangs viele Arrestanten aus dem Kampfe zurückbrachten: „Was gebt Ihr Euch diese unnöthige Mühe; Die werden doch wieder bald freigelassen werden, und dann stehen sie Euch bei der nächsten Gelegenheit von Neuem gegenüber!“ so oder ähnlich soll mancher kameradschaftliche Rath gelautet haben. Und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, daß Proselyten einer neuen Lehre diese eifriger und mit allen Auswüchsen aufnehmen und ausüben, als die Lehrer selbst, so auch hier. Während kein Beispiel ekannt geworden ist, daß Preußischerseits Andere, als wirkh bewaffnet Betroffene niedergemacht worden wären, so nten im ersten Eifer einzelne sächsische Soldaten den Gndsatz: „keine Gefangene zurückzubringen,“ in einigen Fän auch auf die bereits wehrlos auf den Transport be-

griffenen aus, von denen Einige unterwegs von der Brücke in die Elbe gestürzt wurden.*) Freilich soll dies vorzugsweise ehemalige Mitglieder der einige Zeit vorher aufgelösten Garde-Division getroffen haben, gegen welche als Hochverräther und als Ueberläufer eine doppelte Entrüstung bei den treu gebliebenen Soldaten der übrigen Truppentheile erklärlich war. So wenig dies Verfahren zu rechtfertigen und sowohl begründet deshalb auch die Erinnerung des Kriegsministers an die Unverletzlichkeit Wehrloser und bereits Gefangener war, so fällt die erste Schuld solcher bedauerlichen Vorfälle doch immer auf die ersten Urheber eines Bürgerkrieges zurück, in welchem die Erbitterung, den Erfahrungen der Geschichte und der Natur der Sache nach, immer größer, als in jedem Kampfe gegen auswärtige Feinde ist."

Wir haben dem Leser über die Behandlung der Gefangenen von Seiten der Truppen die Worte eines Mannes angeführt, den man sicherlich nicht der demokratischen Uebertreibung beschuldigen wird. Der Leser mag sich aus diesen Worten ein Bild machen von der Behandlung welche die gefangenen Volkskämpfer von Seiten der Truppen erlitten. Wir fügen nur in Beziehung auf jene interessante Thatsache, daß Gefangene in die Elbe entsprungen seien, hinzu, daß die über die Elbe ins Wasser gestürzten, wehr-

---

*) Die in jenen Tagen häufig wiederholte Erzählung, daß ein zum Transport bestimmter Soldat bei der Ankunft in der Neustadt ganz dienstlich gemeldet habe: „Die Gefangenen wären in die Elbe entsprungen," mag hier angeführt werden, ohne sie verbürgen zu können. —

losen Gefangenen, wenn sie durch Schwimmen sich zu retten suchten, von den Soldaten im Wasser niedergeschossen wurden; nicht anders behandelte man die Gefangenen, wenn sie in den Häusern wehrlos betroffen wurden. Die Sache wurde so toll, daß endlich, wie wir sehen, der Kriegsminister sich veranlaßt fühlte, die von uns mitgetheilte Proklamation an die Soldaten zu erlassen, ohne daß diese indessen viel gefruchtet hätte.

Wir glauben indessen die Verpflichtung zu haben, hinzuzufügen, daß, wenn auch einzelne Offiziere dem Morde der Gefangenen durch die Soldaten sich nicht geradezu widersetzten, doch viele andere in anerkennungswerther Weise ihre Pflicht thaten und selbst mit dem blanken Säbel in der Hand manchen Gefangenen vor der Wuth ihrer Leute schützten.

Das erregte denn freilich unter den zornigen Soldaten ein gewaltiges Murren. Oft hörte man die Soldaten schimpfen: „Erst erschießen die Hunde unsere Kameraden, und dann sollen wir sie nicht einmal todtschlagen!!"

Diese Leute hielten es für ihr gutes Recht, den gefangenen Feind zu ermorden, ohne zu bedenken, daß die Kämpfer für die Volksfreiheit nicht für ihre eigene Freiheit, sondern auch für die ihrer Brüder im Heere kämpften.

Endlich können wir nicht umhin, dem Grafen von Waldersee auch in der letzten Stelle des von uns mitgetheilten Berichts Recht zu geben. Nicht auf jene armen, ungebildeten Soldaten, die durch allerhand Aufhetzungen

bis zur thierischen Wuth getrieben waren, fällt die Schuld des furchtbaren Blutvergießens, der Morde, die an Gefangenen verübt wurden, sondern auf die ersten Urheber des Bürgerkrieges, auf Diejenigen, die durch Verletzung des Gesetzes und der Verfassung die erste Veranlassung zum Bürgerkriege gegeben haben.

Dreizehntes Capitel.

Der 8. Mai war ein Tag des Waffenstillstandes im Kampfe. Allerdings wurde auch am 8. Mai ein Feuergefecht zwischen den Truppen und Insurgenten unablässig fortgeführt, aber die Truppen beschränkten sich fast überall nur auf die Defensive, nur bei höchst wenigen Punkten kam es zum Angriff.

Das Wetter war bereits am 7. Mai kalt und regnerisch gewesen. In der Nacht vom 7. zum 8. hatte der Regen sich vermehrt, und die demselben ausgesetzten Truppen waren trotz ihrer Mäntel bis auf die Haut durchnäßt; auch hatten dieselben an dem Tage vorher eine so gewaltige Arbeit zu bestehen gehabt, daß aus derselben ganz naturgemäß eine große Erschöpfung hervorgehen mußte. Das Generalkommando fürchtete deshalb, daß die Energie der Truppen im Kampfe nachlassen werde, und es beschloß aus diesem Grunde, einen Ruhetag zu geben, obgleich ursprünglich am Abende des 7. Mai ein allgemeines Vorgehen der Truppen für den Tagesanbruch angeordnet gewesen war.

Man wollte den Tag benutzen, um einerseits für Ruhe

und bessere Verpflegung der Truppen zu sorgen, um andererseits aber auch durch die Waffenruhe eine Erschlaffung bei den Insurgenten zu bewirken. Man glaubte, dies um so eher thun zu können, als am 8. Mai früh Morgens um 5 Uhr ein neues Bataillon Preußen, das Füsilier-Bataillon des 24. Infanterie-Regiments, unter Major von Schrötter angekommen war.

Dies Bataillon war aus den Kantonirungen von Berlin am Abende des 7. Mai aufgebrochen, und hatte den Weg nach Dresden in einer Nacht per Eisenbahn zurückgelegt, ohne aufgehalten zu werden. Außerdem erwartete man auch in kürzester Zeit noch weitere Verstärkungen durch preußische Truppen.

Oberstlieutenant Graf Waldersee hatte sich mit dem Generallieutenant Fürsten Radziwill in Torgau und dem Generallieutenant von Hollleben in Görlitz in Verbindung gesetzt, und hatte diese zur Verstärkung der Dresdner Garnison aufgefordert. Er hatte es gethan, indem er verkleidete Vertraute nach Torgau und Görlitz sendete[1], um so der Gefahr, daß seine Boten aufgehalten würden, zu entgehen. In der That hatten auch die beiden Generäle versprochen, so bald als möglich neue Hülfstruppen nach Dresden zu senden, und zwar sollte von Torgau aus ein Husaren-Regiment und eine halbe Batterie schon am 8. Mai gegen Dresden in Marsch gesetzt werden; von Görlitz aus sollten drei Bataillone nach Dresden dirigirt werden, welche, wie man hoffte, schon am 9. in der Stadt ankommen sollten.

Unter solchen Verhältnissen konnte man mit Sicherheit bei den Fortschritten, welche man schon gemacht hatte, auf

einen entschiedenen Sieg am 9. Mai oder spätestens am 10. rechnen, und man durfte deshalb allerdings am 8. eine Waffenruhe eintreten lassen. Ganz konnten indessen natürlich die Waffen bei dem nahen Gegenüberstehen der feindlichen Truppen nicht ruhen. Von den Barrikaden wurde fortwährend ein Feuer gegen die Soldaten unterhalten, und diese mußten daher auch naturgemäßer Weise das Feuer erwidern, wenn sie auch das Verbot hatten, irgend einen Angriff zu machen. Aber auch diesem Verbote blieben die Truppen am 8. Mai nicht ganz treu, an einigen Stellen kam es doch zu mehr oder weniger bedeutenden Kämpfen, wenn dieselben auch zu denen des vergangenen Tages in keinem Verhältnisse standen. So wurde auf dem rechten Flügel nur gegen eine Barrikade an der Scheffelgasse, deren Feuer einigermaßen unbequem war, mit Geschütz vorgedrungen und die Barrikade durch etwa fünf Kanonenschüsse zum Schweigen gebracht.

Auch im Centrum schritt man vor, besonders um weitere Brandstiftungen zu verhindern. Unter der Anführung des Majors von Voigt vom Ingenieur-Korps wurde das der Sophienkirche zunächst gelegene Eckhaus der kleinen Brüdergasse durch Zimmerleute und eine Abtheilung Infanterie angegriffen. Man suchte die Thür des Eckhauses aufzuschlagen, dieselbe war indessen von innen so fest verbarrikadirt, daß man zu diesem Ziele nicht zu gelangen vermochte. Auch ein Fenster, durch welches man in das Haus einbrechen wollte, vermochte man nicht zu erreichen, weil aus dem Innern des Hauses ein so furchtbares Feuer gegen die angreifenden Infanteristen eröffnet wurde, daß diese sich mit dem Verluste dreier Verwundeten, von denen zwei

sehr bald starben, wieder in das Prinzenpalais zurückziehen mußten. Dessen ungeachtet gelang es, das Haus zu nehmen, indem man in das Nachbargebäude eindrang und von dort aus die Mauern gegen das Eckhaus durchbrach.

Die Insurgenten hatten sich, als die Soldaten in das Haus eindrangen, bereits aus demselben zurückgezogen, und sie hatten vor ihrem Fortgange Feuer angelegt. Nur mit großer Mühe gelang es den Soldaten, das Feuer zu löschen; weiter vorzudringen vermochten sie nicht, da das anstoßende Eckhaus von den Insurgenten von Innen stark verbarrikadirt worden war.

Auch auf dem linken Flügel der Truppen gab es ebenfalls, wenn auch nicht so bedeutende, Kämpfe, als am vergangenen Tage.

Eine Barrikade an der Badergasse, welche unbequem war, wurde von der dritten Etage benachbarter Häuser aus durch die Truppen heftig beschossen, und die Besatzung der Barrikade dadurch zum Rückzuge gezwungen.

Abends gegen 7 Uhr gab es in der Badergasse einen heftigen Kampf. Die Revolutionäre überfielen hier nämlich plötzlich die Soldaten, und griffen mit wildem Ungestüm die Eckhäuser der Gasse an; aber der Angriff sollte ein nutzloser sein, denn augenblicklich ertönte ein Hülferuf der angegriffenen Soldaten, und diese wurden sofort durch größere Truppenabtheilungen unterstützt. Drei der in die Häuser vorgedrungenen Insurgenten wurden auf den Hausfluren selbst niedergeschossen.

Die Insurgenten hatten sich zum größern Theile in das Eckhaus der kleinen Kirch- und Badergasse geworfen. Hierher drangen die Truppen ihnen nach, und obgleich sie

auf dem Hausflur mit einem lebhaften Feuer empfangen wurden, welches ihnen aber durch die Dunkelheit nicht schädlich war, drangen sie doch weiter vorwärts auf den Boden, dessen Fußboden durchbrochen wurde, und hier kam es zu einem grausenhaften Handgemenge, wo kein Pardon gegeben wurde.

Auch das neu angekommene Bataillon des 24. preußischen Infanterie-Regiments erkämpfte an jenem Tage seine ersten Lorbeeren.

„Es säuberte," wie Graf Waldersee sich ausdrückt, „nun das Schustergäßchen, wobei in einem Hause 18 Insurgenten niedergemacht wurden, ein Verfahren, das ganz der Stelle des am heutigen Tage von Seiten des sächsischen Oberkommando's erlassenen Tagesbefehls entsprach: Die sächsische Regierung ist nicht mit vielen Gefangenen zu belästigen."

Wir haben absichtlich die Worte des Grafen Waldersee gebraucht, um dem Leser zu beweisen, in welcher grauenhaften Art der Kampf von Seiten der Truppen geführt wurde, wie die Soldaten durch die Befehle des Oberkommandos zu einer solchen Kriegführung bestimmt werden mußten. Das Oberkommando hat durch seinen Befehl, welcher mittelbar zum Morde aufforderte, die ganze Verantwortung dafür übernommen, daß gegen jeden Kriegsgebrauch die Gefangenen von den Soldaten nach beendigtem Kampfe theils erschossen, theils, wie wir bereits mitgetheilt haben, auf dem Transporte über die Elbbrücke geworfen wurden.

Dies waren die hauptsächlichsten Kämpfe am 8. Mai. Ganz konnten dieselben trotz des Befehls des Oberkom-

mandos nicht verhindert werden, denn die Soldaten brannten vor Kampfeslust, sie waren in eine wahrhaft furchtbare Wuth durch die Kämpfe des vergangenen Tages, durch die Aufmunterung der Offiziere gekommen, und oftmals schlichen sich einzelne Abtheilungen von Soldaten aus den Häusern gegen die oder jene Barrikade vor, um wenigstens einige Schüsse mit den Insurgenten zu wechseln.

Kehren wir nach der Erzählung des Kampfes zur Revolutionsregierung zurück, so sehen wir leider, daß auch schon am 8. Mai diese Regierung zu schwanken begann. Allerdings hoffte man noch immer, allerdings glaubte man noch immer einen Sieg möglich, und besonders war der energische Heubner entschlossen, fest auszuharren bei der Revolution. So ruhig, so gemäßigt Heubner auch war, so innig überzeugt war er von der Rechtmäßigkeit seiner guten Sache, und dieser bis ans Ende zu dienen, war sein entschiedener Vorsatz.

Daß in Dresden der Kampf bald beendet sein würde, ließ sich allerdings voraussehen. Die Kommunalgarde hatte sich nach und nach ganz von der Revolution zurückgezogen. Der Kommandeur derselben war gefangen genommen worden, und diese Gefangennehmung hatte auf viele der Freischaaren eine ungünstige Wirkung gehabt, weil man sie und wohl mit Recht, einem Verrathe des Kommandeurs zuschrieb.

An die Stelle des Oberstlieutenant Heinze war ein Schriftsetzer Born aus Leipzig getreten, aber bei der vollkommenen Zerrüttung der Streitkräfte Dresdens vermochte auch dieser keine irgend bedeutende Maßregeln zur Ausführung zu bringen.

Man hatte außerdem in Erfahrung gebracht, daß preußische Truppen neu angekommen waren, daß immer noch andere Regimenter erwartet wurden, und es war daher leicht einzusehen, daß die Truppenmacht, die man bisher mit bedeutenderen Kräften zu besiegen nicht vermochte, nachdem sie noch durch andere Regimenter verstärkt worden war, nachdem bereits Schaaren von Freiwilligen Dresden verlassen hatten, sicherlich jetzt siegreich vordringen werde und müsse, es war vorauszusehen, daß die Dresdner Revolution ihr Ende bald erreicht haben würde.

Heubner war deshalb entschlossen, Dresden, sobald der Kampf dort nicht mehr fortgeführt werden könne, zu verlassen, sich in das Erzgebirge zu werfen, und dort eine Provinzialstadt zum Sitze der provisorischen Regierung zu wählen, er hoffte, daß das Volk von Sachsen sich dort um ihn schaaren werde.

Das Erzgebirge war durch und durch revolutionär, dort glaubte er, würde ein gewaltiger Volksaufstand stattfinden. Die Revolutionstruppen aber, welche in Dresden bis zum letzten Augenblicke ausgehalten hatten, würden, so glaubte Heubner, auch nach der Provinzialstadt folgen, und hier den Kern einer tapfern Revolutionsarmee bilden. Unter keiner Bedingung durfte die Sache des Volks verlassen werden; Heubner hatte sich dieser edlen, schönen Sache einmal gewidmet, und, mit ehrenhafter Standhaftigkeit, beschloß er, sie durchzuführen, bis kein Hoffnungsfunke mehr für dieselbe glühte.

Noch einmal wurde deshalb der Versuch gemacht, durch eine feurige Proklamation das Volk zum tapfern Kampfe anzuspornen. Diese Proklamation lautete:

„An unsere Mitbürger!

Nach sechstägigem Barrikadenkampfe gegen ein doppeltes, mit allen Mitteln wohlausgerüstetes Kriegsheer stehen unsere tapfern Freiheitsschaaren noch eben so unerschüttert, frisch und freudig auf ihren Positionen, wie am ersten Tage. Wir sind durch Zuzüge aus vielen Theilen des Landes stark geworden und der glücklichste Erfolg hat unser Werk gekrönt. Der Feind wird bald vernichtet und wäre es schon lange, wenn nicht viele herbeigekommene Hülfsschaaren den lügenhaften Verläumdungen unserer Gegner Glauben gebend und persönlichen Muthes baar, anstatt mit uns in die Mitte des Kampfes zu eilen, schmachvoll zurückgezogen wären. Wir erwarten, daß dies von diesem Augenblicke an anders werde.

Es ergeht hiermit an alle Kommunalgarden des Landes kraft dieses öffentlichen Ausschreibens, das als förmliche Verordnung zu betrachten ist, der Befehl, sofort anderweit zum Kampfe für die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes herbeizueilen.

Diese heiligen Güter müssen jetzt errungen werden, sei es im städtischen Barrikadenkampfe, sei es in offener Feldschlacht oder sie werden nie erobert werden.

In diesem Kampfe darf kein deutscher Mann, der noch irgend zum Dienste tauglich ist, fehlen.

Viele Behörden im Lande haben uns bereits anerkannt. Diejenigen, welche uns binnen 24 Stunden vom Abdrucke gegenwärtiger Bekanntmachung in der Leipziger Zeitung oder in dem am Orte gelesenen Lokalblatte an

noch nicht anerkannt haben werden, muß das Volk dazu zwingen.

Mitbürger, handelt, wie es sich für Männer gebührt, und die gerechte Sache wird siegen.

Dresden, den 8. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner."

Aber diese Proklamation, so energisch sie auch war, hatte dennoch keine Wirkung, denn keine neue Freischaaren kamen in Dresden an, im Gegentheil schlichen viele heimlich, um sich in Sicherheit zu bringen, nachdem sie die Sache der Freiheit verloren glaubten, aus Dresden fort.

Am 8. Mai hatte außerdem die provisorische Regierung auch wiederum die alten Kämpfe mit dem Stadtrathe zu bestehen, immer wieder forderte dieser die Fortschaffung des Pulvers aus dem Rathhause, die Verlegung des Sitzes der provisorischen Regierung, und wie sehr Tzschirner und Heubner auch dem Stadtrathe versicherten, daß sie alle mit dem Kampfe vereinbare Schonung der Stadt wünschten, die Herren Stadträthe beruhigten sich nicht, bis endlich der energische Bakunin jede weitere Forderung um Fortschaffung des Pulvers damit niederschlug, daß er den Herren Stadträthen versicherte, es wäre ihm außerordentlich gleichgiltig, ob das Rathhaus mit den umliegenden Häusern in die Luft gesprengt würde oder nicht.

Da mußten denn freilich die Herren Stadträthe schweigen. Weitere Maßregeln für die Vertheidigung vermochte die provisorische Regierung am 8. Mai nicht zu treffen. Allerdings wurde der Plan von Bergleuten gemacht, aus

den Kellern der Engelschen Restauration einen unterirdischen Gang durch die Zwingerstraße anzulegen und durch denselben einen Rückenangriff gegen die Truppen im Thurmhause zu machen.

Aber auch diesen Plan mußte man fallen lassen, da es zur Ausführung desselben zu spät war. Immer schneller rückte die Beendigung der Erhebung des Dresdner Volkes heran. Schon schlugen von drei Seiten auf dem Altmarkte, ganz nahe dem Sitze der provisorischen Regierung die Kugeln ein. Das Ende des Kampfes stand bevor.

Vierzehntes Capitel.

Mitternacht war vorüber. Der letzte Tag der Dresdner Mairevolution, der 9. Mai, brach an. Es galt für die provisorische Regierung, einen schweren, furchtbaren Entschluß zu fassen. Immer klarer wurde es ihr, denn sie hatte ja Nachricht von der Zuhülferufung der preußischen Truppen, daß der Aufstand nicht zu halten sei, immer klarer wurde es, daß der letzte Zeitpunkt, Dresden zu verlassen, jetzt gekommen sei. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß am Abende vorher eine bedeutende Truppenmacht bei Uebigau übergesetzt sei, um die Cernirungstruppen von Dresden zu verstärken, um den Insurgenten die Flucht aus der Stadt zu versperren. Welche Schicksale aber den Gefangenen zu Theil werden würden, das wußte man sehr wohl.

Einer Gefangennehmung durfte sich daher die provisorische Regierung nicht aussetzen, um so weniger, da sie noch immer die Hoffnung hatte, von Chemnitz oder Freiberg aus die Revolution zu organisiren, sie in ganz Sachsen hineinzutragen, und in Verbindung mit der revolutionären

Pfalz, mit dem revolutionären Baden sie zu verbreiten vielleicht über ganz Deutschland.

So sah sich denn die provisorische Regierung gezwungen, obgleich mit blutendem Herzen, die Stadt Dresden zu verlassen, jene Stadt, die in einem mehrere Tage langen Kampfe so tapfer für die Freiheit gestritten hatte.

Schon am frühen Morgen gegen 3 Uhr wurde vom Rathhaus-Balkon und vor dem Polizeihause der Rückzug der provisorischen Regierung über Tharandt nach Freiberg bekannt gemacht und die letztere Stadt zum Sammelplatz der Revolutionstruppen bestimmt.

In der That begaben sich Heubner und Bakunin mit etwa 1800 Mann wohlgeordneter Freischaaren über den Dippoldiswalder Platz und die Plauensche Straße nach Freiberg, indem sie so die einzige Straße wählten, die zum Rückzuge noch offen stand.

Die ganze Masse der Freischaaren stand unter dem Befehle des Oberkommandanten Born und des Adjutanten Zychlinski.

Um 4 Uhr Morgens war das Rathhaus verlassen, und nur die Stadträthe, denen man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie treu auf ihrem Platz ausgeharrt hatten, blieben in den Zimmern der provisorischen Regierung zurück.

Aber Heubner sollte sich in seinem Glauben, die Revolution weiter tragen zu können, bitter getäuscht sehen. Von Freiberg wendete er sich nach Chemnitz, dort, glaubte er, auf die Kommunalgarde rechnen zu können, dort glaubte er, eine kampfbereite Bevölkerung zu treffen; er glaubte es um so mehr, als er unterweges auf Tausende von neuen

Hülfsschaaren gestoßen war. Aber seine Erwartungen sollten bitter getäuscht werden, denn als er mit Bakunin in Chemnitz ankam, da wurde er von den Kommunalgardisten selbst verhaftet, und sofort über Altenburg und Leipzig nach Dresden gebracht. Tzschirner war es gelungen zu entfliehen.

Mit der provisorischen Regierung zerstreuten sich auch die sie begleitenden Freischaaren. Einzelne Haufen schlugen sich nach Baden und der Pfalz hin durch, andere gingen ganz auseinander.

Aber obgleich der Rückzug der provisorischen Regierung offen vom Rathhausbalkon verkündet worden war, so fehlte es doch der Revolutionsarmee in Dresden zu sehr an Disciplin, als daß nach allen Richtungen zu gleicher Zeit das Aufhören des Kampfes, der Rückzug bekannt geworden wäre. So hatten denn die Truppen, ehe sie Dresden einzunehmen vermochten, noch einige heftige Kämpfe zu bestehen.

Am Abende des 8. Mai war die Bestimmung getroffen worden, daß mit dem frühesten Morgen des 9. der Kampf wieder, und zwar mit aller Energie beginnen sollte, und so geschah es denn auch in der That.

Um 2½ Uhr Morgens begannen die Truppen die letzten entscheidenden Angriffsbewegungen gegen die Insurgenten.

Unter dem Kommando des Obersten Friederici auf dem rechten Flügel wurde der Kampf gegen die noch im Besitz der Insurgenten befindlichen Eckhäuser der Willsdruffer Straße, gegen das Postgebäude, gegen die Willsdruffer Straße und gegen das Engelsche Haus am Willsdruffer Platze begonnen.

Ein Zug der 9. Kompagnie des 24. Infanterie-Re-

giments drang in das Engelsche Haus ein, welches von etwa 50 Insurgenten besetzt war. Diese zogen sich zum Theil vor den eindringenden Truppen zurück, theils blieben sie, heftig kämpfend auf dem Platze.

Dann ging es gegen die Post und auch diese wurde genommen, und so drang das Militair auf dem rechten Flügel unaufhörlich vorwärts, trotz eines Angriffs, der gegen 7 Uhr Morgens noch einmal von den Insurgenten versucht wurde, trotzdem, daß in der Zwingerstraße drei Häuser in Brand gesteckt wurden.

Ebenso gelang es auf dem linken Flügel den Soldaten, sich durch die Häuser zu arbeiten, die Kreuzgasse einzunehmen, und so bis gegen das Rathhaus vorzudringen. Nur an einzelnen Stellen wurde den Truppen ein gewaltsamer Widerstand geleistet, und nirgends vermochten die Insurgenten sich zu halten, sie waren den Truppen an Anzahl weit unterlegen, die Hauptmacht der Revolutionsarmee war ja bereits aus Dresden gewichen.

Ueberall in der Altstadt Dresden wehten jetzt aus den Häusern zum Zeichen der Ergebung, weiße Fahnen, und so konnten denn die Truppen auf dem Altmarkte ohne weitere Gefahr vordringen und das Rathhaus in Besitz nehmen.

Den hier anwesenden Stadträthen und Stadtverordneten wäre es vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht der neustädter Rath unmittelbar vor Beendigung des Kampfes folgende Vorstellung an den Kriegsminister erlassen hätte:

„An das königl. sächsische Kriegsministerium.

Das unheilvolle Zusammentreffen von Verhältnissen, die, wie das königl. Gesammt-Ministerium in der Bekannt-

machung vom 7. d. M. nicht verkennt, in der Theilnahme und Leitung von Ausländern ihren Grund zu haben scheinen, hat unsere Stadt in ein unermeßliches Unglück gestürzt, dessen Höhe besonders dann unberechenbar ist, wenn — wie aus der so eben erwähnten Bekanntmachung hervorzugehen scheint — die Stadt für den durch die Dämpfung des Aufruhrs erwachsenen Aufwand noch überdies haften soll.

Solches Unglück würde sich steigern, wenn auf das Altstädter Rathhaus, in welchem das Vermögen der Unmündigen, das städtische Vermögen, die Grund- und Hypothekenbücher, die Archive des Stadtgerichts ꝛc. aufbewahrt sind, ein Angriff mit Geschütz erfolgen sollte.

Wir bringen aber so eben in sichere Erfahrung, daß sich im Rathhause noch die Stadträthe Pfotenhauer, Flath und Meisel im Interesse der Stadt, wiewohl nur zum Schutze des städtischen Eigenthums und nicht minder ein großer Theil der Beamten und Offizianten, die daselbst in lokaler Hinsicht ihre Pflichten zu erfüllen haben, befinden. Herzzerreißende Theilnahme für diese und die Gewißheit der Häufung unabsehbaren Schadens für das Vermögen Unschuldiger drängt uns zu der jammervollen Bitte:

um möglichste Schonung des Rathhauses der Altstadt soweit es strategische Maßregeln nur immer gestatten können.

Neustadt-Dresden, am 9. Mai 1849.

Die Deputation des Raths daselbst.

Lehmann. Hermann."

Der Kriegsminister ertheilte hierauf folgende Antwort:

„An den Stadtrath zu Neustadt-Dresden.

Auf den Antrag des genannten Stadtraths erwidert man, daß nicht nur gegen das Rathhaus mit möglichster Rücksicht verfahren werden, sondern überhaupt die thunlichste Schonung und Milde obwalten soll, wie dies stets die Absicht des Ministeriums gewesen ist.

Dresden, am 9. Mai 1849.

Kriegsministerium.

Rabenhorst."

Der Neustädter Rath hatte außerdem auch an die Kämpfer in Dresden die Bitte zur Niederlegung der Waffen in folgender Weise ausgesprochen:

„Dringende Bitte!

Die ununterbrochen eintreffenden Truppenmassen machen es den Kämpfern der Altstadt unmöglich, die Stadt länger zu halten.

Um weiteres Blutvergießen und unermeßliches Elend über Dresden zu verhüten, werden die Kämpfer der Altstadt im Namen der Menschlichkeit dringend gebeten, sich zu ergeben.

Noch ist es Zeit, denn heute Abend um 6 Uhr tritt das Standrecht in Kraft.

Neustadt-Dresden, den 9. Mai 1849.

Die Deputation des Stadtraths zu Neustadt-Dresden und der Bürgerschaft daselbst."

Generallieutenant von Schirnding hatte dazu folgende Proklamation hinzugefügt:

„Die unterzeichnete Behörde hält es im Interesse der Menschlichkeit für ihre Pflicht, die Stadttheile der Residenz, welche zur Zeit noch nicht im militairischen Besitze sind, nochmals zur Unterwerfung und Streckung der Waffen aufzufordern.

Man giebt hierzu noch bis heute Nachmittag 3 Uhr Zeit, wenn aber bis dahin die gestellten Bedingungen nicht erfüllt sind, so wird man nach Ablauf dieser Frist mit aller militairischen Strenge fortfahren, den Aufstand zu unterdrücken.

Es wird unter diesen Umständen an die Truppen Befehl ergehen, bis 3 Uhr Waffenruhe eintreten zu lassen, doch findet dieselbe nur dann statt, wenn sie nicht angegriffen werden.

Dresden, den 9. Mai 1849. Vormittags ½9 Uhr.

Der Kommandant der vereinigten Truppen der Residenz.

v. Schirnding."

Die beiden Proklamationen waren indessen durch den vollständigen Rückzug der Insurgenten ganz unnütz geworden. —

Als die Truppen das Rathhaus einnahmen, traten ihnen die Mitglieder des Stadtraths, Meisel und Pfotenhauer, entgegen und baten um eine Sicherheitswache für das Rathhaus zum Schutze der Pulvervorräthe und der städtischen Kassen. Dieser Schutz wurde ihnen gewährt, aber drei auf dem Rathhause zurückgebliebene Mitglieder des frühern Sicherheits-Ausschusses, Dr. Richter, Dr. Minckwitz und Blöde wurden sofort verhaftet.

So war denn jeder Widerstand in Dresden besiegt,

die Stadt von den Truppen erobert und die Soldaten machten es sich jetzt bequem. Die Barrikaden wurden niedergerissen, und zwar mit Hülfe der Bürger die man gerade in den Häusern traf. Da mußten Männer nud Frauen aller Stände Theil nehmen an dieser Arbeit, sogar ein in Dresden anwesender Gesandtschafts-Sekretair wurde dazu gezwungen.

Am Abende des 9. wurde über Dresden der Belagerungszustand erklärt, die Vereine wurden geschlossen, die Kommunalgardisten erhielten den Befehl, ihre Waffen abzuliefern, und auch gegen die Presse wurden Maßregeln getroffen.

Der König erließ an jenem Tage folgende Proklamation an das sächsische Volk:

„An das Sächsische Volk!

Sachsen! schwere Gefahr droht unserem schönen Vaterlande! Eine Anzahl theils Uebelgesinnter, theils Verführter in Verbindung mit fremden Bösewichtern sind bemüht, das Band zu lockern, welches seit Jahrhunderten Sachsens Volk mit seinen Fürsten verbunden hat. Sie drohen Thron und Verfassung umzustoßen, Recht und Ordnung aufzuheben, Glück und Wohlstand nach allen Seiten hin zu vernichten; sie verschmähen es nicht, die verwerflichsten Mittel anzuwenden zu Erreichung ihrer verbrecherischen Zwecke. Wir nähern uns dem Abgrunde des Verderbens, wenn nicht die bewährte sächsische Treue, der gesunde Sinn einer an moralischer und geistiger Bildung so hoch stehenden Bevölkerung die Oberhand gewinnt.

Sachsen! blickt zurück auf die Zeiten des Friedens

und der Eintracht, wo Glück und Segen über unsern blühenden Gefilden schwebten. Vergleicht damit die gegenwärtigen Zustände und fragt Euch, die Hand aufs Herz, ob sie besser sind als die frühern, ob Ihr glücklicher seid, als damals, ob Euer Wohlstand im Zunehmen oder Abnehmen begriffen ist? Fragt Euch mit Ernst und Gewissenhaftigkeit, was sicherer zum Heile des Ganzen und Einzelnen führt, wenn Fürst und Volk mit gegenseitigem Vertrauen Hand in Hand gehen, oder wenn Ihr feindlich Eurem Könige gegenüber tretet, der, ich rufe Gott zum Zeugen an, kein anderes Streben kennt, keinen innigeren Wunsch hegt, als das Glück, das Wohl seines Volkes?

Sachsen! könnt Ihr zweifelhaft sein? — Denkt an Eure Väter und Mütter, an Eure Frauen und Kinder, an Alle, die Euch theuer sind, an die folgenden Geschlechter, die Euch fluchen oder Euch segnen werden. Denkt an die Verantwortung, die auf Euch ruht, an die Pflichten, die Euch mahnen! Kehrt zurück, die Ihr verführt oder verirrt seid, verschließt Euer Ohr den Einflüssen Fremder, welche Euch mißbrauchen, einzelner Ehrgeizigen und Habsüchtigen, die nur ihren eignen Vortheil wollen. Vereinigt Euch Alle auf dem Wege der Pflicht, schaart Euch um Euren König, unterstützt ihn und die rechtmäßigen Landesbehörden mit Kraft und Muth, damit Gesetz und Ordnung erhalten, die Verfassung geschützt, das theure Vaterland gerettet werden!

Vereinigt Euch mit mir zum innigen Danke gegen die tapfern Soldaten der vaterländischen Armee und die auf gesetzlichem Wege herbeigerufenen königlichen preußischen

Krieger, welche 7 Tage lang gekämpft haben für die gerechte Sache, mit einer Hingebung und Ausdauer, die über alles Lob erhaben ist.

Fürchtet nichts für die gemeinsame deutsche Sache. Auch in meiner Brust schlägt ein deutsches Herz, auch ich will Deutschlands Größe und Glanz. Ich will, daß ein so erhabenes Ziel auf gesetzmäßigem Wege erreicht werde.

Ich gab Euch mein Wort, mitzuwirken für Deutschlands Einheit. Ich habe es bis jetzt redlich gehalten und werde stets ihm treu bleiben. Die Annahme der von der National-Versammlung in Frankfurt a. M. berathenen deutschen Verfassung habe ich nie unbedingt versagt; ich habe nur auf verfassungsmäßigem Wege und in Uebereinstimmung mit den größern Nachbarstaaten in dieser hochwichtigen Angelegenheit vorschreiten wollen. Daß in dieser Hinsicht etwas Anderes nicht geschehen konnte, wird jeder Unbefangene bei ruhiger Prüfung selbst ermessen.

Was bis jetzt hat angeordnet werden müssen, um durch außerordentliche Maßregeln Ruhe und Ordnung herzustellen, die Verfassung aufrecht zu erhalten, dem Gesetze Geltung zu verschaffen, war unvermeidlich, war hervorgerufen durch offenen Aufruhr, durch Gewaltthätigkeit, ausgeführt mit den Waffen in der Hand.

Ich mache mir darüber keinen Vorwurf; ich war in meinem Rechte, ich folgte dem Gebote der Pflicht und wahrlich nicht der leichtesten. Es wird auch ferner mit aller Kraft und Energie den Feinden des Vaterlandes entgegengetreten werden, aber unendlich wohl wird es meinem

Herzen thun, wenn Ruhe und Ordnung wiederkehren, ohne daß Strenge angewendet zu werden braucht.

Festung Königstein, den 9. Mai 1849.

Friedrich August.

Dr. Ferdinand Zschinsky."

Es macht einen wunderbaren Eindruck in jetziger Zeit, diese Proklamation wiederzulesen, und besonders den Satz: „Fürchtet Nichts für die gemeinsame deutsche Sache, auch in meiner Brust schlägt ein deutsches Herz, auch ich will Deutschlands Größe und Glanz."

Wunderbar klingt das jetzt, wenn wir zurückblicken auf die Jahre 1850 und 1851, wenn wir Sachsen mit Oestreich vereinigt sehen, wenn wir jede Aussicht auf eine Einigkeit und Größe Deutschlands auf lange, lange Jahre vielleicht vernichtet erblicken.

Funfzehntes Capitel.

Anhang.

Wir haben die Erzählung der Dresdner Mairevolution, jener furchtbaren Episode aus der Freiheitserhebung des deutschen Volks im Jahre 1849, beendet, nur noch Weniges haben wir als Anhang zu den großartigen, von uns geschilderten Ereignissen hinzuzufügen. Wir haben dem Leser noch die Zahl der Todten und Verwundeten mitzutheilen, und wollen ihm schließlich einen interessanten Aufsatz übergeben, welcher ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer der Revolutionspartei in Dresden, den Russen Bakunin, schildert.

Die Verluste der Revolutionspartei in Dresden waren gewaltig. Genau ist die Anzahl der Todten und Verwundeten allerdings nicht bekannt geworden. Im Ganzen fand man 178 Leichen, von denen 108 nicht bekannt geworden sind. —

Die Anzahl der Verwundeten war noch viel weniger zu berechnen, da wohl ein großer Theil derselben in Familien-Häusern verborgen verpflegt worden ist. Von den

Getödteten sind viele nicht im offnen Kampfe, sondern nach Einnahme der Häuser unbewaffnet getödtet worden.

Wir haben, die einzelnen Fälle anzugeben, absichtlich unterlassen. Es ist schwer, in gegenwärtiger Zeit, einen Beweis zu führen, wo die Truppen über ihre Rechte hinaus gehandelt haben; so haben wir denn nur wenige Fälle angeführt, die selbst von den Schriftstellern der Reaktion nicht geleugnet werden, nur Bewiesenes wollten wir dem Leser übergeben.

Was die Verluste der Truppen in jenem Kampfe anbetrifft, so können wir auch über diese nur die offiziellen Zahlen angeben, ohne indessen selbst den Glauben an diese Zahlen aussprechen zu wollen. Es ist stets eine Taktik der Regierungen gewesen, nach einem Bürgerkampfe die Anzahl der gefallenen und verwundeten Soldaten zu verheimlichen; ob dies auch in Dresden der Fall gewesen ist, wissen wir nicht, aber nach den Aussagen verschiedener, zu jener Zeit in Dresden anwesenden Männer scheint es allerdings geschehen zu sein.

Graf Waldersee theilt uns mit, daß die preußischen Truppen im Ganzen verloren hätten, zwei Offiziere und sechs Mann an Todten, an Verwundeten acht und dreißig Mann, wovon später einer gestorben sei. Die sächsischen Truppen sollen verloren haben an Todten zwei Offiziere und zwanzig Mann, an Verwundeten sieben Offiziere und sieben und funfzig Mann, wovon später drei an ihren Wunden gestorben seien. Der Gesammtverlust aller Truppen hätte sich also nur belaufen an Todten auf neun Offiziere und sechs und zwanzig Mann, an Verwundeten auf sieben

Offiziere und sechs und neunzig Mann, wovon vier nachträglich gestorben seien.

Wie weit diese Zahlen richtig sind, lassen wir, wie bereits gesagt, dahin gestellt sein.

Schließlich übergeben wir dem Leser noch den schon oben erwähnten Aufsatz über den Russen Bakunin, den wir der „Norddeutschen freien Presse" entnehmen. Er lautet:

„Unter allen demokratischen Kämpfern und Führern der zwei letzten Jahre unserer Geschichte ist die Persönlichkeit des Russen Bakunin im Verhältnisse am wenigsten zur öffentlichen Besprechung gelangt. Diese Lücke, insofern es in meinem Vermögen liegt, auszufüllen, ist der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung.

Michael Bakunin stammt aus einer angesehenen russischen Familie, die in der Gegend von Moskau begütert ist. Das väterliche Erbe war in den Besitz zweier Brüder übergegangen, welche den Strahlen der Civilisation, die den höhern Ständen Rußlands keineswegs verdunkelt werden können, und die mit so mächtiger Reisesehnsucht die bessern Köpfe aus ihrer knechtischen Heimath locken, in den Jahren ihrer reiferen, selbstständigen Jugend nach den abendländischen Quellen des Wissens und der Gesittung folgten. Michael namentlich machte bald die edelsten Schätze der westlichen Kultur zu seinem Besitz und wandte mit Vorliebe der deutschen Philosophie seinen Bildungsdrang zu. Wer die verworrenen Irrgänge und Labyrinthe kennt, durch welche diese tiefe Wissenschaft sich endlich zu ihrer heutigen klarüberschaulichen Höhe emporgeschwungen, und die selbst den Einheimischen häufiger in Abgründe verlockten, als zum Ziele führten, der wird den Wissensdurst des jungen Russen

zu würdigen wissen, zumal da demselben jene Prämisse fehlte, welche so allgemein für die nothwendige Grundlage jedes systematischen Bildungsganges gehalten wird. Als ich nämlich während meiner Maigefangenschaft in Dresden auf einige Stunden Bakunin's Zelle theilte, und die vor den Fenstern im Gange postirte Schildwache unsere Unterhaltung genirte, wollte ich anfangen, das Gespräch lateinisch zu führen. Bakunin aber sagte gleich nach den ersten Worten unbefangen: Sie müssen nicht lateinisch mit mir sprechen, das verstehe ich nicht; ich habe nicht studirt. — Aber trotz diesem selbstgeständlichen „Nichtstudirthaben" studirte Bakunin tiefer und gründlicher als mancher deutsche Demokrat, dessen Ruhm von ein paar phrasenreichen Volksreden datirt, die Geschichte, die Zustände, die Bedürfnisse und Mängel der westlichen Völker-Gesellschaft. Natürlich benutzte er dabei vorzugsweise jenen Hebel der Autodidaktik, der Weltmännern von Mitteln und Bildung am besten die akademische Laufbahn der Jugend ersetzt: den Umgang, den lebendigen freien Verkehr mit unterrichteten Fachmännern, mit hellen, offenen Köpfen. Aber eben dieser Verkehr war es, der die russische Regierung argwöhnisch auf das westliche Treiben der beiden Brüder machte, und sie endlich in ihrer gewohnten absoluten Weise zum Einschreiten nöthigte. Die Gebrüder Bakunin erhielten (ich weiß nicht mehr in welcher Hauptstadt) von ihrem Gesandten den ernsten Wink, d. h. den gemessensten Befehl, sich jedes liberalen, d. h. revolutionären Umgangs zu enthalten. Es würde strenge über sie gewacht, sie möchten sich hüten. Wie wenig dieser väterliche Fingerzeig des selbstherrschenden Czaren und Papstes bei seinen bedeutend mündigen „Kindern" ge-

fruchtet, beweist, daß bald darauf an die beiden Brüder unter strengsten Androhungen der Befehl erging, sofort in ihre Heimath zurückzukehren. Um nun bei fortgesetzter Renitenz das liegende Erbgut nicht selbst zu gefährden, folgte Einer der Brüder dem Befehle; Michael aber blieb nach wie vor im Auslande, und fuhr fort sich für die demokratische Gährung des Westens zu interessiren. Es kann nicht im Plane dieser flüchtigen Skizze liegen, eine pragmatische Biographie Bakunin's zu liefern. Wir heben daher aus dem durch Details verknüpften Zusammenhang nur die wesentlichsten Notizen hervor.

Im Mai des Jahres 1848 sehen wir Bakunin bei dem damaligen Slavenkongresse in Prag. Er spielt dabei keine hervorragende Rolle. Der Grund ist begreiflich und gereicht ihm nur zum Verdienste. Die Tendenz jenes Kongresses war bekanntlich eine rein panslavistische, und Bakunin's deutsch-gebildeter Geist konnte nur mit Entrüstung hier das entartetste Kind der großen Märzbefreiung sehen, eine Volksbewegung, die mit Bewußtsein mörderisch gegen ihre eigene Mutter sich wandte, die lieber den Absolutismus der Häuser Habsburg und Romanow zum Gesetze der Welt machen, als die deutsche Freiheit toleriren wollte. Diese entschiedenste Inkonsequenz der Märzidee also fand an Bakunin keinen Verfechter. Im Gegentheil; wie sehr sein Geist über slavische, resp. persönliche Eingenommenheit erhaben war, bewies er einige Monate später, wo er gewissermaßen das Slaventhum, und zwar in seiner gefürchtetsten Verkörperung, bloßstellte. Es war dies jene verstimmte, unbehagliche Epoche, in welcher die Kontrerevolution in Wien und Berlin bereits gesiegt hatte, und doch

weder das deutsche Volk sich besiegt, noch die Dynastieen sich siegend fühlten. Denn beide hatten nicht sowohl mit ihren eigensten Waffen und noch weniger mit diesen bis zur Erschöpfung gekämpft, als vielmehr mit einem Schatten, mit einem Scheine, mit einem bloßen Bilde, daher weder voller Genuß beim Triumphe, noch volle Verzweiflung bei der Niederlage. Dieses Schemen war Rußland. Die Hoffnung einer russischen Allianz und die Furcht einer russischen Invasion, das war der eigentlich entscheidende Moment in dem Kampfe zwischen der Revolution und der Reaktion gewesen. Bakunin erkannte mit richtigem Blicke die moralische Sachlage. Er sah die deutsche Demokratie entmuthigt und geschlagen von einem Wahnbilde, er sah die deutsche Reaktion stolzirend und gehoben durch eben dieses Wahnbild; er sah weder unsere Kraft gebrochen, noch unsere Ausdauer erschöpft, noch unsere Thatenlust verflüchtigt, er sah, wie mitten im Kampfe ein gesunder, kraftvoller Körper dahin fiel, erdrückt von einem Alpe. Da suchte Bakunin, was an ihm lag, den bösen Zauber zu beschwören, die deutsche Brust von dem unsichtbaren, gespenstigen Drucke zu erlösen. Aus diesem Gesichtspunkte muß jene Reihe seiner Artikel über das *russische Heerwesen* betrachtet werden, welche er zu Anfang des Jahres 1849 in der „Dresdner Zeitung" erscheinen ließ, und worin er die ganze innere Kernlosigkeit und moralische Nichtexistenz der gefürchteten Soldatenmacht Rußlands als ein berufener Sachkenner ins schlagendste Licht setzte. Mag die Gegenpartei mit einem wohlfeilen, schadenfrohen Seitenblick auf Ungarn jene Aufsätze Bakunin's jetzt nicht auch zu den unverzeihlichen demokratischen Illusionen rechnen, mit denen

wir uns über die Wahrheit des Wirklichen zu seiner Zeit so lang hinweggesetzt. Ungarn beweist gar nichts. Die Russen haben hier nicht gesiegt, sondern gekauft. Und wenn Görgey nach seiner Waffenstreckung bei Vilagos im russischen Heerlager ausrief; „Mit diesen Truppen läßt sich die Welt erobern!“ so muß man bedenken, daß Görgey damals keine Ehre mehr geben konnte, weil er selbst keine mehr hatte. Es ist dieser Ausspruch nicht das Urtheil des erfahrenen Militairs, es ist die cynische Schmeichelei des Elenden, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat. Jedes unbefangene Auge, das jene Kritik Bakunin's liest, muß heute noch gestehen, daß sie das Signal der objektiven Wahrheit an der Stirn trägt, daß sie die russische Militair-Verfassung zwar mit tiefen Schatten malt, aber mit Schatten, welche hinwegzuleugnen, selbst ein Tangoborki sich vergeblich bemühen würde.

Aber schon sollte die Zeit kommen, da der Russe Bakunin nicht nur in Zeitungsartikeln mit seiner Feder, da er auf dem offenen Felde der Thaten mit seiner vollen Persönlichkeit für die Sache der deutschen Freiheit einstand. Donnerstag den 3. Mai begann der deutsche Reichsverfassungskampf in Dresden. Der König und die Minister flohen. Die Stadtverordneten und ein Theil des Stadtraths setzten eine provisorische Regierung ein, zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung. Es war das Triumvirat Tzschirner, Heubner und Todt. Tzschirner, der ehrgeizige Advokat, Führer der äußersten Linken in den märzerrungenen Kammern, talentreicher Volksredner, populärer Agitator, als praktischer Revolutionär aber zaghaft, unentschlossen, rathlos, ein Bild der blassen Seelenangst.

Todt, in den vormärzlichen Kammern gefeiertes Haupt der Opposition, Regierungsrath, Hofmann und Demokrat zugleich, der wahrscheinlich bei längerer Dauer der sächsischen Revolution, den Charakter Brentano's, den schwankenden Vermittler zwischen Fürst und Volk in sich ausgebildet hätte. Heubner, Kreishauptmann, Doktrinär, weniger ambitiös als Tzschirner, festerer Demokrat als Todt, eine überlegene Intelligenz, die Verfall und Mangel erkannte, ein ehrenhafter Charakter, der trotz dieser Erkenntniß mit treuer Gewissenspflicht zu seiner Fahne stand. Dies waren sechs Tage lang die Regenten von Sachsen. Die Kommunalgarde hatte nach Lenzen's verrätherischer Abdankung im Augenblick der Gefahr, dem Oberlieutenant Heinze das Kommando des Kampfes übertragen, einer kopflosen Memme, die hinlänglich charakterisirt ist durch die Antwort, die sie den Insurgenten gab, welche die dringende strategische Nothwendigkeit vorstellten, das Opernhaus in Brand zu stecken: „Ich gebe keinen Befehl dazu; meinethalben! zündet's an, wenn's Euch im Wege steht." — Wie unter diesen Leuten die sächsische Revolution gedieh, ist bekannt. Die ersten zwei Tage derselben waren nichts als eine Reihe von Unterlassungssünden, von feigen nicht mehr gut zu machenden Fehlern. Damals stand Bakunin, der Fremdling, der Unbekannte, der blos als Privatmann in Dresden sich aufhielt, der Bewegung noch fern. Erst am Sonntage den 6. Mai schloß er sich, wie ich aus einer flüchtigen Andeutung, die er gegen mich äußerte, zu entnehmen glaube, nur aus persönlichen Freundschaftsrücksichten gegen Heubner, den Männern der provisorischen Regierung an. Von diesem Augenblicke aber wurde er auch ihr Haupt und ihre

Seele. Sei es nun, daß der Grund daran entweder Bakunins persönliches Uebergewicht, oder die bloße Fassungslosigkeit seiner Kollegen war: genug, mit Bakunins Auftreten zeigte die Revolution jene Energie, welche im Anfang vielleicht den Sieg, nun aber nur noch ein rühmliches Ende erringen konnte. Die Vertheidigung, der Angriff, die Propaganda übers flache Land, das Alles gewann unter Bakunins Einfluß ein frischeres Aussehen. Die Unterminirung des königlichen Schlosses wird gleichfalls sein und Räckels Gedanke genannt. Mag man die Kriegführung gegen Gebäude, namentlich im Städte- und Straßenkampf, nicht rühmlich finden, in Dresden aber traten die Umstände als hinlängliche Apologeten dafür auf. Das königliche Schloß greift durch seine Flügel und Nebenbauten auf das verzweigteste ins Innere der Stadt ein, es ist gleichsam der Schlüssel der Altstadt. Es zu nehmen, war eine der vielen Unterlassungssünden des Anfangs, dafür hatten es desto besser und zahlreicher die Truppen besetzt, und hielten von diesem Punkte fast lachend die ganze Stadt im Schach. Was blieb sonach übrig, da an eine Formirung von Sturmkolonnen bei dem flauen Muthe der Kämpfer nicht zu denken war, als es durch Minengänge zu bewältigen. Es wurde Rath mit den Freiberger Bergleuten gepflogen. Sie machten sich anheischig, das Schloß mittelst Schneckengängen nach der Elbe hin umzulegen, die Stadt sollte unbeschädigt bleiben, nur keine Fensterscheibe in Dresden bleibe ganz. Sonach wurde das Werk in Angriff genommen. Aber bald zeigte sich, daß der Pulvervorrath nicht ausreichend war, die Besatzung des Schlosses leitete Wasser in die Minen, der ganze Plan verunglückte.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch, den 9. Mai gab die provisorische Regierung den Kampf auf. Tzschirner und Todt entkamen über Freiberg und Chemnitz ins Thüringische und an den Rhein. Bakunin und Heubner erreichten gleichfalls Chemnitz, hier aber ruhten sie länger aus als ihre behenden Vorgänger, wurden entdeckt und von der Chemnitzer Kommunalgarde arretirt. Noch wäre es ihnen vielleicht möglich gewesen, sich zu retten. Heubner besitzt durch ganz Sachsen großes Ansehen im Volke, hätte er das Proletariat zu seinem Schutze aufgefordert, jene unruhige Masse, welche so ungern nach Revolutionen die Waffen niederlegt und den Traum der Freiheit aufgiebt, so konnte es gelingen, gegen die Bourgeoisie einen Tumult, einen Klassenkampf zu provociren, der die Flüchtigen aus den Händen der Reaktionäre befreite und ihnen ein paar Stunden lang — zu ihrer Sicherheit lange genug — den Rücken deckte. Aber die edlen Männer wollten keinen Kampf um ihre Person, nachdem der Kampf um das Prinzip verloren war.

Ruhig ließ sich der riesige Bakunin, eine herkulische Heldengestalt, von den kleinen Krämern binden, ausliefern und nach Dresden zurück in die Gefangenschaft schleppen. Und doch ist dies derselbe Bakunin, von dem die honette Presse Sachsens sich später nicht zu lügen schämte, er hätte wie ein Löwe, wie ein wüthendes Thier um sich geschlagen, als er aus der Dresdner Frohnveste in die Reiterkaserne abgeführt wurde; man wäre genöthigt gewesen, ihm die schwersten Ketten anzulegen. Wiederholt kam der Stockmeister der Frohnveste selbst auf dieses verächtliche Märchen zu sprechen; er konnte nie genug Bakunins Sanft-

muth, Gelassenheit, sein leutseliges und höfliches Wesen erheben, und betheuerte, daß er noch keinen Mann von so feiner und edler Sitte im Leben kennen gelernt. Ueberhaupt gefiel sich die sächsische Reaktion darin, auf Bakunin's Namen ihr ganzes Gift auszuspritzen. Daß Männer wie der Regierungsrath Todt und der Kreishauptmann Heubner, allgemein verehrte Persönlichkeiten im Lande, sich an die Spitze der Revolution gestellt, das war leidig genug; ihr guter Ruf, ihr großes Ansehen legte selbst der böswilligsten Verläumdung den Korb ans Gebiß; da war nur der Ausländer, der Fremdling, der Russe, ein willkommener Ableiter des verhaltenen Grimmes. Auf ihn entlud sich die ganze Wucht der reaktionären Berserkerwuth. Er mußte die braven Sachsen verführt, die frommen loyalen Beamten terrorisirt, er mußte alles unheilbar, verderblich und zum Schlimmsten gelenkt haben. Einer meiner Mitgefangenen, der einst einen Gang nach außen gemacht, erzählte, als er zurückkam, die ganze Stadt wäre voll von einem neuen, gräßlichen Entsetzen. Man hatte in einem Gartenhäuschen eine auf Bakunin's Befehl angefertigte — Guillotine entdeckt, und wären die rettenden Preußen nur einen Tag später gekommen, so hätte sie der Wüthrich am Altmarkte aufgestellt, und an den Köpfen der Gutgesinnten arbeiten lassen! Das sind die wohlbekannten Künste, mit denen Knecht Ruprecht die Kinderstube beherrscht. Kein Schriftsteller aber soll sich von einem falschen Gefühle der Scham verleiten lassen, solche Märchen ob ihrer elendiglichen Albernheit zu ignoriren, so lange es noch immer einen Bildungskreis im Volke giebt, der sie ernst nimmt. Thatsache ist, daß das Untersuchungsgericht selber in der sechs-

tägigen Revolution scharfsinnig genug zwei Epochen unterschied: die erste, eine zahme, lammfromme, amnestiefähige, die „mit vielem Anstande" revolutionirte, und blos die Reichsverfassung zum Zweck gehabt hätte; die wäre besonders von den genannten sächsischen Unterthangemüthern und Beamten geleitet gewesen: dann aber eine gräuliche, eine gottlose, eine haarsträubende, so eine, die „Alles verrungeniren" wollte, und nichts weniger als die hochrothe Republik, Kommunismus und Anarchie übers „gottgesegnete" Sachsenland heraufbeschworen hätte; dieser wäre Bakunin vorgestanden, der Henker, der Robespierre, das Ungeheuer. Obwohl nun das Dresdner Appellationsgericht Betheiligte aus beiden Epochen mit löblicher Unparteilichkeit zum Tode verurtheilt, so ist doch gewiß, daß wenigstens die Untersuchung mit entschiedener Tendenz jener Unterscheidung geführt wurde. Wahr ist indeß nur so viel, daß Bakunin, nicht wie so viele, welche mit der Revolution spielten und sie zugleich fürchteten, männliche Festigkeit genug gehabt hätte, sie ernsthaft mit den ihr eigenen Mitteln durchzuführen. Ueberhaupt vereinigten wir uns in der kurzen Zeit, da mir seine Gesellschaft im Gefängnisse gegönnt war, sehr bald zu folgender Ansicht über dieses Thema: die deutschen Revolutionen sind bisher mißglückt, weil der vierte Stand, der eigentlich zeugende Faktor unserer Gesellschaft mißleitet oder verrathen war von dem dritten Stande, der Bourgeoisie und der Doktrine. Nur in der Schlußfolge gingen unsere Ideen auseinander. Ich, in meinem damaligen Unmuthe, klagte die deutsche Civilisation als ein entnervendes Moment an und wünschte unserem hamletischen Volke etwas von jener ursprünglichen

Wildheit zu reklamiren, welche die östlichen Völker z. B. Polen und Ungarn so kriegerisch macht. Bakunin erklärte sich fürs Gegentheil. Da der deutsche weder das Temperament des westlichen Romanen, noch die Wildheit des östlichen Slaven hat, so bleibt ihm nichts übrig, um kriegerisch zu sein, als die ihm eigenthümliche doktrinäre Anlage ins Weiteste auszubilden: die Begeisterung für die Idee. Die Doktrine müsse ins Proletariat dringen, ohne dessen ursprünglichen Charakter zu verändern; aus dieser Ehe der Kraft und der Erkenntniß müsse jener Führer geboren werden, der jedem deutschen Kampfe bisher gefehlt hat, und der mit dem wilden Schlachtruf des Proletariers die höhere Weihe des Denkers verbände: Soldat und Feldherr in Einer Person. Man kann dieses kurz skizzirte Resultat jenes Gespräches als den Kern von Bakunin's politischem Glaubensbekenntnisse, und — wenn man will — als sein Vermächtniß ansehen. Bald darauf schlossen sich die dreifachen Thore des Königsteins hinter ihm, und er ist jetzt, wie jeder erweisliche Maibetheiligte, und wäre er auch nur einfacher Kombattant gewesen — zum Tode verurtheilt. Ueber die Vollstreckung dieses Todesurtheils aber erübrigt uns hier ein Wort zu sprechen, und wir fühlen die Verpflichtung dazu so dringend, daß, wenn man will, die vorstehende Skizze nur als Einleitung und Uebergang dazu zu betrachten wäre.

Man erinnert sich vielleicht noch der Bemühungen der sächsischen Kammern für die Maigefangenen; jener zahmdemokratischen Kammern, welche am 1. November 1849 eröffnet, und erst kürzlich, trotz ihrer vermeinten Gagernschen Möglichkeit — aufgelöst wurden. Diese Kammern brach-

ten die Sache der Maigefangenen wiederholt zur Debatte und Beschlußnahme. Ihr Eifer war warm und löblich, aber ihr Muth klein, ihre Politik und ihre Konsequenz irrlichterisch. Erst votirten sie einen Antrag auf Amnestie, dann einen Antrag auf Schwurgerichte, dann wieder auf Amnestie, sie supplizirten ohne Plan und Zusammenhang durcheinander um Gnade und um Recht, fuhren mit unstäten Griffen in der Luft herum wie Einer, der sich mit großer Angst, aller ohne Fechterkünste und mit noch weniger Selbstvertrauen, wehrt. Indeß manifestirten sie doch die Stimmung im Lande und das öffentliche Rechtsbewußtsein. Gleichzeitig ging die „Dresdner Zeitung" dem Rechte zur Verhängung der Todesstrafe zu Leibe, und bewies aus dem Einführungsgesetze der deutschen Grundrechte in Sachsen, daß das Todesstrafrecht noch mehr als schwankend und zweifelhaft, ja nach jeder billigen Auslegung des allerdings und leider! etwas perfiden Paragraphen, eine juridische, noch mehr aber eine moralische Unmöglichkeit sei. Die Regierung ging auf keine der gerechten Wünsche und Forderungen des Volkes ein. — Der verhaßte Justizminister, Dr. Zschinsky, der für den bösen Engel des Landes gehalten wird, verweigerte nach einander in Regierungsbotschaften voll feindlichen Trotzes, sowohl Schwurgerichte, als Amnestie, und fiel den Kammern nur mit seinem ewig wiedergekäuten, eben so magern als hochmüthigen Troste zur Last: „Die Pforte der königlichen Gnade bliebe Einzelnen nicht verschlossen." Diese Pforte öffnete sich endlich so weit, daß der König seinen Entschluß aussprach, keinem Todesurtheil seine vollzugskräftige Unterschrift zu geben. Obwohl Militairpersonen schon damals davon ausgenommen blie-

ben, und überhaupt der ganze Beschluß nach einer neuern Nachricht vom 1. Juni ab wieder außer Kraft treten soll, so kommt er doch sämmtlichen zum Tode verurtheilten Maigefangenen zu Gute; ich sage sämmtlichen, denn ich wüßte kaum noch einen der schwerer Gravirten, dessen Urtheil nicht vor dem 1. Juni 1849 erschienen wäre. Bakunins Verurtheilung, ebenso Heubners und Röckels, sowohl in erster als zweiter Instanz erfolgte in den Wintermonaten. Bakunin hat also das königliche Wort für sein Leben. Und die ungeheure Tugend des Worthaltens wird bekanntlich als die angestammte Hausehre der sächsischen Dynastie gerühmt. Röckel und Heubner sind bereits ins Zuchthaus abgeführt; über Bakunin's Loos ist noch nichts entschieden, aber, er mag nun an Oestreich oder an Rußland oder an Marocco ausgeliefert werden — das Eine steht fest: Sein Leben ist ihm garantirt! Wer es bezweifeln will, wer es anders wissen will, der muß den König von Sachsen der Lüge strafen. In einem Hamburger Blatte las ich vor einiger Zeit aus

„Sachsen. Dresden, den 18 Juni. Nach einem Berichte der „A. A. Z." erwartet man in Oestreich durch Bakunin Aufschlüsse über dortige Vorgänge zu erhalten. Zugleich hat sich die östreichsche Regierung verbindlich gemacht, auf den Fall, daß ihm die dort (in Oestreich) beigemessenen Verbrechen nicht erwiesen werden sollten, die hier (in Sachsen) zuerkannte Strafe an ihm zu vollziehen."

Wer möchte sich entschließen, die Wahrheit dieser Nachricht zu glauben? Wer möchte sich die Uebereilung zu Schulden kommen lassen, mit dem Schrei des ersten Entsetzens einen Doppelverrath zweier Regierungen zu denun-

ziren, dessen Niederträchtigkeit vielleicht einzig in der Weltgeschichte dastände? Wie? Sachsen, um sein Wort nicht zu brechen, ließe den Begnadigten von einer andern Regierung morden, und Oestreich, das galgenreiche, nachdem es zum Abscheu und Ekel der beiden Hemisphären gehängt und erschossen, hätte noch Mordlust genug, um sich auch zum Henker außer Hause darzubieten? Und dies wäre vielleicht die erste freundnachbarliche Erkenntlichkeit Oestreichs für den neuen sächsischen Anschluß? Doch wer selbst den böſesten Willen zu diesem Meuchelmord bei den beiden Regierungen voraussetzen wollte, dem müßte es immer noch schwer, ja unmöglich werden, auch nur die logische Richtigkeit dieses vermeintlichen Auskunftsmittels nachzuweisen. Bakunin soll getödtet werden. Er ist an zwei Staaten zum Verbrecher geworden, also wird mindestens einer derselben die Exekution übernehmen können. Aber welcher? Sachsen nicht, denn es hat sein Wort gegeben, ihn nicht zu tödten. Oestreich nicht, denn es ahnt bereits, daß er nicht erweislich kompromittirt ist, und diese Ahnung wird bald rechtliche Gewißheit erlangen. Vom Slavenkongresse kann hier nicht die Rede sein; wenn seine Tendenz Hochverrath war, so war er's gewiß gegen die Revolution, aber nicht gegen die Regierung. Im Gegentheil, der Kongreß buhlte um das Bündniß derselben, und diese machte ihm auch insgeheim slavische Hoffnungen, wie alle Welt weiß. Es käme also hier jene Verschwörung in Betracht, welche Röckel und Bakunin, überhaupt die sächsische Demokratie mit jener zu Prag kurz vor der Mairevolution angeblich eingegangen haben soll. Wenn wir sagen, es ist kein wahres Wort an dem ganzen Märchen, so wollen wir der Welt

nicht unsere Parteiansicht aufdringen. Das aber wollen und können wir behaupten, daß diese sogenannte Verschwörung mindestens nicht über den ersten Gedanken, über das bloße Phantasiespiel hinausgedieh. Todeslorbeeren sind hier nicht erblüht, und der Henker findet hier keine Arbeit. In irgend einem Grade straffällig kann Bakunin vielleicht aus dieser Prager Untersuchung hervorgehen, in keinem Falle aber todeswürdig. Wenn also ein östreichscher Henker die Todesstrafe an Bakunin vollzieht, so kann er es nur nach Vorzeigung eines sächsischen Todesurtheils; dieses sächsische Todesurtheil aber, um vollzugskräftig zu sein, müßte die Unterschrift des Königs tragen, und um diese zu geben, müßte der König sein Wort gebrochen haben. Der königliche Treubruch wäre sonach um nichts gemildert, mit der Verlegung von Bakunin's Hinrichtung aus Sachsen nach Oestreich wäre nichts erreicht und beschönigt; der Boden von Sachsen bliebe von Bakunin's Blut rein, aber nicht die Hand des Königs von Sachsen, nicht die alte Hausehre der Dynastie Wittin. Oestreich hätte die cynische Schande sich aufgebürdet, den Henker eines fremden Staates abzugeben, und Sachsen trüge desungeachtet die volle Schuld seines Wortbruchs. Wo bliebe hier der Profit? Es wäre keine getheilte, es wäre eine mit sich selbst multiplizirte Niederträchtigkeit. Das Verbrechen der Blutschuld wandelte als Doppelgänger in Sachsen und in Oestreich zugleich herum. Kann sich der Korrespondent der „A. A. Z." einen solchen widersinnigen Pakt der beiden Regierungen denken, so mag er's thun, wir können es nicht."

Unsere Erzählung ist beendet. Werfen wir schließlich einen Blick zurück auf jene furchtbaren Ereignisse, deren Bild wir dem Leser eben entrollt haben, dann gestehen wir ihm offen, wie tief unser Schmerz über den unglücklichen Ausgang der Dresdner Mairevolution sein mag, wir glauben dennoch, daß das dort geflossene Blut nicht vergeblich vergossen ist. Mancher Blutstropfen ist in Deutschland während der Jahre 1848 und 1849 verspritzt worden, und wir sehen im gegenwärtigen Augenblicke keine Frucht dieses Blutes. Fast möchten wir schaudernd glauben, es sei vergeblich geflossen; aber nein, wir glauben es nicht. Vor uns liegt die Zukunft, und wenn sie uns auch als schwarze Nacht erscheint, der dunkle Vorhang wird sich vor unsern Blicken aufrollen und licht und freudevoll wird dereinst uns diese Zukunft erscheinen.

Jeder Tropfen des vergossenen Bluts ist ein Saamenkorn, in die Erde gelegt für die künftige Ernte, jede Thräne einer Mutter, einer Schwester, einer Braut, einer Gattin wird beitragen zum Wachsen dieses Saamenkorns, denn im tiefsten Herzen des Volks wohnt der Freiheitsgeist, wohnt der tiefe, sehnsüchtige Wunsch nach einer Neugestaltung Deutschlands, ein Wunsch, hervorgerufen besonders durch die furchtbaren Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, und wo ein ganzes Volks einmüthig solchen Wunsch hegt, da wird dereinst derselbe Wunsch zum Willen und der Wille eines Volks bricht immer sich mächtig Bahn!

Schauen wir also nicht mit trüben, traurigen Blicken in die Zukunft, gehen wir ihr entgegen in voller, frischer Manneskraft, trösten und stärken wir uns, auf daß eine

bessere Zeit uns rüstig und kräftig finde, auf daß wir bereit sind, wenn es Noth thut!

Die Gegenwart ist traurig, aber die Zukunft gehört uns, wir warten und wir harren unserer Zeit! —

Der Ausgewiesene.

Politische Novelle

von

Adolph Streckfuß.

Einleitung.

Ich habe Dir mein Leser in den vorliegenden beiden Erzählungen, der Biographie Kinkel's und der Geschichte der Dresdner Mairevolution, zwei ernste, geschichtliche Aufsätze übergeben. Um mein Versprechen zu erfüllen, überreiche ich Dir gegenwärtig in dem leichtern Gewande der Novelle einen andern Aufsatz, der, wie ich hoffe, ebenfalls nicht ohne Interesse für Dich sein wird. Freier kann die Feder sich bewegen, wenn sie von bestimmten Verhältnissen abweicht, weniger ist sie der Chikane, weniger der Verfolgung ausgesetzt. Nimm deshalb, Leser, die folgende Novelle hin, und wenn Du glaubst, daß Manches sich wirklich so zugetragen, wenn es Dir scheint, als fändest Du vielleicht Bekannte, so bedenke, daß eine Novelle eben nur ein Dichterwerk ist.

In Norddeutschland liegt Warburg, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Warburg.

Ich sehe schon, mein Leser, wie Du sehr aufmerksam und wißbegierig Deinen Atlas ergreifest, um eifrigst auf

der Charte nach dem Fürstenthume Warburg und nach der Residenzstadt dieses Fürstenthums zu suchen. Ich sehe, wie Du mit dem Finger hin und her fährst auf der Charte, und wie Du dennoch weder die Stadt noch das Fürstenthum findest, denn eine Haupt- und Residenzstadt in unserem gesegneten Vaterlande zu finden, ist, ich gestehe es ein, eine schwierige Sache. Wo so unendlich viele Haupt- und Residenzstädte, wo so viele Herzog- und Fürstenthümer so bunt durch einander gewürfelt liegen, da kann sich wohl schon eins verstecken, und so mag es auch mit dem Fürstenthume Warburg der Fall sein. Lege deshalb nur getrost Deine Charte bei Seite und laß es Dir gleichgültig sein, ob Warburg an der Oder, an der Elbe oder an der Spree, an der Pleiße, an der Elster oder, Gott weiß wo, liegt, auf unsere Geschichte wird das keinen Einfluß haben, und wenn Du Dich nur heimisch in Warburg fühlst, so mag es Dir wohl ganz egal sein, wo die Stadt liegt; heimisch aber sollst Du Dich fühlen an dem Orte, wo die Thatsachen unserer Erzählung sich begaben, in jeder Beziehung heimisch; Alles wird Dich dort so heimathlich anlächeln, dort wirst Du Konstabler treffen und politische Vereine, dort wirst Du sehen, wie man diese Vereine auflöst, Du wirst mit aufgelöst werden, und wenn Du gutes Glück hast, so kannst Du ebenfalls die Nacht auf der Wache zubringen.

So lies denn ruhig weiter, mein Leser, und fühle Dich froh und gemüthlich in dem Gedanken, daß Du nicht weit zu gehen brauchst, um nach Warburg zu gelangen.

Ja, das Fürstenthum Warburg war ein gesegnetes Land, dort herrschte Fürst Ferdinand LXXII., ein trefflicher

Mann, ein herrlicher König, der, als die Märzbewegungen im Jahre 1848 auch in Warburg zu spuken anfingen, sich sofort an die Spitze dieser Bewegungen gestellt hatte, nachdem er mehrere Stunden lang sein Volk hatte niederkartätschen lassen. Das aber hatte man in Warburg vergessen, denn auf dergleichen Kleinigkeiten kann es ja unmöglich einem gutgesinnten Bürger ankommen.

Das Jahr 1848 war für die guten Bürger von Warburg im ungestörtesten Genuß der Freiheit, in der liebenswürdigsten Anarchie vorübergegangen. Auf den Straßen hatte man Katzenmusiken gebracht, man hatte einige kleine Revolutionen und Revolutiönchen der Abwechselung wegen in diesem Sommer versucht, kurz, man hatte Revolution gespielt und sich amüsirt so gut, als möglich, der Bürger mit dem Gewehre und der Patrontasche auf dem Rücken, der Proletarier damit, daß er hier oder dort eine Katzenmusik brachte, oder diesem oder jenem mißliebigen Manne die Fenster einwarf.

So war das Jahr 1848 vergangen, und mit diesem Jahre auch die Zeit der Freiheit. Als das Jahr 1849 hereinbrach, da war Alles anders geworden in Warburg. Der Fürst stand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, die Bürger gingen nicht mehr mit den Gewehren auf der Schulter und die Straßenbuben brachten keine Katzenmusiken mehr, der Zeit der Revolution war die Zeit der Reaktion und Contrerevolution gefolgt, Warburg schmachtete unter dem Belagerungszustande.

Das war wohl eine treffliche Maßregel der Regierung, die Warburger konnte man nicht anders in Raison halten, als wenn man eine gehörige Anzahl gut abgerichteter Sol-

daten in die Stadt legte, mit dem Befehle, bei jedem Volksauflaufe sofort von ihren Waffen Gebrauch zu machen, denn wie das alte Sprüchwort heißt: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.“

So hatte man denn auch in Warburg den Belagerungszustand erklärt, eine Veranlassung dazu war freilich eigentlich nicht vorhanden gewesen, denn nachdem die Warburger im Laufe des Sommers 1848 ihr Müthchen genug abgekühlt hatten, waren sie der Teufeleien auf den Straßen selbst überdrüssig geworden, sie fingen an, ruhig, nüchtern und zufrieden zu werden, und sie unterdrückten selbst mit aller Kraft jeden Skandal, der in ihrer Mitte vorkam.

So war es denn niemals ruhiger in Warburg, als im März 1849, ein Jahr, nachdem die Revolution vergangen war.

Die Vertreter des Volkes waren in einer National-Versammlung vereinigt und beriethen über die Interessen jenes armen, so sehr gedrückten und geplagten Volkes. Da wurde plötzlich die National-Versammlung aufgelöst. Fürst Ferdinand LXXII. oktroyirte dem guten Warburg eine vortreffliche Verfassung und zu gleicher Zeit auch den Belagerungszustand bis auf Weiteres.

Der Leser sieht, es geht in kleinen Fürstenthümern wie in den großen zu.

Das war in Warburg zu Anfang des Jahres 1849 geschehen. Fürst Ferdinand LXXII. regierte wieder, obgleich noch immer dem Scheine nach als konstitutioneller Fürst, doch so absolut, als früher, und sein treffliches Ministerium, an dessen Spitze der Herr von Leffuet stand, half ihm da-

bei in tiefster Gewissenhaftigkeit gegen den fürstlichen Herrscher nach allen Kräften.

Man hatte eine Verfassung oktroyirt, aber da man sie selbst oktroyirt hatte, so brauchte man sie natürlich nicht zu halten. In dieser Verfassung waren Preßfreiheit, freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht, allgemeines Wahlrecht, das Recht jedes Deutschen, an jedem Orte in Warburg seinen Wohnsitz zu nehmen, und viele andere schöne Rechte garantirt, aber dessen ungeachtet war die Presse in Warburg unterdrückt, vom freien Vereins- und Versammlungsrecht wußte man Nichts, jeder Fremde, der irgend demokratischer Gesinnungen verdächtig war, wurde aus Warburg ausgewiesen, und, um das Ganze voll zu machen, oktroyirte sogar das treffliche Ministerium, als es mit einer, nach dem allgemeinen Wahlrecht zusammenberufenen Kammer nicht mehr zu regieren vermochte, ein neues Wahlgesetz, mit dem es eine bessere Kammer zusammen zu bekommen hoffte.

So weit war man in Warburg gekommen, als der Sommer 1849 herannahte, und mit ihm die neue, nach einem ganz besonders geistreichen Wahlgesetze berufene zweite Kammer. Da wollte man denn von oben her den guten Bürgern ein kleines Vergnügen machen, man wollte ihnen wieder einmal etwas freies Versammlungsrecht und etwas freie Presse genießen lassen in der Hoffnung, daß sie bald genug selbst dieser Rechte überdrüssig werden würden, und so wurde denn der Belagerungszustand aufgehoben, und ein Preß- sowie ein Vereinsgesetz erschienen.

Die demokratische Partei in Warburg, welche während des Belagerungszustandes fast geschlafen zu haben schien,

erwachte plötzlich mit der Aufhebung desselben wieder zu neuem, regem Leben. Im Augenblick bildeten sich nicht nur in der Stadt, nein, fast im ganzen Fürstenthum Warburg, eine Masse demokratischer Vereine und diese Vereine organisirten sich in einer dem Ministerium Schrecken erregenden Weise. Eine nie geahnte Macht der Demokratie kam zum Vorschein und das Ministerium war daher entsetzt über seine eigene Schöpfung, sein eigenes Vereinsgesetz.

Es kam jetzt darauf an, dieses Gesetz wiederum zu umgehen, zu brechen, zu verletzen, aber natürlich wenigstens immer mit dem Anscheine der Gesetzlichkeit.

Zuerst versuchte man, die Vereine zu tödten, indem man die Mitglieder derselben, soweit es irgend möglich war, verfolgte. Kein Staatsbeamter durfte Theil nehmen an irgend einem Vereine, der volksfreundliche Tendenz hatte, durch ein strenges Disziplinargesetz wurde er gemaßregelt auf jede nur mögliche Weise, und so gelangte man denn endlich auch dahin, daß die Beamten nach und nach aus den demokratischen Vereinen fortblieben.

Man ging weiter. Den Handwerkern entzog man die Arbeit, die Gesellen wies man, wenn man sie als Mitglieder eines Volksvereins kannte, aus Warburg aus, kurz, man begann einen förmlichen Krieg gegen die Demokratie in den Vereinen. Anfangs bediente man sich zu diesem Zwecke noch einigermaßen gesetzlicher Waffen, aber bald wurden auch diese Waffen weggeworfen, und man griff nun zu allen Mitteln der Gewalt, deren ein Ministerium im Fürstenthum Warburg irgend mächtig war.

Das Mittel, welches man gegen diese Vereine anwendete, war ein ziemlich sonderbares und merkwürdiges, aber

es war doch ein recht gutes, und wenn es nicht schon so bekannt wäre, würden wir es des Längern und Breitern auseinandersetzen.

Man machte sich nämlich den Scherz, dem neuen Vereinsgesetz gemäß in jeden politischen Verein ein oder zwei Polizeibeamte zu senden; dazu hatte man das Recht, denn das oktoyirte Vereinsgesetz gestattete dies. Nun sagte allerdings dies Gesetz, daß die Polizei-Beamten nur dann das Recht haben sollten, den Verein aufzulösen, wenn in demselben zu irgend einer strafbaren Handlung aufgefordert würde; aber mit einer solchen Bestimmung konnte man es unmöglich genau nehmen, es kam ja nur darauf an, die Vereine aufzulösen, der Grund war ein gleichgültiger, und so löste man denn auf, ja man löste auf unter wirklich höchst komischen und niedlichen Gründen.

Einmal behauptete der Polizeibeamte, es hätte ihn Jemand schief angesehn und er sei dadurch verhöhnt worden, ein anderes Mal fand man eine Rede unpassend, ein drittes Mal mißfiel ihm irgend eine Aeußerung des Vorsitzenden, ein viertes Mal die Ausschmückung des Lokals, kurz, man löste die Versammlungen auf, weil man sie auflösen wollte.

Ich sehe, lieber Leser, Du lächelst ungläubig, Du kannst es nicht begreifen, wie in einem deutschen Staate eine solche Willkür gehandhabt werden kann, Du kannst es nicht begreifen, daß es gegen solche Uebergriffe von Polizeibeamten keinen Schutz des Gesetzes gegeben habe. Lächele nicht, in Deutschland gehen gar seltsame Dinge vor, und in Warburg unter Ferdinand LXXII. und dem Ministerium

Leffuet sind noch ganz andere Dinge vorgegangen, als ungerechtfertigte und willkürliche Auflösungen von Vereinen.

Dies war der Zustand der Stadt und des Fürstenthums Warburg zu jener Zeit, in welcher wir unsere Erzählung beginnen. Wir haben dem Leser die Lage des Landes und der Stadt ausführlicher erzählt, als dies wohl sonst in einer Novelle Sitte ist, aber wir schreiben ja eine politische Novelle und da wird manches Wort über die Politik des trefflichen Ministeriums Leffuet in diesen Blättern seine Stelle haben müssen.

Erstes Capitel.

Zwei demokratische Führer.

An einem häßlichen, naßkalten Novembertage schritt dicht in seinen Mantel gehüllt ein hoher Mann durch die Straßen von Warburg, rasch ging er seines Weges, kaum um sich schauend und nur zuweilen den Hut lüftend, wenn er von diesem oder jenem Bürger freundlich gegrüßt wurde; das aber freilich geschah oft genug, ein Jeder schien diesen Mann zu kennen, ihn zu achten, ihn lieb zu haben, denn fast alle die Bürger, die ihm begegneten, lüfteten mit einer gewissen Ehrfurcht den Hut, wenn sie an ihm vorübergingen.

„Guten Abend, Herr Doktor Schubert!" so tönte es fast alle Augenblicke einmal, während der Doktor schnell vorwärts eilte.

Er kam eben an einem großen, hell erleuchteten Hause vorbei, in welches eine Menge Menschen eifrig hineinströmten. Auch Doktor Schubert schien einen Augenblick die Absicht zu haben, seine Schritte diesem Hause zuzulenken, aber er stand still, einen Moment zögerte er, dann schritt er weiter, indem er halbleise in den Bart murmelte:

„Freilich sollte ich wohl, aber nein, was soll aus mei-

ner Frau, aus meinen Kindern werden? Ich gehe nicht hinein."

Er setzte um so eilfertiger seinen Weg fort, als er plötzlich von einem jungen Manne aufgehalten wurde, der ihm gerade in den Weg trat und ihm forschend unter den Hut blickte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Wohin?" rief der junge Mann, der den Doktor erkannt hatte und nun dessen Arm unter den seinigen zog. „Du darfst da nicht so eilfertig vorbeigehn, Du mußt mit mir kommen, Du weißt, es ist heute Volksverein und ein gar wichtiger Tag ist es für unsere Partei, denn wir wollen heute das Gedächtnißfest Robert Blum's, jenes herrlichen Freiheitsmärtyrers feiern. Du darfst dort nicht fehlen, Schubert, komm also mit mir und sprich einige begeisternde Worte an den Verein, Niemand ist dazu mehr fähig, als Du."

Wieder stand Doktor Schubert zögernd.

„Nein, nein, Markmann," sagte er endlich mit bitterm Tone, „ich kann nicht, ich darf nicht!" Bedenke, daß ich Frau und Kind zu Hause habe, bedenke, daß meine Stelle als Lehrer mir vom Ministerium genommen werden kann, wenn ich mich irgend einmische in die politischen Verhandlungen der Vereine. Ich habe andere Pflichten und ich darf Deinem Rufe daher nicht folgen. Was sollte meine Frau, was sollten meine Kinder machen, wovon sollten sie leben, wenn mir meine Lehrerstelle genommen würde? Ich kann und darf Dir nicht folgen, wie gern ich auch möchte."

Mit einem fast spöttischen Lächeln hatte Markmann den Worten des Doktor Schubert zugehört.

„Ich kenne Dich kaum wieder, Schubert; bist Du denn

noch der Mann aus dem Jahre 1848, der kühne, gewaltige, begeisterte Volksredner, der Mann, der so oft mit donnernder Stimme von der Tribüne herabrief: Der heiligen Freiheit müßt Ihr Alles opfern, Euer Blut, Euer Gut, Euer Leben! Und jetzt zögerst Du um einer elenden Stelle willen, die kaum Dich und die Deinigen ernährt, während Du mit Deinen Talenten überall Dir ein anderes Brot zu verschaffen im Stande bist?"

„Sage das nicht," entgegnete Doktor Schubert düster. „Oft habe ich es versucht, mit meiner Feder durch schriftstellerische Arbeiten Etwas zu verdienen, aber entweder habe ich kein Talent, oder der Buchhändler konnte die Schrift eines Mannes nicht verwerthen, dessen Name nur in dem engen Kreise der Warburger bekannt ist. Kurz, immer wurde ich zurückgewiesen, und ich habe daher wohl einsehn gelernt, daß meine ganze Existenz in meinem Amte liegt. — Man hat mir dort oben noch nicht vergessen, daß ich im Jahre 1848 als Führer des Volks auftrat und bei diesem beliebt und geehrt war, wie Wenige. Man möchte mich gar zu gern von meiner Stelle entfernen, wenn man nur einen Grund dazu hätte, und nur dadurch, daß ich, ohne gegen meine Ueberzeugung aufzutreten, mich in neuester Zeit jeder politischen Agitation enthalten habe, nur dadurch vermochte ich, mich bis jetzt zu halten. — Rede mir deshalb nicht zu, Markmann, laß mich ruhig meines Weges gehen, glaube mir, es wird mir ohnehin schwer genug, von Euch fern zu bleiben in dieser traurigen Zeit, aber soll ich Weib und Kind verhungern lassen?"

„Du hast Recht, Schubert; Jeder ist sich selbst der Nächste," erwiderte Markmann mit kaltem, eisigem Spotte.

Wer wird sich auch um des elenden Volkes willen in die Gefahr begeben, ein Stück Regierungsbrot zu verlieren. Ich verdenke es Dir gar nicht, geh' nach Hause, Du solider Bürger, sprich nicht mehr in Vereinen, sei fein gehorsam, schmeichle, schweifwedele und Du wirst es vielleicht noch weit bringen, vielleicht gar bis zum Professor oder Konsistorialrath."

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Doktor Schubert.

„Du verkennst mich, Markmann," sagte er heftig erregt, „ich werde nicht schmeicheln, nicht Speichel lecken um elender Beförderung willen!" — —

„Aber Weib und Kind!" rief Markmann lachend. „Freilich, das ist immer die Entschuldigung. Siehe doch, wie jetzt die guten Spießbürger mit vollem Winde der Reaktion zusegeln, einer nach dem andern fällt ab von der Partei, besucht die Versammlungen der Konservativen, wählt mit diesen, und wenn unser Eins ihm dann einmal begegnet und mit ihm spricht, da sagt er geheimnißvoll: Im Herzen bin ich ein so guter Demokrat wie jemals, aber was soll ich thun, ich hänge ab von der Reaktion, ich habe Weib und Kinder und für diese muß ich sorgen. — Wahrlich, Du bist auf gutem Wege, Schubert."

Schubert biß sich auf die Lippe, er antwortete nicht. Markmann fuhr etwas milder fort:

„Erinnerst Du Dich noch der Volksversammlungen im Jahre 1848? Du warst es, Du gerade vor allen Andern, der mit kühnen, kräftigen Worten das Volk aufrief, es ermahnte, sich loszusagen von allen den Banden, welche es zurückhielten an der Knechtschaft; Du fordertest kühn die

That, Du jedes Opfer für die Freiheit, und jetzt, jetzt willst Du von uns abfallen?"

„Nein, gewiß, das will ich nicht!" rief Schubert entrüstet. „Ich bleibe Euch treu, aber ich will es vermeiden, öffentlich aufzutreten."

„Solche Bundesgenossen können wir nicht gebrauchen, die schaden uns mehr, als sie nützen. Wär'st Du irgend ein unbekannter Mensch, ich würde Dir verzeihen, aber Dein Name ist bekannt, ja berühmt, auf Dich blickt das Volk als auf einen der ersten seiner Führer; ziehst Du Dich in die Dunkelheit zurück, dann höre ich schon unsere guten Bürger sagen: „Ei, wenn Schubert es nicht mehr wagt, öffentlich hervorzutreten, weshalb sollen wir denn unser Brot, unser Hab und Gut riskiren? Du, gerade Du vor allen, darfst nicht unthätig sein, bei Dir ist Unthätigkeit, Zurückgezogenheit gerade so viel, als Verrath."

„Aber Markmann!!"

„Verlaß Dich darauf, Schubert, nicht ich allein sehe die Sache so an; schon vielfach hat man mir die Frage aufgeworfen: wo ist Schubert, weshalb läßt er sich nicht in den Vereinen sehen, will er sich von der Partei zurückziehn? und nur mit Mühe habe ich den von Manchen geäußerten Verdacht, als seiest Du uns untreu, ein Verräther geworden, zu bekämpfen vermocht."

„Wie?!" rief Schubert entrüstet. „Man hat gewagt, mich zu verdächtigen, mich für einen Verräther zu halten?"

„Gewiß, das hat man gewagt, von vielen Seiten ist das geschehen und Du hast genügende Veranlassung dazu gegeben. Komm also jetzt mit mir, schließ Dich uns wieder an und verlaß Dich auf mein Wort, wenn wirklich

die Regierung Dir Deine Lehrerstelle nehmen würde, dann wollen wir dafür sorgen, daß Du als Privatlehrer, wenn auch ein kümmerliches, doch ein Auskommen habest."

Eine düstre Wolke der Sorge flog über Schuberts hohe Stirn; nach einer langen Pause sagte er endlich entschlossen:

„Wohl, es sei, ich werde Deinem Rathschlage folgen, ich werde Dich in den Verein begleiten, obgleich ich weiß, daß von diesem Augenblicke an, mein Lebensglück vernichtet ist. Aber meine Ehre erforderte ihre Wiederherstellung, kein Makel, kein Verdacht darf auf meinem Namen kleben. Man soll sehen, daß ich wirklich fähig bin, mein Gut, ja selbst mein Weib und meine Kinder meiner politischen Ueberzeugung zu opfern. — So komm denn, Markmann, gehen wir in den Verein.

Zweites Capitel.

Ein politischer Verein.

So kehrten denn die Beiden um und eilten dem hell erleuchteten Hause zu, in welchem sich mehr und mehr Besucher zusammendrängten. Sobald indessen Markmann und Schubert erschienen, machten Alle ihnen freundlich Platz. Die beiden beliebtesten Volksredner und Führer der Demokratie in Warburg wurden allgemein freundlich empfangen und besonders erregte die Anwesenheit Schuberts, der seit mehreren Monaten keinen Verein der Volkspartei besucht hatte, eine große Freude unter allen anwesenden Demokraten.

Um 8 Uhr Abends sollte die Sitzung des Vereins beginnen. Der Saal war festlich mit Blumen ausgeschmückt, eine schwarz=roth=goldene Fahne wehte über der Rednertribüne, die mit Blumenguirlanden verziert war.

Als Schubert und Markmann in den Saal traten, welcher bereits zur größern Hälfte theils von Männern, theils von Frauen angefüllt war, bewillkommnete sie ein allgemeines Beifallsklatschen, als freudiger Gruß für den

wiedergewonnenen Schubert, denn gar Mancher unter den Versammelten hatte geglaubt, daß Schubert, der dem Vereine so lange nicht beigewohnt hatte, durch die strengen Willkürmaßregeln der Regierung gebeugt und der Volkspartei abtrünnig gemacht worden sei.

Schubert wurde von Markmann der Rednertribüne zugeführt, auf der er so oft und mit Beifall gesprochen hatte, der Tribüne, von der herab er die reinen Lehren der Demokratie im Herzen des Volkes fest zu begründen, bestrebt gewesen war.

Es schlug acht Uhr, aber noch immer drängten neue Ankömmlige sich durch die enge Thür, um Theil zu nehmen an der Versammlung. Diese sollte eben beginnen, als die Abgeordneten der Obrigkeit, der Polizeiwachtmeister Weise und ein untergeordneter Polizeibeamter in den Saal traten und nach dem Präsidenten der Versammlung fragten. Markmann trat ihnen entgegen und bat sie, auf den für die Polizeibeamten bestimmten Sessel Platz zu nehmen. Aber mit unverschämtem Blicke schaute sich der Polizeiwachtmeister Saale um.

„Erst nehmen Sie die Fahnen herab, ich werde eine solche Ausschmückung des Lokals nicht leiden!" sagte er mit ächter Polizei-Brutalität.

Erstaunt fragte Markmann:

„Weshalb sollen die Fahnen herabgenommen werden?"

„Weil ich's befehle!" war die kurze und gebieterische Antwort des Polizeiwachtmeisters.

„Es steht Ihnen hier kein Recht zu, Befehle über die Ausschmückung des Saales zu geben," erwiderte Markmann mit ruhiger Energie.

„Nach dem Gesetze sind Sie nur berechtigt, den Verein bei einer etwaigen Aufforderung zu strafbaren Handlungen aufzulösen, keineswegs aber, sich in die Verhandlungen des Vereins oder gar in die Anordnungen zur Ausschmückung des Saales zu mischen."

„Ich befehle Ihnen noch einmal, augenblicklich die Fahne wegzunehmen, widrigenfalls ich den Verein auflösen werde."

„Ich sehe keine Veranlassung, einem solchem Befehle Folge zu leisten."

„Dann ist hiermit der Verein aufgelöst. Gehen Sie, Herr Markmann, und verkündigen Sie es der Versammlung!"

„Auch dazu sehe ich keine Veranlassung. Ich habe den Verein noch gar nicht eröffnet und kann ihn daher auch nicht auflösen. Wenn Sie dies indessen thun wollen, so mögen Sie es selbst erklären."

Wüthend über den ihm gewordenen Widerspruch sprang Weise auf einen Stuhl und schrie mit brutaler Stimme die Versammlung an, daß der Verein aufgelöst sei und daß daher die anwesenden Mitglieder schleunig das Lokal verlassen müßten. Er sprang sodann vom Sessel herab in ein Vorzimmer und hier ließ er eine kleine schrillende Pfeife erschallen, welche augenblicklich beantwortet wurde von dem Schrillen vieler ähnlicher solcher Pfeifen.

Kaum eine Minute verging, nachdem der Ton der Pfeife zuerst gehört worden war, da stürzten plötzlich durch eine Glasthür, welche von dem hintern Ende des Saales in einen Garten führte, wohl zwanzig Polizeibeamte mit

gezogenen Säbeln in den Saal, und nun entwickelte sich hier eine ganz wunderbare Scene.

Der Polizeiwachtmeister Weise sprang auf die Tribüne und brüllte von hier aus die Versammlung an, daß sie auf's Schleunigste das Lokal verlassen möge, widrigenfalls die Polizeibeamten von ihren Waffen Gebrauch machen würden.

Angstvoll drängten sich Männer und Frauen der einzigen Ausgangsthür zu; aber gegen Tausend Personen waren anwesend und diese vermochten natürlicher Weise nicht, mit einem Male das Lokal zu verlassen. So vergingen denn mehrere Minuten.

Da sprang plötzlich der Polizeiwachtmeister über Tische und Stühle mit geschwungenem Säbel und indem er brüllte, daß man sich beeilen möge, schlug er mit der flachen Klinge unter die Männer.

Das war das Signal zu einer allgemeinen Metzelei. Alle die übrigen Polizeibeamten zogen die Säbel und nun ging es an ein Einhauen auf die unbewaffnete Menge, nun wurde diese gepreßt, gedrängt, gestoßen, und es gab blutige Wunden; Einige versuchten, sich zu widersetzen, diese wurden ergriffen und verhaftet. Andere arretirte man ohne irgend welche Veranlassung, lediglich zum Vergnügen der Polizeibeamten.

Das war in der That eine seltsame Scene, eine Scene, wie man sie wohl in Rußland, Persien und der Türkei bisher für möglich gehalten, nicht aber in einem civilisirten Staate.

Endlich war der Saal geleert, und nun wiederholte

sich auf dem Flur und auf der Straße vor dem Hause dasselbe Manöver.

Markmann und Schubert waren fast die letzten, welche den Saal verließen. Schubert hielt die Zähne auf einander gepreßt, seine Augen sprühten ein wildes Feuer. Wie gern hätte er seiner Wuth, seiner Entrüstung nachgegeben, wie gern sich auf die, wie wilde Bestien wüthenden Polizeibeamten geworfen, aber die Vernunft siegte in ihm, und so strengte er sich denn nach Kräften an, überall, wo eine Stockung in der durch die eine Glasthür sich drängenden Masse entstand, das Hemmniß zu heben, damit nicht weitere Unglücksfälle zu beklagen seien. So war er als einer der Letzten geblieben und verließ das Lokal, während dicht hinter ihm der Polizeiwachtmeister Weise ging.

Dieser erkannte kaum den Dokter Schubert, als er sich gegen diesen halb verneigte und mit spöttischem Tone sagte:

„Ei, Herr Doktor Schubert, Sie sind auch hier? Es wird manchen der Herren vom Schulkollegium eine große Freude machen, zu erfahren, daß der Lehrer an einem Gymnasium die Vereine von Anarchisten und Demokraten besucht. Ich werde nicht unterlassen, dies zu melden."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," erwiderte Schubert ruhig und wendete sich verächtlich von dem Polizisten ab. Dieser rief ihm spöttisch nach:

„Wir werden uns weiter sprechen, Herr Doktor!"

Dann drängte er sich vorbei, um aufs Neue wie ein wildes Thier unter die vor ihm flüchtende Menge zu dringen.

Drittes Capitel.

Die Familie.

Schubert kehrte, als er den Sitzungssaal verlassen hatte, nach seiner Wohnung zurück. Er blickte noch einmal um sich, aber der Anblick, den er hatte, brachte ihn nur dazu, seine Schritte um so mehr zu beschleunigen, weil er eine solche innere Wuth fühlte, daß er derselben vielleicht Luft gemacht haben würde, wenn er sich dazu nicht selbst die Gelegenheit abgeschnitten hätte.

Der Anblick, welcher sich ihm darbot, war allerdings ein wahrhaft scheußlicher. Da sah er, wie zwanzig bis dreißig Polizisten wie Wüthende über die harmlos Vorübergehenden herfielen; oft wurden Leute, die gar nicht einmal an jenem Abende im Vereine anwesend gewesen waren, arretirt. Andere Polizisten rannten mit erhobenen blanken Säbeln Flüchtenden nach, die schnellen Laufes die Straße entlang eilten. Dazwischen schrillten die Polizeipfeifen und aus allen Winkeln und Gassen kamen neue Polizisten zu Hülfe, um dasselbe Spiel zu beginnen. Das Geschrei der Weiber und Kinder, welche theils umgerannt,

theils selbst von den Säbeln der Polizisten geschlagen wurden, die Ausrufe der Wuth von den Männern, welche ohne Waffen nicht im Stande waren, sich den nichtswürdigen Angriffen zu widersetzen, das Alles machte einen furchtbaren Eindruck auf Schubert und schnell wendete dieser sich ab, um seiner Wohnung zuzueilen.

Schubert wohnte in einem entlegenen Theile der Stadt, der fast schon zur Vorstadt gehörte. Er hatte sich dort ein kleines Häuschen mit wenigen Zimmern ganz für sich gemiethet, und sein geringes Einkommen als Lehrer reichte gerade hin, um die mancherlei Bedürfnisse seiner Familie zu bestreiten, Bedürfnisse, die in neuerer Zeit noch bedeutend gewachsen waren, dadurch, daß seine Frau schon lange auf dem Krankenbette lag, daß keine Hoffnung zur Besserung sich zeigte.

Es war 9 Uhr, als Schubert vor seinem Häuschen ankam, er öffnete die Thür und trat ins Wohnzimmer. Da lag auf dem Sopha seine Frau, ein bleiches Weib von dreißig und einigen Jahren, auf deren Gesicht Gram und Krankheit tiefe Züge eingegraben hatten. Fast grauenhaft blickten die großen, tiefliegenden, schwarzen Augen aus dem todtenbleichen Gesichte hervor und auch der scharfe Ausdruck dieser Augen trug nicht dazu bei, den unheimlichen Eindruck derselben zu mildern.

Frau Schubert lag auf dem Sopha, an welchem ein Tisch herangerückt war. Auf diesem Tische stand eine Lampe und an demselben saß mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ein liebliches Mädchen von etwa 16 Jahren, die älteste Tochter Schuberts.

Röschen Schubert, der Liebling des Vaters, war auch

wirklich ein reizendes Kind; ein Kind, obgleich sie fast das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, obgleich sie körperlich vollkommen erwachsen einer so eben frisch trblühten Rose glich; aber dennoch ein Kind, denn sie war so fröhlich, so harmlos, so liebenswürdig und unschuldig, so wenig verdorben durch die Welt, daß wir sie wohl ein Kind nennen dürfen.

Röschen war fleißig mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, aber sie legte sie augenblicklich hin, als der Vater erschien, um diesen zu empfangen, um ihm den Lehnstuhl an den Ofen zu rücken, die Pantoffeln und den Schlafrock zu holen, kurz, um es ihm recht behaglich im Zimmer zu machen.

Auch ein Knabe von dreizehn Jahren half ihm dabei, der einzige Sohn Schuberts, ein kräftiger, tüchtiger Bursche, der fleißig lernte und seines Vaters Freude war.

Schubert machte es sich bequem, zog Schlafrock und Pantoffeln an und setzte sich in den Lehnstuhl am Ofen. Aber es wollte ihm nach den abscheulichen Scenen, die er eben erlebt hatte, doch nicht recht heimisch und gemüthlich werden und so traulich ihm auch Röschen vorplauderte, er vermochte nicht, den Frohsinn wieder zu erlangen, den er sonst im Kreise seiner Familie hegte.

Gar bald bemerkte Röschen dies, und indem sie dem Vater die Falten von der Stirne zu streichen suchte, fragte sie freundlich:

„Was ist Dir nur heut, Väterchen? Du bist so ernst, so traurig. Hast Du Aerger gehabt?"

„Ja," erwiderte Schubert und erzählte nun seiner Frau und seiner Tochter, wie er in dem Verein gewesen, wie

dieser durch den Polizeiwachtmeister aufgelöst sei, und mit welcher Brutalität die Mitglieder des Vereins behandelt worden wären.

Mit stiller Aufmerksamkeit hörten beide, Mutter und Tochter, der Erzählung zu, nur Röschen unterbrach dieselbe einige Male mit einem Ausruf der Entrüstung.

Nachdem Schubert geendet hatte, sagte die Frau, welche mit ihren großen schwarzen Augen einen forschenden Blick auf Schubert warf:

„Hast Du auch wohl bedacht, was Du thatest, als Du in jenen Verein gingest? Hast Du die Folgen überlegt?"

„Ja, Marie," entgegnete Schubert düster. „Ich weiß, was Du sagen willst, ich weiß, was Du fürchtest, wir haben oft darüber gesprochen. Aber, bei Gott, ich konnte nicht anders, meine Ehre war bedroht, mein Zurückziehen von der Partei hatte mich verdächtig gemacht, und diesen Verdacht mußte ich vor allen Dingen zu entkräften suchen."

„Also solcher Kleinigkeiten willen setztest Du Deine, Deiner Frau, Deiner Kinder Existenz aufs Spiel?"

„Sei nicht so bitter, Marie, und bedenke, daß meine Ehre auf dem Spiele stand, das ist wahrlich keine Kleinigkeit."

„Ei Ehre," erwiderte die Frau verächtlich, „das ist immer das dritte Wort bei Euch Männern. Aber es ist eine Ehre, die kranke Frau auf ihrem Siechbette verhungern, die Kinder vielleicht betteln gehen zu lassen, oder wovon willst Du gelehrter Mann denn leben, wenn man Dir Deine Stelle nimmt? Und wahrlich, Du verdienst, daß man sie Dir nimmt, unvernünftig genug bist Du dazu."

„Ich bitte Dich," entgegnete Schubert, sprich nicht so in der Kinder Gegenwart, bedenke, . . ."

„Ei was, ich habe bedacht, daß man Dich amt= und brotlos machen wird, daß wir hungern werden; wenn Du nicht endlich einen gewichtigen Schritt thust, so wird es nicht gut. —

Der Herr Regierungsrath Baldemann war heute bei mir, während Du fort warst, und hat mich gewarnt und gebeten, ich möchte doch einmal ernst mit Dir sprechen."

Wie, Baldemann war hier? Weshalb sagtest Du mir Nichts früher davon?"

„Hast Du mich doch nicht zum Worte kommen lassen mit Deiner Erzählung von den Polizisten, die wahrhaftig wohl recht gethan haben, daß sie das Gesindel auseinandertrieben."

„Aber ich bitte Dich ernstlich, sei vernünftig; nur Deiner Krankheit kann ich solche Reden verzeihen."

„Ei, ich bin nicht so krank, daß ich nicht zu denken vermöchte, und ich will Dir was sagen, Schubert, wenn Du es gut meinst mit Deiner Frau und Deinen Kindern, dann gehe morgen hin zum Herrn Regierungsrath Baldemann und sage ihm, daß Du im Irrthume gewesen wärst, daß es Dir wahrhaft leid thue, und daß Du jetzt ebenso kräftig für die Regierung reden, arbeiten und schreiben wollest, wie Du es früher gegen dieselbe thatest, dann wird man Dir verzeihen, das hat mir Herr Regierungsrath Baldemann versprochen. Wenn Du das aber nicht thust, nun dann, hat er gesagt, würde man Dich beim ersten Versehen, dessen Du Dich schuldig machst, von Deinem Amte entfernen."

„Mögen sie thun, was sie wollen," entgegnete Schubert entschlossen. „Ich werde nicht heucheln und ich werde nun und nimmermehr den Demüthigen spielen, um mir durch Lüge und Verrath eine elende Stellung zu erkaufen."

„Also Du willst lieber Weib und Kind verhungern lassen?"

„Nicht doch, Marie, denke nicht gleich so schlimm von der Zukunft; unsere Mitbürger werden uns nicht verlassen."

„Also betteln sollen wir gehen?" fragte spöttisch die Frau.

„Pfui, Marie, gebrauche dies entwürdigende Wort nicht! Wir wollen weder betteln noch auf andere Weise ein entehrendes Leben führen, unser Name soll rein erhalten bleiben. Ich werde als Privatlehrer, wenn auch nicht viel, doch so viel verdienen, daß wir nicht zu hungern brauchen."

„Schon gut, Schubert," erwiderte die Frau mit grämlichem, ärgerlichem Tone; „wir wollen sehen, wer Recht hat. Jetzt aber will ich zu Bett gehen, ich habe mich heute genug geärgert."

Sie stand mit diesen Worten vom Sopha auf, freilich nicht, ohne die Hülfe Schnberts und ihrer Tochter zu beanspruchen, dann führten Beide sie in ihr Schlafzimmer und die Tochter war ihr behülflich beim Ausziehen. Schubert aber kehrte in sein Wohnzimmer zurück, und ging hier noch lange Zeit mit großen Schritten auf und nieder im innern Kampfe. Es war ein schwerer harter Kampf, den er zu bestehen hatte. Die Worte seiner Frau, wie unfreundlich sie auch gesprochen waren, hatten ihn doch tief ergriffen. Wenn es nun mit den Privatstunden nicht glückte, was sollte dann aus ihm, aus seiner Familie werden?

Der schwerste Entschluß, den ein Mensch zu fassen vermag, ist gewiß der, eine sichere Stellung gegen eine unsichere aufzugeben, um vielleicht mit Weib und Kind dem Elende, dem Hunger nahezukommen, zumal, wenn nur ein Wort nöthig ist, um diese Stelle zu behalten.

Aber dies eine Wort, es war ein Wort der Schande, ein Wort der Schmach, Schubert vermochte es nicht zu sprechen, er vermochte nicht, sich zu demüthigen, zu heucheln, zu schmeicheln, und er war entschlossen, unter jeder Bedingung, möchten nun die Sachen gehen, wie sie wollten, fest zu beharren bei seiner Ueberzeugung.

Viertes Capitel.

Ein Büreaukrat.

Am folgenden Tage schon früh Morgens mußte Schubert, ohne seine Frau noch gesehen zu haben, sich nach dem Gymnasium aufmachen.

Der Direktor des Gymnasiums, ein freundlicher, gutmüthiger, ehrlicher Mann, empfing Schubert bei seinem Eintritte in das Gymnasialgebäude, es schien fast, als habe er auf ihn gewartet.

„Auf Sie warte ich, Herr Doktor!“ rief er Schubert entgegen, als dieser grüßend schnell vorbeieilen wollte, denn die Zeit war schon so weit vorgerückt, daß der Unterricht begonnen werden mußte. „Bitte, treten Sie einen Augenblick zu mir näher, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Schubert folgte der Einladung. Der Direktor führte ihn in ein kleines Zimmer, welches gewöhnlich zu den Konferenzen der Lehrer benutzt wurde. Mit höchst verlegener Miene, fortwährend hustend und sich die Hände in einer, nur ihm eigenthümlichen Art reibend, ging der Direktor im Zimmer auf und nieder, ehe er sich entschließen konnte, das

Gespräch zu beginnen. Schubert konnte sich wohl denken, was erfolgen würde, er wartete deshalb ruhig, es dem Direktor überlassend, seine Eröffnungen anzufangen.

Endlich blieb der Direktor vor ihm stehen:

„Hm! Hm! lieber Doktor, hm! — — — Ich habe den Auftrag, hm! — — — ich bin angewiesen, hm! — — — ich kann wirklich nicht umhin, — hm! hm! — — — Sie dürfen es mir nicht zurechnen — Ihnen eine ernste Rüge zu ertheilen. Hm! hm! — —“

Wieder stockte der gutmüthige Direktor und suchte nach Worten, dem ihm ertheilten höchst unangenehmen Auftrag auszuführen, auf seinem gutmüthigen Gesichte lag dabei die größte Peinlichkeit ausgeprägt. Schubert konnte nicht umhin, der Seelenqual des Mannes ein Ende zu machen.

„Ich weiß es, Herr Direktor,“ sagte er, „daß Sie nur ungern mir eine Rüge ertheilen, daß dies nur bei Ihnen eine Amtssache sein kann. Sie kennen ja meinen ganzen Lebenswandel, sie wissen, wie strenge ich meine Pflichten zu erfüllen mich bestrebt habe. Wenn sie daher angewiesen worden sind, mir eine Rüge zu ertheilen, so kann dies wohl nur in Beziehung auf meine politischen Antecedencien oder auf meine jetzigen Gesinnungen der Fall sein.“

Ganz recht, liebster Doktor,“ fuhr der Direktor fort, etwas mehr Muth gewinnend; „ganz recht, sehen Sie, so ist es.

Denken Sie sich nur, welchen Schrecken ich bekomme. Heute Morgen, es war noch nicht sieben Uhr, klingelt es bei mir und der Herr Regierungsrath Baldemann selbst, persönlich steht vor der Thür. Er theilte mir mit, daß

Sie gestern in einem demokratischen Verein gewesen seien und, ich glaube, gar gesprochen hätten."

„Das ist nicht wahr, ich habe kein Wort geredet."

„Hm! lieber Doktor, wie gesagt, ich — ich — ich — ich meine auch nicht — überhaupt — Sie wissen ja, ich habe gar keine politische Ansicht, ich bin ja nur ein Organ der Regierung und habe Ihnen nur mitzutheilen, womit ich beauftragt bin."

Schubert verbeugte sich lächelnd, er erwiderte Nichts und der Direktor fuhr fort:

„Wie ich Ihnen schon bemerkte, ich habe Ihnen eine ernste Rüge über die unpatriotischen Gesinnungen, die Sie durch den Besuch demokratischer Vereine an den Tag legen, zu geben; ich habe den Auftrag, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß unmöglich die Schüler den gehörigen Respekt, die gehörige Ehrfurcht vor einem Lehrer haben können, der solche Vereine besucht."

„Aber Herr Direktor . . ."

„Nicht ich, liebster Herr Doktor, nicht ich sage dies, bemerken Sie dies wohl, ich handle nur im Auftrage. Bitte, machen Sie mir mein schweres Amt nicht noch schwerer."

Wieder verbeugte sich Schubert lächelnd und der Direktor fuhr fort:

„Ich muß Ihnen endlich eröffnen, daß, wenn Sie nicht ablassen von Ihren demokratischen Tendenzen, von Ihrem unpatriotischen Lebenswandel, die Regierung sich veranlaßt sehen wird, eine Disciplinaruntersuchung gegen Sie zu eröffnen, deren Resultat Ihre sofortige Suspension vom Amte und möglicher Weise Ihre vollständige Entlassung aus dem

Staatsdienste sein würde. — So, liebster Doktor, so, sehen Sie, jetzt bin ich fertig. Hm, hm! — — Ist mir sehr schwer geworden und ich hoffe, Sie nehmen mir meine Worte nicht übel."

„Gewiß nicht, Herr Direktor."

„Das freut mich inständigst, liebster Herr Doktor. — Nun aber muß ich Sie bitten, mir zu bescheinigen, daß Sie die Verwarnung gehörig empfangen haben. Ich werde schnell ein Protokoll dieser höchst unangenehmen Angelegenheit aufsetzen, welches Sie mitzuunterschreiben, gewiß die Güte haben werden."

„Ja wohl, Herr Direktor, ich bin bereit dazu; aber ich bitte Sie, dann im Protokoll zu erklären, daß ich allerdings die Rüge empfangen habe, daß ich aber zu einer solchen Rüge der Staatsregierung jedes Recht bestreite. Nirgends habe ich mich einer unpatriotischen Handlung schuldig gemacht, im Gegentheil, gerade weil ich Demokrat bin, gerade deshalb muß ich um so mehr ein Patriot sein. Meine politischen Gesinnungen übrigens sind Privatmeinungen, mit denen die Ehrfurcht meiner Schüler Nichts zu thun hat. Ich habe mich in meiner Amtsführung stets so gehalten, daß ich überzeugt sein darf, meinen Schülern in jeder Weise Ehrfurcht einzuflößen, und ich weise deshalb jede Rüge mit Entrüstung von mir."

„Aber, lieber Herr Doktor, das soll ich zu Protokoll erklären?"

„Ja, Herr Direktor, ich bitte Sie, dies in das Protokoll aufzunehmen, andernfalls würde ich dasselbe nicht unterschreiben."

„Aber, bester Herr Doktor, das heißt ja geradezu,

wenn — wenn, — nun ja, ich meine, das heißt, wenn Sie dies erklären, so würden Sie — ich bin überzeugt, man wird die Disziplinaruntersuchung gegen Sie einleiten."

„Herr Direktor, ich glaube, man wird das früher oder später jedenfalls thun, und ich kann unmöglich eine Rüge über mich ergehen lassen, die ohne alle Begründung ist."

„Nun, wie Sie wollen, lieber Doktor, wie Sie wollen, das ist Ihre Sache."

Der Direktor setzte sich mit verzweifelter Miene an den Tisch, schrieb das Protokoll, welches er Schubert vorlas, und welches dieser, da es nach seinem Wunsche ausgefallen war, unterschrieb. Dann verließ Schubert den Direktor, nachdem dieser noch einmal, ihm freundlich die Hand drükkend, gesagt hatte, daß ihm die ganze Angelegenheit außerordentlich leid thue.

Schubert ging sofort zu seinen Schülern, er gab mehrere Stunden, und obwohl es ihm heute nach dem eben Geschehenen schwer wurde, die Gedanken vollständig beisammen zu haben, so wußte er sich doch zu bezwingen.

Der Unterricht war beendet und Schubert wollte nach Hause zurückkehren, als ihm der Gymnasialbote auf dem Flure ein Schreiben übergab, in welchem er eingeladen wurde, sich sofort zum Regierungsrath Baldemann zu begeben. Das Wort sofort war doppelt unterstrichen und der Gymnasialbote fügte hinzu, der Herr Regierungsrath habe gesagt,. Doktor Schubert möge unmittelbar nach Beendigung des Unterrichts kommen, ohne alle Umstände, ohne sich umzukleiden, da er höchst angelegentlich und wichtig mit ihm zu sprechen babe.

Regierungsrath Baldemann war eine der einflußreich-

sten Persönlichkeiten im Fürstenthum Warburg und insbesondere stand das ganze Unterrichtswesen unter seiner despotischen Gewalt. Einen solchen Mann durfte Schubert wenigstens nicht durch Kleinlichkeiten erzürnen. Er folgte deshalb der Einladung augenblicklich und begab sich nach der Wohnung des Regierungsrathes Baldemann. Dort angekommen wurde er bereits vom Bedienten erwartet und sogleich gemeldet.

Regierungsrath Baldemann war ein hoch gewachsener Mann von schönen Gesichtszügen, der noch kaum das 40ste Jahr erreicht hatte und doch schon eine der ersten Stellen im Fürstenthume einnahm, empfing Schubert mit einer süßlichen Freundlichkeit.

„Sie sind mir willkommen, lieber Herr Doktor," sagte er, „obwohl die Angelegenheit, wegen deren ich mit Ihnen sprechen muß, mich tief betrübt. Nehmen Sie Platz, wir werden uns vielleicht länger zu unterhalten haben. — Sie sind gestern wieder in einem politischen Verein gewesen, Herr Doktor."

„Ja, Herr Regierungsrath," erwiderte Schubert ruhig; „ich war für einige Augenblicke im Volksverein, welcher zu Ehren Robert Blum's eine Festlichkeit veranstaltet hatte."

„So," sagte der Regierungsrath mit einem kurzen abstoßenden Tone. „Ich weiß das, und der Polizeiwachtmeister Weise hat noch gestern Abend Meldung erstattet über die grenzenlosen Brutalitäten, welche von Seiten der Vereinsmitglieder verübt worden sind, und welche ihn gezwungen haben, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. — Ich muß es um so mehr beklagen, daß Sie, Herr Doktor, an einem Vereine Theil genommen haben, in dem der-

gleichen Scenen vorkommen können. Wie ist es möglich, daß Ihre Schüler Achtung vor einem Lehrer haben können, der Versammlungen besucht, welche die Polizei mit Waffengewalt auseinanderzutreiben genöthigt ist."

Schubert biß sich auf die Lippe, er war aufgeregt, die ungerechte Beschuldigung trieb ihm das Blut ins Gesicht, aber trotz des innern Zornes beschloß er, ruhig zu bleiben, und er erwiederte daher ziemlich kaltblütig:

„Ich glaube, Herr Regierungsrath, die Darstellung, welche der Polizeiwachtmeister Weise von der gestrigen Auflösung gemacht hat, wird eine falsche sein. Brutalitäten sind allerdings vorgekommen, aber nur von Seiten der Polizeibeamten."

„Das thut hier Nichts zur Sache!" entgegnete ihm der Regierungsrath strenge. Daß einzelne Polizeibeamte vielleicht nicht in der zartesten Weise verfahren sind, glaube ich gern, das wird an andern Orten untersucht werden, jedenfalls aber ist es durch den Verein selbst provozirt, außerdem aber kann Sie dies auch in keiner Weise rechtfertigen, da Sie mir selbst gesagt haben, daß der Verein eine Festlichkeit zu Ehren jenes erschossenen Rebellen Robert Blum veranstaltet hatte. — Wie wollen Sie als Staatsdiener es verantworten, einen solchen Verein zu besuchen, wie wollen Sie damit Ihre Pflichten als Lehrer und Staatsbeamter in Einklang bringen?"

„Meine Pflichten als Lehrer gebieten mir, die mir anvertrauten Schüler in den Gegenständen des Wissens nach meinen besten Kräften zu unterrichten . . ."

„Und ihnen durch ein gutes Beispiel voranzugehen," fügte der Regierungsrath scharf hinzu.

„Auch das, Herr Regierungsrath, und ich bemühe mich, mein öffentliches wie mein Privatleben von jedem Vorwurfe rein zu halten.“

„Und dennoch besuchen Sie hochverrätherische Vereine?“

„Ich weiß von keinem solchen Verein Etwas.“

„Genug davon, Herr Doktor,“ entgegnete der Regierungsrath streng. „Wir streiten uns hier über Angelegenheiten, in denen wir sicherlich nicht einig werden. Aber um zum Resultat zu kommen; ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen noch einmal recht ans Herz zu legen, welche Zukunft Sie bedroht, wenn Sie nicht abgehn von dem Wege, den Sie beschritten haben.“

„Herr Regierungsrath! . . .“

„Unterbrechen Sie mich nicht, — Herr Doktor,“ fuhr der Regierungsrath fort, und er mäßigte seine Stimme, er ließ einen Ton des Wohlwollens durch dieselbe klingen, der bisher nicht hörbar gewesen war, „ich nehme Antheil an Ihnen und Ihrer Familie, an Ihrer Frau, die ich achte und verehre, an Ihrer liebenswürdigen Tochter, deren ich mich noch als Kind erinnere, und an Ihnen, der Sie, abgesehen von Ihrer politischen Laufbahn, ein höchst talentvoller und achtungswerther Mann sind.“

Schubert verbeugte sich mit einem Lächeln, der Regierungsrath fuhr fort:

„Bedenken Sie, Herr Doktor, daß die Regierung nicht Staatsdiener im Staate leiden darf, deren politische Gesinnungen der ihrigen vollkommen entgegengesetzt sind. Ich sage es Ihnen daher offen, daß, wenn Sie in ähnlicher Weise fortfahren, Sie Ihres Amtes entsetzt werden.

Aber ich füge dem noch Eins hinzu. Bei jedem an-

dern, weniger in der Partei hervorragenden Manne würde es genügen, wenn er fortan von jeder politischen Thätigkeit sich zurückzöge; bei Ihnen, Herr Doktor, genügt dies nicht mehr. Sie haben sich zu tief in die Politik eingelassen, und so gestehe ich Ihnen denn offen, daß, auch wenn Sie sich ferner nicht mehr bei den demokratischen Vereinen betheiligen wollten, trotzdem für Ihre Vergangenheit die Disziplinar-Untersuchung gegen Sie eingeleitet werden würde, wenn Sie nicht, wie ich hoffe, durch wirklich patriotische Dienste, welche Sie dem Staate leisten, Ihre Vergangenheit vergessen machen."

Mit Stauen, mit kaum verhaltener Wuth hörte Schubert die Worte des Regierungsrathes an, aber er schwieg, er wollte erst Näheres hören, ehe er antwortete, und der Regierungsrath fuhr daher immer eindringlicher redend fort:

„Bedenken Sie, Herr Doktor, Ihre Familie, bedenken Sie, daß, wenn die Untersuchung gegen Sie eröffnet wird, sie dann rücksichtslos geführt werden muß, daß ihre Absetzung die unmittelbare Folge sein würde. Ich verhehle Ihnen das Endresultat dieser Untersuchung nicht und ich gestehe Ihnen, daß, wie freundschaftliche Gefühle ich auch für Sie habe, ich doch diese Untersuchung nicht verhindern kann." —

„Dann also muß ich mich auf meine Absetzung gefaßt machen, Herr Regierungsrath."

„Nein, Herr Doktor, ich hoffe das nicht. Ich sprach erst gestern mit dem Herrn Minister Leffuet. Dieser ist, wie ich, durchdrungen von großer Verehrung für Ihr Talent, und würde gern Ihre Dienste dem Staate erhalten wissen.

Es kommt nur darauf an, Herr Doktor, daß Sie ganz und gar die unreinen demokratischen Bestrebungen von sich abwerfen, daß Sie mit demselben Eifer, mit dem Sie früher sich diesen Bestrebungen hingaben, sich jetzt als Patriot zeigen . . ."

„Mit andern Worten, Herr Regierungsrath, daß ich zum Royalistenbunde übergehe, daß ich ein Verräther an der Demokratie werde, daß ich meinen Namen beschimpfen lasse als den eines Betrügers, daß ich, entehrt, meinen Mitbürgern und mir selbst zum Abscheu werde."

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, Sie sehen die Sache aus einem ganz falschen Gesichtspunkte. Jedermann wird Sie achten, wenn Sie eine falsche Ueberzeugung abwerfen."

„Meine Ueberzeugung ist eine richtige, und ich halte sie noch dafür."

„Das ist gleichgültig, Herr Doktor; es kommt ja nicht darauf an, was Sie im Innern des Herzens denken, sondern was Sie thun, und im Interesse Ihrer Familie, Ihrer Frau, Ihrer reizenden Tochter bitte ich Sie als Ihr wahrer Freund, wohl zu bedenken, was Sie thun. Allerdings würden Sie durch ein äußeres Zeichen, wie etwa dadurch, daß Sie Mitglied des Royalistenbundes würden, bei dem ich selbst Sie einführen will, Ihre Besserung uns beweisen müssen."

„Nein, Herr Regierungsrath," erwiderte Schubert mit verächtlichem Tone, „Sie irren sich wahrlich sehr in mir, wenn Sie mich nur einen Augenblick zu solcher Nichtswürdigkeiteit fähig halten. Ich habe meine Pflicht treu erfüllt bis zu diesem Augenblicke, ich habe mich selbst den Wünschen der Regierung in so weit gebeugt, daß ich mich Mo-

nate lang von jeder Parteibestrebung zurückzog; zu einer Heuchelei, zu einer Verrätherei werde ich mich aber nun und nimmermehr bekennen."

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Doktor!

„Mein letztes."

„Dann sage ich Ihnen Lebewohl, mögen Sie die Folgen Ihrer Handlungsweise selbst tragen, und nur noch eins bemerke ich Ihnen, Herr Doktor, und das mögen Sie wohl bedenken! — Ich sprach vorhin von einer Untersuchung, — dieselbe ist aber zu Ihrer Absetzung gar nicht nöthig, da Sie nicht definitiv angestellt sind. — Ihre Absetzung wird ohne jede Untersuchung dekretirt werden, wenn ich nicht binnen zwei Stunden von Ihnen die Erklärung erhalte, daß Sie Ihre frühere politische Ansicht bereuen!" —

Der Regierungsrath verbeugte sich kalt und stolz. Schubert erwiderte die Verbeugung ebenso förmlich, dann entfernte er sich schnell, um nach Hause zu eilen und seiner Frau die trostlose Kunde von seiner bevorstehenden Absetzung zu bringen."

Fünftes Capitel.

Die Absetzung.

Einige Tage vergingen nach Schuberts Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann, ohne daß irgend Etwas von Seiten der Regierung gegen ihn geschah. — Er setzte seine Unterrichtsstunden im Gymnasium fort und verwendete auf dieselben den gewöhnlichen Fleiß. Der Direktor war so freundlich gegen ihn, wie bisher und schon hoffte Schubert, daß die Drohung des Regierungsraths unausgeführt bleiben, schon hoffte er, daß man ihn in Frieden lassen werde, da fand er eines Tages, als er aus dem Gymnasium nach Hause zurückkehrte, ein großes Dienstschreiben vor.

Frau Schubert lag auf dem Sopha, als der Mann ins Zimmer trat. Sie empfing ihn mit einer sehr unfreundlichen Miene.

„Es ist ein Brief an Dich angekommen," sagte sie, indem sie ihm das Schreiben gab. „Es ist richtig, was Du geahnt, Du bist abgesetzt."

Erschreckt nahm Schubert das Schreiben und erbrach es. In der That, die Frau hatte Recht, es was die förm-

liche Absetzungsurkunde Schuberts von seiner Stelle wegen unmoralischen Lebenswandels. Wüthend zerknitterte Schubert das Papier in der Hand, aber bald faßte er sich, legte es nieder und wendete sich fragend an seine Frau:

„Woher wußtest Du, daß dieser Brief meine Absetzungsurkunde enthielt?“

„Das war wohl nicht schwer zu rathen, sollte ich denken, nach dem, was Du mir neulich sagtest. Uebrigens war auch der Regierungsrath Baldemann selbst hier und hatte es mir mitgetheilt.“

„Baldemann war wieder hier?“ fragte Schubert ärgerlich. „Wie kommt er dazu, Dich zu besuchen, und zumal in meiner Abwesenheit, da er doch weiß, daß ich Morgens auf dem Gymnasium bin.“

„Ich glaube gar, Du wirst eifersüchtig,“ erwiderte die Frau mit spöttischem Lachen.

„Sicherlich nicht,“ entgegnete Schubert ärgerlich; „aber ich begreife Dich nicht, Marie, wie Du überhaupt den Besuch eines solchen Menschen, wie Baldemann, von dem Du weißt, daß er mein Todfeind ist, annehmen kannst.“

„Du irrst Dich sehr, Baldemann ist durchaus nicht Dein Feind, im Gegentheil, noch einmal hat er es in Deine Hand gestellt, selbst die Absetzungsurkunde ungültig zu machen. Siehe, Du bringst uns an den Bettelstab, während Du mit einem Worte Deine Stelle erhalten und sogar noch eine vortheilhaftere annehmen kannst, Du sollst als Direktor ans Gymnasium zu Ingenburg versetzt werden, wenn Du endlich von Deinem thörichten Eigensinn lassen willst.“

„Ich soll als Direktor versetzt werden?“ fragte Schubert erstaunt, „was soll dies Alles bedeuten?“

„Nun ja, Baldemann hat mir mit Hand und Mund versprochen, daß, sobald Du Dich lossagen wirst von der Demokratie, sobald Du zum Zeichen Deiner Besserung eintreten wirst in den Royalistenverein, Du dann nicht nur Deine hiesige Stelle behalten, sondern mit Gehaltsverbesserung als Direktor nach Ingenburg versetzt werden sollst.“

„Nun und nimmermehr!“ entgegnete Schubert aufgebracht. „Meine Ueberzeugung bringe ich nicht zum Opfer.“

„Aber Dein Weib und Kind, Deine kranke Frau, die auf dem Sterbebette liegt, Deine Tochter, Deinen Sohn, die willst Du verhungern lassen, Du Unmensch!“

„Beruhige Dich, Marie,“ entgegnete Schubert mit sanftem Tone, „Ihr werdet nicht verhungern. Ich bin rüstig und kräftig, und sollte ich als Tagelöhner arbeiten, für Euren Lebensunterhalt werde ich sorgen.“

„Schubert,“ fuhr die Frau bittend fort, „es kostet Dich ja nur ein Wort, sprich es und wir sind geborgen für immer.“

„Aber dies Wort,“ rief Schubert ernst, ist ein Wort der Schande. Könntest Du es ertragen, wenn man auf Dich zeigte mit Fingern und von Dir sagte: das ist die Frau des Verräthers!“

„Das sind nur Redensarten,“ erwiderte Frau Schubert. „Wie viele gehörten früher der demokratischen Partei an, während sie jetzt ganz anderer Ansicht geworden sind; sogar die Mehrzahl von den Regierungsräthen, ja der Herr Regierungsrath Baldemann selbst, waren im Sommer 1848 ganz tüchtige Demokraten, aber siehe diese Männer jetzt an.“

„Ich weiß es, ich weiß!" unterbrach sie Schubert zornig, „aber die Nichtswürdigkeiten dieser Männer sollen mir nicht zum Vorbild dienen. Sprich kein Wort mehr, Marie, ich bin entschieden. Mag man meinetwegen die Willkür treiben, so weit man wolle. Man hat mich einmal abgesetzt, ich habe es mir gefallen lassen, denn gegen diese Gewaltmaßregeln giebt es kein Recht, aber meine Ueberzeugung werde ich nicht verrathen, ich werde mich nicht der Schande aussetzen, ich werde meinen Ansichten, meiner Partei treu bleiben!"

„Und Du willst uns verhungern lassen?"

„So lange ich selbst noch einen Bissen zu essen habe, gewiß nicht. Aber laß mich jetzt, Marie, Du kennst mich. Mein letzter Entschluß ist gefaßt, er wird nicht geändert."

Mit diesen Worten verließ Schubert seine Frau, nahm Hut und Mantel und eilte fort.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als die Thür eines kleinen Nebenzimmers sich aufthat und der Regierungsrath Baldemann selbst in die Wohnstube trat.

„Sie sehen, meine verehrte Frau," sagte er, sich neben das Sopha setzend und die Hand der Frau Schubert ergreifend, „Sie sehen selbst, wie hartnäckig Ihr Mann ist; was kann ich da thun? Mit dem besten Willen für ihn und besonders für Sie und Ihre liebliche Tochter würde es mir doch unmöglich sein, ihn in seiner Stelle zu erhalten. Bedenken Sie, daß der Staat die Pflicht hat, auf die moralische Führung seiner Beamten zu sehen, und gestehen Sie dann, daß ich nicht anders handeln kann."

„Schubert ist ein Unmensch," entgegnete die Frau ärgerlich, indem sie dem Regierungsrathe indessen die Hand

entzog. „Aber auch Sie, Herr Regierungsrath, auch Sie machen ihre frühern freundschaftlichen Versicherungen zu nichte, indem sie meinen Mann brotlos machen und mich und meine Tochter, an denen Sie doch so vielen Antheil zu nehmen scheinen, an den Bettelstab bringen."

„Nein, verehrte Frau, glauben Sie das nicht, so lange ich selbst noch im Stande bin zu leben, so lange sollen Sie nicht Mangel leiden. Ich unterscheide strenge zwischen dem Menschen und dem Staatsbeamten. Wenn ich als Diener des Staats gezwungen gewesen bin, den Doktor Schubert aus seinem Amte zu entfernen, so habe ich als Mensch die Pflicht, die Frau, welche ich verehre, von der ich hoffe, daß sie mir einst näher stehen wird, nicht in Armuth sinken zu lassen."

Frau Schubert blickte bei diesen Worten des Regierungsraths finster zu Boden.

„Sie haben das mir oft gesagt, Herr Regierungsrath, aber Sie wissen wohl, daß an dergleichen nicht zu denken ist. Sie kennen den Haß meines Mannes gegen Sie, Sie wissen, daß er Ihnen persönlich alle Unannehmlichkeiten zuschreibt, die er hat erleiden müssen, er wird nicht seine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit Röschen geben."

„Ich weiß es leider," entgegnete der Regierungsrath, und ein tückisches Lächeln überflog sein finsteres Gesicht. „Ich weiß das, ich kenne den ungebändigten Stolz des Doktor Schubert, seine Rachgier, seinen Eigensinn, aber dennoch hoffe ich, denselben zu überwinden. Er soll mich näher kennen lernen, er soll sehen, daß ich sein wahrer Freund bin, und dann wird er eine andere Meinung von mir fassen."

„Ich fürchte, nein, Herr Regierungsrath; aber immerhin versuchen Sie Ihr Glück."

Der Regierungsrath stand auf, küßte der Frau die Hand und empfahl sich, nachdem die Frau Schubert Röschen, welche im Hause zu thun gehabt, herein gerufen hatte, damit auch sie von dem hochgestellten Manne Abschied nehme.

Kaum war der Regierungsrath fort, als Frau Schubert Röschen zu sich ans Sopha rief:

„Wie gefällt Dir der Regierungsrath, mein Kind?" fragte sie plötzlich ihre Tochter, indem sie mit scharfem Blicke derselben ins Auge schaute.

„Ach, Mutter, das ist ein ganz abscheulicher Mensch," erwiderte Röschen.

„Ein abscheulicher Mensch, in wie fern?" fragte Frau Schubert streng.

„Nun, ist er es nicht, der den Vater ins Unglück gebracht hat? Jetzt eben beim Herausgehen sagte mir der Vater, daß er einen Brief empfangen habe mit seiner Absetzung, daß wir vielleicht arm und an den Bettelstab gebracht seien und daß der Regierungsrath Baldemann Schuld daran sei."

„Der Vater weiß nicht, was er redet. Nicht der Regierungsrath Baldemann ist Schuld daran, sondern des Vaters eigene Thorheit, sein eigener Unverstand."

„Sprich nicht so vom Vater," entgegnete Röschen tief beleidigt. „Der Vater wird wohl Gründe gehabt haben, und wenn er ehrenwerth, seiner Ueberzeugung treu bleiben will, so ist dies sicher keine Thorheit, kein Unverstand."

„Wohl ist es eine Thorheit, ein Unverstand. Die erste

Pflicht, welche ein Mann hat, ist die für Weib und Kind zu sorgen, erst dann kommt die Pflicht für seine Nebenmenschen, erst dann die politische Ansicht. Aber das verstehst Du nicht, und ich frage Dich einer andern Angelegenheit willen. Der Regierungsrath Baldemann hat bei mir um Deine Hand angehalten, Röschen, er liebt Dich und er ist ein wohlhabender Mann in hohem Amte. Du könntest mich sehr glücklich machen, wenn Du seinen Antrag annähmest."

„Aber Mutterchen, wie kannst Du nur so etwas sagen, der alte Regierungsrath und ich. Ich bin erst sechszehn Jahre."

„Das ist gleichgültig, Kind. Der Mann liebt Dich, und es ist eine vortreffliche Partie."

„Aber der Vater, Mutterchen."

„Der Vater wird, wenn ich ihm die Sache ruhig vorstelle und besonders, wenn Du, mein Kind, mir zur Liebe sagst, daß auch Du diese Verbindung wünschest, Nichts dagegen haben."

„Nein, Mutter, wahrhaftig, das kann ich nicht, das vermag ich nicht."

„Du bist ein thörichtes Mädchen. Bedenke, daß nie wieder eine solche Gelegenheit sich Dir bieten wird. Willst Du die helfende Hand dieses Mannes von uns stoßen, welche allein uns noch zu retten vermag? Willst Du Deine Mutter sterben sehen, Deine kranke Mutter an Hunger und Noth, Deinen Bruder untergehen sehen um eines elenden Eigensinnes willen?"

Röschen brach in Thränen aus bei diesen harten

Worten der Mutter und schluchzend bat sie, daß dieselbe ihr wenigstens Zeit zur Ueberlegung lassen möge.

„Nun gut" entgegnete Frau Schubert sanfter, „so gehe denn und besinne Dich, aber bedenke, daß das Glück oder Unglück Deiner Familie von Dir abhängt, bedenke, daß, wenn Du die Hand des Regierungsrathes ausschlägst, dieser, ein mächtiger Mann, dann der heftigste Feind unserer Familie wird, bedenke dies und danach entschließe Dich."

Sechstes Capitel.

Der Korb.

Schubert eilte sofort, nachdem er die unwillkommene, wenn auch ziemlich erwartete Nachricht von seiner Absetzung erhalten hatte, zu seinem Freunde Markmann, um sich mit diesem über sein ferneres Schicksal zu berathen. Markmann empfing den Freund mit der größten Theilnahme.

„Ich habe bereits gehört," sagte er, welches Unglück Dir widerfahren ist, ich habe gehört, daß Dir ein Brief übergeben worden ist vom Schulkollegium, und gewiß enthielt er Deine Absetzung."

„Freilich," entgegnete Schubert düster; freilich, „er enthielt meine Absetzung, er enthielt meine Verurtheilung zur Armuth, zum Bettelstande, wenn ich nicht im Stande bin, mir eine andere Existenz zu suchen, und deshalb komme ich zu Dir, Du sollst mir Rath geben. Ich habe hin und her überlegt und bin endlich zu dem Entschlusse gekommen, eine Privatschule zu begründen, ich denke, daß so mancher Bürger von Warburg seine Kinder gern meinem Unterricht anvertrauen wird. Du aber mußt mir dabei behülflich sein, diesen meinen Plan ins Werk zu setzen."

„Gewiß, Freund," entgegnete Markmann, „das will ich von ganzem Herzen."

Beide verabredeten jetzt, in welcher Weise Schubert seine Privatschule begründen wolle. Sie kamen überein, daß Markmann noch an demselben Tage bei den politischen Freunden Schuberts herumgehen, und ihnen das Schicksal des von der Regierung Geächteten, sowie den Entschluß desselben, eine Privatschule zu begründen, mittheilen sollte. Schon in den nächsten Tagen sollte sie ins Leben gerufen werden.

Markmann machte sich sofort ans Werk, und überall, wohin er auch kam, wurde das Schicksal Schuberts mit der größten Theilnahme, sein Plan, sich durch eine Privatschule seine Existenz zu sichern, mit der lebhaftesten Freude aufgenommen. Ueberall wurde Markmann die Versicherung gegeben, daß man gern und willig Schubert, der als vortrefflicher Lehrer, als ein gewissenhafter, durch und durch gebildeter Mann bekannt war, seine Kinder zum Unterrichte anvertrauen wolle.

So schien denn Alles aufs Beste zu gehen. Schubert miethete eine Stube, die er als Schulstube einrichtete, und noch waren kaum vierzehn Tage nach seiner Absetzung vergangen, als er schon den Unterricht in der Schule beginnen konnte; mehr denn funfzig Kinder waren seiner Obhut anvertraut, und mit Freuden blickte Schubert wieder in die Zukunft, mit Freuden sah er, daß seine Existenz, welche er gefährdet erachtet hatte, wieder gesichert erschien.

Im Hause freilich hatte Schubert während dieser Zeit schwere harte Kämpfe zu bestehen. Seine Frau, die mit jedem Tage kränker wurde, die kaum mehr zu gehen ver-

mochte, das Sopha gar nicht mehr verlassen durfte, wurde immer grillenhafter, immer unleidlicher. Fortwährend mußte Schubert die heftigsten Vorwürfe über seinen Leichtsinn, seine Unbedachtsamkeit hören, fortwährend Ermahnungen, daß er die gütige Hand des Herrn Regierungsraths Baldemann nicht von sich stoßen möge, aber Schubert blieb fest; so unerträglich es auch für ihn war, die Scheltworte der kranken Frau zu hören, der er gerade ihrer Krankheit wegen nicht gern widersprechen mochte, und der er auch doch nicht nachgeben durfte, so verlor er trotzdem nicht die gewöhnliche Milde, ohne indessen im Geringsten von seiner Ansicht abzuweichen.

Eines Tages hatte er eben eine Unterredung mit seiner Frau gehabt und ihr noch einmal fest und entschieden versichert, daß er unter keiner Bedingung nachgeben werde. Da entdeckte ihm die Frau, daß der Regierungsrath Baldemann um die Hand des lieblichen Röschens angehalten habe.

„Und das sagst Du mir jetzt erst?" fragte Schubert entrüstet. „Wie kann der Mensch es wagen, bei Dir um die Hand unserer Tochter anzuhalten, ohne mich nur im Geringsten zu fragen. Und welche Antwort hast Du ihm gegeben?"

„Ich habe ihm eine Antwort gegeben," entgegnete Frau Schubert hart, „wie sie eine vernünftige Mutter geben muß. Ich habe das Schicksal, das Wohl unseres Kindes im Auge gehabt, welches an der Seite eines mächtigen wohlhabenden Mannes glücklich werden kann."

„Also Du hast Dein Jawort gegeben?"

„Freilich habe ich das. Was hast Du gegen den Regierungsrath Baldemann einzuwenden?“

„Du vergißt, Marie, daß Baldemann mein eifrigster Widersacher gewesen ist, daß ich ihm hauptsächlich meine Absetzung verdanke.“

„Nicht ihm, sondern Dir verdankst Du Deine Absezzung, Deinem Eigensinn, Deinem Leichtsinn, Deiner politischen Unvernunft.“

„Ich bitte Dich, Marie, nimm Deine Worte ein wenig zusammen; Deiner Krankheit verzeihe ich Vieles, aber Du darfst mich nicht aufs Aeußerste reizen.“

„Aber Du darfst um eines eitlen Ehrgefühls willen die Zukunft Deiner Familie gefährden, nicht wahr?“

„Sprechen wir jetzt nicht davon, Du kennst meinen Entschluß, er ist unwiderruflich. Sprechen wir von Röschen. Hast Du ihr den Antrag Baldemanns mitgetheilt?“

„Natürlich.“

„Und was sagt sie dazu?“

„Sie hat sich noch nicht bestimmt geäußert.“

„Ich werde selbst mit Röschen sprechen; das Glück meines Kindes geht mir über jede politische Ansicht. Hat Röschen eine Zuneigung zu dem Regierungsrathe, dann werde ich, so tief mich dies schmerzt, so sehr im Grunde der Seele mir auch dieser Mensch verhaßt ist, dennoch meine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben. Ist dies nicht der Fall, so soll mich keine Rücksicht veranlassen, mein Kind unglücklich zu machen.“

Die Frau lachte spöttisch:

„Du bist ein vortrefflicher Vater, das muß ich sagen. Ein sechszehnjähriges Kind versteht noch nicht, was ihr

gut ist. Als Frau Regierungsräthin Baldemann wird Röschen auf ihren Mann einwirken können, und der Schwiegersohn wird dem Schwiegervater gewiß zur Erlangung einer andern Stelle behülflich sein. Vielleicht wirst Du, selbst wenn Du Deine politischen Ansichten nicht ändern willst, doch noch Direktor in Ingenburg werden."

„Ich frage nicht nach solchen Vortheilen, wenn es sich um das Glück meines Kindes handelt."

„Aber das Glück Deines Kindes sollst Du ja eben begründen, Du unvernünftiger Mann, unsere Tochter soll eine reiche Dame werden. Regierungsrath Baldemann ist einer der angesehensten Beamten und ein Mann in seinen besten Jahren."

„Aber ein Mann, dem ich nur ungern mein Kind anvertrauen würde, und nur dann, wenn Röschen selbst es will."

„Das Mädchen ist erst sechszehn Jahre alt, und sie weiß nicht, was sie will."

„In dieser, der wichtigsten Frage ihres Lebens muß sie vollkommen freie Wahl haben," entgegnete Schubert ernst und entschieden. „Ich werde gleich selbst mit Röschen sprechen, — und noch Eins, Marie, ich verbiete Dir ein für allemal, dem armen Kinde zuzureden. Ich kenne Röschen, ich weiß, daß sie aus Liebe zu Dir und mir im Stande wäre, selbst einem verhaßten Manne ihre Hand zu reichen, ich weiß, daß sie fähig ist, sich aufzuopfern für ihre Eltern, aber das werde ich unter keiner Bedingung leiden."

„Thu, was Du willst!" entgegnete die Frau ärgerlich; „ich werde mich in die ganze Sache nicht mehr mischen, da Du doch einmal auf Deinem Kopfe bestehst."

Schubert antwortete den unfreundlichen Worten seiner Frau nicht, sondern rief Röschen in ein Nebenzimmer, um dort mit ihr über den Regierungsrath zu sprechen."

Röschen gestand dem Vater offen, daß sie eine unüberwindliche Abneigung gegen den Regierungsrath Baldemann habe, aber sie fügte weinend hinzu, daß die Mutter diese Verbindung wünsche, und daß sie, wenn auch der Vater es wolle, gern bereit sei, sich dem Glücke der Eltern zu opfern.

„Nein, mein Kind," entgegnete Schubert, die Tochter zärtlich auf die Stirn küssend, „nein, das sollst Du nicht. Geh', ich werde für Dich sorgen."

Er hatte kaum ausgesprochen, als der Ton der Hausglocke sich hören ließ. Röschen öffnete und der Regierungsrath Baldemann selbst ließ sich melden. Schubert empfing ihn mit großer Höflichkeit, aber mit vollkommener Zurückhaltung. Der Regierungsrath war so freundlich, als ob Nichts geschehen sei, er bot Schubert die Hand, dieser aber antwortete nur mit einer kalten, steifen Verbeugung, und indem er mit eisiger Höflichkeit den Regierungsrath bat, Platz zu nehmen.

Baldemann schien die Kälte Schuberts gar nicht zu bemerken. Nach einigen allgemeinen Redensarten sagte er:

„Ich komme, Herr Doktor, in einer wichtigen, für mich hochwichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Ich habe bereits mit Ihrer Frau Gemahlin von derselben gesprochen und die Billigung der vortrefflichen Frau erhalten. Jetzt wende ich mich offen und ehrlich an Sie, Herr Doktor. Es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben sein, gewiß wird Frau Doktor Schubert mit Ihnen darüber gesprochen haben, daß

ich nur an der Hand Ihrer reizenden Tochter mein Lebensglück begründet sehe, und ich komme deshalb zu Ihnen, um Sie um Ihre Einwilligung zu bitten.‘‘

„Meine Frau hat mit mir darüber gesprochen, Herr Regierungsrath, und ich würde, wenn Sie mich heute nicht mit ihrem Besuch beehrt hätten, Ihnen brieflich meine Antwort haben zukommen lassen. Es wäre dies angenehmer für mich gewesen, da in einer so zarten Angelegenheit eine abschlägliche Antwort persönlich gleich unangenehm zu geben, als zu empfangen ist.“

„Eine abschlägliche Anwort?“ frägte der Regierungsrath finster.

„Ich kann, so geehrt sich auch meine Tochter durch ihren Antrag fühlt, Ihnen keine andere geben,“ fuhr Schubert mit eisiger Freundlichkeit fort. „Das Glück meiner Tochter bestimmt mich bei dieser Frage lediglich. Ich habe mit Röschen darüber gesprochen, ich habe dieselbe gefragt, ob Sie ihre Zuneigung besitzen, meine Tochter hat mir erwidert, daß das nicht der Fall sei, daß sie sich nicht entschließen könne, schon jetzt ihre Eltern zu verlassen, und ich muß daher mit Bedauern Ihren ehrenvollen Antrag zurückweisen.“

Mehr und mehr hatte sich bei der Antwort Schuberts das Gesicht des Regierungsraths verfinstert.

„Sie bestehen auf dieser Antwort, Herr Doktor; es ist Ihr letztes Wort?“ fragte er.

„Mein letztes Wort, Herr Regierungsrath. Sie werden selbst nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, nicht wünschen, daß ich meiner Tochter zurede, da Sie erfahren haben, daß Sie ihre Zuneigung nicht besitzen.“

„Diese würde sich finden,“ entgegnete der Regierungs-

rath scharf. „Ein junges Mädchen von sechszehn Jahren ist nicht im Stande, ihr eigenes Glück zu beurtheilen. Ich mache nicht Anspruch auf eine schwärmerische Liebe, die Liebe würde sich mit der Achtung in der Ehe finden."

„Das wäre möglich, Herr Regierungsrath," erwiderte Schubert ernst, „wenn Sie meiner Tochter gleichgültig wären, aber Röschen hat mir versichert, daß sie nicht nur keine Zuneigung, sondern sogar die größte Abneigung gegen Sie empfinde."

„So, so," entgegnete der Regierungsrath spöttisch. Fräulein Röschen scheint sehr hoch hinaus zu wollen. Aber Sie, Herr Doktor, Sie als Vater sollten das wahre Glück Ihres Kindes bedenken. Ich glaube nicht eben unbescheiden zu sein, wenn ich behaupte, daß der Regierungsrath Baldemann für Fräulein Röschen Schubert eine sehr wünschenswerthe Partie ist, und ich glaube, daß Sie als Vater wohl die Pflicht haben, dem Eigensinne eines unverständigen Kindes entgegenzutreten und ein väterliches Wort für mich einzulegen."

Schuberts Zorn und Stolz regten sich bei diesen Worten des Regierungsraths und er entgegnete scharf:

„Ich habe Ihnen bereits bemerkt, Herr Regierungsrath, daß mich bei dieser Frage lediglich das Glück meines Kindes bestimmt. Hätte Röschen Zuneigung zu Ihnen, ich würde diese Verbindung zugeben, so unangenehm mir dieselbe auch wäre, denn ich kann es Ihnen nicht leugnen, Herr Regierungsrath, daß, da unsere Ansichten sich so schnurstracks entgegenlaufen, da wir so unendlich verschiedene Menschen sind, da Sie so Vieles für gut und recht halten, was ich verabscheue und für unehrenhaft halte, ich des-

halb nur mit Widerstreben in Ihre Verbindung mit meiner Tochter gewilligt haben würde. Nun und nimmermehr aber werde ich meine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben, da Röschen dieselbe Abneigung, wie ich selbst, gegen Sie fühlt. Ich glaube, Herr Regierungsrath, daß dieser Gegenstand hiermit vollkommen abgebrochen ist."

„Er ist es!" rief der Regierungsrath mit vor Zorn erhobener Stimme, eine dunkle Röthe hatte sein sonst so bleiches Gesicht überflogen und um seinen Mund spielte ein tückisches Lächeln.

„Sie haben sich selbst Ihr Urtheil gesprochen, Herr Doktor Schubert, Sie haben mich zu Ihrem Todfeinde gemacht. Herr Doktor, merken Sie sich das und glauben Sie mir, Sie sollen noch bitter diese Stunde bereuen. Ich versichere Ihnen, Sie werden dereinst noch wünschen, ja, freudig ja gesagt zu haben, als ich Ihnen die Ehre anthat, mich um die Hand Ihrer Tochter zu bewerben, und Röschen soll trotz ihres Widerstrebens die meinige werden, ich werde Sie dazu zwingen."

Schubert stand auf und wendete sich, seinen innern Zorn unterdrückend, mit einer kalten Verbeugung zu dem Regierungsrathe:

„Das wird nimmermehr geschehen, Herr Regierungsrath. Jetzt aber muß ich Sie bitten, mich zu verlassen, da ich nicht Lust habe, mir in meiner eigenen Wohnung von Ihnen Beleidigungen sagen zu lassen."

„Wohl, ich verlasse Sie, und versichere Ihnen, Sie sollen dieser Stunde gedenken, Sie sollen sich glücklich preisen, wenn Ihre Tochter nicht mein Weib, meine Maitresse wird."

Jetzt verließ Schubert die Geduld, seine Augen funkelten vor Zorn uud er trat so heftig auf den Regierungsrath zu, daß dieser von Furcht ergriffen, zurückwich. Aber augenblicklich faßte sich Schubert auch wieder:

„Ich würde mich schänden," sagte er kalt und stolz, „wollte ich solcher Nichtswürdigkeit gegenüber noch ein Wort verlieren. Entfernen Sie sich Herr und beschreiten Sie nie wieder meine Schwelle!"

Er öffnete bei diesen Worten die Thür und bestürzt und beschämt entfernte sich der Regierungsrath Baldemann.

Siebentes Capitel.

Die Ausweisung.

So tief erschüttert Schubert auch diese Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann hatte, so entrüstet er war über diesen, über die niedrigen Gesinnungen, welche der hohe Staatsbeamte an den Tag gelegt hatte, so dachte er doch bald nicht mehr daran. Er beschäftigte sich auf's Eifrigste und Angelegentlichste mit den Vorbereitungen zur Gründung seiner Schule. Diese hatte in der That den besten Fortgang. Markmann bewies sich als ein eifriger thätiger Freund und schon am 1. Dezember konnte Schubert mit dem Unterrichte beginnen. Des Morgens um 8 Uhr fand er sich in der Stube ein, welche er für seine Schule gemiethet hatte, auch die Schüler kamen und froh blickte Schubert in die Zukunft, denn er glaubte dieselbe jetzt gesichert; er hatte keine Ahnung von allen den Chikanen, die ihn noch treffen würden, keine Ahnung von den Schritten der Gesetzlosigkeit, welche die Behörden von Warburg sich gegen ihn erlauben würden.

Mit dem Glockenschlage acht wurde der Unterricht be-

gonnen, aber noch war keine halbe Stunde vergangen, als plötzlich der Polizeiwachtmeister Weise in voller Uniform in die Schulstube trat; er blickte sich im Zimmer um und trat mit seiner gewöhnlichen Brutalität auf Schubert zu, diesen mit strenger Stimme fragend:

„Was geht hier vor, Herr Doktor? Was fangen Sie hier an?“

„Ich dächte, Sie könnten das sehen, Herr Polizeiwachtmeister,“ erwiderte Schubert ruhig. „Ich gebe den Kindern Unterricht, welche mir zu diesem Zwecke von ihren Eltern anvertraut sind.“

„Haben Sie eine Konzession eine Schule zu halten?“

„Ich bin geprüfter Lehrer und habe laut meines Prüfungsattestes das Recht, in Warburg zu unterrichten.“

„Das geht mich Nichts an, ich frage, haben Sie die Erlaubniß, eine Schule zu gründen?“

„Einer solchen Erlaubniß bedarf ich nicht.“

„In diesem Falle verbiete ich Ihnen, in Ihrem Unterrichte weiter fortzufahren. Und Ihr Kinder macht auf der Stelle, daß Ihr aus der Stube hinauskommt. Ihre ungesetzliche Schule ist geschlossen, Herr Doktor Schubert.“

„Mit welchem Rechte können Sie sich erlauben, meinen Unterricht zu stören?“ fragte Schubert erzürnt.

„Das geht Sie Nichts an.“

„Ich sollte denken — — —“

„Schweigen Sie und entfernen Sie augenblicklich diese Kinder, widrigenfalls ich dieselben mit Gewalt entfernen muß!“

„Vielleicht mit Waffengewalt, mit gezogenem Degen, diese kleinen Kinder, nicht wahr, Herr Polizeiwachtmeister?“

fragte Schubert, welcher über die Brutalität des Beamten so gereizt war, daß er nicht umhin konnte, seinem Zorn wenigstens in einigen Worten Luft zu machen.

„Herr, schweigen Sie!“ rief der Polizist wüthend, „widrigenfalls ich Sie arretire. Und nun Marsch, Ihr Kinder, hinaus aus der Stube, wenn Ihr nicht schnell macht, werde ich Euch den Weg weisen!“

Die angstvollen Kinder drängten sich so schnell als möglich zur Stubenthür hinaus, Bücher, Tafeln und ihre andern kleinen Habseligkeit im Stiche lassend. Aber dennoch ging es Herrn Weise nicht schnell genug, er machte seine Worte zur That und trieb die Kinder eben nicht sehr sanft zur Stube hinaus; dann wendete er sich wieder zu Schubert und sagte zu ihm:

„Sie, Herr Doktor, verlassen auf der Stelle das Lokal!“

„Es ist dies eine von mir gemiethete Stube, mein Herr,“ entgegnete dieser ruhig und ernst, ich möchte wohl sehen, mit welchem Rechte Sie mich zwingen wollen, meine Wohnung zu verlassen.“

„Sie weigern sich also, meinem Befehle zu folgen?“

„Ich weigere mich aufs Entschiedenste.“

„Gut, so werde ich Gewalt gebrauchen.“

Mit diesen Worten setzte der Polizeiwachtmeister die Pfeife an den Mund und rief einen schrillenden Ton aus derselben hervor. Augenblicklich kamen von der Straße her mehrere andere Polizisten in die Schulstube. Schubert wurde ergriffen und aus der Stube hinaus, nach der nächsten Wache geschleppt. Der Polizeiwachtmeister schloß hinter sich die Stube zu und nahm die Schlüssel mit sich. Auf

der Wache entließ man Schubert mit der Weisung, unter keiner Bedingung die Schule wieder zu eröffnen, denn dieselbe würde im Augenblicke der Eröffnung von der Polizei auch wieder geschlossen worden.

Gegen die höhere Gewalt giebt es kein Mittel; Schubert fühlte sich außerdem verpflichtet, die ihm anvertrauten Kinder nicht wieder in eine so mißliche Lage zu bringen, sie nicht wieder den Brutalitäten der Polizeibeamten auszusetzen; er glaubte indessen dennoch, daß dies nur ein Polizeistreich sei, er glaubte, bei den Behörden Recht zu erhalten, und er wendete sich in dieser Hoffnung mit einer Beschwerdeschrift an den Minister Leffuet. — Am anderen Tage schon erhielt er Antwort, aber wahrlich, eine merkwürdige Antwort. In derselben wurde ihm gesagt, da er nicht mehr für würdig befunden worden wäre, bei einer Staatsschule Unterricht zu geben, könne man ihm überhaupt nicht mehr gestatten, im Fürstenthume Warburg von seinem frühern Rechte des Schulunterrichts Gebrauch zu machen.

An die Errichtung einer Schule war jetzt nicht mehr zu denken und Schubert befand sich dadurch in einer wahrhaft furchtbaren Lage. Seine wenigen Baarmittel, seine kleinen Ersparnisse hatte er auf die Einrichtung einer Schulstube, auf die Beschaffung von Bänken, Tischen und dergleichen mehr, verwendet, er war jetzt vollständig geldlos, kaum wußte er, womit er am folgenden Tage seine Familie ernähren solle, aber noch immer verlor er den Muth nicht; freilich sah er jetzt, daß die Behörden entschlossen wären, ihm einen vollkommenen Krieg zu machen, aber nichts desto

weniger glaubte er, gestützt auf die Liebe seiner Mitbürger, dem Trotz bieten zu können.

Markmann half ihm aufs Eifrigste. Noch an demselben Tage wurde Schubert eine große Anzahl von Privatstunden angeboten, alle diejenigen Bürger, welche ihm ihre Kinder zum Schulunterricht anvertraut hatten, machten ihm jetzt das Anerbieten, daß er durch Privatstunden diesen Unterricht ersetzen solle.

Dem stand gesetzlich Nichts entgegen, denn die Verfassung von Warburg besagte ausdrücklich, daß der Unterricht vollkommen frei sei; so glaubte denn Schubert, wieder muthig in die Zukunft schauen zu dürfen. Allerdings war die Existenz, die sich ihm darbot eine kärgliche und beschwerliche, mit 10—13 Stunden täglichen Unterrichts erwarb er eben nur so viel, um kümmerlich seine Familie ernähren zu können, denn die demokratisch gesinnten Bürger von Warburg waren arm und konnten nur wenig für die Unterrichtsstunden zahlen. Aber darum kümmerte sich Schubert nicht, er war eine der festen, energischen Charaktere, die gern bereit sind, für ihre Ueberzeugung zu leiden.

Noch waren kaum acht Tage nach dem Schlusse der Schule vergangen, als Schubert schon in voller Beschäftigung war und täglich viele Stunden, von einem Hause ins andere wandernd, Unterricht gab. Des Abends kam er spät nach Hause und dann war er todt müde, auf's Aeußerste geistig angestrengt, denn er hatte nicht weniger als 12 Stunden vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ohne Unterbrechung gegeben. Er fand seine Frau, welche sich sonst gewöhnlich schon um 9 Uhr zu Bett

legte, noch auf, obgleich die neunte Stunde schon längst vorüber war.

„Eine fröhliche Neuigkeit!“ rief ihm die Frau mit bitterem, höhnischem Tone entgegen. „Siehe, hier ist ein Brief an Dich vom Polizei-Präsidium, der wahrscheinlich wieder etwas Gutes enthalten wird. Ich habe eine Bescheinigung über denselben ausstellen müssen.“

Schubert begriff nicht recht, was er mit dem Polizei-Präsidium zu schaffen habe. Er nahm den Brief, erbrach ihn und fand den kurzen Befehl, binnen 24 Stunden die Stadt Warburg zu verlassen, widrigenfalls man Gewaltmaßregeln gegen ihn gebrauchen werde.

Das war ein furchtbarer Schlag, ein Schlag, der Schubert vollkommen unerwartet traf, denn seit fast zwanzig Jahren lebte er in Warburg, ohne je seinen Wohnsitz verändert zu haben, und er glaubte deshalb, daß er das unbezweifelte Recht des Aufenthalts in dieser Stadt habe. Kaum traute er seinen Augen, als er das amtliche Schreiben gelesen hatte. Er las es wieder und wieder, und dann erst war er von der Richtigkeit desselben überzeugt.

„Nun,“ fragte Frau Schubert, die mit aufmerksamen Blicken ihren Mann, während er den Brief gelesen, betrachtet hatte, „was schreibt man Dir? Deiner Miene nach scheint es eben nichts sehr Erfreuliches zu sein.“

„Nein, wahrlich, diese Willkür hat keine Grenzen!“ rief Schubert entrüstet und er reichte der Frau den Brief hin, welche ihn schnell durchlas.

„Das kommt davon!“ sagte sie, indem sie das Papier wüthend auf die Erde warf, „wenn man sich mächtige Feinde macht. Was willst Du nun beginnen, Du kluger und ge-

lehrter Mann, wie willst Du nun Weib und Kind ernähren, wenn man Dich ausgewiesen hat aus Warburg, wo allein Du Deine Existenz finden kannst?"

Schubert antwortete nicht; mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder und jetzt erst begann er einzusehen, welchem furchtbaren Schicksale er Preis gegeben war, jetzt erst sah er, wie systematisch ihm die Regierung seine ganze Existenz genommen, ihn an den Bettelstab gebracht, ja ihn vernichtet habe.

Wohin sollte er sich wenden, wie sollte er fortan für die kranke Frau, für die Kinder sorgen? Keine Mittel standen ihm zu Gebote, kaum so viel besaß er noch, um am folgenden Tage den Unterhalt seiner Familie zu bestreiten und jetzt wurde er plötzlich von seinem Wohnsitze entfernt, jetzt wurde ihm jedes Mittel sein Brot zu verdienen, geraubt, jetzt wurde er hinausgestoßen in die Welt, Weib und Kinder mußte er zurücklassen; nicht für sich hatte er zu leben, geschweige denn für seine Familie. Immer trauriger, immer schwärzer gestalteten sich ihm die Bilder der Zukunft und fast beschlich ihn die Reue, daß er nicht dem Zureden des Regierungsraths Baldemann nachgegeben, daß er seiner Frau, seinen Kindern nicht das Opfer seiner Ueberzeugung gebracht hatte.

Das waren finstere böse Gedanken, und der starke, charakterfeste Mann wurde durch dieselben tief gebeugt, aber nur für wenige Augenblicke, denn bald schon richtete sein Stolz sich wieder empor und er sagte sich, daß er recht gehandelt habe, und daß er im Bewußtsein des Rechts Noth und Elend zu leiden, gern bereit wäre.

Aber was war jetzt zu thun? Gegen die Gewalt gab es kein Recht, das wußte Schubert wohl, er wußte, daß, wie jede andere Willkürmaßregel der Polizei, so auch der Ausweisungsbefehl derselben, vom Ministerium gerechtfertigt und unterstützt werden würde. Freilich besagte die Warburger Verfassung, daß jeder Warburger das Recht haben sollte, seinen Wohnsitz überall im Staate zu nehmen, aber um die Verfassung bekümmerte man sich Seitens der Behörden nicht. Ein Verfassungsbruch nach dem anderen wurde täglich begangen, das Gefühl des Rechts schien bei Denjenigen ausgestorben zu sein, die berufen waren, das Recht zu üben und zu bewahren. Nichts desto weniger glaubte Schubert die Pflicht zu haben, einen letzten Versuch zu machen.

Er entschloß sich, mit dem frühen Morgen des folgenden Tages eine Audienz bei dem Minister Leffuet zu erbitten und diesen anzugehn, daß der ungerechtfertigte Ausweisungsbefehl des Polizeipräsidiums zurückgenommen würde. Er theilte seiner Frau den gefaßten Entschluß mit, diese aber erwiderte bitter und höhnisch:

„Ei, Du kluger Mann, glaubst Du denn, daß das Polizei-Präsidium Dich ausgewiesen haben würde, wenn es nicht wüßte, daß es im Rechte ist? Nur ein Mittel giebt es, Deine Stelle zu erhalten, nur ein Mittel, wieder zu Amt und Brot zu gelangen, aber dies eine Mittel willst Du ja nicht ergreifen. Mache Dir den Regierungsrath Baldemann zum Freunde, auf eine oder die andere Art. Er war heute bei mir.“

„Wie?“ unterbrach Schubert seine Frau ärgerlich, „wieder war der Regierungsrath hier, obgleich ich ihm mein

Haus verboten habe? Und Du, Marie, nimmst seinen Besuch an?"

Soll ich etwa so unklug sein wie Du, und die mächtigsten Männer im Staate zu unsern Feinden machen, damit sie auch mich und meine Kinder aus Warburg ausweisen, damit wir mit Dir bettelnd im Lande umherziehen können?"

Schubert schwieg. Die Worte seiner Frau hatten etwas Wahres, und dieselbe fuhr fort:

„Der Regierungsrath hat Dir Deine neuliche Unart verziehen, er ist sogar bereit, dafür zu sorgen, daß man Dir die Errichtung einer Schule gestattet, wenn Du Deine Einwilligung zu seiner Verbindung mit Röschen giebst. Das Weitere wird sich dann finden. Wenn Du Dich nur politisch still hältst, so wird der Regierungsrath Baldemann für seinen Schwiegervater weiter sorgen."

„Also verkaufen soll ich unser Kind, verkaufen für mein Recht, für mein gutes Recht, nicht wahr, Frau, das verlangst, das willst Du? Und Du bedenkst nicht, daß Du die eigene Tochter unglücklich machst, Du bedenkst nicht, daß Du unser armes Kind hingeben willst an einen Mann, der hart genug ist, die Noth des Vaters zu benutzen, damit dieser die Tochter zur Verbindung mit einem verhaßten Manne zwinge."

„Thorheit!" entgegnete Frau Schubert ärgerlich. „Röschen wird eine reiche, angesehene Frau, und sie wird glücklich werden."

„Nun und nimmermehr!" erwiderte Schubert ernst und streng. „Ungern hätte ich meine Einwilligung gegeben, wenn Röschen dem Regierungsrath zugethan wäre, nur

mit blutendem Herzen würde ich ihrem Willen nachgegeben haben, aber verkaufen werde ich mein Kind nimmermehr. Noch einmal will ich versuchen, ob ich beim Minister Recht erhalten kann. Gelingt mir dies nicht, nun wohl, dann werde ich Warburg verlassen und suchen, mir anderswo mein Brot zu verdienen."

„Wirklich, wirst Du das versuchen, Du gelehrter Mann? Thue es nur, versuche es, aber vergeblich; Männer Deiner Art giebt es genug in Deutschland, und wenn Du nicht betteln gehen willst, so weiß ich nicht, womit Du Dir Dein Brot verdienen willst. Aber geh' nur, geh' zum Minister Lessuet, versuche Dein Heil, morgen werden wir uns weiter sprechen."

Am andern Morgen schon mit dem Früheſten erbat sich Doktor Schubert eine Audienz beim Minister; er erhielt dieselbe fast augenblicklich mit einer Bereitwilligkeit, die ihm ein gutes Vorzeichen zu sein schien. Der Minister empfing Schubert mit kalter, förmlicher Höflichkeit.

„Was wünschen Sie, Herr Doktor," fragte er, als Schubert von einem Kammerdiener zu ihm ins Zimmer geführt wurde.

Schubert erzählte dem Minister, wie er ausgewiesen worden wäre, ohne jede Veranlassung, er erzählte ihm, daß er seit zwanzig Jahren in Warburg wohne, daß er nur hier im Stande sei, seine Familie zu ernähren, daß er an den Bettelstab gebracht werde, wenn man ihn zwinge, die Stadt zu verlassen, in der einzig und allein seine Existenz gesichert erscheine.

Der Minister hörte die Worte Schubert's ruhig mit

an. Als Schubert geendigt hatte, sagte er mit einem Achselzucken:

„Ich fürchte, Herr Doktor, daß ich Ihre Wünsche nicht werde erfüllen können; Sie sind bekannt als einer der Führer der hiesigen Revolutionspartei und zwar als einer der gefährlichsten Führer derselben. Ihre Wirksamkeit in Warburg ist Gefahr drohend für den Staat, und der Polizei-Präsident hat daher nur seine Pflicht gethan, indem er Sie aus Warburg ausgewiesen hat."

„Aber mit welchem Rechte ist dies geschehen, Excellenz? Mit welchem Rechte kann man mich, da ich seit zwanzig Jahren meinen Wohnsitz in Warburg habe, aus dieser Stadt ausweisen?"

„Nach einem Gesetze vom Jahre 1781," entgegnete der Minister kalt. „Nach einem Gesetze, welches Sie nachlesen können, und welches dem Polizeipräsidenten gestattet, alle diejenigen Personen aus der Stadt zu verweisen, welche entweder nicht geeignete Existenzmittel haben und von denen man fürchten muß, daß sie der Stadt zur Last fallen werden, oder deren moralische Führung dem öffentlichen Wohle Gefahr drohend erscheint, und zur letzten Klasse gehören Sie."

„Es ist möglich, daß dies Gesetz einst existirt hat, jedenfalls aber ist dasselbe durch die Verfassung aufgehoben."

„Sie irren, Herr Doktor, die Verfassung hat die frühern Gesetze nicht aufgehoben, und ich kann daher für Ihre Wünsche Nichts thun."

„Aber bedenken Euer Excellenz, daß ein Familienvater mit Weib und Kind brotlos wird, daß mich die Ausweisung an den Bettelstab bringt, ja, daß ich zu Hause eine

kranke Frau habe, die verhungern kann, da ich nicht im Stande bin, sie ferner zu ernähren."

Wieder zuckte der Minister die Achseln und sagte kalt:

„Das ist Ihre Sache, Herr Doktor. Es stand in Ihrer Macht, und ich glaube, behaupten zu dürfen, es steht noch in Ihrer Macht, durch eine Aenderung Ihrer politischen Thätigkeit sich das Vertrauen der Behörden zu erwerben. Wollen Sie das thun, wollen Sie den Polizeipräsidenten versichern, daß mit dem heutigen Tage Ihre politische Führung eine andere sein wird, dann glaube auch ich, Ihnen versichern zu dürfen, daß der Herr Polizeipräsident den Ausweisungsbefehl gegen Sie zurücknehmen wird. Freilich, weiter vermag ich Ihnen Nichts zu versprechen."

„Nun und nimmermehr, Excellenz," entgegnete Schubert entrüstet. „Ich habe mich geweigert, meine Ueberzeugung zu verleugnen, und ich weigere mich dessen noch."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Schubert vom Minister und dieser entließ ihn mit einer kalten Verbeugung.

Achtes Capitel.

Zwei würdige Freunde.

Kaum eine Stunde, nachdem Schubert den Minister Leffuet verlassen hatte, ließ sich bei Herrn von Walter, dem Polizeipräsidenten von Warburg, der Regierungsrath Baldemann melden; er wurde augenblicklich empfangen, denn der würdige Polizeipräsident der Stadt Warburg und der Regierungsrath Baldemann waren zwei sehr innige Freunde, Beide unterstützten sich gegenseitig nach Kräften, Beide benutzten ihre hohe amtliche Stellung, um für ihre persönlichen Interessen nach Kräften zu wirken.

Regierungsrath Baldemann wurde von dem Polizeipräsidenten außerordentlich freundlich empfangen.

„Willkommen!" rief Herr von Walter aus. „Ich habe Ihnen eine frohe Nachricht mitzutheilen. So eben hat mir der Minister Leffuet geschrieben, daß der Doktor Schubert bei ihm gewesen sei, um die Ausweisungsordre rückgängig zu machen, daß aber der Minister jede Bitte abschläglich beschieden habe, und daß es daher bei diesem Ausweisungsbefehl verbleibe. So wird denn jetzt der Doktor Schubert

binnen 24 Stunden die Stadt verlassen müssen, dafür stehe ich Ihnen. Sie werden anerkennen müssen, daß ich nach Kräften für Sie gesorgt habe."

„Ja, wahrhaftig, Walter, das haben Sie, und ich bin Ihnen dafür außerordentlich dankbar."

„Uebrigens gestehe ich Ihnen offen," fuhr Walter fort, „daß Ihre Dankbarkeit nicht zu groß zu sein braucht, denn mir war dieser Mensch, der Schubert, stets ein Dorn im Auge, er war mir so recht im Grunde des Herzens verhaßt, er ist eins der gefährlichsten Subjekte von Warburg."

„Darin, glaube ich, irren Sie. Schubert hat sich in letzter Zeit wenig um Politik bekümmert."

„Das thut Nichts, er war dennoch höchst gefährlich, und gerade seine Ruhe, sein untadelhafter Lebenswandel, und dabei die Entschiedenheit seiner Gesinnung flößte seinen Mitbürgern mehr Vertrauen ein, als alle jene ungestümen Brauseköpfe, die außer ihm an der Spitze der Partei gestanden haben, dies zu thun vermögen. Aber es ist gleichgültig, ausgewiesen mußte er natürlich, da Sie es wünschten, unter jeder Bedingung werden; aber ich versichere Ihnen, es hat mir nicht geringe Schwierigkeiten gekostet, nicht geringe Ueberredung, ehe ich den Minister Leffuet dazu veranlassen konnte, den Ausweisungsbefehl zu genehmigen. Er wollte Anfangs durchaus nicht einwilligen, und versicherte immer, es wäre doch eine zu augenscheinliche, zu schreiende Ungerechtigkeit, einen Mann, der seit zwanzig Jahren in Warburg ansässig sei, aus dieser Stadt zu verweisen."

„Ich glaube es," entgegnete Baldemann lächelnd, „der Herr Minister Leffuet, ein so vortrefflicher Politiker er ist, kann sich doch noch nicht von den Gesetzen losreißen, und

bedenkt nicht, daß man solchen Feinden, wie die Demokraten, gegenüber, an gar kein Gesetz gebunden ist. Es ist wahrlich eine feine Politik, den Leuten, deren Tendenz es ist, das Gesetz umzuwerfen, zu Gunsten das Gesetz zu befolgen, um sie mit demselben zu schützen."

„Sie haben vollkommen Recht, aber Leffuet will das immer noch nicht recht einsehen und sogar in dem Briefe — Sie können ihn ja lesen — den er mir eben geschrieben hat, kann er nicht umhin, einige Worte des Bedauerns auszusprechen darüber, daß Schubert durch diese Ausweisung vollkommen brotlos an den Bettelstab gebracht wird."

„Herrlich!" entgegnete Baldemann mit einem boshaften Lächeln; „das eben ist es, was ich wünsche, was ich verlange, gerade dadurch werde ich zu meinem Ziele gelangen."

„A propos, Herr Baldemann!" sagte der Polizeipräsident spöttisch, „welches ist denn eigentlich ihr Ziel, wenn ich fragen darf? Ich habe seltsame Sachen über Ihr Verhältniß zum Doktor Schubert gehört, Sachen, die, ich gestehe es Ihnen, mir fast unglaublich erscheinen möchten, wenn sie nicht bestättigt würden durch manche von Ihren eigenen Worten. Ich habe gehört, Sie hätten sich um die Hand der kleinen Röschen Schubert, der sechszehnjährigen Tochter Ihres Freundes beworben."

„Nun, und wenn dies wäre?" entgegnete Baldemann finster.

„Ei, so sagte ich, daß Sie, mein verehrter Freund, mindestens halb toll sein müßten."

„Walter!!"

„Nun ja, fahren Sie nur nicht so auf, bedenken Sie,

daß ein Freund zu Ihnen spricht, und gerade Freundes Pflicht ist es, unverholen die Wahrheit zu sagen. Sie, der Regierungsrath Baldemann, Sie, der Mann, in dessen Hand bald genug die Geschicke unseres Landes gelegt werden müssen, denn uns Beiden ist es nicht verborgen, daß das Ministerium Leffuet nicht ewig am Ruder bleiben kann, und daß entschiedene Männer an die Spitze der Regierung berufen werden müssen, Sie wissen so gut als ich, daß Sie Einer von denjenigen sind, die nach dem Ministerium Leffuet in den Rath des Fürsten berufen werden, und Sie dem eine so glänzende Carriere offen steht, Sie wollen die Tochter des Doktor Schubert heirathen? Ich wiederhole, Baldemann, es ist dies die größte Thorheit, die irgend existirt."

„Sie mögen Recht haben, Walter," erwiderte Baldemann, „und ich gestebe Ihnen, ich habe es oft selbst dafür gehalten. Aber wahrlich, ich konnte nicht anders. Ich liebe dieses Mädchen, ich liebe sie mit einer Gluth, die mich verzehrt, sie muß die meinige werden, ich habe es geschworen, ich habe es mir selbst gelobt; ich bin fest entschlossen, diesen meinen Willen auszuführen."

„Thorheit, Freund! Ein Mann wie Sie, sollte nicht von Liebe sprechen. Ein Politiker und Liebe, das paßt wahrlich schlecht genug zusammen."

„Sie kennen das nicht, Walter, Sie wissen nicht, was es heißt, zu lieben!"

„Nein, wahrlich, das weiß ich nicht. In meinen Jugendjahren, und die sind lange verflossen, habe ich auch manche Liebe gehabt, und endlich aus sogenannter Liebe geheirathet. Nun, Gott sei Dank, das ist auch vorüber,

meine selige Frau liegt längst im Grabe, und ich bin glücklich, daß ich von dieser liebevollen Ehehälfte erlöst bin. Aber ich weiß etwas Anderes, ich kenne eine Leidenschaft, und diese Leidenschaft ist der Ehrgeiz. Auch Sie sind ehrgeizig, Baldemann, auch Sie müssen es sein, denn nur durch den Ehrgeiz können Sie die glänzende Carriere, für welche Ihr Geist, Ihr Talent, Ihre Kenntnisse Sie bestimmt haben, verdienen. Ich bin überzeugt, daß die ersten Familien des Landes es sich zur Ehre machen werden, Sie in ihrer Mitte aufzunehmen. Bedenken Sie, daß durch eine solche Verbindung mit einer unserer ersten Adelsfamilien Sie die gewaltigste Hülfe zu Ihrem ferneren Steigen erlangen; denn Sie dürfen sich nicht verhehlen, daß beim Fürsten Ihr Bürgerthum einigen Anstoß erregt. Verbinden Sie sich mit einer der alten Adelsfamilien, lassen Sie sich womöglich selbst adeln, so ist Ihre Carriere gesichert. Bedenken Sie dies, Baldemann, und gehen Sie ab von dem thörichten Plan, das Mädchen, von dem Sie, wie ich gehört habe, den Korb bekommen haben, zu heirathen."

Baldemann biß sich bei dieser Rückerinnerung wüthend auf die Lippen, und Walter fuhr fort: „Es ist wahrhaft wunderbar, der Regierungsrath Baldemann von einem kleinen Bürgermädchen einen Korb! Nun Freund, stoßen Sie diese Erinnerung von sich und denken Sie nicht mehr an das Mädchen. Ich habe gern Ihrer Rache gedient, und ich denke, der Korb ist dadurch, daß der Vater ausgewiesen, die Familie an den Bettelstab gebracht worden ist, vollständig gesühnt."

„Sie irren, Walter," erwiderte Baldemann ruhig; aber diese ruhige Stimme war nur erzwungen, und mit-

unter brach die innere Bewegung aus seinen Worten unwillkürlich hervor, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich der Rache wegen gegen jenen Mann operirt habe, nein, ich habe es nur gethan, um meine Pläne auszuführen, um meine Zwecke zu erreichen."

„Und darf ich nach diesen Zwecken fragen?"

„Einem Freunde darf ich dieselben anvertrauen und am ersten Ihnen, Walter, der sie hinweg sind über jene jämmerlichen Etiquettenfragen des Lebens, der Sie das Streben des Mannes zu würdigen wissen. Ich sehe sehr wohl ein, daß es für mich eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, eine einflußreiche Heirath zu schließen, und die romantische Idee, welche ich einige Zeit hegte, Röschen Schubert zu heirathen, ist mit jenem Tage in mir erstickt, an dem ich vom Vater, von jenem jämmerlichen, thörichten Menschen, auf das Unverschämteste zurückgewiesen wurde."

„Bravo, Baldemann, Bravo!" rief der Polizeipräsident, indem er sich die Hände rieb. Baldemann fuhr fort:

„Aber ich sagte Ihnen bereits, ich muß das Mädchen besitzen, ich habe es mir selbst gelobt, mein Stolz verlangt dies; ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis Röschen Schubert die meinige ist, sie soll die Meinige, sie soll meine Maitresse werden, und sie soll Gott danken, daß sie, um dem Hungertode zu entgehen, sich mir in die Arme werfen darf. Das ist mein Plan, Walter, und Sie müssen mich in demselben unterstützen."

„Teufel, Baldemann, Sie sind doch ein anderer Mensch, als ich gedacht habe, und meine Hülfe soll Ihnen nicht fehlen, wie ich auch andererseits auf die Ihrige rechne.

Aber was wollen Sie thun, wie wollen Sie zu solchem Ziele gelangen?"

„Mein Plan ist folgender: Sie wissen, daß Schubert ohne alle Mittel ist, er erwartet, daß die Partei, daß die Demokraten von Warburg seine Frau unterstützen werden, und ich glaube wohl, daß er sich darin nicht täuschen wird, wenn die guten Warburger irgend Jemanden haben, der sich für Schubert verwendet, und ein solcher Mann ist da. Sie kennen Markmann, den innigsten Freund Schubert's. Dieser wird Schubert selbst, wird dessen Familie unterstützen, er wird, obgleich er selbst nicht vermögend ist, doch von den Warburger Bürgern, deren politische Gesinnung wir Beide ja genugsam kennen, genügende Geldmittel auftreiben, um die Familie Schubert's während dessen Abwesenheit zu unterstützen. Dies müssen wir hintertreiben, Markmann muß auf irgend eine Weise unschädlich gemacht werden. Können Sie nicht auch ihn ausweisen?"

„Nein, das geht nicht. Markmann ist in der Stadt Warburg geboren, und wenn ich mich auch nicht gerade um die Gesetze kümmere, so muß man doch den Schein des Gesetzes wenigstens aufrecht erhalten. Wenn Markmann irgend auszuweisen wäre, dann können Sie sich darauf verlassen, hätte ich ihn längst ausgewiesen.

„Nun wohl, dann muß man irgend eine Untersuchung gegen ihn einleiten."

„Aber welche, ich bitte Sie? Ich kenne Markmann's politischen Lebenswandel genau, und ich weiß, daß er trotz seiner Entschiedenheit doch stets so vorsichtig gewesen ist, sich niemals zu kompromittiren. Verschiedene Prozesse habe ich bereits gegen ihn einleiten lassen, aber immer haben

die Richter wegen Mangel an Beweisen alle diese Prozesse zurückgewiesen, Markmann ist überall siegreich hervorgegangen. Nicht einmal ihn vor die Geschwornen stellen zu lassen, nicht einmal dazu konnte ich gelangen."

„Deshalb müssen Sie ein Aeußerstes versuchen, mein lieber Walter, Sie müssen es wirklich thun, Sie erweisen mir dadurch einen außerordentlichen Dienst. Markmann muß in Untersuchung gezogen werden, mögen wir die Zeugen nehmen, woher wir können, mag Markmann später freigesprochen werden, Alles dies ist gleichgültig, in Untersuchung müssen wir ihn ziehen, und dies, sollte ich denken, könnte nicht schwer werden."

„Sie verlangen viel von mir, sehr viel," erwiderte der Polizeipräsident, „aber ich will sehen, was sich thun läßt."

Er klingelte und gab dem eintretenden Diener den Befehl, den Polizeiwachtmeister Weise, Falls sich derselbe in dem Bureau befinde, herbeizurufen. Kaum einige Minuter später erschien der Polizeiwachtmeister Weise, indem er mit unterthäniger Miene, in militairischer Haltung in's Zimmer trat.

„Sie kennen den Literaten Markmann?" fragte der Präsident den Eintretenden.

„Zu befehlen, Herr Präsident."

„Markmann ist einer der gefährlichsten Wühler in der Hauptstadt. Der Mann muß nothwendiger Weise bei seiner bisherigen demokratischen Beschäftigung irgend eine Majestätsbeleidigung oder irgend ein anderes Verbrechen begangen haben, welches bisher noch nicht zu entdecken möglich war. Wissen Sie von etwas Dergleichen?"

„Bis jetzt noch nicht, Herr Präsident."

„Nun, Herr Wachtmeister Weise, dann werden Sie, ich rechne mit Bestimmtheit darauf, mir binnen zwei Tagen irgend Zeugen für ein derartiges Verbrechen des Markmann beschaffen. Es muß gegen diesen Menschen eine Untersuchung eingeleitet werden, es ist dies aus besonderen Staatsrücksichten unumgänglich nothwendig. Ich rechne auf Ihren Diensteifer, der nicht unbelohnt bleiben soll, wie ich auch hoffe, daß Sie die größte Verschwiegenheit über diese Sache bewahren werden. Binnen zwei Tagen haben Sie Zeugen für ein solches Verbrechen des Markmann zu beschaffen, nach welchem dieser in den Kriminal-Untersuchungs-Arrest zu bringen ist."

„Zu befehlen, Herr Präsident."

„Kann ich mich auf Sie verlassen?"

„Mit vollkommener Sicherheit, Herr Präsident. Ich werde meine Pflicht, wie immer bisher, so auch jetzt nach meinen besten Kräften thun."

Der Polizeipräsident verneigte sich leicht, mit einer äußerst demüthigen, unterthänigen Verbeugung schied der Polizeiwachtmeister.

Als Weise das Zimmer verlassen hatte, rieb sich der Polizeipräsident freudig die Hände.

„Das ist ein prächtiger Mensch, dieser Weise," sagte er lächelnd, „ein prächtiger Mensch, auf den man sich vollkommen verlassen kann. Uebermorgen haben wir die Beweise für irgend ein Komplott, eine Majestätsbeleidigung oder ein anderes Verbrechen gegen Markmann, welches uns vollkommen ermächtigen wird, denselben ins Gefängniß zu werfen, Sie können sich darauf verlassen, mein Freund,

und Sie sehen, ich bin Ihnen so gefällig, als dies irgend möglich ist. Aber jetzt bitte ich Sie, welche Pläne haben Sie weiter?"

„Ich habe Ihnen bereits meine Absicht in allgemeinen Umrissen angedeutet. Die Familie Schubert muß in die äußerste Dürftigkeit versetzt werden. Ich werde mich dann an die Mutter wenden, sie unterstützen und dafür von ihr nichts Anderes, als ihre Tochter verlangen. Frau Schubert ist eins jener Weiber, deren Eigennutz sie zu Allem fähig macht, ich bin überzeugt, sie wird mir ihre Tochter mit dem größten Vergnügen verkaufen, und das junge Mädchen selbst ist so gutmüthig, daß es, um seiner Mutter zu helfen, sich nicht weigern wird, mir anzugehören."

„Bravo, Baldemann, Bravo! Ich sehe, Sie sind doch der Mann, für den ich Sie immer gehalten habe, Ihr Plan ist vortrefflich und er wird, er muß gelingen."

Neuntes Capitel.

Der Verbannte.

Schubert war vom Minister Leffuet in seine Wohnung zurückgekehrt. Jede Hoffnung, die Ausweisung rückgängig zu machen, mußte jetzt aufgegeben werden, Schubert mußte sich darauf vorbereiten, Warburg zu verlassen, und mit schwerem, sorgevollem Herzen that er es, denn welches Schicksal seiner Familie bevorstand, er wußte es, hatte er doch nicht einmal Mittel für sein eigenes Leben, für seinen eigenen Unterhalt.

Frau Schubert empfing ihren Mann mit einem äußerst gehässigen Wesen, ihre krankhafte Aufreizung war bis aufs Aeußerste gestiegen und sie machte Schubert die bittersten schneidensten Vorwürfe, aber Schubert empfing alle diese Vorwürfe mit Ruhe, er schrieb sie stets der Krankheit seiner Frau zu, und indem er sich vorbereitete, seine wenigen Habseligkeiten, deren er unbedingt bedurfte, einzupacken, suchte er, durch freundliche Worte die gehässige Frau zu beschwichtigen; als ihm dies indessen nicht gelang, nahm er ruhig den Hut, um sich zu seinem Freunde Markmann zu begeben.

Er erzählte diesem die Ausweisung, welche ihn betroffen hatte, und er fragte seinen Freund jetzt um Rath, was er thun, auf welche Weise er sich seinen Unterhalt ermöglichen solle. Markmann ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Diese vollkommen ungerechtfertigte Ausweisung, diese neue Maßregel der Willkür der stets in Willkürmaßregeln sich bewegende Regierung von Warburg hatte ihn auf das Aeußerste erzürnt, fast zur Wuth gebracht; aber er hielt an sich und sagte endlich, indem er Schubert die Hand bot und sie in inniger Bewegung drückte:

„Ich bin die Schuld daran, mein Freund, daß Du in diese unangenehme, trübselige Lage gekommen bist; auf mein Zureden bist Du in den Verein gegangen, und dieser Schritt ist die erste Ursache aller Deiner Fatalitäten, an mir ist es jetzt auch, zu thun, was in meinen Kräften steht, um Dir soviel als irgend möglich, Dein Unglück tragen zu helfen, und verlaß Dich darauf, ich werde, so lange ich selbst noch Etwas habe, weder Dich noch Deine Familie verlassen."

Schweigend drückte Schubert dem Freunde die Hand, denn er wußte, daß dies ein Anerbieten war, nicht leicht hin, sondern in der Absicht gegeben, es auch im weitesten Umfange zu halten.

„Laß uns überlegen," sagte Markmann, „was Du fürs Erste zu thun hast. Im Fürstenthume Warburg kannst Du nicht bleiben, man wird Dich von einem Orte zum andern verweisen, und wohin Du auch kommen magst, überall würdest Du chikanirt werden. Ebenso wenig kannst Du nach Preußen, Sachsen oder einem andern deutschen Staate gehen, nirgends wird man Dich leiden. Es bleibt Dir dann Nichts weiter übrig, als Dir im Auslande mit Deinen

Kenntnissen Deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Du sprichst ja wohl französisch, englisch und italienisch?“

„Ja wohl, ich spreche alle drei Sprachen ziemlich fertig.“

„Dann würde ich Dir rathen, geh nach Turin, dort ist noch die einzige Stätte der Freiheit in Europa, England und die kleine Schweiz ausgenommen; aber beide Länder eignen sich nicht für Dich, da beide von deutschen Flüchtlingen überfüllt sind. In Turin wird es Dir vollkommen möglich sein, durch deutschen, französischen und englischen Sprachunterricht die Mittel zu Deinem Lebensunterhalte zu erwerben, und die Reisekosten, welche allerdings bedeutend genug sind, werde ich Dir vorschießen. Ich besitze noch einige Hundert Thaler, diese mußt Du als Darlehn annehmen und für Deine Frau, für Deine Familie werde ich ebenfalls sorgen. Es wird uns dabei eben nicht sehr reichlich gehen, aber wir müssen uns miteinander einschränken.“

Schubert nahm das Anerbieten des Freundes an, wie es gegeben war, so herzlich, so innig, und drückte Markmann die Hand. Kein Wort wurde gesprochen, denn beide Freunde betrachteten ein solches Opfer als sich ganz von selbst verstehend, und etwas beruhigter konnte Schubert an die Vorbereitungen zu seiner Reise gehen.

Es war eine traurige, traurige Reise. Von den Seinigen viele Meilen weit entfernt, ohne zu wissen, wie es Ihnen ging, mußte Schubert sich in der Fremde selbst ein Schicksal zu begründen suchen, und er sah sich auf Annahme von Almosen, denn anders konnte er die ihm von seinem Freunde angebotene Summe nicht betrachten, angewiesen;

aber dennoch ging er mit Muth an sein schweres Werk, sich ein neues Schicksal zu begründen.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, die Sachen wurden gepackt, alle die Bücher nahm er mit, welche für den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache nothwendig waren. So kam der Abend des Tages heran, und mit ihm die Stunde, in welcher Schubert die Stadt verlassen mußte. Frau Schubert hatte den ganzen Tag über mürrisch und unzufrieden ihren Mann mit Vorwürfen überhäuft, Röschen Schubert hatte geweint, und Schubert selbst war still in sich gekehrt gewesen, denn nur mit betrübtem Herzen konnte er die Frau verlassen, die, er fühlte es, der Tochter nicht den wahren mütterlichen Schutz gewähren konnte.

Endlich schlug die Abschiedsstunde, er sagte seiner Frau Lebewohl, die ihn nicht nach der Eisenbahn begleiten konnte. Frau Schubert hatte keine Thräne für den abreisenden Mann, ihrem eigensüchtigen, kalten Herzen war der Mann Nichts, sie trauerte nicht darüber, daß sie von ihm Abschied nehmen mußte, nur darüber, daß er seine Stelle verloren hatte, und daß sie jetzt mit Sorge und Noth, vielleicht sogar mit dem Hunger zu kämpfen haben würde. Vergeblich hatte Schubert sich bemüht, die Frau zu trösten, vergeblich hatte er ihr vorgestellt, daß Markmann, der treue Freund, sie nicht verlassen würde; Frau Schubert dachte freilich schon, ohne es indessen auszusprechen, an einen anderen Freund, von dem sie Hülfe erwartete, an den Feind ihres Mannes, an den Regierungsrath Baldemann.

Kalt und herzlos nahm Frau Schubert von ihrem Manne Abschied. Röschen begleitete den Vater auf die

Eisenbahn und dort traf ihn auch noch einmal Markmann, um dem Freunde ein letztes Lebewohl zu sagen. Er wiederholte sein Versprechen, für die Familie Schuberts zu sorgen nach besten Kräften, er versprach Schubert, öfter zu schreiben, ihm stets die Verhältnisse der Heimath wissen zu lassen.

Das beruhigte den Abreisenden wenigstens etwas, wenn es ihm auch freilich keine Sicherung für das Schicksal seiner Familie geben konnte, denn Markmann war ja selbst nicht vermögend und nur mit schweren Opfern vermochte er sein Versprechen zu erfüllen.

Schubert reiste ab. Wir können ihn auf dieser Reise nicht begleiten, nicht die mancherlei Erlebnisse erzählen, welche er hatte; nur mit wenigen Worten können wir dem Leser seine Schicksale im Auslande mittheilen.

Als Schubert in Turin ankam, hatte er gerade noch so viel von seinem Reisegelde übrig, daß er vielleicht acht bis vierzehn Tage auf das Kümmerlichste und Sparsamste davon zu leben vermochte. Das war eine trübe Aussicht, aber Schubert verlor den Muth nicht. Er wendete sich an einige einflußreiche Männer der demokratischen Partei, er theilte diesen sein Schicksal mit und seinen Wunsch, im Englischen, Französischen und Deutschen, sowie in den alten Sprachen Unterricht zu ertheilen; er fand augenblicklich die freundlichste Bereitwilligkeit, die liebevollste Unterstützung, und so gelang es ihm denn schon nach einigen Wochen, sich freilich eine sehr kümmerliche, aber doch eine Existenz zu verschaffen.

Schubert schrieb sofort nach der Heimath, um seiner Frau Nachricht von dem glücklichen Erfolge seiner Reise zu

geben, aber er erhielt keine Antwort. Freilich konnte er die Frau nicht bitten, ihm nach Turin zu folgen, das war vollkommen unmöglich, wenigstens vor der Hand, und obgleich sich voraussehen ließ, daß binnen kurzer Zeit seine Verhältnisse als Lehrer sich so gestalten würden, daß es ihm möglich sein werde, auch seine Frau und seine Kinder in Turin zu ernähren, so ließ sich dies doch vor der Hand noch nicht thun, nicht einmal das Reisegeld vermochte er der Frau zu schicken, und so mußte er diese dann immer wieder auf Markmanns Gefälligkeit vertrösten.

Briefe auf Briefe schickte Schubert in die Heimath, aber auf keinen erhielt er Antwort. Er schrieb einigemale an Markmann, aber auch dieser antwortete nicht. Er schrieb an seine Frau, an seine Tochter, aber vergeblich war alles Warten, keine Antwort kam.

So vergingen drei Monate dem Ausgewiesenen in furchtbarer Pein. Da kam er eines Tages in ein Kaffeehaus, in welchem sich deutsche Zeitungen befanden, er blätterte in denselben umher und las. Plötzlich fielen seine Augen auf einen Artikel, der von Warburg datirt war und dieser Artikel machte ihm fast das Blut in den Adern erstarren. Er lautete folgendermaßen:

„Warburg, den 16. Januar. Der Prozeß gegen den „Literaten Markmann geht seinen Gang vor. Allerdings „heißt es im Publikum, daß gegen Markmann gar keine „Beweise vorhanden seien, allerdings versichert man, daß „die Verhaftung des bekannten Demokratenführers in Warburg aus einer persönlichen Gereiztheit des Polizeipräsidenten oder eines vielleicht ebenso hoch gestellten Mannes „verursacht worden sei, aber alle diese Reden sind nur un-

„verbürgte Gerüchte, und es steht fest, daß wichtige Zeu-
„genaussagen gegen den berüchtigten Führer der warburger
„Demokratie vorliegen. Der Polizeiwachtmeister Weise, ei-
„ner der thätigsten und tüchtigsten Polizeiagenten von War-
„burg hat eine Masse von Zeugenaussagen, welche sich
„meistens auf frühere Reden Markmanns, auf seine Ver-
„bindungen mit auswärtigen demokratischen Vereinen, auf
„die hochverrätherischen Pläne, die diesen Verbindungen un-
„tergelegen haben, beziehen, herbeigeschafft und so dürfen
„wir denn binnen kurzer Zeit einer interessanten Enthüllung
„der demokratischen Umtriebe entgegensehen, wenn, wie wir
„hören, der Prozeß Markmanns vor den Geschwornen öf-
„fentlich verhandelt werden wird.

„Eine besondere Wichtigkeit für den Prozeß Markmanns
„haben die von dem flüchtigen Doktor Schubert aus Tu-
„rin während der Haft eingelaufenen Briefe gehabt. Die-
„ser berüchtigte Führer der warburger Demokratie hat,
„Weib und Kind im Stiche lassend, sich aus Warburg ge-
„flüchtet, um der verdienten Strafe für diese seine demokra-
„tischen Umtriebe zu entgehen. Mit seinem Freunde Mark-
„mann hat er in fortwährender Korrespondenz gestanden,
„aber diese Briefe, welche sich auf das Schamloseste über
„die Regierung in Warburg aussprechen, sind aufgefangen
„und den Gerichtsbehörden überliefert worden.

„Charakteristisch für den Doktor Schubert ist beson-
„ders die Nichtswürdigkeit, mit welcher er seine kranke Frau
„in Warburg vollständig hülflos zurückgelassen hat. Ohne
„die Hülfe eines treuen Freundes, der sogar trotz seiner
„politischen Meinungsverschiedenheit mit dem Doktor Schu-
„bert sich nicht gescheut hat, mit aufopfernder Liebe die

„Zurückgelassenen zu unterstützen, ohne die Hülfe des Re-
„gierungsrathes Baldemann wäre Frau Doktorin Schu-
„bert, von ihrem herzlosen Manne verlassen, ohne alle Mit-
„tel, dem Hungertode erlegen. Das sind die Führer der
„Demokratie, solche Männer wollen heut zu Tage das Volk
„führen!"

Voll Entrüstung las Schubert den unwahren und entstellten Artikel. Aber Eins schien in diesem Gewebe der Lüge doch wahr zu sein; es ging aus dem Artikel hervor, daß Markmann gefangen, in Untersuchung sei, es ging ferner daraus hervor, daß Frau Schubert mit dem Regierungsrathe Baldemann wieder im freundschaftlichsten Verhältnisse stand, daß sie von diesem Unterstützungen angenommen habe. Beides flößte Schubert die größte Sorge ein. Augenblicklich schrieb er nach Hause, er schrieb an seine Frau und bat diese mit den eindringendsten Worten, daß sie ihm wahr und unverholen schreibe, was während seiner Abwesenheit in Warburg vorgefallen sei, daß sie ihm die Schicksale Markmanns mittheile, daß sie ihm auch mittheile, ob es wahr sei, daß sie, wie er gehört habe, während seiner Abwesenheit von dem Regierungsrath Baldemann unterstützt worden sei.

Angstvoll erwartete Schubert die Antwort seiner Frau. Wie gern wäre er nach Warburg zurückgeeilt, um sich persönlich von der Lage seiner Familie, seines Freundes zu überzeugen; aber er konnte es nicht, denn noch immer waren seine Mittel nicht der Art, daß es möglich gewesen wäre, die weite Reise anzutreten. Freilich hatte sich seine Lage von Tage zu Tage verbessert, täglich waren ihm mehr Unterrichtsstunden angeboten und von ihm angenommen

worden, und auch die Preise dieser Stunden waren von Tag zu Tag gestiegen. Aber die Reise von Turin nach Warburg ist weit und kostspielig, und so sah sich denn Schubert gezwungen, mit angstvollem Herzen auf Nachrichrichten von Warburg zu warten.

Immer und immer kam kein Brief; wieder schrieb er und wieder, da erhielt er, nachdem er wohl sechs Monate ganz ohne Nachrichten von Hause geblieben war, endlich einen Brief aus Warburg von der Hand seiner Frau. Er öffnete das Schreiben, welches nur wenige Zeilen enthielt, die mit fast unleserlichen Zügen geschrieben waren:

„Komm zurück, Schubert,“ so hieß es in diesem Briefe, „ich flehe Dich an, komm' zu mir, damit ich ruhig sterben kann. Ich muß Dich noch einmal sehen vor meiner letzten Stunde, die mit fürchterlicher Schnelle herannaht, noch einmal muß ich Dich sprechen, um Deine Verzeihung zu erlangen, wie unwürdig ich derselben auch bin. Komm zu mir, Schubert, mit Thränen flehe ich Dich an, Du wirst mir diese letzte Bitte nicht abschlagen.
Marie.“

Wieder und wieder las Schubert den merkwürdigen Brief, diesen Brief, der ihm keinen Aufschluß gab über die Verhältnisse seiner Frau, der ihm nur zeigte, daß die Krankheit derselben sich verschlimmert haben müsse, und daß ein trauriger Ausgang nahe bevorstände. Schubert hatte jetzt einiges Geld mehr gesammelt und konnte die Reise möglich machen. Er entschloß sich daher kurz, sofort nach Warburg zu reisen, um die letzten Bitten seiner Frau zu erfüllen; schon am folgenden Tage war er unterweges.

Zehntes Capitel.

Markmann.

Der Leser erinnert sich, daß Markmann und Röschen Schubert auf dem Bahnhofe geblieben waren, bis der Freund und Vater abgefahren war. Röschen weinte bitterlich, vergeblich suchte Markmann sie zu trösten, trübe, düstre Vorahnungen erfüllten das junge Mädchen, welches wohl fühlte, daß eine furchtbare Zeit der Noth ihr bevorstehe, nicht der Armuth allein, denn diese zu ertragen erschien ihr kaum schwer, sondern der bitteren Geistesnoth. Röschen war jetzt allein mit der Mutter, sie hatte die kräftige Hülfe des Vaters verloren, wie sollte sie ferner dem Andringen und Zureden der Mutter widerstehen, wenn diese von ihr Freundlichkeit gegen den verhaßten Regierungsrath Baldemann forderte? Bisher konnte das junge Mädchen sich auf den Vater stützen, der liebevoll, ernst und ruhig, ohne je ein unfreundliches Wort zu sagen, dennoch die Tochter stets vor der harten und zänkischen Mutter in Schutz genommen hatte. Jetzt aber war der Vater fortgereist, jetzt hatte Röschen keine Stütze, keinen Freund mehr, jetzt

stand sie allein da, und sie fühlte sich zu schwach, um dem Andringen der Mutter widerstehen zu können.

Röschen war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren und gerade ihr liebevolles, freundliches Gemüth machte sie den Bitten einer Mutter gegenüber schwach. Ihr Charakter hatten noch nicht in den Stürmen des Lebens sich befestigen können, und so fürchtete Röschen denn die bevorstehende Zeit, da sie wohl fühlte, daß sie ohne den Vater der Mutter nicht würde widerstehen können, selbst wenn diese Unrechtes von ihr fordere.

Markmann versuchte vergeblich, die bitterlich Weinende zu trösten, es gelang ihm dies nicht, denn Röschens Schmerz war kein äußerlicher, diese Thränen kamen unmittelbar aus dem Herzen, und erst als Markmann, den Röschen als den treusten, aufopferndsten Freund des Vaters liebte und achtete, dessen festen, ehrenhaften Charakter sie kannte, ihr heilig und fest versprach, ihr ganz ein Vater sein zu wollen, sie zu schützen, selbst gegen ihre Mutter, erst da beruhigte das junge Mädchen sich einigermaßen.

So führte denn Markmann Röschen in das Haus ihrer Mutter zurück. Frau Schubert empfing den Freund ihres geschiedenen Gatten mit nicht besonderer Herzlichkeit, aber Markmann kümmerte sich darum wenig, er setzte sich neben die Frau aufs Sopha, und nachdem er die letzten Grüße Schuberts überbracht hatte, sagte er:

„Wir müssen jetzt, Frau Schubert, uns ein wenig besprechen über die Zukunft, über die Art und Weise, wie wir die Mittel zu Ihrer ferneren Existenz beschaffen. Sie wissen, daß es Schubert unmöglich gewesen ist, auch nur

so viel für Sie zurückzulassen, daß Sie wenige Tage leben können."

„Freilich," unterbrach ihn Frau Schubert heftig und böse; „der höchst gelehrte und kluge Mann hat nur so viel Geld zusammen zu scharren gewußt, daß er selbst glücklich nach Turin gelangen kann, an Frau und Kinder hat er nicht gedacht; diese hat er mit Nahrungssorgen kämpfend zurückgelassen, ja dem Hungertode Preis gegeben."

„Sie sind im höchsten Grade ungerecht, Frau Schubert, und nur ihre Krankheit entschuldigt solche böse Redensarten," entgegnete Markmann entrüstet. „Schubert hat wohl für Sie gesorgt, indem er einem Freund, auf dessen Hülfe er sich verlassen kann, das bestimmte Versprechen abgenommen hat, Sie nicht im Stiche zu lassen. Ich selbst bin dieser Freund, und ich versichere Ihnen, Frau Schubert, so lange ich selbst noch einen Bissen zu essen habe, so lange sollen auch Sie nicht mit Nahrungssorgen kämpfen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Markmann," entgegnete Frau Schubert etwas milder. „Aber es ist schwer und hart für eine kranke Frau, wenn sie das Gnadenbrot fremder Leute essen soll."

„Kein Gnadenbrot, Frau Doktorin, kein Gnadenbrot. Ich thue Nichts, als daß ich Ihnen die Mittel für Ihre Existenz einige Zeit lang vorstrecke. Schubert wird, wohin er auch kommen mag, sich eine Existenz begründen; seine hohen Talente können ihn höchstens für einige Wochen oder Monate in Dürftigkeit gerathen lassen, endlich muß er sich nothwendig aus derselben hervorarbeiten und wird leicht im Stande sein, mir das wenige zurück zu zahlen, was ich für ihn und für seine Familie auszugeben im Stande bin.

Aber Frau Schubert, ich gestehe Ihnen offen, daß ich leider nur wenig habe, Sie werden ein kümmerliches, dürftiges Brot essen, und ich rathe Ihnen daher, lassen Sie Röschen, die ja erwachsen genug ist, um durch Arbeiten ihr Brot zu verdienen, für andere Leute nähen, sticken, oder ähnliche weibliche Arbeiten machen. Ich werde dafür sorgen, daß Röschen Arbeit in Hülle und Fülle finden soll."

„Also für fremde Leute arbeiten soll mein Kind?" fragte Frau Schubert bitter. „Eine Näherin werden, dahin ist es gekommen?"

„Arbeit schändet nicht," entgegnete Markmann erzürnt. „Preisen Sie sich glücklich, Frau Schubert, wenn Sie im Stande sind, durch Arbeit Ihr Brot zu verdienen. Wie Mancher vermag dies nicht und geht, obgleich er gern arbeiten möchte, doch dem Hungertode entgegen, weil er keine Arbeit findet. Doch genug, Frau Doktorin, ich glaube, Sie werden mit mir einverstanden sein, daß es besser ist, wenn Sie durch Röschens Arbeit einen Zuschuß zu Ihrer Wirthschaftkasse erlangen, als dadurch, daß ich die Mildthätigkeit der demokratisch gesinnten Bürger von Warburg in Anspruch nehme. Nur im äußersten Fall, das habe ich Schubert versprochen, würde ich dies thun, nur wenn meine eigenen Mittel und Röschens Arbeit durchaus nicht mehr zureichen."

Frau Schubert blickte finster zu Boden.

„Ich dächte, mein Mann hätte der demokratischen Partei in Warburg so viel geopfert, daß es wohl die Schuldigkeit derselben wäre, Weib und Kind des Ausgewiesenen zu unterstützen."

„Gewiß, und das wird geschehen, sobald es nöthig

ist, aber Sie kennen den Willen Ihres Mannes, ich habe Schubert mit Hand und Mund versprechen müssen, unter keiner Bedingung eher die Hülfe der Partei in Anspruch zu nehmen, bis mir kein anderer Ausweg für Ihre Existenz zu sorgen, übrig bleibt."

„Aber, Herr Markmann, ich dächte . . ."

„Frau Schubert, Sie kennen den Willen Ihres Mannes und bei diesem bleibt es; ich werde die Wünsche meines Freundes auf das Genaueste erfüllen, und in keiner Weise von denselben abgehen. Schubert weiß, daß gewöhnlich zu den Sammlungen für die hervorragenden Parteimitglieder, die für die Partei ins Unglück gekommen sind, die ärmsten Leute das Meiste beitragen, er weiß, daß die Groschen, welche aus den Beuteln der armen Arbeiter zu solchen Unterstützungen fließen, schwer verdient sind, daß viele Schweißtropfen harter Arbeit an denselben kleben, er weiß, daß sie erkauft werden durch schwere Entbehrungen, welche jene braven Männer sich deshalb auferlegen müssen, und er will nur im äußersten Nothfalle von solcher Unterstützung Gebrauch machen. Schuberts Wille ist in diesem Falle für mich Gesetz," und ich theile seine Ansicht auf das Vollkommenste."

„Nun, wie Sie wollen, Herr Markmann," entgegnete Frau Schubert ärgerlich. „Meinetwegen mag Röschen versuchen, wie viel sie, durch ihre Arbeit zu verdienen, im Stande ist. Ich denke außerdem noch Freunde zu finden, die mich unterstützen werden."

„Sie wissen, daß ich mich selbst dazu gegen Schubert verpflichtet habe."

„Ich weiß, ich weiß, Herr Markmann; aber ich weiß auch, daß die Feder eines Litteraten nicht eben zu viel ein-

bringt, ich weiß auch, daß Sie eben selbst nur so viel haben, als Sie selbst gebrauchen."

„Ich werde mich einschränken, Frau Schubert, und wir werden beiderseits genug zu leben haben."

„Gut, Herr Markmann, gut, daß ist sehr freundlich von Ihnen und vielleicht werde ich Ihre Güte in Anspruch nehmen. Vorläufig aber glaube ich, auf die Hülfe noch anderer Freunde rechnen zu können."

Frau Schubert hatte kaum diese Worte gesprochen, als die Hausglocke ertönte und als schon einige Augenblicke später der kleine Sohn Schuberts den Regierungsrath Baldemann ins Zimmer führte. Baldemann ging schnell auf Frau Schubert zu und küßte ihr achtungsvoll die Hand.

„Ich habe mit tiefem Bedauern gehört, meine verehrte Frau Doktorin, daß Schubert wirklich hat die Stadt verlassen müssen. Ich habe mich aufs Aeußerste bemüht, den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen, denn ich weiß, wie schwere Sorgen Ihnen derselbe veranlassen muß; aber es ist mir nicht gelungen, alle meine Anstrengungen sind vergeblich gewesen."

„Das ist ja wunderbar," sagte Markmann spöttisch; „der Regierungsrath Baldemann, der einflußreichste Mann in ganz Warburg, hat sich zu Gunsten des Doktor Schubert verwendet, und es ist ihm unmöglich gewesen, für denselben zu wirken. Wahrlich, das verstehe ich kaum!"

Baldemann blickte einen Moment verlegen zu Boden, aber augenblicklich faßte er sich wieder und wendete sich mit einer leichten Verbeugung zu Markmann:

„Ich habe, wenn ich nicht irre, die Ehre mit Herrn Markmann zu sprechen."

„Das ist mein Name, Herr Regierungsrath.“

„Dann ist mir freilich,“ fuhr der Regierungsrath fort, „der spöttische Ton, mit dem Sie, mein Herr, eben sprachen, wohl erklärlich. Ich kann Ihnen indessen versichern, daß Sie sich in einem gewaltigen Irrthume befinden. Ich meine es aufrichtig, sehr aufrichtig mit dem Glücke der Familie Schubert, und Frau Doktorin Schubert weiß dies auch sehr wohl. Daß ich es aufrichtig meine, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Sie, Herr Markmann, der Sie ein Freund des Doktor Schubert sind, der Sie, wie ich gehört habe, sich gegen Schubert verpflichtet haben, dessen Familie zu unterstützen, daß ich Sie warne vor der nächsten Zukunft. Meine Amtspflicht verbietet mir, Ihnen mehr zu sagen; aber lassen Sie diese Warnung nicht unberücksichtigt.“

Markmann lächelte verächtlich:

„Ich weiß, Herr Regierungsrath, daß man hinter meinem Rücken, und besonders am heutigen Tage, vielfach operirt hat, ich weiß, daß der verehrungswürdige Polizeiwachtmeister Weise bei allen schlechten Subjekten in der Stadt umher gegangen ist, um von denselben Aeußerungen zu erfahren, die ich in dem oder jenem Verein während des vorigen Jahres gethan haben soll. Man hat mir dies sogleich hinterbracht, denn Sie müssen wissen, Herr Regierungsrath, daß ich eben so gut eine Polizei habe, wie Sie selbst, nur mit dem Unterschiede, daß Sie falsche Nachrichten für theures Geld erhalten, während mir wahre Nachrichten umsonst aus Freundschaft und aus Eifer für die gute Sache mitgetheilt werden. Ich bin aber trotz aller

gegen mich angewendeten Chikanen vollkommen unbesorgt, denn ich weiß, daß das gute Recht auf meiner Seite ist."

„Wohl Ihnen," entgegnete der Regierungsrath kalt, „aber Ihre eigene Schuld wird es sein, wenn Sie meine Warnung unberücksichtigt lassen."

Markmann erwiderte hierauf Nichts, sondern stand auf und nahm Abschied von der Frau Doktorin Schubert, indem er in etwas gereiztem Tone zu ihr sagte:

„Ich weiß jetzt, Frau Doktorin, von welcher Seite her Sie Unterstützung zu empfangen glauben, ich will Sie deshalb nicht länger stören; aber ich bemerke Ihnen, daß ich trotzdem meinem, Ihrem Manne gegebenem Versprechen treu bleiben werde."

Frau Schubert nickte nur kalt mit dem Kopfe und Markmann entfernte sich, indem er mit dem Regierungsrathe eine kalte, steife, förmliche Verbeugung austauschte. Der Regierungsrath blieb bei der Doktorin zurück.

„Glauben Sie denn wirklich, verehrte Frau," sagte Baldemann, nachdem Markmann das Haus verlassen hatte, „daß dieser Mensch Ihnen von irgend einer Hülfe sein wird?"

„Markmann ist ein ehrenhafter Mann," entgegnete Frau Schubert. „Er ist allerdings ein excentrischer Kopf, aber durch und durch rechtlich. Er hat meinem Manne fest versprochen, daß er für mich und meine Tochte Sorge tragen wird, dies Versprechen wird er halten."

„Wenn er dazu im Stande ist. Dies aber wird nicht der Fall sein, denn wie ich schon aus Freundschaft für Sie andeutete, er schwebt in großer Gefahr."

„Was hat man aber gegen Markmann? Schubert

sagte mir immer, daß derselbe trotz seiner Energie, trotzdem, daß er nie einen Augenblick von der äußersten Konsequenz der Demokratie abgewichen sei, doch stets die höchste Vorsicht beobachtet habe, und daß man ihm auch nicht die allerentfernteste verbrecherische That zu beweisen im Stande wäre."

„Ich weiß davon Nichts; derlei Dinge gehen die Gerichte, die Polizei, nicht aber die Regierung an. Nur so viel bin ich im Stande Ihnen mitzutheilen, daß Markmann binnen wenigen Tagen, vielleicht binnen wenigen Stunden verhaftet werden wird. Wie ich höre, hat man allerdings die triftigsten Beweise von der großen republikanischen Verschwörung, welche sich über ganz Deutschland verbreitet, und an deren Spitze Markmann mit Andern steht, aufgefunden. Ich sage Ihnen dies im Vertrauen, Frau Doktor Schubert, und hoffe, Sie werden davon keinen weiteren Gebrauch machen."

„Gewiß nicht," entgegnete Frau Schubert kalt. „Wenn Markmann sich zu derlei Umtrieben hergegeben hat, so mag er sehen, wie er zurecht kommt."

„Jetzt zu etwas Anderm, meine verehrte Frau, zu Ihrem eigenen Verhältnisse," fuhr der Regierungsrath fort. „Ich weiß, daß es außer den Kräften des Doktor Schubert gelegen hat, Ihnen, meine verehrte Frau, die Mittel zu Ihrer Existenz zurückzulassen. Mit Bedauern bin ich durch meine staatsmännische Pflicht gezwungen gewesen, zum Unglücke Ihres Mannes, den ich trotz seiner abweichenden politischen Ansichten achte, ja verehre, beizutragen. Allerdings sind Schubert und ich das letzte Mal unfreundlich zusammen gekommen, aber ich mag vielleicht die Schuld

daran gehabt haben, ich hätte Rücksicht nehmen müssen auf Schuberts etwas abstoßenden Charakter, das habe ich nicht gethan, deshalb trage ich ihm seine Unfreundlichkeit nicht nach, und so erfülle ich auch freudig die Pflicht, Ihnen, verehrte Frau, in Abwesenheit Ihres Gemahls meine Hülfe anzubieten, nur dadurch glaube ich, einigermaßen die durch meine Amtspflicht mir auferlegte, traurige Nothwendigkeit sühnen zu können, die mir geboten hatte, Sie ins Unglück zu bringen. Ich hoffe, Frau Doktorin, Sie werden mir gestatten, Ihnen behülflich zu sein."

Frau Schubert antwortete mit einem freundlichen Lächeln:

„Ich kenne Ihre Güte, Herr Regierungsrath, und eben so offen, eben so freundlich, wie Sie mir Ihre Güte anbieten, eben so offen nehme ich dieselbe an. Für den Augenblick glaube ich zwar, derselben nicht zu bedürfen, aber sobald dies der Fall sein wird, werde ich mich an Sie wenden."

Der Regierungsrath küßte mit einer Freude der Frau die Hand, als ob dieselbe ihm eine große Güte, eine große Freundlichkeit erwiesen habe. Er war klug genug, augenblicklich auf andere Gegenstände des Gesprächs einzugehen, klug genug, auch nicht ein Wort über Röschen zu sprechen. Sein teuflischer Plan war der, erst Frau Schubert in vollkommene Sicherheit einzuwiegen, sie erst völlig in seine Macht zu bekommen, sie vollständig von der demokratischen Partei abzuschneiden, dann erst, wenn sie auf keine andere Unterstützung mehr rechnen konnte, wollte er mit seinem wahren Plan hervortreten.

Elftes Capitel.

Die Verhaftung.

Nachdem Markmann Frau Schubert verlassen hatte, ging er eilenden Schrittes seiner Wohnung zu, um noch die Nacht hindurch eifrig zu arbeiten. Er war sich nach seiner Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann sehr wohl der Gefahr bewußt, in der er schwebte, schon hatte er Nachrichten von den verschiedensten seiner Freunde erhalten, daß die Polizei-Agenten, sowohl die geheimen Polizei-Spione, als die uniformirten Polizeidiener in ganz Warburg thätig gewesen wären, um sich überall an die schlechtesten Subjekte der Partei zu wenden, und von diesen Nachrichten über Markmann einzuziehen. Er hatte erfahren, daß in der That einige dieser Menschen, die an gar keiner Partei hängen, die nur ihrem eigenen Egoismus dienen, die für Bezahlung zu jeder Nichtswürdigkeit bereit sind, sich erboten hatten, Aeußerungen Markmanns, die er in irgend einem Vereine gethan haben sollte, gegen theures Geld an die Polizei zu verkaufen.

Daß man solche Mittel nicht ohne bestimmte Absicht,

nicht ohne einen ganz bestimmten Zweck in Bewegung setzen werde, das wußte Markmann sehr wohl, und so sah er denn schon in kürzester Frist seiner Verhaftung entgegen. Seiner selbst willen war Markmann bei dieser Gelegenheit vollkommen ruhig, er war einer jener entschiedenen, kräftigen Männer, die mit dem innigsten Enthusiasmus für die Freiheit zugleich auch wieder die höchste Ruhe, die höchste Besonnenheit verbinden, er kannte die Gesetze genau und wußte, sich stets innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bewegen; es war sein Grundsatz, daß nur durch die Achtung vor dem Gesetze die wahre Freiheit gedeihen könne, und er hielt es deshalb für die Pflicht jedes Volksmannes, jedes Demokraten, selbst fehlerhaften Gesetzen zu gehorchen, um nicht die Achtung vor dem Gesetze in den Herzen des Volks zu erschüttern; nur in der Revolution selbst, nur in den Tagen des wilden Ausbruches der Volksmeinung und des Volkswillens, nur dann, wenn mit den Waffen in der Hand gegen eine unberechtigte Herrschaft gekämpft werden mußte, nur dann verzieh Markmann die Verletzung des Gesetzes, nur dann war er selbst bereit, das Gesetz über den Haufen zu werfen, um einem neuen Gesetzgebäude auf den Trümmern des alten eine Grundlage zu gewähren.

Von diesen Grundsätzen ausgehend, hatte Markmann während seines ganzen Wirkens sowohl im Jahre 1848, als auch im Jahre 1849 immer das Gesetz strenge in den Augen behalten, und er war sich bewußt, daß man gegen ihn unmöglich eine gerechte Anklage vorbringen könne.

Freilich, das bedeutete in jener Zeit in Warburg nur wenig, auf eine gerechte Anklage kam es den Staatsan-

wälten und der Polizei gar nicht an, nur auf eine Anklage überhaupt.

Die Geschwornengerichte, welche dem Volke die Verfassung in Warburg versprach, waren allerdings in Vollzug gesetzt, alle politischen Verbrechen wurden von den Geschwornen abgeurtheilt. Aber um diesen Gerichten ihre Unabhängigkeit zu nehmen, um sie herabzuwürdigen zu feilen Dienerinnen der Gewalt, hatte man sich nicht gescheut, ein Gesetz über die Geschwornengerichte zu erlassen, welches dem ganzen Sinne des Instituts der Geschwornen direkt entgegenlief.

Die Geschwornen wurden vom Polizeipräsidenten auserwählt, und nur die Männer in Warburg, welche der Herr von Walter für würdig befand, durften Geschworne werden. Mittlerweile glaubte man, in jedem politischen Prozesse mit Sicherheit auf eine Verurtheilung des Angeklagten rechnen zu können, wenn derselbe der Regierung mißliebig, an eine Freisprechung, wenn derselbe von der Regierung begünstigt wurde. Aber man war dennoch im Irrthume, selbst das tückische warburger Geschwornengesetz vermochte nicht, die Macht der öffentlichen Meinung zu brechen. Das Gerichtswesen war noch immer ein öffentliches, und die Geschwornen mußten ihr Urtheil vor zahlreich versammelten Volksmengen abgeben, während Aller Augen auf sie gerichtet waren, während das Volk im Herzen jedes Geschwornen zu lesen suchte, ob er auch wahrhaft, nach bester innigster Ueberzeugung seine Pflicht gethan habe.

Da gehörte denn freilich eine eiserne Stirn dazu, um meineidig zu verdammen oder freizusprechen, und obgleich der Polizeipräsident die weiseste Auswahl der Geschwornen traf, obgleich er nur Männer vom reinsten Wasser zu den

Geschwornen auswählte, so gelang es ihm dennoch nicht, die richtigen Männer zu treffen, der beste Beweis, daß auch das schlechteste Geschwornen-Gericht besser ist, als ein Gerichtshof, der bestochen wird durch Amts- und Ehrenstellen von Staatswegen.

Das hatten denn auch die Geschwornen von Warburg schon bei einzelnen Veranlassungen Gelegenheit gehabt zu beweisen. Freilich wurden unbedeutende politische Prozesse, wo die Schuld oder Unschuld der Angeklagten vollkommen unklar war, meistens zu Ungunsten derselben entschieden.

Bei bedeutenden Prozessen, welche die Regierung nur in ihrem Interesse, aus Rachsucht eingeleitet hatte, war bereits zweimal von den Geschwornen zu Gunsten der Angeschuldigten erkannt worden; die Geschwornen hatten der Wahrheit die Ehre gegeben, und trotz der sorgfältigsten Auswahl durch den Polizeipräsidenten Herrn von Walter, hatten sie es doch nicht über sich vermocht, ein Schuldig ohne alle Beweise zu sprechen, so gewaltig hatte die Volksstimmung, die öffentliche Meinung, auf die Geschwornen eingewirkt. Hierauf hoffte denn auch Markmann, er wußte, daß man gegen ihn keine Beweise irgend einer Art vorzubringen im Stande sein werde, er wußte, daß, wenn es wirklich der Regierung gelingen sollte, falsche Zeugen zu bestechen, wenn sie die Möglichkeit hätte, durch dieselben ihm irgend ein Verbrechen zur Last zu legen, dann doch auch ihm, dessen ganzes Leben öffentlich war, eine Masse von Beweisen zu Gebote ständen, mit denen er im Stande sein würde, jedes falsche Zeugniß auf das Klarste zu widerlegen.

So hoffte er denn, daß wenn auch ein Prozeß gegen ihn eingeleitet werden würde, dieser sicherlich zu seinen Gun-

sten ausfallen müßte. Aber trotzdem war er nicht ohne Sorge, denn Eins stand ihm klar vor der Seele, daß eine vielleicht mehrmonatliche Untersuchungshaft der Entscheidung seines Prozesses vorausgehen würde, und gegen diese gab es keine Mittel, sich zu schützen. Nicht seiner selbst willen war Markmann besorgt, denn, wie sehr ihm auch die Freiheit ein Bedürfniß war, im Gefühle seines Rechts konnte er jede Haft ertragen; aber er war in Besorgniß um seines Freundes, um Schuberts willen. Dieser hatte ihm ja das heilige Versprechen abgenommen, für seine Familie zu sorgen. Wie konnte er es aber thun, wenn er im Gefängnisse saß? Wie vermochte er sein Versprechen zu erfüllen, wenn er außer Stande war, durch seine Arbeiten Etwas zu verdienen?

Markmann war ein Arbeiter im vollsten Sinne des Wortes, wenn auch ein Arbeiter mit der Feder, sein täglicher Verdienst war es, von dem er lebte, und nur Wenig hatte er im Drange der Zeit zurückzulegen vermocht, um so weniger, als er der Partei, der er mit vollem Enthusiasmus seines Herzens angehörte, auch bedeutende Opfer an Geldmitteln gebracht hatte.

Dies machte ihn denn freilich besorgt, und in tiefem Gedankengrübeln ging er daher seiner Wohnung zu. Er beschloß, wenigstens zu thun, was irgend in seinen Kräften stand, um der Untersuchungshaft zu entgehen.

Kaum zu Hause angekommen, durchsuchte er noch einmal seine Papiere mit dem Entschlusse jedes Papierchen zu verbrennen, welches auch nur im Entferntesten geeignet sein konnte, ihn irgendwie zu kompromittiren, oder einem seiner Freunde gefährlich zu werden.

Aber er fand Nichts, denn er war vorsichtig, im höch-

sten Grade vorsichtig gewesen. Markmann hatte es sich zum festen unverbrüchlichen Gesetze gemacht, kein Papier, welches für ihn selbst, oder für Andere in den Augen auch der argwöhnischten Polizei kompromittirend sein konnte, auch nur eine Minute aufzuheben. Bekam er einen Brief, der nicht Aller Augen bloß gelegt werden konnte, so verbrannte er ihn sicher, nachdem er ihn nur gelesen hatte.

Jetzt war Markmann etwas beruhigter und er ging wieder aus, um noch den Abend mit einigen Freunden zu verleben; denn schon am folgenden Tage glaubte er, verhaftet zu werden.

Der Abend wurde froh verlebt. In Begleitung seiner Freunde kehrte Markmann nach seiner Wohnung zurück, zu seinem höchsten Erstaunen fand er das Haus, in welchem er wohnte, von einer bedeutenden Polizeimacht umstellt. Kaum trat er auf den Flur, als augenblicklich der Polizei-Wachtmeister Weise auf ihn zutrat, ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie.“

„Das habe ich längst erwartet, Herr Polizei-Wachtmeister,“ sagte Markmann sehr ruhig, „haben Sie einen schriftlichen Verhaftsbefehl?“

Der Polizei-Wachtmeister zeigte denselben, und Markmann ließ sich nun geduldig in seine Wohnung führen, wo eine gründliche Haussuchung nach Papieren vorgenommen wurde.

Es war ein wirkliches Vergnügen für Markmann, dieser Haussuchung zuzuschauen. Nichts konnte spaßhafter sein, als der ungeheure Eifer, mit welchem der Polizist in allen Ecken des Zimmers umherschnüffelte nach verbotenen Pa-

pieren, da wurde kein Kasten, kein Spindchen verschont, die Schränke wurden abgerückt, hinter den Spiegeln, in den Bilderrahmen, auf und in dem Ofen suchte man Papiere. Sogar Geschirrstücke, welche sonst niemals zum Verbergen von dergleichen werthvollen Sachen benutzt werden, wurden von dem Polizisten auf das Aufmerksamste untersucht, aber leider fand sich nichts auch gar nichts Verdächtiges vor.

Jetzt endlich nach langem, langem Suchen, welches vollkommen fruchtlos gewesen war, wurden die Schreibsekretaire Markmann's vorgenommen, und in diesen fand man natürlich eine Anzahl von Briefen, welche sämmtlich mit Beschlag belegt wurden.

Aber nicht nur die Briefe würdigte der Herr Polizei-Wachtmeister seiner Aufmerksamkeit, auch auf die Bücher Markmanns, auf die Bibliothek des Schriftstellers warf er seine Blicke, und Buch für Buch wurde aufgeschlagen, um zu sehen, ob dasselbe wohl gefährlich wäre. So sah man unter Andern ein Buch, Histoire de la révolution française par F. A. Mignet (Geschichte der französischen Revolution von Mignet).

„Wie?“ rief der Polizei-Wachtmeister entsetzt aus, „Revolution? das ist gefährlich, das kann ein neues Beweismittel geben. Dies Buch wird mitgenommen!“

Der gute Herr Polizei-Wachtmeister verstand freilich nicht französisch und nur das auf dem Buche groß gedruckte Wort „Révolution“ mochte ihm daher außerordentlich bedenklich erscheinen.

Weiter suchte man und noch mehrere Bücher in verschiedenen Sprachen wurden nur deshalb mitgenommen, weil man sie für Machwerke der verruchten Polen und Fran-

zosen hielt, welche bekanntlich jede Revolution anzetteln. Es waren dabei einige italienische und englische Sachen, die der Herr Polizeiwachtmeister Weise mit gutem Grunde für Sendschreiben der polnischen Propaganda in Paris hielt. Natürlich vermochte der arglose Mann Polnisch von einer andern Sprache nicht zu unterscheiden.

Markmann sah mit einem ruhigen Lächeln der ganzen Operation zu; er hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, seine Cigarre rauchend, und blickte hier recht vergnüglich auf die Durchsuchung seiner Wohnung.

Endlich war man fertig. Ein paar Ballen Schriften und Bücher waren zusammengepackt und jetzt ging es nach dem Gefängnisse. Hier angekommen erhielt Markmann eine der festesten Zellen mit ungeheuren eisernen Gitterstäben, im höchsten und entlegensten Theile des Hauses, denn ein so gefährlicher Verbrecher mußte sicher und gut bewahrt werden.

Mit einiger Humanität hatte man ihm indessen ein Bett und etliche andere sonst Gefangenen nicht zugängliche Möbel gestattet. Kurz nach seiner Gefangennehmung legte sich Markmann zu Bett und schlief so gut, als er jemals in seiner eigenen Wohnung geschlafen hatte.

Zwölftes Capitel.

Der Verräther.

Am folgenden Morgen schon ziemlich früh, gegen 9 Uhr, wurde Markmann vor den Untersuchungsrichter geführt. Der Gefangene war in der That neugierig, was man ihm denn eigentlich zur Last legen werde, welches Verbrechen man gegen ihn ausgekundschaftet haben wollte, da ein Verbrechen, er wußte es ja mit Bestimmtheit, lediglich in den erfindungsreichen Köpfen einiger Polizei-Spione stecken konnte.

Der Untersuchungsrichter empfing den Gefangenen streng, jedoch mit einiger Höflichkeit. Er that allerhand Fragen an Markmann über seine Verbindung mit auswärtigen Demokraten, ganz besonders mit denen, welche zur Zeit des Ausbruchs der Dresdner Mairevolution in Dresden verkehrt hatten. Er fragte nach den Beziehungen Markmanns zu den schweizer Flüchtlingen, zu den frühern Deputirten im frankfurter Parlamente und einigen flüchtigen Abgeordneten des Warburger Volks aus der ersten Warburger Nationalversammlung.

Markmann gab ruhig und klar Antwort auf jede ihm vorgelegte Frage, überall aufs Treueste die Wahrheit sprechend; er leugnete nirgends seine Bekanntschaft mit den Männern des Volks, welche für ihre treue Anhänglichkeit an denselben, für ihre zu große Kühnheit und Verwegenheit, weil sie der Gewalt unterlegen waren, jetzt in der Fremde, in der Verbannung, leben mußten.

Unwillig schüttelte indessen der Untersuchungsrichter bei den Antworten Markmanns das weise Haupt, er forderte mehr zu wissen, er machte geheimnißvolle Aeußerungen, daß man im Besitz trefflicher Beweismittel gegen Markmann sei, und daß Markmann nur durch ein offenes, freies Geständniß seine Lage im Gefängniß zu verbessern vermöge, und daß auch ein solches Geständniß von günstigem Einfluß dereinst auf den Richterspruch der Geschwornen sein würde.

Markmann lächelte über dergleichen Insinuationen nur verächtlich, er kannte ja die alte Praxis der Kriminalrichter, er wußte, daß man vor allen Dingen bemüht war, den Gefangenen Geständnisse abzulocken, um dann Weiteres aus ihnen herauszubekommen. Außerdem hatte auch Markmann Nichts zu gestehen, alle seine Verbindungen mit jenen flüchtigen Volksvertretern waren nur freundschaftlicher Natur gewesen, von Verschwörungsplänen war keine Rede; und so war denn aus ihm Nichts herauszubringen, und er wurde ins Gefängniß zurückgebracht.

Der Untersuchungsrichter sah sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht, er hatte gehofft, mehr zu erfahren, und er sagte dies dem Staatsanwalte mit dürren Worten, der die Anklage gegen Markmann eingeleitet hatte.

Es war eine seltsame Anklage und dennoch schien sie nicht unbegründet.

Mit Markmann zugleich war ein junger Kaufmann, der seit mehreren Jahren in Warburg gelebt und sich im Sommer 1848 mit besonderer Lebhaftigkeit an den demokratischen Bestrebungen betheiligt hatte, gefangen genommen worden. Man hatte bei diesem nach der Angabe des Staatsanwalts Briefe der bedeutendsten und berüchtigsten, für am gefährlichsten erachteten demokratischen Flüchtlinge gefunden. Die Verhaftung des jungen Kaufmanns Weber war an demselben Tage mit der Markmanns erfolgt. Man hatte zu gleicher Zeit eine Haussuchung bei Weber gehalten und bei dieser, wie wir schon erwähnten, Schriftstücke gefunden.

Eins dieser Schriftstücke, in welchem einer der Deputirten der frühern Warburger Versammlung, welcher an der Spitze der ganzen norddeutschen Bewegung zu stehen schien, in geheimnißvollen Worten über Waffenlieferungen und dergleichen, sowie über sein Verhältniß zu Markmann sich aussprach, hatte Weber bei der Verhaftung zu verstecken gesucht, nichts desto weniger war es ihm abgenommen worden.

Aber ein merkwürdiges Ereigniß hatte bei der Verhaftung des Kaufmanns Weber stattgefunden. Der Verhaftete war, anstatt direkt ins Gefängniß gebracht zu werden, zum Herrn Polizeipräsidenten von Walter geführt worden. Dieser hatte mit dem Angeschuldigten eine lange Unterredung gehabt, welche durch den Rapport eines Polizeibeamten unterbrochen worden war. Er hatte deshalb den Eingetretenen allein in seinem Zimmer zurückgelassen, mit einer merkwürdigen Sorglosigkeit hatte er vergessen, eine Wache vor das Zimmer zu stellen, und als er zurückkam, war We-

ber entflohen, bei hellem, lichtem Tage, denn seine Verhaftung hatte nicht, wie die Markmanns am Abende, sondern bei Tage stattgefunden. Er war aus dem Polizeipräsidium hinausgegangen, ohne irgendwie aufgehalten zu werden, und jetzt bei der Rückkehr des Herrn von Walter mochte er sich schon außerhalb Warburgs in Sicherheit befinden.

Dies seltsame Ereigniß gab unter den guten Bürgern von Warburg viel zu reden. Da entfalteten sich dunkle Gerüchte, und es hieß, jener Weber sei Nichts Anderes, als ein Verräther seiner eigenen Partei, als ein Spion der Polizei; da erinnerte man sich denn plötzlich mancher Ereignisse, die schon halb vergessen waren, mancher Aeußerungen Webers, wie er sich stets eingedrängt habe in die demokratischen Zirkel, wie er überall umhergehorcht habe, und wie gerade aus denjenigen Gesellschaften, in denen Weber sich bewegte, stets Berichte in eines der schmutzigsten Blätter von Warburg, die neue Warburger Zeitung, gelangt waren.

Schon früher war der Verdacht gegen Weber, daß er es nicht wahr und ehrlich mit der Partei meine, aufgetaucht, aber man hatte keine Beweise gefunden, und so war der Verdacht auch wieder geschwunden.

Jetzt aber kamen plötzlich von allen Seiten die Beweise, jetzt erfuhr man, daß Weber luxuriös gelebt habe, ohne im Geringsten die Mittel zu einem solchen Leben zu besitzen, jetzt erinnerte man sich aller möglichen Kleinigkeiten, und der früher nur leise Verdacht wurde jetzt mit jedem Tage stärker, ja er wurde zur Gewißheit.

Aber man ging weiter. Nicht nur ein Polizei-Spion war Weber, nicht nur gedungen, um der Polizei die her-

vorragenden Führer der demokratischen Partei zu verrathen, er war auch ein Fälscher. Jene Briefe, die man bei ihm gefunden hatte und welche von den bedeutendsten Persönlichkeiten herrühren sollten, konnten unmöglich ächt sein. Sie wurden von Gerichtswegen Sachverständigen vorgelegt, und diese fanden in der That die Handschrift täuschend nachgeahmt. Aber seltsame orthographische Fehler fanden sich in diesen Briefen vor, Fehler, wie sie hochgebildete Männer, welche doch dieselben geschrieben haben sollten, unmöglich begehen konnten, Fehler, die indessen vollkommen mit der Handschrift Webers übereinstimmten. Einige Sachverständige behaupteten sogar geradezu, die Briefe seien, obgleich geschickt nachgeahmt, doch unverkennbar von der Hand Webers angefertigt.

Das war ein wunderbarer Beweis, und wenn man diesen noch vollends damit zusammenhielt, daß Weber auf eine so merkwürdige Weise aus den Zimmern des Polizeipräsidenten entsprungen war, dann konnte es kaum noch zweifelhaft bleiben, welchen inneren Zusammenhang der gegen Markmann geschmiedete Prozeß habe.

Es lag klar am Tage und offen sprach man dies im Publikum aus, daß der Prozeß gegen Markmann nur angestellt worden sei, in der Absicht, einen Führer des Volks zu vernichten, oder wenigstens für einige Monate unschädlich zu machen, während welcher Zeit er von seinen Freunden streng abgeschlossen, und ohne irgend welchen Verkehr mit denselben im Gefängniß saß.

Weber, den bereitwilligen Diener der Polizei, mußte man natürlich fliehen lassen, aber durch einen merkwürdigen Zufall ereignete es sich, daß Weber in einem benach-

barten Staate wieder aufgegriffen wurde. Man hatte der Form wegen von Seiten der Regierung einen Steckbrief hinter dem Flüchtigen erlassen, nur der Form wegen, denn man dachte in keiner Weise daran, den gefälligen Helfershelfer verhaften und ins Gefängniß bringen zu lassen; dort konnte er durch seine Aussagen Nichts nützen, höchstens die Polizei kompromittiren.

Aber die Behörden des Nachbarstaates hatten diesen Steckbrief falsch verstanden, hatten ihn für Ernst genommen, und als Weber daselbst erkannt wurde, nahm man ihn ohne Weiteres fest und expedirte ihn zur höchsten Verlegenheit des Herrn Polizeipräsidenten von Walter nach Warburg. Dort mußte man ihn wohl oder übel ins Gefängniß stecken und die Untersuchung gegen ihn einleiten, weil der Skandal denn doch zu groß geworden wäre, hätte man ihn noch einmal entfliehen lassen.

So standen die Angelegenheiten Markmanns und Jedermann im Publikum wußte, daß, während Monate für den Gefangenen in langwieriger Untersuchungshaft vergingen, dies nur eine schwere Prüfungszeit für denselben sei.

Alle Briefe, welche an Markmann kamen, wurden von Gerichtswegen eröffnet, und so geschah es denn, daß Markmann dem Doktor Schubert unmöglich auf seine von Turin gesendeten Briefe antworten konnte, denn er erhielt dieselben gar nicht, sie wurden sämmtlich sofort dem Staatsanwalte übergeben.

Auch um die Familie Schubert vermochte der Gefangene sich nicht zu kümmern, er war ja nicht im Stande, länger seinen einzigen Broterwerb durch die Feder fortzuführen, nicht im Stande, sich Etwas zu verdienen, und nur

durch die Liebe seiner Parteigenossen wurde ihm im Gefängnisse eine bessere Existenz, als die, welche sonst die vollkommen mittellosen Gefangenen haben.

So vergingen denn Monate nach Monaten, ohne daß Markmann irgend Etwas für Frau Schubert hätte thun können.

Dreizehntes Capitel.

Die Unterstützung.

Es war am Morgen nach der Verhaftung Markmanns. Frau Schubert lag in ihrem Wohnzimmer auf dem Sopha, sie war durch die Aufregung der vergangenen Tage etwas kränker als gewöhnlich, und sah noch blasser, fast noch abschreckender aus, als an den frühern Tagen. Röschen saß neben ihr, mit einer Näherei beschäftigt. Frau Schubert hatte wohl schon seit einer Stunde Röschen eine lange Epistel darüber gelesen, wie nothwendig es sei, daß ein junges Mädchen sich dem Wunsche einer erfahrenen Mutter in allen Dingen füge, daß es niemals versuche, seinen eigenen Kopf aufzusetzen, besonders in Herzensangelegenheiten.

Sie hatte den Regierungsrath Baldemann nach allen Richtungen hin gelobt, ihn als den vortrefflichsten Menschen dargestellt, und wenn Röschen es ja wagte, der Mutter ein paar Worte zu erwidern, wenn sie von der Abneigung gegen diesen Mann sprach, dann fuhr Frau Schubert heftig auf und wies das arme Kind in nervösgereiztem Tone zu-

recht. Röschen schwieg dann wieder und hörte ruhig den Lobpreisungen auf den ihr verhaßten Mann zu, das arme Mädchen hatte nicht den Muth, der harten Mutter nur noch ein Wort zu erwidern; sie liebte diese Mutter trotz ihrer Härte und Strenge, und wenn ihr Herz auch freilich mehr am Vater hing, so war es doch immer die kranke Mutter, die im gegenwärtigen Augenblick zu ihr sprach und der zu widersprechen sie sich nicht getraute. Röschen war zu weich, zu biegsam, zu nachgiebig, sie vermochte es nicht, dem starren Willen der kalt berechnenden Frau entgegenzutreten, und der kindliche Gehorsam des jungen Mädchens war daher ein fast sklavischer.

Der Doktor hatte sich zu wenig mit der Erziehung seiner Tochter beschäftigen können, denn fast den ganzen Tag war er außerhalb des Hauses gewesen, hatte er Unterricht gegeben, und so war denn das arme Kind fast lediglich der Erziehung der Mutter anvertraut geblieben, da der Vater auch die wenigen Stunden im Hause meist angestrengter Arbeit widmete. Von frühester Kindheit an war Röschen an den strengsten Gehorsam gegen die Mutter gewöhnt, und wie schwer es ihr auch jetzt wurde, zu gehorchen, wie tief es sie auch betrübte, immer und immer wieder den Lobreden auf jenen verhaßten Mann zuzuhören, dem sie das Unglück ihres Vaters zuschrieb, sie mußte stillschweigen und dulden.

Unter solchen Verhältnissen war es eine wirkliche Freude für Röschen, als die Hausglocke ertönte und der kleine Bruder einen Herrn Werthmann als Deputirten der Volkspartei von Warburg bei der Frau Doktorin Schubert meldete.

Frau Schubert war höchst erstaunt darüber, daß sie eine Deputation der Volkspartei empfangen sollte. In höchster Schleunigkeit mußte Röschen das Zimmer in die sauberste Ordnung bringen, und dazu gehörte nur wenig, denn die Doktorin Schubert war eine jener fast peinlich ordentlichen Frau. Eine neue Haube wurde schnell aufgesetzt, und diese gab der Kranken ein ganz stattliches Ansehen. Dann mußte Röschen der Deputation entgegengehen und Herrn Werthmann, der mit zwei andern Kollegen, Bürgern der Stadt und eifrigen Mitgliedern der Volkspartei, auf dem Flure wartete, ins Wohnzimmer führen.

Es war ein besonderer Aerger für die Frau Schubert, daß sie auf dem Sopha liegend die Deputation empfangen mußte; aber das ging freilich nicht anders, denn die Frau war vollständig nervös gelähmt und hatte schon seit Jahren das Sopha nicht zu verlassen vermocht.

Herr Werthmann trat mit seinen Kollegen in das Zimmer. Der Führer der Deputation war ein angesehener Bürger von Warburg, einer jener ruhigen, kräftigen und entschiedenen Männer, die unabhängig von jedem äußern Einflusse sich eine politische Ueberzeugung gebildet haben, und dieser mit der äußersten Treue und Konsequenz anhängen. Dadurch war Werthmann auch ein angesehenes Mitglied der warburger Volkspartei geworden, der er mit unerschütterlicher Treue anhing, und auf die er einen bedeutenden Einfluß weniger seiner Redegabe oder seiner Talente wegen übte, denn Herr Werthmann war im ganzen ein recht schlechter Redner und nicht eben mit großartigen Geistesgaben gesegnet, als seiner unabhängigen Stellung, sei-

ner treuen Anhänglichkeit an die Demokratie, seiner steten Opferbereitschaft und seiner hohen Zuverlässigkeit wegen.

Bei allen Gelegenheiten, wo es galt eine Deputation zu ernennen, war gewöhnlich Herr Werthmann der Führer derselben, und so auch in diesem Falle.

Herr Werthmann näherte sich mit einer respektvollen Verbeugung der Frau Doktorin Schubert.

„Verehrte Frau!" sagte er. „Ich habe die Ehre, mit meinen beiden Kollegen hier von der Volkspartei in Warburg deputirt zu sein, um Ihnen unsere innige Theilnahme an Ihrem Unglück, Ihrem Schicksale auszusprechen. Die Volkspartei von Warburg ist nicht weniger tief als Sie selbst durch die Ausweisung des Doktor Schubert, eines ihrer ersten, tüchtigsten und energischten Führer betroffen worden. Diese Ausweisung ist Nichts als der Lohn der treuen Anhänglichkeit, welche unser verehrter Schubert stets für das Volk, für die Demokratie an den Tag gelegt hat. Unserethalben also leiden Sie, und unsere Pflicht ist es daher, Ihnen diese Leiden, so viel wir es vermögen, zu erleichtern, Sie zu unterstützen in der Abwesenheit des Doktor Schubert. Es ist uns kein Geheimniß geblieben, verehrte Frau, daß unser ausgewiesener Freund nicht im Stande gewesen ist, so für seine Familie während seiner Abwesenheit zu sorgen, wie er es gewünscht hätte, und wie dies nöthig wäre. Aber die Volkspartei von Warburg würde sich selbst entehrt fühlen, wenn sie die Familie eines ihrer treuesten Führer im Stiche, vielleicht in Armuth darben lassen würde. Deshalb hat die Volkspartei von Warburg mich zu Ihnen geschickt, um Ihnen, verehrte Frau, ihre Hülfe anzubieten."

Frau Schubert war im höchsten Grade erstaunt über das Anerbieten, welches zu hoffen sie weit entfernt gewesen war. Um so freudiger nahm sie die ihr angebotene Hülfe an. Freilich dachte sie in dem Augenblicke auch an den Regierungsrath Baldemann, sie dachte daran, daß dieser hohe, einflußreiche Beamte, welcher ihr seinen Schutz zugesagt hatte, denselben vielleicht zurückziehen würde, wenn sie den Beistand der Volkspartei von Warburg in Anspruch nehme. Aber hier durfte sie nicht zögern, sie mußte sich schnell entschließen, und sie entschied sich dafür, lieber Wohlthaten derjenigen anzunehmen, für die ihr Mann ins Elend gegangen war, als die einer einzelnen Person, denn ein dunkles Gefühl sagte der Frau Schubert, daß die Wohlthaten des Regierungsraths Baldemann vielleicht theuer erkauft werden müßten.

Nach einem kurzen Schweigen erwiderte sie daher der Deputation:

„Sie haben mich innig durch Ihr Anerbieten gerührt, meine Herren. Allerdings, ich gestehe es Ihnen, ist Schubert abgereist, ohne mir auch nur die Mittel zum Leben für die nächsten Tage zurück lassen zu können. Seine Ausweisung war so schnell, so plötzlich, daß er in keiner Weise für mich zu sorgen vermochte; aber Schubert hat auch den bestimmten Willen ausgesprochen, daß ich nur im äußersten Falle zu der Unterstützung der Volkspartei meine Zuflucht nehmen dürfe. Ein Freund Schuberts, Herr Markmann, hat gegen meinen Mann die Verpflichtung übernommen, mich während der Abwesenheit desselben zu unterstützen, für meine Existenz zu sorgen."

„Wir wissen das, Frau Doktorin," entgegnete Werth-

mann; „und gerade deshalb sind wir schon am heutigen Morgen zu Ihnen gekommen, denn auf Markmanns Unterstützung können Sie nicht länger rechnen, er ist gestern Abend ganz spät plötzlich verhaftet worden; jetzt sitzt er im Gefängnisse und Niemand kann wissen, für wie lange Zeit. Fast fürchten wir, es wird manche Woche, mancher Monat vergehen, ehe wir ihn wieder in unserer Mitte sehen werden."

„Wie!" rief Frau Schubert erschreckt, „Markmann ist wirklich verhaftet und schon gestern Abend?"

„Wie ich Ihnen sage, Frau Doktorin, durch den Polizeiwachtmeister Weise."

„Aber der Regierungsrath Baldemann sagte doch, daß noch einige Tage darüber vergehen würden."

„Ich habe nicht die Ehre, mit dem Herrn Regierungsrath Baldemann näher bekannt zu sein," entgegnete Herr Werthmann etwas scharf, und fast klang es, als ob ein Ton des Mißtrauens, wenigstens des tiefen Mißfallens sich in seinen Worten vernehmbar machte. „Nur so viel kann ich Ihnen versichern, daß Markmann gestern Abend verhaftet worden ist, und daß in der Stille alle schlechten Subjekte in Warburg aufgesucht worden sind, um Zeugniß gegen den trefflichen Mann abzulegen. Wir hoffen dessen ungeachtet das Beste, denn wir kennen Markmann, wir kennen seine Vorsicht, und wissen, daß er stets auf dem Boden des Gesetzes ging."

„Markmann sagte mir gestern Abend persönlich, daß Schubert nur im äußersten Nothfalle die Unterstützung seiner Familie durch die Volkspartei gestatten werde."

„Aber, Frau Doktorin, dieser Nothfall ist eingetreten. Markmann ist verhaftet, er kann Ihnen keine Stütze mehr sein, und die Pflicht der Volkspartei ist es, die Familie dessen, der ihrethalben ausgewiesen ist, der im Auslande fremd umherwandern muß, nicht im Stiche zu lassen, sondern für dieselbe zu sorgen. Es ist das kein Geschenk, welches ihm die Volkspartei anbietet, sondern nur die Erfüllung einer Verpflichtung, und Sie, Frau Doktorin, haben die Pflicht, die Unterstützung der Volkspartei anzunehmen."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Werthmann," entgegnete Frau Schubert; „und so offen, wie Sie mir Ihre Hülfe anbieten, so offen nehme ich dieselbe an. Leider bleibt mir auch, wenn ich nicht mit meiner Tochter verhungern will, kaum ein anderer Ausweg."

Werthmann ergriff bei diesen Worten die Hand der Frau Schubert, er dankte ihr für die Annahme seines Anerbietens und besprach in so zarter Weise mit ihr die Art, wie die Volkspartei derselben eine Unterstützung werde geben können, daß Frau Schubert sich in keiner Weise verletzt fühlen konnte. Herr Werthmann verpflichtete sich im Namen der Volkspartei, der Doktorin Schubert die monatliche Summe von zwanzig Thalern auszuzahlen.

Das war freilich nicht viel, aber es war genug, um damit leben zu können; freilich mußte sich Frau Schubert schwer einschränken, freilich jedes Vergnügen, jeden Lebensgenuß, ja Manches entbehren, was sie früher für unumgänglich nothwendig zum Leben gehalten hatte; aber nichts desto weniger waren zwanzig Thaler eine Summe, mit der sich nöthigenfalls existiren ließ.

Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, verabschiedete sich die Deputation, um den demokratischen Bürgern von Warburg, welche in einer Versammlung vereint waren, das Resultat ihrer Unterredung mit der Doktorin Schubert mitzutheilen.

Vierzehntes Capitel.

Ein anderer Freund.

Kaum hatte die Deputation der Volkspartei Frau Schubert verlassen, als der Regierungsrath Baldemann bei derselben eintrat. Er war so freundlich, wie am Abende vorher, so liebevoll, so zart. Auf das Angelegentlichste erkundigte er sich nach dem Befinden der Frau, der er es ansah, daß sie kränker sei, als gewöhnlich. Mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit bewillkommnete er Röschen, und kurz, er bemühte sich, in jeder Weise, sich so liebenswürdig darzustellen, als ihm dies irgend möglich war, und wenn der Regierungsrath Baldemann liebenswürdig sein wollte, dann stand dem feinen Politiker, dem gebildeten Hofmann dies vollständig in seiner Macht.

Er setzte sich zur Doktorin Schubert ans Sopha und wieder begann er mit ihr über ihre Verhältnisse zu sprechen.

Offen erzählte ihm Frau Schubert, daß sie so eben eine Deputation der Volkspartei empfangen und von dieser das Versprechen einer monatlichen Unterstützung von zwanzig Thalern erhalten habe. Der Regierungsrath Bal-

demann horchte einen Augenblick erstaunt auf und fast schien es, als sei er über diese Mittheilung erschreckt, aber im nächsten Momente schon hatte er sich vollkommen wieder gefaßt, und ein verächtliches Lächeln umspielte seinen schönen, stolzen Mund.

„Zwanzig Thaler monatlich," sagte er spöttisch, „wahrlich, die Volkspartei schlägt die Dienste, welche ihr der Doktor Schubert geleistet hat, gering an. Zwanzig Thaler, das ist ja kaum so viel, als Sie zu ihrem allernothdürftigsten Leben gebrauchen. Verehrte Frau, wie ist es möglich, daß Sie, die Sie krank und leidend sind, die Sie außerdem eine erwachsene Tochter haben, und einen Sohn, für dessen Ausbildung Sie sorgen müssen, wie ist es möglich, daß Sie mit einer so erbärmlichen Summe auskommen können. Ich begreife nicht, wie man Ihnen dieselbe hat anbieten können."

Frau Schubert war für einen Augenblick höchst erstaunt. Als ihr von der Volkspartei monatlich zwanzig Thaler geboten worden waren, da erschien ihr diese Summe bedeutend, da nahm sie dieselbe mit innigem Danke an, denn Demjenigen, der nicht weiß, wovon er in der nächsten Stunde leben soll, ist selbst die Sicherung der nothwendigen Existenz etwas im höchsten Grade Bedeutendes.

Der verächtliche Ton des Regierungsraths Baldemann überraschte daher Frau Schubert außerordentlich, denn die ihr gebotene Summe war ja weit über alle Ihre Erwartungen hinausgegangen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Regierungsrath," sagte sie staunend, „zwanzig Thaler ist doch wohl eine bedeutende Summe!"

Der Regierungsrath Baldemann lächelte spöttisch:

„Darf ich Sie fragen, Frau Doktorin Schubert, ein wie hohes Gehalt früher Ihr Herr Gemahl bezogen hat?"

„Monatlich vierzig Thaler."

„Und hatte er nicht weitere Nebeneinkünfte?"

„Freilich, er verdiente sich durch Privatunterricht noch etwa zehn bis zwölf Thaler monatlich."

„Das wären also im Ganzen funfzig bis zweiundfunfzig Thaler. Erlauben Sie mir nun, zu fragen, ob Sie jemals im besonderen Ueberflusse gelebt haben, oder ob es Ihnen möglich gewesen ist, von diesem Gehalte Ersparnisse zu machen."

Frau Schubert schwieg; das war allerdings nicht der Fall gewesen, das Gehalt hatte eben nur zugereicht und in den letzten Jahren, in denen Frau Schubert so krank gewesen war, in denen für den Arzt und für die Medizin bedeutende Summen hatten verausgabt werden müssen, in denen die Bedürfnisse sich gesteigert hatten, da war es mitunter recht knapp im Schubertschen Hause zugegangen.

Jetzt erst dachte Frau Schubert daran und sie antwortete daher kleinlaut:

„Nein, das ist freilich nicht der Fall gewesen; aber ich denke dennoch, . . ."

„Daß Sie mit zwanzig Thalern leben können," unterbrach sie der Regierungsrath Baldemann. „Freilich, das ist möglich, aber wie werden Sie leben?"

„Ich glaube, Herr Regierungsrath, . . ."

„Bitte, verehrte Frau, machen Sie sich keine Chimären, zwanzig Thaler monatlich sind eben nur zwanzig Thaler, und mit einer solchen Summe kann freilich eine Familie

leben, aber mit den höchsten Entbehrungen, die besonders schmerzlich sind, wenn man, wie Sie, auf dem Krankenbette liegt."

„Aber Röschen wird mich unterstützen."

„Die wird arbeiten für Geld, für fremde Leute gewiß?!"

„Markmann hat mir versprochen, daß er für Arbeit sorgen werde."

„Sie vergessen, daß Markmann im Gefängnisse sitzt."

„Nun, so wird Werthmann mir sicherlich ebenfalls dazu behülflich sein."

„Das glaube ich wohl," entgegnete der Regierungsrath kalt und spöttisch. „Da es Herrn Werthmann Nichts kostet, wird er Ihnen gern dazu helfen, daß Röschen Tag und Nacht durch angestrengte Handarbeit sich täglich zwei bis drei Silbergroschen verdient, das würde dann eine monatliche Zulage von zwei bis drei Thalern zu den zwanzigen sein, und Röschen, jenes zarte, liebliche Kind, in Nachtarbeiten seine Gesundheit zusetzen. Nein, Frau Doktorin, Sie sind zu genügsam, zu bescheiden, und ich muß mich freilich über die Volkspartei von Warburg wundern, daß diese die Dienste eines Mannes, wie die des Doktor Schubert so gering anschlägt. Es ist eine Infamie, Ihnen zwanzig Thaler anzubieten, es ist abscheulich, aber nirgends ist ein geringerer Dank, als beim Volke."

Frau Schubert schwieg, sie begann nach und nach die Ansicht des Regierungsraths Baldemann zu der ihrigen zu machen. War sie vorher von Dankgefühl gegen die Volkspartei erfüllt gewesen, so fühlte sie jetzt nur einen Aerger, eine Entrüstung, daß man ihr nicht mehr geboten habe.

Das eigensüchtige Weib dachte nicht daran, daß zu diesen zwanzig Thalern, die es monatlich verzehren sollte, so mancher arme Arbeiter beitrug, der mit Weib und Kind kaum zehn Thaler durch schwere, saure Arbeit zu verdienen vermochte, sie dachte nicht daran, wie Viele, deren Lage weit schlimmer war, als die ihrige, einen Theil ihres sauern Verdienstes sich abdarbten, um ihr eine solche Unterstützung zukommen zu lassen.

Die giftigen Worte des Regierungsrathes waren in dem kalten, gefühllosen Herzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen und sie sollten fortwuchern, jedes Gefühl der Dankbarkeit für die Volkspartei unterdrücken.

Der Regierungsrath Baldemann war von seinem Stuhle aufgestanden und mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen, endlich nahm er wieder neben die Frau Platz und fuhr fort:

„Verzeihen Sie, Frau Doktorin, wenn ich meinen Gefühlen vielleicht zur Unzeit Luft gemacht habe, meine Freundschaft für Sie hat mir Worte entlockt, welche ich vielleicht nicht hätte sprechen sollen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Regierungsrath, ich sehe sehr wohl ein, daß Sie Recht haben.“

„Das freut mich, Frau Doktorin. Was aber das Schlimmste bei dieser Sache ist, so darf ich Ihnen nicht verhehlen, dies ist meine Pflicht als Freund, daß Sie selbst auf diese Unterstützung der Volkspartei nicht rechnen können.“

„In wiefern, Herr Regierungsrath?“ fragte Frau Schubert erschreckt.

„Die Unterstützung, welche man Ihnen anbietet, ist

das Werk einer augenblicklichen Aufregung der Volkspartei, eines edelmüthigen Impulses, hervorgebracht durch die Wuth der Partei über die Ausweisung Schuberts und die Verhaftung Markmanns. Ich kenne diese Partei. Leider bin ich gezwungen, fortwährend dicke Aktenstöße zu durchlesen, welche über das Treiben und Wesen jener Demokraten handeln; ich weiß, daß nur wenige so edelmüthig, wie Ihr Mann, sich mit ganzer Kraft, mit ganzer Seele und uneigennützig den Bestrebungen der Demokratie hingeben; ich weiß, daß die Mehrzahl der Demokraten aus eigennützigen, falschen, verachtungswürdigen Subjekten besteht, welche nur durch die Demokratie ihre Glücksumstände verbessern wollen, welche keinen andern Zweck, kein anderes Ziel haben, als ihr eigenes Wohl, ihr eigenes Beste. Diese Menschen bilden den Hauptbestandtheil der demokratischen Partei, und diese können wohl in einem Augenblicke der Wuth ein Opfer bringen, aber zu einem dauernden Opfer sind sie nicht fähig."

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, Herr Regierungsrath."

„Nein, nein, Frau Doktorin, ich kenne diese Menschen, ich weiß, was ich von ihnen zu halten, was ich von ihnen zu erwarten habe. Sie dürfen sich keine Hoffnung machen, daß man Ihnen Wort halten wird. In diesem Monate zahlt man Ihnen die zwanzig Thaler, vielleicht auch im nächsten, aber wahrscheinlich schon nach einem Vierteljahre ist der Aufopferungseifer der Demokraten erkaltet, dann ist Schubert vergessen, wie denn das gemeine Volk immer die Männer vergißt, welche ihm nahegestanden, welche ihm gedient haben. Wenn Schubert erst ein Vierteljahr von Warburg

entfernt sein wird, denkt Niemand an ihn und die hinterlassene Frau wird der Volkspartei nur wie eine Last, wie eine drückende Bürde, welche sie von sich abzuwälzen bemüht ist, erscheinen. Können Sie hoffen, daß Schubert Ihnen schon binnen zwei oder drei Monaten die Mittel zu Ihrer Existenz sichern wird?"

„Ich fürchte, nein," entgegnete Frau Schubert.

„Ich möchte es Ihnen mit Bestimmtheit sagen, denn so sehr ich Schuberts Talente achte, so weiß ich doch, welche Schwierigkeit es hat, sich im Auslande Brod zu erwerben, und wenn auch Schubert während Jahr und Tag dahin gelangen wird, Etwas zu erwerben, in Monaten ist es unmöglich. Aber schon in wenigen Monaten ist der Eifer der Partei erkaltet und Sie stehen dann wieder brodlos, am Bettelstabe da."

Frau Schubert blickte düster zu Boden. Das Bild, welches ihr der Regierungsrath Baldemann von ihrer Zukunft aufgerollt hatte, war so trübe, so traurig, so furchtbar, und dennoch schien es mit wahren Farben gemalt.

Mit Freude bemerkte Herr Baldemann, welchen Anklang seine Worte gefunden hatten, er fuhr mit freundlicherem Tone fort:

„Aber trösten Sie sich, verehrte Frau. Ich habe es für meine Pflicht als Freund gehalten, Ihre chimärischen Hoffnungen ein wenig herabzustimmen, denn ich weiß, daß dieselben sich nicht verwirklichen werden. Wie dem aber auch sein mag, Eins versichere ich Ihnen, Sie haben einen wahren, aufrichtigen treuen Freund, der Sie nicht im Stiche lassen wird, mag auch die Volkspartei wankelhaft

in ihrer Freundschaft sein, ich bin es in der meinigen nicht, und so lange ich selbst noch Etwas vermag, so lange soll es Ihnen an Nichts fehlen."

Der Regierungsrath ergriff bei diesen Worten die Hand der Frau Schubert und küßte sie; dann stand er schnell auf und entfernte sich, um jeder Danksagung aus dem Wege zu gehen.

Fünfzehntes Capitel.

Neue Intriguen.

Der Regierungsrath Baldemann hatte Frau Doktor Schubert verlassen, und wollte sich von der Wohnung derselben sofort nach seiner eigenen zurückbegeben; aber unterwegs begegnete ihm sein alter Freund, der Polizeipräsident von Warburg, Herr von Walter.

„Wohin so eilig, Freund?" rief Walter dem schnell und in tiefen Gedanken Fortschreitenden zu.

Baldemann blickte auf; als er den Polizeipräsidenten erkannte, grüßte er denselben höchst freundlich.

„Ich will nach Hause," erwiderte er, „um an die Arbeit zu gehen. Die Geschäfte häufen sich in dieser drangvollen politischen Zeit, und da muß denn freilich jede Minute benutzt werden."

„Aber nicht ein so herrlicher Vormittag, wie der heutige," sagte Walter. Kommen Sie, lassen Sie uns den herrlichen Wintermorgen zu einem kleinen Spatziergang im Freien benutzen. Wir haben ohnehin Manches zu plaudern und können dies besser auf dem Spatzierwege, als in der dumpfigen Stube thun.

Baldemann gab dem Zureden des Freundes gern nach, und Arm in Arm schlenderten die beiden Freunde zuerst durch die Straßen Warburgs und dann nach einer vor der Stadt gelegenen Promenade, welche ihnen am Vormittage einen ziemlich einsamen Spazierweg darbot.

„Sie haben von der Verhaftung Markmanns gehört?" begann der Polizeipräsident nach manchen unbedeutenden, nur für die Freunde interessanten Gesprächen wiederum die Unterhaltung.

„Gewiß, Walter, und ich bin Ihnen dafür außerordentlich dankbar."

„Nicht Ursache," entgegnete der Polizeipräsident lachend. Ich habe mir selbst durch dieselbe den besten Dienst erwiesen. — Uebrigens ist die Geschichte eine wahrhaft prächtige, es ist das merkwürdigste Polizei-Abentheuer, welches ich seit langen Jahren erlebt habe. Haben Sie bereits von der außerordentlich sonderbaren Flucht des Mitangeklagten Weber gehört?"

„Freilich, man spricht darüber gar seltsame Dinge in Warburg. Einige Lästermäuler behaupten sogar, Sie selbst hätten die Hand dabei im Spiele gehabt."

Der Polizeipräsident lachte fast ausgelassen.

„In wie ungerechtem Verdacht man mich hält. Denken Sie nur, dieser Weber ist aus meinem Arbeitszimmer auf wahrhaft unbegreifliche Weise entkommen."

„Ich weiß es, ich weiß es. Und was noch unbegreiflicher ist, man hat ihn nicht einmal aus dem Polizeipräsidium herauskommen sehen."

„Ja, so geht es," entgegnete der Polizeipräsident lachend. Uebrigens muß ich Ihnen von diesem Weber einige

hübsche Geschichten erzählen. Der Mensch hat eine vollkommene Sammlung von Briefen und Handschriften der bedeutendsten revolutionären Führer. Der treffliche Göschel, der Redakteur der Neuen Warburger Zeitung hat mir diesen Phönix von einem Demokraten zugeführt."

„Göschel?" — fragte Baldemann etwas erstaunt. „Wie kommt der zu Weber?"

O, die Sache ist herrlich," fuhr der Polizeipräsident fort. „Göschel hat die Bekanntschaft Webers gemacht, wie er so manche Bekanntschaft macht. Für die Neue Warburger Zeitung ist zur Unterhaltung des Publikums eine genaue Bekanntschaft mit allen schlechten Subjekten der Demokratie erforderlich, und Göschel ist gerade der rechte Mann, eine solche Bekanntschaft einzuleiten, ihm kommt es auf die Mittel nicht an, welche ihn zum Zwecke führen, und so hat er denn schon seit einiger Zeit mehrere der schlechtesten Subjekte der demokratischen Partei bestochen, um durch diese für seine Zeitung und besonders für den Zuschauer Nachrichten aus den Reihen der Demokratie zu sammeln, welche dann im Tone der Neuen Warburger Zeitung zusammengestutzt werden und im Zuschauer brilliren. Einer der besten dieser Nachrichtenträger ist auch Weber gewesen, und durch Göschel bin ich selbst mit Weber in nähere Berührung gekommen. — Göschel kam nämlich vor einiger Zeit zu mir und theilte mir mit, daß er die vollkommenen Beweise eines furchtbaren Komplotts, welches in den Reihen der Demokratie gesponnen sein sollte, übergeben könne. Ich muß Ihnen indessen versichern, daß ich auf Beweise, welche Göschel giebt, nicht eben viel halte.

„Und Sie haben vollkommen Recht darin, denn Gö-

schel ist, unter uns gesagt, ein außerordentlich schlechtes Subjekt."

„Ja wohl, aber das thut Nichts, dergleichen Subjekte muß man gebrauchen. Ich wollte deshalb, weil ich selbst Göschel im höchsten Grade verachte und weiß, wie unzuverlässig, wie lügenhaft alle seine Berichte und Nachrichten sind, ursprünglich gar nicht auf dieselben eingehen. Da theilte mir Göschel mit, daß unter Andern auch Markmann aufs Schwerste kompromittirt wäre. Ich hatte Ihnen versprochen, Markmann unter jeder Bedingung für einige Zeit unschädlich zu machen, und so ging ich denn auf Göschels Vorschlag ein und hörte wenigstens, was er mir zu sagen habe. Da erzählte mir denn der treffliche Mann, daß bei dem Kaufmann Weber eine Anzahl Briefe hochgestellter Demokraten läge, und gerade Briefe von den berüchtigsten Führern der Demokratie ausgehend; aber er erzählte mir dies nur, nachdem ich ihm mein Wort darauf gegeben hatte, den Kaufmann Weber, auch wenn ich ihn verhaften ließe, doch wieder laufen zu lassen. Dem Polizeiwachtmeister Weise gab ich sofort den Auftrag, in die Wohnung Webers einzudringen, Haussuchung daselbst zu halten und Weber zu verhaften. Sie haben bereits gehört, in welcher Art Weise den Auftrag ausgeführt hat, und daß Weber auf eine wahrhaft merkwürdige Weise aus dem Polizeipräsidium entkommen ist. Daß mir dies nicht eben unangenehm ist, können Sie sich wohl denken."

Baldemann lachte aus vollem Halse.

„Das ist wahrlich eine prächtige Geschichte," sagte er, „sie kann kaum drolliger erfunden werden. Aber sagen Sie mir, ist wirklich Etwas an diesen Papieren? Sollte Mark-

mann, den ich immer für einen vorsichtigen Mann gehalten habe, sich mit den Flüchtlingen in der Schweiz eingelassen haben? Ich kann es kaum glauben, denn nach Allem, was ich gehört habe, wurde Markmann von jenen excentrischen Brauseköpfen kaum weniger angefeindet, als wir selbst. Ich habe oft gehört, die rothrepublikanischen Flüchtlinge hätten Markmann für eine Art Reaktionär, für einen treulosen Demokraten gehalten und für diesen ausgeschrieen."

Der Polizeipräsident erwiderte lächelnd:

„Das ist wohl möglich, aber jedenfalls finden sich in den bei Weber aufgefundenen Papiere viele Andeutungen, welche auf eine Theilnahme Markmanns an hochverrätherischen Plänen schließen lassen."

„Aber Beweise, Beweise!"

„Man wird Beweise daraus machen, und daß ich die Geschwornen für den Markmannschen Prozeß mit der höchsten Sorgfalt auswählen werde, versteht sich wohl von selbst."

„Und diese Briefe, welche man bei Weber aufgefunden hat, sind sie auch ächt? Ich höre darüber seltsame Dinge."

Der Polizeipräsident machte ein ernsthaftes, fast besorgtes Gesicht.

„Das ist eben der schlimmste Punkt," sagte er.

„Wie so?"

„Ja, ich fürchte fast, es werden diese Briefe schwerlich eine nähere Untersuchung aushalten."

„Sie glauben also, dieselben seien nachgemacht?"

„Hm! — Es ist ein eigenes Ding, darüber zu urtheilen. Jedenfalls sind die seltsamsten orthographischen

Fehler in den Briefen zu finden, die von Leuten geschrieben sein sollen, denen man wenigstens eine genaue Kenntniß der deutschen Sprache zutrauen muß, und Sie haben vielleicht gehört, daß Freund Weber nicht eben sehr mit der Orthographie vertraut ist."

„Also Sie meinen wirklich, daß Weber selbst der Schreiber jener Briefe sei?"

„Ich weiß und glaube gar Nichts," sagte der Polizeipräsident mit einem schlauen Lächeln. „Ich weise jede Verantwortung von mir, ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich Weber und Markmann auf die mir gewordenen Anzeigen hin verhaften ließ. Sind die Anzeigen falsch, so fällt die Schuld auf den Denunzianten Göschel, sind die Briefe nachgemacht, so fällt die Schuld auf den, der sie nachgemacht hat. Aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich nicht ganz unbesorgt bin wegen dieser Angelegenheit. Es würde ein zu furchtbares Aufsehen in der Stadt machen, wenn wir Markmann ohne Prozeß wieder laufen ließen."

Nun, Sie können doch des Staatsanwaltes sicher sein?"

„Freilich kann ich das, auch des Untersuchungsrichters. Aber Sie wissen es selbst, wie schwer es ist, Geschworne zu finden, welche ganz in unserm Sinne urtheilen und gerade bei diesem Prozesse wird es doppelt schwierig sein. Nun, ich will deshalb den Muth nicht verlieren, jedenfalls habe ich Ihnen einen wesentlichen Gefallen gethan, und das ist schon ein bedeutender Vortheil, denn darauf können Sie sich verlassen, einige Monate müssen wenigstens vergehen, ehe Markmanns Sache zur Untersu-

chung und zum Richterspruche kömmt, und bis dahin können Sie Ihr Heil bei der schönen Röschen Schubert versuchen, an Ihnen ist es, diese Zeit zu benutzen."

„Ich danke Ihnen dafür aufrichtig."

„Aber wie weit sind Sie mit Ihren Bestrebungen? Haben Sie den Beginn zu Ihren Operationen bereits gemacht?"

„Freilich habe ich das," entgegnete Baldemann fast ärgerlich. „Aber ein höchst unvermutheter unangenehmer Zwischenfall bedroht alle meine Bemühungen. Denken Sie nur, daß die Warburger Demokraten ganz aus eigenem Antriebe der Doktorin Schubert eine monatliche Unterstützung von zwanzig Thalern gewährt haben."

„Aus eigenem Antriebe? — Das ist unmöglich."

„Und dennoch ist es wahr, Sie können sich darauf verlassen. Ich komme so eben von der Doktorin Schubert und sie hat mir versichert, daß eine Deputation der Volkspartei ihr diese Unterstützung von zwanzig Thalern monatlich auf mehrere Monate hinaus versprochen hat."

„Dann scheint es fast, als ob Ihnen die Verhaftung Markmanns Nichts nutzen werde."

„O, glauben Sie das nicht, sie ist mir dennoch sehr wesentlich, denn Markmann ist nicht nur durch seine Geldmittel, sondern hauptsächlich durch die Rathschläge, welche er der wankelmüthigen Frau gegeben hat, immer ein gefährlicher Feind bei allen meinen Plänen gewesen. Jetzt kommt es nur darauf an, dahin zu arbeiten, daß die Volkspartei entweder ihre Unterstützungen zurückzieht, oder daß Frau Schubert selbst dieselben ausschlägt. Auf das Letzte habe ich schon hinzuarbeiten gesucht; ich habe der Frau vorgestellt, daß sie von zwanzig Thalern nicht zu leben vermöge, ich habe ihr meine eigene Hülfe angeboten und sie

hat dieselbe angenommen, und ich glaube, wenn ich ihr nach einiger Zeit sage, daß ich unter keiner Bedingung im Stande sein würde, sie ferner zu unterstützen, wenn sie fortan noch Hülfe von der Volkspartei annehme, dann wird sie sich dazu bereit erklären, sich lieber meiner Obhut anzuvertrauen, als noch ferner vom Gelde der Volkspartei zu leben."

Der Polizeipräsident antwortete einen Augenblick nicht, er schien in tiefe Gedanken versunken.

„Der Plan ist schlau," sagte er; „aber er scheint doch manchen Gefahren zu unterliegen. Ich denke eben an etwas Anderes, an eine andere Idee, und überlege eben, ob ich Sie nicht durch dieselbe auf kräftige Weise unterstützen kann."

„Was meinen Sie?"

„Ich bin noch nicht ganz mit mir im Reinen, mein Plan ist noch im Unklaren. Es kommt darauf an, die Doktorin Schubert bei ihrer eigenen Partei zu verdächtigen. Man muß dadurch die Volkspartei von Warburg von ihr abzuziehen suchen, man muß sich bemühen, der Frau auf diese Weise die Unterstützung durch dieselbe zu entziehen, und erst dann haben Sie die Frau vollkommen in der Hand."

„Richtig, richtig," sagte Baldemann nachdenkend. Auf diese Weise wird es möglich sein zu agitiren. Wir müssen uns die Sache näher überlegen. Vorläufig aber denke ich, will ich mit Ausführung meines eigenen Planes vorschreiten, wie ich mit demselben bereits begonnen habe. Wollen Sie mich dann in anderer Weise unterstützen? Ich würde Ihnen dafür ganz besonders dankbar sein."

„Meine Hülfe steht Ihnen, wie immer, zu Gebote. Thun Sie das Ihrige, ich werde das Meinige thun."

Sechszehntes Capitel.

Die Verdächtigung.

Etwa vierzehn Tage waren nach der Abreise des Doktor Schubert vergangen und der Regierungsrath Baldemann hatte diese Zeit auf das Eifrigste benutzt, um sich mehr und mehr einzuschmeicheln in das Herz der Frau Doktorin Schubert und auch Röschen Schubert sich geneigter zu machen.

Der Regierungsrath Baldemann war die Liebenswürdigkeit selbst, wenn er im Schubertschen Hause sich befand, er war täglich dort, ja oft täglich zwei oder mehrere Male. Selten verging ein Abend, an welchem Baldemann nicht mehrere Stunden neben Frau Schubert am Sopha gesessen hätte.

Er brachte Bücher mit und las den Frauen Etwas vor. Baldemann war ein vortrefflicher Gesellschafter, ein geistreicher Mann, der viel erlebt, viel erfahren hatte, und der daher zwei verlassenen Frauen, welche einsam, von aller Welt abgeschlossen waren, bald ein erwünschter und ersehnter Gast wurde.

Auch Röschen verlor mit jedem Tage mehr und mehr

die instinktartige Abneigung, welche sie gegen den glatten Regierungsrath gehegt hatte.

Baldemann als Menschenkenner war es wohl aufgefallen, daß das einfache Kind seine höflichen Schmeicheleien nicht leiden konnte und daß dadurch der Widerwille Röschens entsprungen war. — Sobald er dies bemerkt hatte, wurde er natürlich, seine Freundlichkeit blieb dieselbe, aber jede Schmeichelei wurde fern gehalten, und ließ er ja einmal ein schmeichelndes Wort fallen, so war dies mehr eine Art väterlichen Lobes als die Schmeichelei eines Liebhabers.

Gegen Frau Schubert war Baldemann von der zartesten Aufmerksamkeit, er behandelte die Kranke wie eine langjährige, treue Freundin. Jedes Mittel, ihre Lage zu erleichtern, wurde mit einer erfinderischen Sorgfalt hervorgesucht.

Frau Schubert liebte Blumen und auch die Tochter war entzückt über eine schöne Rose. Täglich kamen schöne frische Blumen trotz der kalten Jahreszeit, trotz der Kostbarkeit des Gegenstandes in dem Schubertschen Hause an, und immer waren es schöne, sinnige Geschenke des Regierungsrathes Baldemann.

Mit jedem Tage gewann Röschen den Regierungsrath lieber, ihr fehlte ja der warnende, väterliche Freund, der sie auf die versteckte Falschheit jenes gefährlichen Mannes aufmerksam machen konnte, sie hörte nur die Mutter, welche stets in entzückten Lobpreisungen über den herrlichen Freund sich ergoß, der ihre Einsamkeit erheiterte, ihre kärgliche Lage durch Geschenke jeder Art angenehm machte und der, das ließ sich nicht verkennen, kaum ein anderes Stre-

ben zu haben schien, als das, sich die Liebe und Freundschaft der Doktorin Schubert zu erwerben. Die Dankbarkeit that ihr Theil hinzu und so waren kaum vierzehn Tage vergangen, als Röschen schon den Regierungsrath eben so gern kommen sah wie ihre Mutter. Schon spendete sie ihm manches Lächeln, und wenn der Abend kam und die Stunde, in der Baldemann gewöhnlich erschien, da war es Röschen nicht mehr recht heimisch im väterlichen Hause, bis endlich die Hausglocke ertönte, welche den erwünschten und ersehnten Gast anmeldete.

Rasch vergingen in der geistreichen Unterhaltung des klugen Mannes die Abende, und stockte ja einmal das Gespräch, dann wurde ein Buch ergriffen und Baldemann las mit schöner, tönender Stimme die Meisterwerke der deutschen Dichtkunst den entzückten Frauen vor.

In einer Stadt, wie Warburg, in der Jedermann den Regierungsrath Baldemann, den ersten unter den Führern der Reaktion kannte, in welcher Jedermann nicht weniger seinen Blick auf die Familie des ausgewiesenen Demokratenführers Schubert richtete, mußte das innige Verhältniß Baldemanns zur Frau Schubert bald auffallen.

Es konnte nicht lange dauern, so sprach man in der ganzen Stadt kaum von etwas Anderem, als davon, daß der Regierungsrath Baldemann täglich im Schubertschen Hause zu finden sei. Die Mitglieder der demokratischen Partei schüttelten darüber die Köpfe, sie konnten es nicht begreifen, wie die Frau mit dem Manne im innigsten Freundschaftsverhältnisse zu leben vermöchte, der als der unmittelbare Vorgesetzte ihres Mannes wahrscheinlich dessen Amtsentsetzung bewirkt hatte, der — man kannte ja seine Macht —

sicherlich im Stande gewesen wäre, Schubert im Amte zu erhalten, wenn er dies irgend gewollt hätte.

Gar seltsame Gerüchte tauchten über das Verhältniß des Regierungsrathes Baldemann zur Familie Schubert auf, und wie Gerüchte, wenn sie einmal aufgetaucht sind, sich mit Blitzesschnelle ausbreiten und mit jedem Tage sich vergrößern, sich vermehren, so geschah es auch in diesem Falle.

Man hatte sich zu Anfang nur gewundert über die Besuche Baldemanns im Schubertschen Hause, als diese Besuche aber nicht nachließen, als man im Gegentheil täglich, oft täglich zweimal Baldemann nach dem entfernten Gäßchen, in dem Frau Schubert wohnte, wandern sah, da wurde die Verwunderung zum Verdacht. Wie ist es möglich, rief man aus, daß solche Freundschaft bestehen kann, ohne daß Frau Doktorin Schubert zu dem Regierungsrath Baldemann in innigerer Beziehung steht, als dies rechtschaffen, als dies erlaubt ist?

An das kleine sechszehnjährige Röschen Schubert dachte Niemand, und Frau Schubert selbst wiederum war durch ihre Krankheit vor jedem Verdacht gesichert, welcher ihrer weiblichen Ehre hätte treffen können.

So blieb denn nur ein Gedanke möglich, und das war der, daß Frau Schubert politische Beziehungen zu dem Regierungsrath Baldemann habe.

Während das Publikum sich so auf das Eifrigste mit den Verhältnissen Baldemanns und der Frau Schubert beschäftigte, war es Baldemanns stetes Bestreben, die Volkspartei in den Augen der Doktorin gering zu machen. Oft sprach er mit dieser eigensüchtigen Frau über die geringe Unterstützung, welche sie bekäme, oft machte er sie aufmerk-

sam auf das Ungewisse derselben, und endlich kam er offen mit der Sprache heraus und gestand der Frau Schubert, daß, wie tiefen Schmerz es ihm auch machen würde, wenn er sich aus dem Schubertschen Hause fern halten müßte, wenn er nicht mehr die Abende dort zubringen dürfte, er dennoch seiner amtlichen Stellung wegen sich zurückziehen müsse, wenn Frau Schubert länger die Unterstützung der Volkspartei annehme.

„Glauben Sie, verehrte Frau," sagte er eines Tages zu Frau Schubert, „es zerreißt mir das Herz, wenn ich daran denke, daß ich mich von Ihnen trennen soll, aber ich habe Pflichten, gebieterische Pflichten, welche mich selbst zwingen würden, die heiligsten Gefühle meines Herzens zu vernichten. Bedenken Sie meine Lage, mein Verhältniß zum Hofe, meine amtliche Stellung. Sie empfangen die Unterstützung der Volkspartei, und wenn ich mich auch stets bemüht habe, meinen Vorgesetzten gegenüber zu behaupten, daß Sie weit entfernt seien, die Gesinnungen Ihres Gatten zu theilen, daß Sie im Gegentheil eine streng royalistisch gesinnte Frau wären, man will es mir gar nicht glauben, man sagt, wie ist das möglich, da Frau Schubert von der Volkspartei in Warburg erhalten wird?"

Frau Schubert war tief entsetzt über diese Mittheilungen des Regierungsrathes Baldemann, schon hatte sie sich daran gewöhnt, denselben als ihren täglichen Gast zu sehen, schon war es ihr kaum denkbar, wie ihr die Abende ohne Baldemanns erheiternde Gegenwart vergehen sollten, und jetzt sollte sie um jener elenden zwanzig Thaler willen diesen Freund verlieren, um jener zwanzig Thaler willen, die nicht einmal sicher gestellt waren, denn täglich predigte ihr

Baldemann, er habe gehört, daß viele Stimmen im Publikum laut würden, welche eine solche Unterstützung viel zu hoch fänden.

Endlich kam Baldemann ganz mit der Sprache heraus, er bat die Doktorin Schubert aufs Dringendste, jede Unterstützung der Volkspartei von der Hand zu weisen, und er versicherte ihr mit Hand und Mund, daß er es sich selbst zum höchsten Glücke anrechnen würde, wenn sie so viel von ihm annähme, als sie zu ihrer Existenz bedürfte.

Auch bei diesem Anerbieten wieder ging Baldemann mit der höchsten Schlauheit zu Werke. Er vermied Alles, was in einem solchen Anerbieten unzart erscheinen konnte, nur ein Darlehn wollte er geben. Schuberts hohe Talente mußten demselben, wie Baldemann sagte, im Zeitraum mehrerer Monate, höchstens eines Jahres eine Stellung im Auslande verschaffen, welche nicht nur genügend wäre, Frau und Kind zu ernähren und zu sich kommen zu lassen, sondern auch genügend, Alles das zurückzuzahlen, was etwa Baldemann in der Abwesenheit des Gatten für die hinterlassene Frau thun könne.

Ein solches Darlehen von einem Freunde anzunehmen, war sicherlich weniger beschämend für Frau Schubert, als die Annahme eines Geschenkes von der Volkspartei, eines Geschenkes, welches fast öffentlich unter armen Handwerkern und Arbeitern kollektirt wurde.

So umgarnte und umstrickte Baldemann mit schönen Worten, mit Zureden, mit versteckten Drohungen und Bitten täglich mehr die unglückliche Frau, welche keinen anderen Rathgeber hatte als den treulosen, tückischen Re-

gierungsrath, welcher sich aber als der liebste und beste Freund darstellte.

Der Entschluß der Frau Schubert, mit der Volkspartei völlig zu brechen, war schon halb gefaßt, als ein neues Ereigniß denselben zum Ausbruch bringen sollte.

Mit jedem Tage hatten sich die Gerüchte über das Verhältniß Baldemanns zu Frau Schubert vermehrt, vergrößert, und eines Morgens enthielt sogar die Warburger demokratische Zeitung eine kurze Notiz, welche darauf hindeutete, und welche eigentlich von dem Schreiber berechnet war, Frau Schubert auf ihren gefahrvollen Umgang mit Baldemann aufmerksam zu machen und sie zum Abbruche desselben zu veranlassen, welche aber eine ganz andere Wirkung hatte.

Die Handwerker und kleinen Bürger von Warburg, welche, wie das Volk im Allgemeinen, stets geneigt waren, Verdacht zu fassen, waren schon längst auf Frau Schubert nicht eben gut zu sprechen gewesen und nur murrend gaben sie auf Zureden ihrer Führer noch den Beitrag für die monatliche Unterstützung der Frau des Ausgewiesenen; im zweiten Monate aber machten sie es ihren Führern zu gleicher Zeit zur heiligen Pflicht, mit Frau Schubert ein ernstes Wort zu sprechen.

Das war freilich eine schwere und trübe Aufgabe für den armen Werthmann, der einmal die Leitung der ganzen Sache in die Hand genommen hatte, aber es war eine Aufgabe, der er auf jeden Fall nachkommen mußte, und so begab er sich eines schönen Tages zu Frau Schubert, um mit dieser Rücksprache zu nehmen.

Frau Schubert empfing den Deputirten der Volkspar-

tei in ganz anderer Art, wie das vorige Mal, schon war sie aufgereizt gegen die Volkspartei, schon hatten die Worte Baldemanns ihre Früchte getragen. Mit einer kalten, förmlichen Handbewegung bat sie Werthmann, Platz zu nehmen.

Dieser that es, aber er war in der höchsten Verlegenheit, wie er eigentlich das Gespräch beginnen sollte, wie er seinen Auftrag auszurichten habe.

„Eine im höchsten Grade unangenehme Angelegenheit führt mich zu Ihnen," begann er. „Ich habe einen Auftrag an Sie auszurichten, Frau Doktorin, der mir im höchsten Grade schwer fällt, und der mich schmerzt, den ich aber dennoch auszuführen gezwungen bin."

„Bitte, sprechen Sie," sagte Frau Schubert kalt. „Was steht Ihnen zu Diensten?"

„Wieder räusperte sich Werthmann, wieder wußte er nicht, wie er Worte finden sollte; endlich begann er:

„Es gehen dunkle Gerüchte in der Stadt — — —"

„Doch hoffentlich nicht über mich," sagte Frau Schubert.

„Allerdings, Frau Doktorin, über Sie, über Ihr Verhältniß zum Herrn Regierungsrath Baldemann."

„Ich glaube," sagte Frau Schubert mit einem spöttischen, verächtlichen Tone, „daß ein Freundschaftsverhältniß wie das meinige zu dem Regierungsrath Baldemann, keinen Menschen etwas angeht, denn ich darf doch wohl hoffen, daß ich arme, kranke Frau vor jeder Schmähung und Verdächtigung gesichert sein."

„Freilich, Frau Doktorin," entgegnete Werthmann im höchsten Grade verlegen, und seine Sendung wurde ihm mit jedem Augenblicke peinlicher und widerwärtiger. „Nie-

mand denkt daran, in Ihrem Verhältnisse zum Herrn Regierungsrath Baldemann etwas Anderes zu sehen, als ein reines Freundschaftsverhältniß, — aber — —"

„Aber! —"

„Aber man glaubt, — — —"

„Bitte, sprechen Sie sich deutlicher aus. Ich kann unmöglich aus einem, „man glaubt," errathen, was Sie eigentlich wünschen."

„Ich habe mich auch falsch ausgedrückt, Frau Doktorin. Ich will nicht sagen, man glaubt, man spricht nur im Allgemeinen davon, — es sind dunkle Gerüchte — daß der Regierungsrath Baldemann unmöglich in einer so freundschaftlichen Beziehung mit einer politisch kompromittirten Familie stehen könnte, wenn er dazu nicht seine bestimmten Gründe hätte."

Frau Schubert lachte spöttisch:

„Das glaube ich selbst. Der Regierungsrath Baldemann hat gewiß bestimmte Gründe, mit mir in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu stehen; aber ich möchte wohl wissen, wer sich unterfangen darf, darüber zu sprechen und wen diese Gründe etwas angehen."

Werthmann fühlte sich durch diese kalte Art der Frau Schubert beleidigt, er bekam dadurch mehr Muth, seine Sendung auszurichten, und er erwiderte ernst:

„Diese Gründe gehen allerdings Diejenigen etwas an, welche in Ihnen, Frau Doktorin, die Frau eines durch die Polizei und die jetzt herrschende Willkür aus der Stadt verbannten Führers der Demokratie sehen, und welche deshalb ihre schwer erarbeiteten Groschen zusammenlegen, um

Sie, Frau Doktorin, in Abwesenheit Ihres Mannes zu unterstützen."

„Das ist abscheulich, das ist schändlich?" rief Frau Schubert wüthend aus.

„Was ist abscheulich? Was ist schändlich?" fragte Werthmann ernst. „Daß das Volk sich um das Leben Derjenigen kümmert, zu welchen es Vertrauen hat? Nein, Frau Doktorin, das ist nur natürlich. Jenes arme Volk ist so oft verrathen worden, so oft haben Diejenigen, für welche es sich opferte, diese Aufopferung mißbraucht, so oft haben sie jene armen Arbeiter betrogen und getäuscht, daß das Volk wohl das Recht hat, ein aufmerksames Auge auf Alle die zu richten, denen es bisher Vertrauen geschenkt hat."

„Ich habe kein Vertrauen vom Volke verlangt, mag es Mißtrauen, mag es Vertrauen zu seinen Führern haben, was geht mich das an? Ich bin eine einsame, verlassene Frau, und der wird man es doch wahrlich nicht verdenken, wenn sie ihre Freunde sucht, wo sie selbst es wünscht, und wo sie sie findet."

„Gewiß nicht, Frau Doktorin Schubert. Aber, wie unangenehm mir dies auch ist, ich muß meinen Auftrag zu Ende führen. Es ist aufgefallen, daß Sie ein Leben führen, weit über die geringen Mittel hinaus, welche die Partei Ihnen zu bieten vermag. Man spricht deshalb davon, daß Sie vom Regierungsrath Baldemann selbst die Mittel zu einem solchen Leben erhalten."

„Nun, und wenn dies auch wäre? Was dann?"

„Dann hat man mir die Pflicht auferlegt, Frau Doktorin, Sie daran zu erinnern, daß Niemand zweien Herren dienen kann; entweder das Volk oder die Feinde desselben,

eins müssen Sie wählen. Das Volk kann nicht länger Diejenigen unterstützen, welche zu gleicher Zeit Wohlthaten empfangen von der äußersten Reaktion, von dem Urheber der meisten abscheulichen Willkürmaßregeln, welche im gegenwärtigen Augenblicke von der Warburger Regierung begangen werden."

„Das heißt also mit andern Worten," sagte Frau Schubert gereizt, „die Volkspartei von Warburg will mir die Unterstützung, welche ich bisher von derselben genossen habe, entziehen?"

„Nein, Frau Doktorin, nein, das heißt es nicht; aber sie fordert Sie auf, die zu freundschaftlichen Beziehungen mit dem Regierungsrath Baldemann, welche in der Partei ein Aergerniß geben, abzubrechen. Bedenken Sie, welche Noth es uns, die wir fern von allem Mißtrauen gegen Sie sind, macht, die ohnehin nur zu mißtrauischen Arbeiter und kleinen Bürger zu den Beiträgen zu bewegen, weil sie glauben, daß Sie zu gleicher Zeit von der Reaktion Unterstützung erhalten."

Das ist abscheulich!" erwiderte Frau Schubert. „Immer und immer wieder werfen Sie mir jene armseligen zwanzig Thaler vor, welche die Volkspartei aufbringt, um mich nicht eben verhungern zu lassen."

„Sie sollten diese Summe nicht armselig nennen," entgegnete Werthmann ernst, „wenn Sie bedenken, daß sie aufgebracht wird von den Groschen, an denen mancher bittre, schwere Schweißtropfen hängt."

„Um so demüthigender ist die Annahme für mich, und mit einem Worte, Herr Werthmann, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen persönlich für Ihre Bemühungen, aber ich

mag Ihr Geld nicht mehr, und ich habe Mittel in Händen, um auch die einmal von Ihnen empfangene Unterstützung zurückzugeben."

„Ist das Ihr Ernst, Frau Doktorin Schubert?"

„Ja wohl ist es mein Ernst, mein vollkommener Ernst. Ich mag diese abscheuliche Demüthigung nicht mehr, man soll mir nicht mehr sagen, daß ich vom Schweiße der Arbeiter lebe, man soll nicht das Recht haben, sich in meine Privatverhältnisse zu mischen. Ich werde eine solche Unverschämtheit niemals mehr leiden."

„Frau Doktorin!"

„Ja, ja, Herr Werthmann, sagen Sie das denen, von denen Sie hierher geschickt sind, sagen Sie ihnen, daß zwanzig Thaler monatlich allerdings mich vor dem Hungertode, aber nur vor diesem geschützt hätten, und daß ohne die Aufopferung eines Freundes ich kranke, elende Frau hier hätte verkommen mögen in Einsamkeit und Noth, daß ich aber um der Volkspartei von Warburg willen wahrlich diesen Freund nicht aufgeben würde."

„Ich bedaure, Frau Doktorin," sagte Werthmann aufstehend, „daß Sie die Partei von sich stoßen. Wissen Sie auch bestimmt, daß dieser Freund, dieser scheinbare Freund Ihnen treu bleiben wird? Kennen Sie den Regierungsrath Baldemann hinlänglich, um zu wissen, daß Sie diese Worte nicht einst bereuen werden?"

Frau Schubert lachte höhnisch:

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde sicherer auf die Hülfe des Herrn Regierungsraths Baldemann rechnen können, als auf die der Volkspartei, der es jetzt, wie schon mir Ihr heutiger Besuch bewiesen hat, leid thut, daß sie

einige armselige Groschen für die Frau eines Mannes gesammelt hat, der ihrethalben auf der Flucht und im Elende ist."

„Das ist also Ihr letztes Wort, Frau Doktorin?"

„Ja wohl, Herr Werthmann."

„Dann leben Sie wohl und ich wünsche, daß Sie nie bereuen mögen, die rettende Freundeshand von sich gestoßen zu haben."

Ernst und tief verstimmt ging der ehrliche Mann von dannen. Frau Schubert aber bekam durch die Aufregung, welche ihr diese Unterredung gemacht hatte, einen heftigen Anfall ihres Nervenleidens und mußte mehrere Tage ganz und gar das Bett hüten.

Der Regierungsrath Baldemann frohlockte indessen, er triumphirte; endlich war er zu seinem Ziele gelangt. Frau Schubert hatte jede Verbindung mit der Volkspartei abgeschnitten, und es kam jetzt nur darauf an, die Wiederanknüpfung dieser Verbindung für immer unmöglich zu machen.

Einige Tage später enthielt die Neue Warburger Zeitung, deren Redakteur der berüchtigte Göschel war, im Zuschauer einen langen Artikel folgenden Inhalts:

„Wir können unseren Freunden ein Ereigniß melden, welches von nicht geringer Bedeutung auf den Prozeß des Litteraten Markmann sein wird. Die Frau eines aus Warburg geflüchteten Demokratenführers, des innigsten Freundes Markmanns, hat sich erboten, wichtige Papiere der Polizei zu übergeben, welche geeignet sind, ein treffliches Licht auf die Verschwörungspläne des berüchtigten Markmann zu werfen. Nicht die Noth hat jene Dame

zu diesem Entschlusse veranlaßt, denn dieselbe besitzt einen aufopfernden, treuen Freund in einem unserer höchstgestellten Staatsbeamten, es ist reiner Patriotismus, welcher sie bewegt hat, mit der Demokratie zu brechen.

Schon längst war die Dame mit ihrem Gatten in Uneinigkeit wegen dessen politischer Richtung; jetzt endlich hat sie sich entschlossen, jede Rücksicht von sich zu werfen und ihre Pflicht als treue Staatsdienerin, als gehorsame Unterthanin zu erfüllen.

Wir nehmen mit Dank eine solche Aufopferung an, und können den Edelmuth jener Dame nicht genug hervorheben."

Unmittelbar unter diesem Artikel stand ein zweiter folgenden Inhalts:

„Ein charakteristisches Bild des elenden Zustandes und der Undankbarkeit unserer demokratischen Partei giebt das Benehmen derselben gegen die Frau eines der bedeutendsten Führers der Demokratie. —

Der Doktor Schubert befindet sich bekanntlich auf der Flucht. Er mußte seine Frau und seine Kinder ohne alle Mittel in Warburg zurücklassen. Und was hat die demokratische Partei für die Familie ihres Führers gethan? Sie hat ein für allemal zwanzig Thaler gesammelt, davon soll die unglückliche Familie Monate lang leben. Das sind unsere Warburger Demokraten!"

Diese beiden Aufsätze erregten in der Warburger Demokratie eine furchtbare Entrüstung, eine ungeheure Wuth. Jetzt schien die Schuld der Doktorin Schubert, ihr Verrath an der demokratischen Partei vollkommen begründet zu sein; obgleich man wußte, daß die Neue Warburger Zeitung ein

wahres Lügenblatt war, obgleich sonst Niemand den Nachrichten derselben glaubte, so vertraute man ihr doch in diesem einen Falle und der Name Schubert wurde nur mit Verwünschungen vom Volke ausgesprochen. Jede Versöhnung war von diesem Tage an der unglücklichen Frau vollkommen unmöglich gemacht.

Der Regierungsrath Baldemann hatte in Verbindung mit seinen beiden trefflichen Freunden, dem Polizeipräsidenten Walter, der durch seine Agenten jedes ungünstige Gerücht über Frau Schubert vergrößert und vermehrt in der Stadt aussprengen ließ, und dem Redakteur der Neuen Warburger Zeitung, Herrn Göschel, vollkommen sein Ziel erreicht.

Siebzehntes Capitel.

Die Entscheidung naht.

Wochen und Monate vergingen und Alles schien im Schubertschen Hause unverändert zu sein. Frau Schubert bemerkte keine nachtheiligen Folgen davon, daß sie die Volkspartei von sich gewiesen hatte, welche natürlich von jenem Tage an ihr jede Unterstützung entzog. Wenn auch in den demokratischen Kreisen viele harte, unfreundliche Worte gegen die Doktorin Schubert fielen, wenn man dieselbe auch jetzt ganz offen eine Verrätherin nannte, Frau Schubert hörte im Anfange Nichts davon. Ihre ganze Welt war beschränkt auf den kleinen Raum ihres Hauses; die kranke Frau konnte das Sopha nicht verlassen, hier lag sie, und ihr weitester Spatziergang war der vom Sopha nach dem Bette in der nebenan liegenden Schlafstube. —

Auch Röschen Schubert ging wenig oder gar nicht aus. Ein kurzer Spatziergang in einen benachbarten Garten das war Alles, und so erfuhren denn die beiden verlassenen und vereinsamten Frauen Nichts, auch gar Nichts

von allen den Gerüchten, welche in der Stadt über sie umgingen.

Diese Gerüchte waren freilich mit jedem Tage ungünstiger geworden. Daß Frau Schubert eine Verrätherin sei, daß sie dem Regierungsrathe Baldemann alle nur in ihren Kräften stehenden Enthüllungen über die demokratische Partei gegeben habe, darüber war man einig; aber man konnte außerdem auch nicht verkennen, daß die häufigen Besuche des Regierungsraths wohl noch einen andern Grund haben würden, denn die mit jedem Tage sich heller entfaltende Schönheit Röschens ließen den eigentlichen Grund der Baldemannschen Besuche im Schubertschen Hause bald immer klarer hervortreten.

Da gingen denn viele recht nachtheilige Gerüchte für Röschens Ruf in der Stadt umher, und der Name Schubert wurde fast nur mit Bedauern für den abwesenden, ausgewiesenen Mann und Vater, und mit Verachtung für die Mutter und Tochter genannt. Aber, wie bereits gesagt, weder Frau Doktorin Schubert selbst, noch Röschen erfuhren irgend Etwas von den Gerüchten. Sie lebten ganz still und eingezogen in ihrem Häuschen, und sahen Niemanden außer dem Regierungsrathe Baldemann.

Baldemann aber wurde den beiden verlassenen Frauen ein wahrhaft lieber und freundlicher Gast, ein wirklich treuer Freund in der Noth. Er hielt das Versprechen, welches er der Doktorin in jenen Tagen gegeben hatte, in welchen es ihm darauf ankam, diese Frau vollständig von der Demokratie loszureißen; und er hielt es zu gleicher Zeit mit einer so außerordentlich taktvollen Bescheidenheit, mit einem so feinen Zartgefühle, daß die Wohlthaten, mit

denen er das Schubertsche Haus überhäufte, nie drückend, nie lästig, nie beschämend werden konnten.

Geld gab er der Frau Schubert wenig oder gar nicht, aber alle ihre Bedürfnisse wußte er aufs Vollkommenste zu errathen. Wenn die Magd mit wenigen Groschen auf den Markt geschickt wurde, um ein kärgliches Mittagsbrot einzukaufen, dann kam sie mit einer Fülle köstlicher Speisen nach Hause. Als das Holz auf dem Boden zu mangeln begann, da kam der gewöhnliche Holzfuhrmann und lud ohne Weiteres mehrere Klafter Holz ab, und als ihm Frau Schubert verlegen sagte, es werde ihr wohl kaum möglich sein, in der ersten Zeit die Rechnung zu berichtigen, da lachte der Mann fast ausgelassen und meinte, er kenne ja Frau Doktorin Schubert und wisse, daß diese ihn schon bezahlen werde; und so ging es überall.

Zeuge zu Kleidern, selbst Schmucksachen wurden der Doktorin Schubert von den dienstbeflissenen Kaufleuten ins Haus getragen und Niemand dachte daran Bezahlung anzunehmen.

Frau Schubert wußte freilich sehr wohl, von wem diese Hülfe kam, sie wußte sehr wohl, daß der Regierungsrath Baldemann Alles hinter ihrem Rücken bezahlte, aber sie hatte auf diese Weise nicht das drückende und beschämende Gefühl, für jedes gebrachte Opfer danken zu müssen.

Daß der Regierungsrath Baldemann durch so zarte Aufmerksamkeiten der Doktorin Schubert immer näher trat, daß auch Röschen ihm bald die freundlichsten Gefühle schenkte, das ist wohl nur natürlich; und so fühlte sich denn die Doktorin Schubert wohler, denn jemals, sie lebte in Verhältnissen, günstiger, als sie dieselben bisher gekannt

hatte, jede Noth schien von ihr genommen, und an die Zukunft dachte die kranke Frau kaum.

Auch an ihren Mann, der in der Ferne, in der Fremde, ausgewiesen lebte, der vielleicht mit Noth und Elend kämpfte, auch an diesen dachte sie nicht, ihr kaltes Herz hatte nicht Raum für den Abwesenden, sie fühlte nur für sich, und als Briefe ankamen von Schubert, da las sie dieselben allerdings, ohne sie indessen zu beantworten, denn nur mit einem Gefühle des Zornes, fast des Hasses dachte sie an den abwesenden Gatten, dem sie immer und immer wieder vorwarf, daß er um eines elenden Eigensinnes wegen sie und die Tochter dem Hungertode überlassen habe, dem Hungertode, welchen nur die treue Hülfe des Regierungsraths Baldemann abgewendet habe.

„O, dieser treue, treue Freund!" rief sie ihrer Tochter zu. „Wenn Gott ihn uns nicht geschenkt hätte, wo wären wir jetzt? Siehe, Röschen, wie er für uns sorgt, uns das Leben behaglich, bequem macht, wir können ihm niemals diese Liebe, diese Güte danken."

Auch Röschen war ganz der Ansicht der Mutter, und sie schämte sich fast vor sich selber, daß sie einst diesen herrlichen Mann, den trefflichen Regierungsrath, gehaßt habe.

Monate waren so vergangen, da kamen eines Tages der Regierungsrath Baldemann und sein Freund, der Polizeipräsident von Walter, in einer Gesellschaft zusammen. Die beiden Freunde zogen sich in einen entfernten Winkel des Zimmers zurück, wo sie ungestört plaudern konnten. Durch Geschäfte überhäuft, hatten sie sich seit langer Zeit nicht gesehen.

„Nun, Baldemann," sagte Walter, „man sieht Sie ja

kaum mehr. Ist denn Ihre ganze Zeit durch jenes kleine Röschen Schubert fortgenommen, die, wie ich höre, mit jedem Tage reizender und schöner werden soll?"

Düstre Wolken des Mißmuths zogen sich auf der Stirn des Regierungsraths zusammen.

„Ich bin viel bei Schuberts," sagte er in halbärgerlichem Tone, „und habe außerdem viel zu arbeiten, deshalb müssen Sie mir schon verzeihen, wenn ich weniger oft, als früher, Sie besucht habe."

„Sie sind also zum Ziele gelangt?" fragte der Polizeipräsident mit fast spöttischem Lächeln. „Ich gratulire."

„Nein, nein," erwiderte Baldemann ärgerlich. „Sie irren, Walter, ich bin noch nicht zum Ziele gelangt. Noch sind meine Wünsche nicht erfüllt, ich habe fast noch Nichts in der langen Zeit gewonnen."

Nicht möglich!"

„Es ist leider vollkommen wahr."

„Aber ist denn das Mädchen so spröde?"

„Ich gestehe Ihnen, ich weiß es nicht."

„Sie wissen es nicht?"

„Nein, ich habe noch nicht den Versuch gemacht, und ich gestehe es Ihnen offen — ich bebe zurück vor jedem Versuche dieser Art."

„Wahrlich, Baldemann, ich verstehe Sie nicht!"

„Das glaube ich wohl, aber dennoch ist es vollkommen so, wie ich Ihnen sage. Sie glauben nicht, Walter, welch' wunderbares merkwürdiges Mädchen das kleine Röschen Schubert ist. Sie ist so unschuldig, so liebenswürdig, und doch dabei so — fast möchte ich sagen — stolz, daß ich nicht im Stande gewesen bin, bisher ihr irgend

einen Antrag zu machen, denn ich wäre der festen Ueberzeugung gewesen, mit dem höchsten Stolze, mit der größten Verachtung zurückgewiesen zu werden."

„Wahrhaftig merkwürdig!"

„Ja, aber die Sache muß enden. Ich gestehe Ihnen, ich beginne denn doch, jetzt ungeduldig zu werden. Schon mancher Monat ist vergangen und manches Hundert Thaler habe ich angewendet, um meinen Zweck zu erreichen, alle Opfer aber waren bisher vergeblich. Ich muß zum Ziele kommen, aber Walter, ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie ich das Ding angreifen soll."

Der Polizeipräsident lächelte:

„Das ist allerdings eine seltsame Lage," sagte er; „aber Sie haben Recht, nicht länger dürfen Sie sich von einem kleinen Bürgermädchen an der Nase herumführen lassen. Röschen Schubert muß die Ihrige werden und bald. Ich habe außer den Kosten, welche es Ihnen macht, noch andere gewichtige Gründe. Bedenken Sie, Baldemann, daß es mit jedem Tage für Sie nothwendiger wird, eine vornehme, eine adlige Heirath zu schließen. Sie wissen, wie viel der Fürst auf den Adel giebt, Sie wissen, daß Sie nur durch die Verbindung mit einer unserer alten Adelsfamilien in den Augen des Fürsten selbst fast adlig werden, und daß dadurch allein Ihre Karriere jenes glänzende Ziel erreichen kann, welches Ihr Geist, Ihre Talente Ihnen vorzeichnen. Deshalb Baldemann müssen Sie jetzt endlich das Verhältniß mit der kleinen Schubert abbrechen."

„Nun und nimmermehr."

„Hören Sie mich an, Freund, Sie werden mir Recht geben. Ich kenne Sie zu gut, ich weiß, daß Sie, ehe Sie

Ihr Ziel erreicht haben, nicht von demselben abgehen werden, ich rede Ihnen deshalb auch nicht zu, Ihr Verhältniß mit der Schubertschen Familie abzubrechen, bis Sie den Lohn all' der vielen Anstrengungen und Gefälligkeiten erreicht haben, aber kommen Sie nur möglichst schnell zu Ende."

„Aber wie um des Himmels Willen soll ich damit zu Ende kommen? Ich habe Ihnen bereits gesagt, Walter, wie ich mit jener Familie stehe."

„Ich weiß es, ich weiß es; aber Sie haben mir früher eine andere Beschreibung von derselben gegeben. Sie haben mir gesagt, daß die Mutter eine kalte, herzlose Frau ist, Sie haben mir gesagt, daß bei derselben das Geld Alles vermöge. Nun, Sie sind jetzt dazu gelangt, daß die Doktorin Schubert lediglich und allein von Ihnen abhängt, benutzen Sie diese Abhängigkeit, zwingen Sie die Frau, Ihnen zum Willen zu sein."

Baldemann blickte tief nachdenkend zu Boden, und der Polizeipräsident fuhr fort:

„Sie sehen, Baldemann, daß ich Ihr wahrer Freund bin, nehmen Sie daher meinen Rath an, gehen Sie offen zu der Doktorin Schubert, sagen Sie, daß Sie ihre Tochter lieben, daß Sie nicht eher ruhen würden, bis dieselbe in Ihren Armen läge, und daß Sie nur unter dieser Bedingung die Geldunterstützungen, die sie bisher von Ihnen genossen habe, auch fernerhin geben würden. Nach der Schilderung, welche Sie mir von der Doktorin Schubert gemacht haben, wird dieselbe, wenn auch nach einigem Widerstreben, einwilligen. Dann sind Sie ans Ziel gelangt und Sie können dann diese Verbindung, welche Sie

von einem höhern, glänzenderen Ehrgeize abhält, nach Belieben abbrechen."

„Sie haben Recht, Freund," sagte Baldemann, indem er dem Polizeipräsidenten die Hand reichte. „Sie haben Recht, und ich werde nach Ihrem Rathschlage handeln. Freilich werde ich einige kleine politischen Aenderungen vornehmen, aber das ist gleichgültig, binnen heute und vier Wochen wird Röschen Schubert die Meinige sein, und dann mögen Sie vollkommen über mich verfügen."

Achtzehntes Capitel.

Der entlarvte Freund.

Schon am Tage nach der Unterredung, welche der Regierungsrath Baldemann mit dem Polizeipräsidenten gehabt, und in welcher er so treffliche Rathschläge vom Freunde erhalten hatte, fand sich der Regierungsrath wieder zur gewöhnlichen Abendstunde in der Wohnung der Frau Doktorin Schubert ein. Er wurde mit der Liebe und Freundlichkeit empfangen, die er im Schubertschen Hause seit der Abreise des Ausgewiesenen zu finden gewöhnt war. Röschen war ein wenig spatzieren gegangen und so fand Baldemann denn die Doktorin Schubert allein.

Er setzte sich neben derselben ans Sopha mit dem festen Entschlusse, endlich mit der Sprache herauszurücken, aber immer und immer wieder erschien es dem sonst so muthigen und hoffärtigen Manne unmöglich, das seltsame Band zu zerreißen, welches ihn bisher an die Familie Schubert gekettet hatte, und die nichtswürdigen Absichten bloß zu legen, um deren willen allein er Mutter und Tochter mit Wohlthaten überhäuft hatte.

Oft wollte der Regierungsrath das Gespräch beginnen, dann that aber Frau Schubert irgend eine unbedeutende Frage, und wieder schien Baldemann jede Möglichkeit abgeschnitten, mit seinen Plänen herauszutreten. Endlich aber faßte er sich Muth, er rückte näher ans Sopha und sagte mit der zärtlichsten, freundlichsten Stimme, indem er die Hand der Doktorin Schubert ergriff:

„Frau Schubert, wir sind jetzt Monate lang fast täglich zusammengewesen, in Ihrem Hause habe ich die glücklichsten Stunden meines Lebens verbracht und dennoch drückt mich eine Bitte schon seit längerer Zeit, eine dringende Bitte, die ich kaum wage, Ihnen vorzubringen, die ich Ihnen aber dennoch vorbringen muß, da das Glück oder Unglück meines Lebens von der Gewährung derselben abhängt.“

„Eine Bitte, Herr Regierungsrath?“ fragte Frau Schubert verwundert.

„Ja, eine dringende, innige Bitte.“

„Dann ist sie gewährt. Einem Freunde wie Ihnen, wüßte ich Nichts abzuschlagen.“

„Ich hoffe es, verehrte Frau; aber ich gestehe Ihnen offen, mein Wunsch, mein Verlangen ist so seltsamer Art, daß ich es einer Frau, welche weniger Verstand, eine weniger großartige und freisinnige Denkungsart hat, als Sie, nicht vorzubringen wagen würde.“

„Das ist ja eine merkwürdige Vorrede. —“

„Hören Sie mich an, Frau Doktorin, aber ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht, wenn im ersten Augenblicke Ihnen meine Bitte unrecht, ja sündlich erscheinen sollte.“

„Eine sündliche Bitte? — Ich verstehe Sie kaum, Herr Regierungsrath.“

Der Regierungsrath rückte dem Sopha näher, zärtlicher drückte er die Hand der Frau und sagte mit leiser Stimme, indem er die Augen niederschlug, denn er vermochte nicht, den scharfen, brennenden Blick der Doktorin Schubert auszuhalten:

„Verehrte Frau, ich habe es Ihnen oft gesagt, wie innig, wie unaussprechlich ich Ihre Tochter Röschen liebe. Sie kennen meine Gefühle für das reizende Mädchen, Sie wissen, daß nur in der Vereinigung, in der Verbindung mit ihr mein Lebensglück besteht, und Sie werden während der Monate, in denen wir näher vereint waren, gesehen haben, daß auch die Abneigung Röschens gegen mich sich mit jedem Tage vermindert, ja ich glaube kühn sagen zu können, sich ganz gelegt hat.“

„Gewiß, Herr Regierungsrath, Röschen achtet, ich darf es Ihnen wohl sagen, Röschen liebt Sie.“

„Das ist mein Glück, das ist mein Stolz. Ich wußte es wohl, daß Röschen jene unbegründete Abneigung gegen mich verlieren müßte, um so dringender aber muß ich auf dem Wunsche einer Vereinigung mit Ihrer Tochter bestehen, und an Ihnen, verehrte Frau, ist es, mir zu derselben behülflich zu sein.“

„Gewiß, Herr Regierungsrath, das will ich gern sein. Sie wissen, daß ich stets keinen größern Wunsch gehabt habe, als Sie meinen Schwiegersohn zu nennen, aber Sie wissen ebenfalls, daß mein Mann . . .“

„Freilich, der Doktor Schubert ist mein Feind, mir

schreibt er all sein Unglück zu, welches er doch lediglich sich selbst zuzuschreiben hat."

„Ich weiß das, Herr Regierungsrath; aber Sie müssen bedenken, daß Schubert immerhin der Vater meines Kindes ist, daß ihm nach den Gesetzen die Zustimmung, die Einwilligung zu der Verbindung mit Ihnen gebührt, und ehe daher Schubert sich nicht erklärt hat, kann ich Ihnen natürlich auch Nichts versprechen."

„Und doch können Sie das, verehrte Frau, denn es kommt darauf an, Schubert zu seiner Einwilligung zu bewegen."

Die Doktorin Schubert schüttelte mißmüthig den Kopf.

„Sie kennen meinen Mann nicht. Seit jener letzten Unterredung, welche Sie mit ihm hatten, wird er nun und nimmermehr, was Sie auch vorbringen mögen, selbst wenn Röschen ihn flehentlich darum bäte, seine Einwilligung zur Verbindung mit Ihnen geben."

„Schubert ist hartnäckig, starrsinnig im höchsten Grade. Wir müssen ihn dazu zwingen."

„Aber wie ist dies möglich?"

„Wollen Sie mir versprechen, verehrte Frau, daß Sie eine Bitte, welche ich Ihnen thun werde, erfüllen wollen? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß sie allein uns zum Ziele führen wird, daß wir durch dieselbe den Doktor Schubert zu jeder Nachgiebigkeit zwingen können."

„Sprechen Sie," erwiderte die Doktorin Schubert im höchsten Grade erstaunt, und immer forschender schauten ihre großen, schwarzen Augen auf das Gesicht des Regierungsraths, als wollte sie jeden Zug dieses schönen, glatten Antlitzes ergründen.

Es war dem Regierungsrath vollkommen unmöglich, diesen brennenden Blick auszuhalten und mit zu Boden geschlagenem Augen fuhr er fort:

„Ich sehe nur ein Mittel, verehrte Frau, meine und Ihre Wünsche zu erfüllen, Schubert zu zwingen. Freilich, ich gestehe Ihnen, es ist ein ungewöhnlichrs Mittel und nur im äußersten Falle dürfen wir von demselben Gebrauch machen; aber dieser äußerste Fall ist eingetreten."

„Ohne Vorrede, Herr Regierungsrath, ich bitte, sprechen Sie, denn ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, was ich denken soll."

„Nun denn," fuhr der Regierungsrath, immer verlegener werdend fort; „es kömmt darauf an, zu bewirken, daß der Doktor Schubert selbst diese Verbindung zwischen seiner Tochter und mir wünscht."

„Aber Sie kennen ja Schubert, Sie wissen daß das nie der Fall sein wird."

O ja, verehrte Frau, es giebt Fälle, Möglichkeiten, in denen selbst Schubert eine Verbindung seiner Tochter mit mir für nothwendig halten wird, denken Sie nur nach und erlassen Sie mir, näher einzugehen auf diesen zarten Gegenstand."

Ein furchtbarer Ernst, eine tiefe Leichenblässe hatte das Gesicht der Doktorin Schubert überflogen, ihr Auge schien dunkler, schwärzer denn jemals früher, ihr Blick wurde drohender. Sie richtete sich nicht ohne Anstrengung halb auf dem Sopha in die Höhe und sagte mit scharfer, schneidender Stimme:

„So — so — Herr Regierungsrath! — Das also meinen Sie?! Das also wollen Sie? — Sie schämen sich,

den nichtswürdigen Ausdruck zu gebrauchen, aber ich sage Ihnen offen, Sie wollen mein armes Kind verführen, und Sie wollen den Vater zwingen, daß er die Verführte dem Verführer in die Arme werfe. — Ist es nicht so, Herr Regierungsrath? Bitte, sprechen Sie, Sie edler, Sie großherziger Mann!"

Eine dunkle Röthe hatte das sonst so bleiche Gesicht des Regierungsraths überflogen und er vermochte in der Verlegenheit kaum einige Worte zu stammeln; endlich sagte er leise:

„Sie sehen die Sache zu streng an, Frau Doktorin; Sie wissen ja, daß ich die redlichsten Absichten habe, und daß es nur gilt, einen eigensinnigen Vater zu einer Verbindung mit seiner Tochter, die ich liebe, die mich liebt, zu zwingen. Bedenken Sie, Frau Doktorin Schubert, daß nur auf solche Weise die Verbindung möglich ist, bedenken Sie meine redlichen Absichten für Ihr und Ihrer Tochter Wohl und Sie werden mir nicht zürnen."

„Kein Wort mehr, Herr Regierungsrath!" — sagte die Doktorin Schubert, „kein Wort mehr, ich mag Nichts weiter hören. Ihre Bitte ist eine Entehrung, nicht für mich und meine Tochter, denn ich arme, hülflose, kranke Frau bin ohne männlichen Schutz, aber sie ist eine Entehrung für Sie, und wahrlich, Sie haben mir tief wehe gethan, daß Sie vermochten, einen solchen Antrag mir zu stellen."

„Aber verehrte Frau! . . ."

„Verlassen Sie mich, Herr Regierungsrath, ich bitte Sie, verlassen Sie mich augenblicklich! Sprechen Sie Nichts mehr, ich möchte die Geduld verlieren und meine Worte

härter einem Manne gegenüber stellen, der mir bisher ein lieberer Freund gewesen ist, als ich selbst es wünschte."

„Aber verehrte Frau! . . ."

„Nichts mehr, Herr Regierungsrath, Nichts mehr. Ich bitte Sie dringend, verlassen Sie mich."

Der Regierungsrath war in höchster Verlegenheit, er wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er alle seine frühern Pläne, alle seine Absichten aufgeben? Sollte er die Doktorin Schubert verlassen? Das konnte, das wollte er nicht.

Baldemann war einer der Menschen, die jeden Entschluß, den sie sich einmal vorgesetzt haben, mit der vollendetsten Konsequenz, mit der großartigsten Energie zur Ausführung bringen. Er hatte sich vorgenommen, Röschen Schubert sollte die Seinige werden, und dieser Entschluß mußte durchgeführt werden, welche Mittel auch dazu nöthig waren, das war gleichgültig. Röschen Schubert mußte die Seinige werden.

Aber schnell schoß ihm ein anderer teuflische Gedanke durch den Köpf. In der Stimmung, in welcher sich die Doktorin Schubert jetzt befand, ließ sich Nichts weiter thun. Hätte Baldemann in diesem Augenblick damit gedroht, daß er ihr seine Unterstützung entziehen wolle, dann würde diese Drohung Nichts gefruchtet haben, das wußte der Regierungsrath sehr gut, er kannte seine Freundin, er wußte, daß dieselbe unter keiner Bedingung im gegenwärtigen Augenblicke nachgeben würde. Der Regierungsrath entschloß sich deshalb, für den Augenblick selbst nachzugeben, aber freilich auch nur für den Augenblick.

Er verließ die Doktorin Schubert, aber seinen Plan

gab er nicht auf, im Gegentheil, er faßte diesen mit um so größerer Schärfe, und sein Entschluß, Röschen Schubert zu verführen, war unerschütterlicher, als jemals.

So stand er denn auf und ergriff noch einmal die Hand der Doktorin Schubert.

„Verzeihen Sie mir, verehrte Frau," sagte er, „ich bitte Sie dringend, verzeihen Sie mir."

„Gehen Sie, Herr Regierungsrath, gehen Sie!" rief Frau Schubert ungeduldig.

„Ich folge Ihrem Wunsche, ich verlasse Sie, Frau Doktorin, aber wahrlich, ich verlasse Sie mit Schmerz, da ich sehe, daß Sie meine Liebe zu Ihrer Tochter nicht zu würdigen wissen, daß ein Wort mir die Freundschaft, die ich dauernder glaubte, entziehen konnte. Ich verlasse Sie, Frau Doktorin, ich sage Ihnen Lebewohl, aber ich hoffe, daß Sie binnen kurzer Zeit einsehen werden, wie nur ich Ihr einziger, wahrer, treuer Freund bin."

„Kein Wort mehr, Herr Regierungsrath! — Wie oft habe ich Sie schon gebeten, mich zu verlassen. Wollen Sie mich arme, kranke Frau denn vor Aerger tödten? Gehen Sie, Herr, — gehen Sie, ich schäme mich Ihrer Gegenwart!!"

„So leben Sie denn wohl, Frau Doktorin, in kurzer Zeit sehen wir uns wieder und ich hoffe, Sie werden dann günstiger über mich urtheilen."

„Niemals, Herr, niemals werde ich den infamen Antrag vergessen, den Sie mir gemacht haben! —"

Der Regierungsrath wollte sich eben voll Wuth und Ingrimm entfernen, da öffnete sich die Thür und Röschen kam von ihrem Spaziergange heim, und so lieblich, so

niedlich, wie selten. Die von der frischen Luft gerötheten Wangen des jungen Mädchens glichen zwei prächtig erblühten Rosen, und ihre Augen strahlten heiter, als sie ins Zimmer trat, und als sie freundlich auf den Regierungsrath zugehend und ihm die Hand reichend, ihm einen guten Abend sagte. Baldemann, durch Röschens Liebreiz aufs Neue gewonnen, faßte nur um so unerschütterlicher den Entschluß, auf seinem nichtswürdigen Plan zu bestehen.

„Geh' auf Dein Zimmer!" rief die Mutter der ankommenden Tochter entgegen.

Der Befehl war in so hartem strengem Tone gegeben, daß Röschen erstaunt aufblickte und nicht wußte, was sie denken sollte.

„Aber weshalb, Mutter?" — fragte sie staunend. „Ist Dir nicht recht wohl?"

„Geh' auf Dein Zimmer!" fuhr die Mutter fort, „bis der Herr Regierungsrath die Gnade haben wird, meiner so oft gegen ihn geäußerten Bitte, uns zu verlassen, zu folgen. Und in Gegenwart dieses Herrn sage ich Dir, Röschen, Du sollst und darfst mit ihm nun und nimmermehr wieder ein freundliches Wort sprechen, denn er verdient das nicht aus Deinem reinen Munde!"

Eine dunkle Röthe des Zornes färbte die sonst so bleichen Wangen des Regierungsraths, er warf einen tückischen Blick auf die Doktorin Schubert, dann verbeugte er sich Abschied nehmend, und entfernte sich; aber indem er in der Thür stand, wendete er noch einmal sich um und sagte:

„Frau Doktorin! Ich werde in einiger Zeit wieder zu Ihnen kommen. Ich hoffe, daß Sie sich dann eines Bessern besonnen haben. Für jetzt leben Sie wohl."

Neunzehntes Capitel.

Die Noth.

Die Doktorin Schubert blieb in einer tiefen Aufregung über den schamlosen Vorschlag des Regierungsraths zurück. Das hatte sie nicht erwartet; ihr war dieser Mann ein so lieber werther Freund geworden, sie hatte ihn für den edelsten Menschen gehalten, und um so größer war ihre Entrüstung, als sie plötzlich in den tiefen Seelenabgrund jenes höflichen schmeichlerischen Mannes schaute, als sie die Schlechtigkeit ihres Scheinfreundes erkannte, und als es ihr nun klar vor die Seele trat, wie der Regierungsrath alle seine Wohlthaten für sie nur zu dem einem Zwecke gespendet habe.

Es war ein tief beschämendes Gefühl für die kalte, stolze Frau, als sie jetzt erkennen mußte, wie recht Schubert gehabt hatte, wenn er den Regierungsrath einen falschen Heuchler, einen Feind nannte; jetzt sah auch sie ein, wie systematisch der Regierungsrath alle seine Verführungskünste betrieben habe, ihr scharfer Verstand sagte der Doktorin Schubert den ganzen innern Zusammenhang des teuf-

lischen Gewebes, welches um sie gesponnen worden war, sie erkannte den Grund der Ausweisung ihres Mannes und der gegen Markmann geschmiedeten Polizeimaßregeln. Jetzt wußte sie, wer der Urheber alles dieses Unglücks sei, ein Wort des Regierungsraths hatte wie ein Blitz das Dunkel der Nacht durchschnitten und alle Zweifel ihr benommen.

Frau Schubert war eine kalte, stolze Frau, aber gerade weil sie dies war, deshalb war ihr der Vorschlag des Regierungsraths wahrhaft entsetzlich, deshalb fühlte sie von jenem Augenblicke, wo Baldemann das erste Wort gesprochen hatte, welches ihr seine Seele entschleierte, die tiefste Verachtung gegen diesen Mann, und sie war entschlossen nun und nimmermehr Wohlthaten von ihm anzunehmen, sie war entschlossen, lieber die äußerste Noth zu ertragen, als sich ferner mit ihm in irgend welche Verbindung einzulassen.

Die arme Frau! Sie hatte nie gefühlt, wie der Hunger thut, sie hatte das Elend, die Noth nicht kennen gelernt, sie wußte nicht, wie selbst der stolzeste Charakter niedergedrückt wird durch Armuth und Hunger, wie jedes Gefühl der Rechtschaffenheit der Qual des nagenden Hungers weichen muß.

Wie unendlich viele der Großen und Vornehmen, welche nie die Noth gekannt haben, und welche deshalb den Unglücklichen, der um dem Hunger zu entgehen, zum Verbrecher wird, aus tiefster Seele verachten, sind selbst nur deshalb redlich, weil sie nie die Versuchung gehabt haben, unredlich zu sein!

So dachte auch die Doktorin Schubert, aber sie sollte

einsehen lernen, daß Noth und Hunger die Lehrer jedes Lasters sind.

Röschen war über die vollkommen ungewöhnliche Behandlung, welche der Regierungsrath Baldemann von ihrer Mutter zu erleiden gehabt hatte, im höchsten Grade erstaunt, sie konnte die plötzliche Wuth der Mutter nicht begreifen, sie verstand nicht, wie die Freundschaft des Regierungsraths Baldemann in einem Augenblick sich in Feindschaft umgewandelt haben könne, ihr reines Herz ahnte nicht, welchen Abgrund bodenloser Niederträchtigkeit dieser scheinbar so liebevolle Freund in sich verbergen konnte.

Als ihr aber die Mutter, wenn auch mit schonenden Worten, den Antrag des Regierungsraths vertraute, da schauderte sie zurück vor diesem Menschen, der ihr schon wahrhaft lieb und werth gewesen war, da ergriff sie ein tiefes Entsetzen, und mit Thränen der Mutter dankend, fiel sie derselben um den Hals.

Der folgende Morgen kam. Das Dienstmädchen wurde auf den Markt geschickt, aber nicht, wie sonst, kam sie mit köstlichen Speisen beladen zurück, sondern nur mit einem höchst frugalen Mittagbrote.

Da zeigte es sich zuerst, daß der Regierungsrath Baldemann fehlte, in dessen Hause täglich das Mädchen gegen eine tüchtige Belohnung unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Mittel zur Anschaffung selbst der kostbarsten Speisen empfangen hatte. Es war der Doktorin Schubert, als wachte sie jetzt erst aus einem langen, schönen Traum auf, jetzt erst nahm sie wahr, welche Veränderung in ihrer ganzen Lebenslage der Streit mit dem Regierungsrath Baldemann zur Folge habe. Sie schaute in die Zukunft und sie

glaubte das Aergste vorauszusehen, denn sie kannte die Noth und Armuth noch nicht, und so entschloß sie sich, Alles zu ertragen, sich aufs Aeußerste einzuschränken.

Dem Dienstmädchen wurde gekündigt, Röschen sollte suchen, Arbeit zu erhalten, alle Schmucksachen, alle Kleider und werthvollen, eleganten Möbeln sollten verkauft werden, nur so viel wollte Frau Schubert behalten, als zum Gebrauch unumgänglich nothwendig wäre.

Frau Schubert ging augenblicklich an die Ausführung ihrer Pläne. Röschen mußte in der ganzen Stadt bei allen Trödlern umherlaufen und sämmtliche überflüssige Sachen verkaufen, freilich für einen wahren Spottpreis. Kaum den fünften oder sechsten Theil des Werthes hatte die Doktorin Schubert für ihre schönen Sachen erhalten können, da die Käufer meistens wußten, daß die Noth die arme Frau zum Verkaufe zwinge.

Immerhin war doch ein kleines Sümmchen zusammengekommen, mit welchem Frau Schubert glaubte, einige Zeit lang leben zu können.

Da erschien plötzlich der Holzfuhrmann im Schubertschen Hause und forderte mit Ungestüm von der kranken Frau die Zahlung für das bereits seit ein paar Monaten gelieferte Holz. Vergeblich bat Frau Schubert um Aufschub, vergeblich stellte sie dem Manne ihre trübselige Lage vor, dieser war unerbittlich.

„Ich habe Monate lang geduldig gewartet, jetzt habe ich nicht länger Lust dazu. Wenn Sie mir nicht bezahlen, werde ich Sie verklagen."

Da half denn freilich kein Sträuben, Frau Schubert mußte bezahlen und ihr kleiner Geldvorrath war bedeutend

mehr als über die Hälfte durch die Forderung des Mannes eingeschmolzen. Auch manche Kaufleute, welche auf das Bereitwilligste kreditirt hatten, kamen herbei und machten ihre Forderungen geltend. Alle Bitten, welche Frau Schubert anwendete, waren vergeblich, und das Geld, welches aus dem Verkauf der Möbel und Sachen herausgekommen war, war schon nach kaum acht Tagen verschwunden, fast schien es, als habe ein tückischer Kobold Jedem, der von der Frau Schubert noch Etwas zu fordern habe, die Noth der armen Frau verrathen, als haben die Gläubiger sich verbündet, jenen Augenblick der schwersten Noth zu benutzen, um mit ihren Forderungen die unglückliche Frau zu drücken.

So sah sich denn abermals die Doktorin Schubert ohne Geldmittel und mit Verzweiflung schaute sie in die Zukunft. Viel schlimmer, viel trauriger war ihre Lage, als damals, wo Schubert ausgewiesen, Warburg verlassen hatte. Noch einige Kleinigkeiten [illegible] Wäsche, einige Möbel waren vorhanden, aber die werthvollsten Stücke hatte die Doktorin bereits verkauft, und so sah sie denn kaum noch für einige Tage ihr Leben gefristet.

Was war da zu thun, wie sollte sie sich, wie ihre Kinder erhalten? Ihre Lage war wirklich furchtbar. Röschen erbot sich augenblicklich, durch Handarbeiten so viel zu verdienen, als irgend möglich wäre, Tag und Nacht wollte sie gern arbeiten, um der kranken Mutter beizustehen. Aber woher Arbeit bekommen?

Vergeblich wendete sich Röschen an verschiedene Kaufleute, welche mit weiblichen Handarbeiten handelten. Einige dieser Kaufleute, welche der reaktionären Partei angehörten,

sahen in Röschen nur die Tochter des ausgewiesenen Doktor Schubert; andere, der demokratischen Partei Angehörige, sahen in ihr die Mätresse des Führers der Reaktion, des Regierungsraths Baldemann, und beide Parteien versagten der Unglücklichen ihre Hülfe.

So ging Tag für Tag vorüber, und schon begann die Noth sich im Schubertschen Hause zu zeigen, schon an einem Tage war nicht das Geld da gewesen, ein Mittagsbrot zu kaufen, und mit einem Stückchen trocken Brote und Salz hatten die Armen sich behelfen müssen.

Da dachte nach langer Zeit die Doktorin wieder an Werthmann, den Freund ihres Gatten, und Röschen erhielt den Auftrag, zu diesem ehrenwerthen Bürger zu gehen, um ihn zu bitten, nicht um eine Unterstützung, sondern um Arbeit, um seine Verwendung hierfür.

Röschen folgte dem Befehle der Mutter, sie traf Werthmann zu Hause, aber sie wurde von diesem auf eine äußerst kalte, frostige Weise empfangen.

„Was steht zu ihren Diensten, Fräulein Schubert?" fragte er, als Röschen mit zu Boden gesenktem Blicke zu ihm ins Zimmer trat. Kaum vermochte Röschen, eingeschüchtert durch den harten, unfreundlichen Empfang, ihre Bitte hervorzustottern, da unterbrach sie Werthmann schon schneidend und bitter:

„Ich glaube wohl, mein Fräulein, sagte er, „daß Sie sich in arger Noth befinden mögen, aber diese ist Ihr eigenes Werk, und Ihnen muß ich es überlassen, sich selbst zu helfen. Als Ihr ehrenwerther, edler Vater ausgewiesen wurde, da waren meine Freunde mit mir gern bereit, Sie zu unterstützen. Sie haben kalt und stolz diese Unterstütz-

zung von sich gewiesen, Sie haben mehr gethan, Ihre Mutter ist zur Verrätherin an der guten Sache geworden, Sie haben Unterstützungen von der Reaktion angenommen, und — ich will nicht beleidigen, Fräulein — aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß man in der Stadt sagt, daß Sie vielleicht diese Unterstützung des Regierungsraths Baldemanns mit schweren Opfern erkauft haben. Jetzt werden Sie von diesem Manne verlassen, — das ist nicht mehr, als sich gebührt, denn wer mit solchen Leuten umgeht, muß auch seinen Lohn dafür haben. Die Volkspartei hat weder Arbeit noch Unterstützung für Sie, wenden Sie sich an die Freunde des Herrn Baldemann, wenden Sie sich an Diejenigen, von denen Sie bisher unterstützt worden sind, wir können Nichts für Sie thun."

Röschen war tief beschämt, tief erschreckt über die harten Worte Werthmanns, die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und einen Augenblick war Werthmann gerührt von dem Anblick des weinenden Mädchens, aber sogleich schwand diese Rührung, als er an alle jene nur zu wahrscheinlichen Gerüchte dachte, welche über die Doktorin Schubert und selbst über das 17jährige Röschen in der Stadt umgingen. Mit einer kalten Verbeugung verabschiedete er das junge Mädchen, und dieses kehrte ohne Arbeit, ohne die Möglichkeit, ihr Leben auch nur für die nächsten Tage sichern zu können, zur Mutter zurück.

Eine trübe Woche verging für die unglückliche Familie, ein Kleidungsstück nach dem andern wurde verkauft, und doch reichte der Erlös nicht hin, um auch nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu beschaffen.

Die Krankheit der Doktorin nahm mit jedem Tage

mehr zu, und wie die Noth größer, drückender wurde, so wurde auch Frau Schubert kränker, mißlauniger, eigensüchtiger. Schon stieg in ihr, wenn sie in heftigen Fieberschauern da lag, und wenn sie sich nicht im Stande fühlte, sich irgendwie Linderung ihrer Pein zu verschaffen, der Wunsch auf, hättest du doch damals anders gehandelt, hättest du doch damals dem Regierungsrath Baldemann eine andere Antwort gegeben. Da erinnerte sie sich des Luxus, der in ihrem Hause geherrscht hatte, als noch der Regierungsrath Baldemann ihr Freund gewesen war; da erinnerte sie sich, wie er immer ihre kleinsten Bedürfnisse errathen, wie er Alles gethan hatte, was irgend in seinen Kräften stand, um jede Noth von ihr abzuhalten.

Durch alle diese Erinnerungen mußte sich ihr trauriger Zustand verschlimmern. Wie oft verging die Mittagszeit, und Nichts war da, als ein Stück trocknes Brod, ein schweres und ungesundes Essen für die kranke Frau, welche nach dem Genusse desselben sich immer unwohler, immer fieberhafter befand.

Frau Schuberts Verwerfung der Vorschläge des Regierungsraths Baldemann war nur entstanden aus ihrer Eigensucht, ihrem Stolze, und dieser selbe Stolz fühlte sich jetzt niedergedrückt durch die jämmerliche Armuth, dieselbe Eigensucht fühlte sich tief verletzt durch die Noth und das Darben.

Mit jedem Tage schwanden die Gewissensskrupel der Frau Schubert mehr, mit jedem Tage sehnte sie sich mehr danach, daß der Regierungsrath Baldemann wieder ihr Haus besuchen möge, und wenn sie dann daran dachte, daß er

ihr vielleicht noch einmal denselben Vorschlag machen werde, da war sie entschlossen nachzugeben.

So waren drei Wochen seit dem letzten Besuche des Regierungsrathes vergangen, die furchtbarste, bitterste Noth herrschte im Schubertschen Hause. Röschens blühende Wangen waren von einer Leichenblässe überzogen, Frau Schubert selbst war mit jedem Tage kränker und kränker geworden; fast sah man kein Möbel außer dem armseligen Sopha, einem Tische und einigen Stühlen in dem Wohnzimmer der Familie, Alles war verkauft, um nur trocknes Brod zum Lebensunterhalt zu bekommen.

Da klingelte es eines Tages zu derselben Zeit, in welcher sonst der Regierungsrath Baldemann stets zu kommen pflegte, an der Hausthür, und jubelnd führte der kleine Carl den lang ersehnten Gast, den Regierungsrath ins Zimmer.

Baldemann that, als ob Nichts vorgefallen wäre. Wieder zog er, wie früher in schönern Tagen, einen Stuhl ans Sopha der Kranken, welche Röschen und dem Knaben durch einen Blick andeutete, daß sie sich entfernen möchten. Wieder küßte er die Hand der Frau und erkundigte sich auf's theilnahmvollste nach ihrem Befinden.

„Ich bin lange nicht bei Ihnen gewesen," sagte er mit einem halb spöttischen Lächeln, „und ich finde hier Vieles seit meinem letzten Besuche verändert. Sie haben meine treue Freundschaft von sich gestoßen, jetzt aber erlaubt es mir mein Herz nicht, länger von Ihnen fortzubleiben, und ich hoffe, daß die Zeit, die Alles mildert, auch Ihren Sinn gemildert haben wird. Ich hoffe, Frau Doktorin, daß Sie mich freundlicher empfangen werden, als Sie mich damals von sich geschickt haben."

Die Doktorin Schubert richtete einen scharfen, strengen Blick auf den Regierungsrath und fast schien es, als male ein bittrer Haß sich in den schwarzen Augen der Frau, die noch tiefer in den dunklen Augenhöhlen lagen, welche noch grausenhafter blickten, als früher. Aber sie bezwang sich, denn sie hungerte.

„Ich habe vergeben, Herr Regierungsrath," sagte sie mit schwacher, ja sanfter Stimme, „und Sie sind mir, wie früher, ein willkommner Gast."

„Ich danke Ihnen, Frau Doktorin, ich danke Ihnen," sagte der Regierungsrath freundlich, „und ich hoffe, wir werden uns jetzt verständigen. Erinnern Sie sich noch des Gesprächs bei unserer Zusammenkunft?"

„Ja wohl erinnere ich mich dessen," erwiderte Frau Schubert mit vor Aufregung zitternder Stimme, denn jetzt, wo sie sich entscheiden sollte, fiel es ihr schwer, ihre Tochter zu opfern, aber sie war entschlossen, denn sie hungerte.

Mit süßer Freundlichkeit fuhr der Regierungsrath fort: „Nun verehrte Frau, darf ich Sie fragen, ob Sie sich in der Zeit, in der wir uns nicht gesehen haben, anders besonnen haben, darf ich Sie fragen, ob Sie mit Ihrer Freundschaft mir jetzt beistehen wollen."

„Ich will es — —" war die dumpf hervorgestoßene Antwort der Frau.

Entzückt küßte der Regierungsrath der Frau die Hand, er eilte hinaus und nach schon kaum einer Viertelstunde erschien sein Diener mit einem Korbe voll Eßwaaren, kostbaren Speisen, und auch zwei Flaschen Champagner waren dabei. Röschen und der kleine Carl wurden gerufen, und so groß war die Noth, der Hunger jener unglücklichen Leute,

daß Röschen sowohl, als der Knabe, daß selbst die kranke Mutter mit gierigen Blicken auf die Speisen schauten, und sie im Geiste eher verschlangen, als die Mahlzeit beginnen konnte.

Der Regierungsrath Baldemann war der liebenswürdigste Mensch, er war so freundlich, wie nie zuvor. Der Champagner wurde entkorkt, der Pfropfen flog an die Decke; er schenkte ein, und klirrend stießen die Gläser an einander auf fernere Freundschaft.

Röschen hatte nur ein Glas getrunken, aber sie schwindelte, es drehte sich die Stube mit ihr im Kreise herum, ihr war so schwer im Kopfe, sie wußte nicht wie, so sonderbar. Freilich hatte der Regierungsrath Baldemann das erste Glas auf einem entfernten Tische eingeschenkt, und Röschen hatte nicht gesehen, ob sie denselben reinen Wein, wie die Uebrigen bekommen hatte.

Die Mahlzeit war zu Ende, Röschen war so schwindlich, sie hätte gar zu gern geschlafen, da neigte sich der Regierungsrath Baldemann leicht zu Frau Schubert, und sagte mit bedeutungsvollem Blicke:

„Ich werde Fräulein Röschen, die unwohl zu sein scheint, nach ihrem Zimmer begleiten, damit ihr kein Unglück geschieht."

Ein wilder Blick der Doktorin Schubert war die Antwort. Schnell richtete sie sich halb im Sopha auf, aber erschöpft durch Krankheit, Hunger und Mattigkeit sank sie zurück, und sagte mit leiser, dumpfer Stimme:

„Sie sind sehr gütig, Herr Regierungsrath, gehen Sie."

Da faßte der Regierungsrath Röschen mit seinen star-

ken Armen, da hob er sie in die Höhe, wie ein kleines leichtes Kind, da trug er sie nach ihrem Zimmer. Armes Röschen!

Eine Weile verging. Frau Schubert lag schwer athmend auf dem Sopha, angstvoll horchte sie nach dem Zimmer, wo Röschen lag, sie fühlte die furchtbare Sünde, die sie an der Tochter begangen hatte, doch — doch, wenn sie noch in diesem Augenblick sie hätte retten können, sie hätte es nicht gethan, die Qual des Hungers war ihr noch mit zu gräßlichen Farben im Gedächtniß.

Da tönte plötzlich ein lauter, greller Schrei, und wieder und wieder. — Dann wurde Alles still; — und wieder ein Schrei, und dann stürmte, langsam verfolgt von dem Regierungsrath, der mit einem matten Lächeln hinter dem jungen Mädchen herging, Röschen ins Zimmer; ihre Haare waren wild aufgelöst, ihre Kleider in Unordnung; vor der Mutter stürzte sie auf die Kniee und umfaßte den Hals derselben.

„O, Mutter! — Mutter!“ rief sie aus. „Was ist geschehen! — Und Du, — Du hast das gelitten?!“

Eine glühende Röthe überflog das Gesicht der Frau Schubert. Jetzt erst, in diesem Augenblicke überwand das Mutterherz den kalten Eigennutz, als sie die Tochter, die entehrte, unglückliche Tochter zu ihren Füßen liegen sah. Heiße Thränen entrollten ihren Augen, Mutterthränen, Thränen, wie sie seit langen, langen Jahren nicht vergossen hatte.

„Mein armes, armes Kind,“ sagte sie seufzend; dann aber flog ein wilder Blick auf den Regierungsrath Balde-

mann, der mit verschränkten Armen träumerisch lächelnd vor ihr stand.

„Fort von uns, Sie Ungeheuer! — Fort von uns, Sie Infamer, Nichtswürdiger!!" rief die Doktorin dem Regierungsrathe zu. „Mögen wir sterben in Armuth, Noth und Kummer, mit Ihnen wenigstens wollen wir Nichts gemein haben!"

Ein kaltes Lächeln überflog die erschlafften Züge des Regierungsrathes, er griff in die Tasche, und indem er eine Hand voll Thaler aus derselben hervorzog und sie auf den Tisch warf, sagte er verächtlich:

„Was wollen Sie noch, Frau Doktorin? Ich habe Sie erkauft und hier ist der Kaufpreis. Ich habe mit Ihnen Nichts ferner zu schaffen."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, Frau Schubert in einem furchtbaren Nervenkrampfe zurücklassend. Röschen aber lag weinend, halb besinnungslos zu den Füßen der Mutter. Mehr als eine Stunde verging, ehe Frau Schubert sich zu erholen vermochte; dann ergriff sie die Feder und schrieb den Brief an ihren Gatten, den wir bereits kennen, welcher Schubert von Turin zurückberief.

Zwanzigstes Capitel.

Die Rückkehr.

Es war eine traurige Reise. Ueber sechs Monate waren vergangen, seitdem Schubert die Heimath verlassen hatte. Nur sechs Monate, und doch welche Veränderungen hatten diese sechs Monate in dem ganzen Leben dieses Mannes hervorgebracht, wie hatten alle seine Verhältnisse sich umgestaltet, mit welchen Gefühlen ging er jetzt nach Warburg zurück, nach jener Stadt, die er, ausgewiesen von der Polizei, dereinst verlassen hatte. Mit banger Sorge um Weib und Kind war er von Warburg fortgegangen, aber er hatte sie der Obhut eines treuen Freundes anvertraut, und so glaubte er, wenigstens einigermaßen beruhigt sein zu können. Jetzt wußte er den Freund in Gefangenschaft, die Frau sterbend und über das Schicksal der Tochter hatte er gar keine Nachricht.

Schnell flog Schubert der Heimath zu, immer trüber, immer düsterer wurden seine Ahnungen, je näher er dem Städtchen Warburg kam. Endlich war die letzte Station zurückgelegt. Es war spät Abends, als der Eisenbahnzug

in Warburg eintraf und als Schubert sich aufmachte, Weib und Kind aufzusuchen.

Schubert eilte schnell durch die Straßen seiner Heimathsstadt und kümmerte sich wenig um den häßlichen Regen, der vom Himmel fiel; sein Herz war ja so voll Sorgen und Kummer, daß es kaum einen Gedanken an die Außenwelt zuließ.

Als er der entfernten Gasse zueilte, in der das kleine Häuschen lag, welches er früher bewohnt hatte, begegnete ihm nicht fern vom Eisenbahnhofe ein Mann gerade in dem Augenblicke, als Schubert an einer Laterne vorüberging und als sein Gesicht vom Lichte derselben halb erleuchtet wurde.

Unwillkührlich blieben Beide stehen, und Schubert erkannte den Regierungsrath Baldemann, wie dieser auch seinen alten Feind augenblicklich wieder erkannte.

„Herr Doktor Schubert wieder in Warburg?" fragte der Regierungsrath spöttisch. „Ich glaubte, Sie wären ausgewiesen."

Schuberts Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er seinen Todtfeind die spöttische Frage an sich richten hörte, aber er hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, und so erwiderte er denn nur:

„Ich hörte, daß meine Frau krank sei, sie liegt auf dem Todtenbette, und noch einmal will ich sie sehen."

„So, so. — Ich glaube, Sie hätten besser gethan, Herr Doktor, wenn Sie nicht nach Warburg gekommen wären. Doch, das ist Ihre Sache. Ich sage Ihnen Lebewohl und bitte Sie, mich der Frau Doktorin und Röschen zu empfehlen."

Der Regierungsrath Baldemann zog mit spöttischer

Höflichkeit den Hut und ging weiter, während Schubert seiner frühern Wohnung zueilte. Wie so weit schien ihm der Weg; wie unendlich lang. Die höhnischen Worte des Regierungsrathes Baldemann ließen ihn das Schlimmste ahnen, das Schlimmste befürchten, und doch wußte er nicht, was er sich eigentlich denken sollte, er hatte keine Ahnung von dem, was geschehen sei, und seine trübsten Erwartungen reichten bei weitem nicht an die ganze Größe seines Unglücks.

Endlich stand er vor dem kleinen Häuschen, welches früher seine Wohnung ausgemacht hatte, aber alle Fenster waren dunkel und vergeblich suchte Schubert in der Wohnstube einen Schimmer von Licht zu entdecken, welcher ihm die Gegenwart seiner Frau und Tochter in derselben verrathen hätte.

Schubert schellte an der Thür, aber Niemand öffnete. Wieder schellte er und lauter, — Alles blieb still und todt im kleinen Hause. Eine ungeheure Angst bemächtigte sich des Unglücklichen. Was war das? was sollte er denken? War Frau Schubert schon todt? War ihr Brief zu spät in Turin angekommen? Hatte Schubert trotz der Eile, mit der er sich auf den Weg gemacht hatte, dennoch den Wunsch seiner Frau nicht erfüllen können? Aber wenn dies der Fall war, mußte doch Röschen da sein und sein Knabe. Wieder zog er ängstlich die Schelle, daß es weithin durch die ganze Gegend zu hören war.

Da öffnete sich ein Fenster in einem Nachbarhause und eine alte Frau steckte neugierig den Kopf heraus, um sich umzuschauen nach dem Lärmmacher; im Schubertschen Hause aber blieb Alles todt und stille.

Wieder läutete Schubert und lauter und lauter. Das

erschien der alten Frau denn doch gar zu sonderbar und so übertönte sie denn das Klingeln der Glocke, indem sie vom Fenster herunter mit schallender Stimme rief:

„Aber lieber Mann, was klingeln Sie denn gar so heftig? Da können Sie lange klingeln, ehe Jemand kommt; das Haus ist ja unbewohnt.“

Tief erschreckt wendete sich Schubert zu der Frau.

Das Haus ist unbewohnt?“ fragte er. „Wohnt hier nicht Frau Doktorin Schubert mit ihren Kindern?“

„Die hat hier gewohnt, aber es ist wohl schon länger als vier Wochen her, daß sie ausziehen mußte.“

„Ausziehen mußte?“

„Nun ja, das Elend wurde zu groß. Miethe konnte sie natürlich nicht bezahlen, und da hat sie denn der Wirth aus dem Hause geworfen.“

Ein tiefes Entsetzen ergriff den unglücklichen Mann, als er diese neue Trauernachricht hörte.

„Aber wo wohnt Frau Doktorin Schubert jetzt?“ fragte er mit leiser Stimme, nur mit Mühe sich zu der ruhigen Frage zwingend.

„Ei, wer kümmert sich um solches Volk! Ich weiß es nicht.“

Mit diesen Worten warf die Frau das Fenster zu und ließ den unglücklichen Mann allein auf der Straße stehen. Schubert war fast betäubt von dem Eindrucke, welchen die Stimme der alten Frau, die er wohl erkannte, und die ihm früher eine freundliche Nachbarin gewesen war, auf ihn gemacht hatte. „Wer kümmert sich um solches Volk,“ hatte diese Frau gesagt, und er kannte sie, es war eine ehrliche, alte, gute Frau, die sicherlich nicht deshalb, weil Frau Schubert

ins Unglück gerathen war, so wegwerfend von ihr gesprochen hätte.

Aber was sollte er denken? Was war geschehen, daß seine Frau sich die Verachtung ihrer Nachbarn zugezogen hatte?

Ein furchtbarer Gedanken stieg in Schubert auf und fieberhaft brannte sein Kopf nur bei der Idee an die Möglichkeit, daß vielleicht Röschen, seine Tochter, sein Liebling, durch die Noth getrieben, sich entehrt habe.

Das war eine grausenhafte, furchtbare Idee! Er konnte sie nicht fassen und dennoch — dennoch machte sie sich wieder und immer wieder mit gewaltigerer Kraft in ihm geltend!

Er mußte Gewißheit haben, er mußte wissen, was geschehen sei.

Da kam ein einsamer Wanderer die Straße herab, Schubert erkannte in ihm einen ehrsamen Bürger Warburgs, einen Mann, der früher einer seiner Freunde und Anhänger gewesen war, der es stets redlich mit ihm gemeint hatte, er trat daher dem Nahenden langsam entgegen, er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise:

„Kennen Sie mich noch, Herr Freuder?"

Freuder blickte erstaunt auf und sah dem fragenden Schubert ins Gesicht.

„Sind Sie es, oder sind Sie es nicht? Fast darf ich es nicht glauben. Sind Sie es wirklich, Herr Doktor Schubert?"

Freilich bin ich es, mein Freund, und ich komme nach der Heimath zurück, um Weib und Kind wiederzusehen, um sie mit mir in die Ferne zu nehmen, und sehen Sie, hier

stehe ich vor dem leeren Hause und kann nicht erfahren, wo meine Frau hingekommen,"

Die ehrlichen Züge des guten Bürgers verdüsterten sich, er wollte antworten, aber die Sprache stockte ihm, als seine Augen den ängstlich forschenden des Doktor Schubert begegneten.

„Sie antworten nicht?" fragte Schubert? „Wissen auch Sie nicht, was aus meiner Frau geworden ist? Ich muß bestimmt wissen, wie es ihr geht."

„Freilich weiß ich's, Herr Doktor, aber wahrlich, ich wünschte nicht, Ihnen die schlimme Nachricht mittheilen zu müssen."

„Sprechen Sie, Mann! — Sprechen Sie! Ich bin stark, gefaßt, vorbereitet auf Alles. Ist meine Frau todt? —"

„Nein, Herr Doktor, sie lebt."

„Und also ist es wahr, daß sie aus dem Hause geworfen ist vom Wirthe?—"

„Das ist leider richtig."

„Aber wie ist das möglich? — Mein Wirth war doch immer ein liberal denkender Mann und er gehörte zu den entschiedensten Anhängern der Demokratie. Wie konnte dieser Mann meine Frau aus dem Hause jagen? Wie konnte die demokratische Partei das leiden? Habe ich das um Euch verdient?"

Immer verlegner schaute der arme Freuder zu Boden; endlich aber faßte er Muth und sagte:

„Das ist eine trübe und traurige Geschichte, Herr Doktor, aber ich muß Ihnen reinen Wein einschenken, Sie dürfen uns das nicht so hoch anrechnen. Ihre Frau hat

die Demokratie verrathen, hat sich ganz der Reaktion in die Arme geworfen, — und — — —"

Aber wieder schwieg der arme Freuder, denn er konnte sich nicht entschließen, dem mit furchtbarer Spannung zuhorchenden Schubert die ganze Wahrheit zu sagen.

„Sprechen Sie, Freuder!" rief Schubert mit furchtbarer Ruhe. „Sprechen Sie, ich bin auf Alles gefaßt und ich bitte Sie um unserer alten Freundschaft willen, sagen Sie mir die volle Wahrheit, die ganze volle Wahrheit. Was ist hier geschehen?"

„Nun, Herr Doktor, wenn Sie es doch einmal wissen wollen. — Das Gerücht geht in der Stadt, — aber ich möchte es nicht verbürgen, man spricht ja so Vieles — es ist gewiß nicht richtig."

„Welches Gerücht?" —

„Das Gerücht sagt, Frau Doktorin Schubert habe nicht nur dem Regierungsrathe Baldemann die Geheimnisse unserer Partei verrathen, sie habe ihm auch — — —"

„Was weiter, was weiter?" —

„Sie habe ihm auch," platzte der Mann heraus, „die Tochter verkuppelt."

Das war Schuberts dunkle Ahnung gewesen, und dennoch traf ihn der Schlag mit furchtbarer Heftigkeit, dennoch glaubte er ihn nicht ertragen zu können. Er mußte sich, damit er nicht umsank, an das Haus lehnen. Alle seine Lebenshoffnungen, sein ganzes Lebensglück schien in einem Augenblicke zertrümmert.

Aber nein, das war ja nur ein Gerücht, ein dunkles, unbestimmtes Gerücht, und wie oft trügen, wie oft lügen nicht Gerüchte? Röschen, jenes reine liebliche Kind, das

er so unschuldig der Fürsorge der Mutter hinterlassen hatte, Röschen konnte — konnte nicht gefallen sein.

Wieder faßte er neue Hoffnung, er glaubte diesem Gerüchte nicht, die Wahrheit desselben war ganz unmöglich.

„Kommen Sie Freund," sagte er, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, „kommen Sie, führen Sie mich zu meinem unglücklichen Weibe. Das sind Gerüchte, die Sie mir erzählt haben, aber ich bin überzeugt, es sind unwahre, lügnerische Gerüchte. Man verleumdet ja die lieblichste Unschuld, man wird auch mein Röschen verleumdet haben.

Freuder schüttelte mit einer Thräne im Auge den Kopf, aber er wagte es nicht, den Glauben des unglücklichen Vaters zu stören. So ging er diesem denn voran, und er schlug den Weg nach der dunkelsten und entlegensten Gasse von Warburg ein, nach jener Gasse, welche der Schlupfwinkel theils des Verbrechens, theils der furchtbarsten Armuth war, nach jenen Gegenden, in deren ungesunden, eng zusammengedrängten Häusern diejenigen wohnten, die kein anderes Asyl zu finden vermochten.

Schubert schauderte, als er dem Manne folgte, und als er sah, daß sein Weib in jener furchtbaren Gegend der Stadt wohnte; aber jetzt, nachdem er jenes Gerücht gehört hatte, jetzt konnte ihn fast Nichts mehr erschüttern, jetzt war er stark geworden und abgehärtet. Er wünschte es, Frau und Kind im tiefsten Elend zu finden, denn das war ja der beste Beweis dafür, daß Röschen nicht entehrt sei.

So schritten die beiden Männer vorwärts durch die dunkle Nacht, durch die menschenleeren Straßen von Warburg, nur hier und dort begegnete ihnen ein einzelner Bür-

ger, der ruhig nach Hause ging und sich wenig um die beiden einsamen Wanderer kümmerte.

Sie waren bis in die äußerste Vorstadt gekommen, da blieb Freuder vor einem kleinen Häuschen stehen, vor einer Hütte, der schlechtesten in der ganzen Gegend. Ein kleines schmales Fenster ging von diesem Hüttchen auf die Straße, und dies Fenster war zum Theil ohne Scheiben, die nur durch vorgeklebte Papierstücke ersetzt wurden. Ein trüber Lichtschein fiel aus dem traurigen Häuschen auf die Straße.

„Wir sind am Ziele, Herr Doktor," sagte Freuder mit leisem, betrübtem Tone.

„Hier also wohnt mein unglückliches Weib?" fragte Schubert, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als er auf das jämmerliche Haus blickte. Freuder nickte bejahend.

„Leben Sie wohl, Herr Freuder; ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich; wie tief Sie mich auch durch Ihre Mittheilungen betrübt haben, Sie haben mir als Freund die Wahrheit gesagt."

Schweigend drückte der ehrliche Mann dem Doktor Schubert die Hand und eine große, schwere Thräne rollte ihm über die Wange; dann ging er schnell fort, er konnte nicht länger bleiben, das Herz war ihm gebrochen bei dem Anblick dieses unglücklichen Vaters, der doch so stark sein Schicksal ertrug.

Schubert klopfte an die niedrige Thür des Hauses und einen Augenblick später that sie sich auf. Röschen öffnete, erstaunt auf den Fremden blickend, der sie noch zu so später Abendstunde heimsuchte. Als sie den Vater erkannte, da stieß sie einen lauten Schrei der Freude aus und flog Schubert an den Hals, stürmisch umarmte sie den geliebten

Vater, aber im nächsten Augenblicke ließ sie ihn los und stand dann mit Blut übergossener Wange, mit thränendem Blick zu Boden schauend, vor ihm.

„Mein Kind, mein theures, liebes Kind!" so rief Schubert und in der Freude des Wiedersehens da vergaß er all' die dunkeln Ahnungen, die ihn gepeinigt hatten, da vergaß er das grausenvolle Gerücht, von dem er gehört hatte, er sah sein Kind vor sich, so schön, so lieblich, wie früher; freilich bleicher, nicht mehr mit der rosigen Farbe der Gesundheit auf den Wangen, aber deshalb nicht weniger schön.

Aber sein zweiter Gedanke schon galt der kranken Frau.

„Wo ist die Mutter, und wie geht es ihr?"

Röschen blickte zu Boden, und große, schwere Thränen entrollten ihren Augen.

„Sie hat so sehr gewünscht, Dich noch einmal zu sehen," entgegnete sie; „und welches Glück ist es, daß Du noch kommst, daß Du noch rechten Zeit da bist. Komm, Vater, wie wird die arme Mutter sich freuen, wenn sie Dich wiedersieht."

Und sie zog den Vater mit sich fort in ein kleines enges, ärmliches Stübchen, welches unmittelbar an den Flur stieß und zugleich die Küche war. Es war das einzige Stübchen in dem Hause, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer der ganzen Familie. Eine kalte Kellerluft wehte Schubert entgegen, als er in das enge Gemach trat, und fast entsetzt bebte er zurück, als sein Blick auf ein jämmerliches Strohlager fiel, und als er auf diesem bleich, abgezehrt, ein wahres Bild des Todes, die Frau liegen sah, die er vor einem halben Jahre verlassen hatte. Welche Veränderungen hatten sechs Monate bei dieser Frau hervorgebracht. Frau Schubert

war kaum mehr wiederzuerkennen, so hatten Krankheit und Kummer in ihren Gesichtszügen gewüthet, und nur die großen, schwarzen, brennenden Augen waren noch dieselben geblieben; aber sie strahlten noch unheimlicher, noch geisterhafter aus den bleichen, abgefallenen Gesichtszügen hervor, wie früher.

Die Kranke blickte Schubert entgegen ohne ein Zeichen der Freude oder der Theilnahme; nur einen tiefen Seufzer stieß sie aus und mit schwerer Kraftanstrengung richtete sie sich ein wenig von dem Strohlager auf.

„Du kommst," sagte sie mit schwacher, zitternder Stimme, „Du kommst. — Ich danke Gott dafür, daß ich noch einmal Dich sehen, Dich um Verzeihung bitten kann. Wir haben gefürchtet und gehofft. — Mein letzter Wunsch ist erfüllt, meine letzten Augenblicke werden ruhig sein, da Du hier bist."

Eine heiße Thräne drängte sich in Schuberts Auge, als er diese Worte, schwach und zitternd, von den Lippen seiner Frau hörte. Wohl hatte er ihr im Herzen Vorwürfe gemacht, aber als er dieses Bild des Jammers und des Elendes sah, jene Frau, welcher schon der Tod die Stirn beschattete, da vermochte er nicht länger zu zürnen, da löste sich aller Zorn in Wehmuth und Milde auf.

Er trat an das Lager der Kranken und ergriff ihre Hand, welche im wilden, heftigen Fieber glühend brannte.

„Meine arme, arme Marie," sagte er, so muß ich Dich wiederfinden, so krank und elend?"

„Ich habe nur noch wenige Stunden, vielleicht noch wenige Augenblicke zu leben," fuhr Frau Schubert mit schwacher Stimme fort. „Komm, Carl, setze Dich zu mir,

ich vermag nicht laut zu sprechen, und doch muß ich Dir beichten vor meinem Tode, damit ich ruhig ins Jenseits gehen kann."

Schubert setzte sich auf einen kleinen Sessel neben das Lager der Frau, und hielt ihre Hand in der seinigen und drückte sie zärtlich.

„Sprich jetzt nicht von der Vergangenheit, Marie, erhole Dich, damit Dir die Aufregung über meine Ankunft nicht schadet."

Frau Schubert schüttelte leise den Kopf. — „Nein, mein Carl, meine Zeit ist kostbar. Heut Morgen sagte der Arzt zu Röschen — ich habe es wohl gehört — daß ich wohl schwerlich der Abend erleben würde. Aber ich wollte ihn erleben, denn alle meine Hoffnung ging ja dahin, daß ich Dich noch einmal sehen möchte und nun ist dieser Wunsch erfüllt. —"

Schubert wollte antworten, aber die Kranke winkte ihm mit der Hand, zum Zeichen, daß er sie nicht unterbrechen möge. Sie fuhr fort und erzählte Schubert die ganze Geschichte der Vergangenheit, von dem Tage, wo er Warburg verlassen hatte, bis zu diesem Augenblicke. Mit matter, zitternder, oft kaum hörbarer Stimme erzählte sie; oft schien die Kraft die unglückliche Sterbende zu verlassen, aber noch lebte der gewaltige, starke Geist, und er bezwang den Körper; sie erzählte, sie beichtete, und kein unwahres Wort ging von ihren Lippen; sie schonte sich selbst nicht, sie hatte kein Mitleid für ihre eigene Schwäche, unbarmherzig deckte sie dieselben den Gatten auf, der mit furchtbarer Spannung, in tiefster Seelenpein der grausenhaften Erzählung zuhorchte. Oft ballte sich vor innerm Grimm

seine Faust, oft mußte er sich Gewalt anthun, daß er nicht aufsprang, daß er nicht die Kranke unterbrach, daß er nicht forteilte, um sich zu rächen an dem Schändlichen, der Frau und Kind ins Unglück, in Noth und Schande gestürzt, der ihm selbst das theuerste Gut seines Lebens, die Ehre seiner Tochter, geraubt hatte.

Frau Schubert hatte geendet.

„Kannst Du mir verzeihen, Carl?" — fragte sie mit leiser, schon gebrochener Stimme, und ihr Blick hing flehend, forschend an den Augen ihres Mannes. — „O, Carl, — ich beschwöre Dich — laß mich nicht sterben ohne ein Wort der Liebe, ohne ein Wort der Verzeihung, — Siehe, das ist mein Gedanke gewesen seit Tagen, seit Wochen. — Ich weiß, daß der Tod mir nahe ist, schon fühle ich, wie meine Kräfte mich verlassen. — — Willst Du der Sterbenden verzeihen?" —

Schubert kämpfte einen furchtbaren, gewaltigen Kampf, einen Kampf, der seine ganze Seele erschütterte. Diese Frau, sie hatte ihn selbst schnöde verrathen, diese Frau, sie hatte ihm das liebste, das theuerste Glück auf Erden geraubt, sie hatte sein armes Kind geschändet, sie hatte nie ihn, immer nur sich selbst geliebt, und ihrem schnöden Eigennutze hatte sie der Tochter Ehre geopfert. Aber diese Frau war eine sterbende; in Noth, Jammer und Elend lag sie vor ihm auf dem erbärmlichen Strohlager bleich, abgezehrt, ein Bild des Todes, und ihr Blick ruhte bittend auf seinem Angesicht, um die Verzeihung oder die Verdammung in demselben zu lesen.

Ihre Hand hatte kramphaft die seinige umklammert, ja er fühlte es, schon in den nächsten Minuteu mußte die

Seele diesem schwachen, kranken Körper entfliehen. Durfte, konnte er der Sterbenden die Bitte abschlagen? Er durfte, er konnte es nicht.

Er beugte sich zu der Kranken nieder und drückte einen sanften Kuß auf ihren Mund, indem er leise sagte:

„Ja ich verzeihe Dir, Marie, ich verzeihe Dir von ganzem Herzen."

Da umspielte ein freudiges Lächeln die Züge der Sterbenden, da stürzte auch Röschen vor dem Vater nieder, umfaßte seine Kniee und flehte laut weinend:

„Und auch mich verstößt Du nicht, Vater, — mich, Dein unglückliches Kind!" —

Heiße Thränen traten in die Augen Schuberts. — „Nein, nein, Du unglückliches Opfer, Du bist mein liebes theures Kind, und wenn auch die Welt Dich verläßt und Dich für entehrt hält, Du bist mein Kind und niemals werde ich Dich verlassen."

Die Sterbende athmete schwächer, er beugte sich zu ihr hernieder und er sah den Tod, den unerbittlichen nahen. Aber freudig ging Frau Schubert den letzten Augenblicken entgegen, ein heiteres Lächeln umspielte ihre Lippen und sie flüsterte dem Gatten die letzten Worte zu:

„Jetzt bin ich glücklich, Carl, denn Du hast mir verziehen. —"

Auch Röschen war zum Sterbebette der Mutter niedergekniet, sie hielt die eine Hand der Kranken, während Schubert die andere erfaßt hatte, und traurig weinend stand der kleine Knabe auf der anderen Seite des Strohlagers.

Eine tiefe Stille, nur unterbrochen durch das heftige, schnell röchelnde Athmen der Kranken, herrschte in dem klei-

nen Gemach; da wurde dieselbe plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür unterbrochen und eine barsche Stimme rief:

„Aufgemacht da drinnen, im Namen des Gesetzes aufgemacht!“

Erschreckt fuhr Frau Schubert noch einmal von ihrem Lager auf und blickte wirr und entsetzt um sich, Röschen sprang auf und eilte, tief erstaunt über die unvermuthete Störung, nach der Thür. Als sie geöffnet hatte, wurde sie hart zurückgedrängt und der Polizeiwachtmeister Weise mit zwei andern Polizisten schritt ohne zu fragen durch die Thür, er trat ein, legte die Hand auf Schuberts Schulter und sagte:

„Im Namen des Gesetzes, Herr Doktor Schubert, verhafte ich Sie!“

Schubert hatte in den letzten Stunden so viel des Jammers, so viel der Trübsal erlebt, daß ihn Nichts mehr zu erschrecken vermochte. Mit einem verächtlichen Blicke maß er den Polizisten und wies auf das Sterbebett seiner Frau, indem er sagte:

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen entfliehe, sehen Sie dort meine Frau im Sterben und haben Sie einmal in Ihrem Leben ein menschliches Herz. Bewachen Sie meinethalben dieses Haus, aber gönnen Sie mir einige Stunden, um die letzten Augenblicke bei der Sterbenden zu bleiben.“

„Nichts da, Herr!“ rief der Polizeiwachtmeister mit seiner gewohnten Brutalität aus. „Sie sind verhaftet, hier ist der vom Herrn Polizeipräsidenten ausgestellte Verhaftsbefehl. Sie haben mich augenblicklich zu begleiten! —“

„Herr, haben Sie denn kein menschliches Gefühl im

Busen? Wollen Sie mich vom Sterbebette der Frau hinwegreißen?"

„Das geht mich Alles nichts an, Sie sind verhaftet, Herr!"

„Nun wohl, ich werde Ihnen folgen; aber ein Wort des Abschiedes von meiner sterbenden Frau werden Sie mir doch vergönnen?"

„Meinetwegen!" entgegnete der Polizeiwachtmeister mit einem herablassend gütigen Tone, „man muß auch menschlich sein."

Schubert kniete nieder zu dem Lager seiner Frau, er ergriff ihre Hand, er beugte sich herab, um einige leise Worte des Abschiedes der Sterbenden zuzuflüstern, aber — es war zu spät, die Hand lag schwer und leblos in der seinigen, Frau Schubert hatte bereits geendet. Noch einen Kuß drückte Schubert auf die Lippen seiner dahin geschiedenen Gattin, dann schloß er ihr die Augen, stand auf und wendete sich mit kalter Ruhe zu dem Polizeiwachtmeister:

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Der Schreck hat meine Frau getödtet, sie bedarf meiner nicht mehr."

Entsetzt wendete sich der Polizeiwachtmeister zu dem Lager der Leiche.

„Kommen Sie, Herr Doktor," sagte er leiser und fast klang ein Ton des Mitleides durch seine Stimme, „denn ich muß Sie verhaften, ich habe den bestimmtesten Befehl. Wahrhaftig, ich kann nicht anders."

Einundzwanzigstes Capitel.

Schluß.

Acht Tage waren vergangen. Schubert war noch immer im Gefängniß; aber vergeblich hatte sich der Polizeipräsident bemüht, eine Anklage gegen den Gefangenen zusammenzuschmieden. Der Staatsanwalt lehnte jede Anklage ab, denn auch nicht die Spur eines Verdachtes, einer unerlaubten Handlung war gegen den Gefangenen zu finden. So mußte Herr von Walter denn, wie ungern er es auch that, Schubert wieder in Freiheit setzen, aber mit dem Bedeuten, daß er binnen 24 Stunden die Stadt verlasse, widrigenfalls ihm schwere Strafe angedroht war.

In den acht Tagen, welche Schubert im Gefängnisse zugebracht hatte, wàr auch Markmanns Prozeß vor den Geschwornen entschieden worden. Man hatte gegen Markmann mit vieler Kunst eine Anklage zusammengeschmiedet, aber diese Anklage war so absurd, so lächerlich, man hatte so wenig triftige Gründe finden können, daß man mit aller

Anstrengung nicht vermochte, auch nur die Spur eines Beweises aufzubringen.

Falsche Zeugen waren freilich in genügender Masse herbeigeschafft worden und der Polizeipräsident selbst, einige andere Polizisten, sowie der Redakteur der neuen Warburger Zeitung, Herr Göschel, figurirten unter diesen; aber vor der Oeffentlichkeit konnten solche Zeugnisse nicht bestehen. Die Zeugen widersprachen sich gegenseitig; die Entlastungszeugen für Markmann sprachen so offen, so unverhohlen, so ehrlich die Wahrheit, daß Niemand an ihren Aussagen zu zweifeln vermochte. Die Belastungszeugen widersprachen sich so oft, sagten so oft das ungereimteste Zeug aus, daß kein irgend vorurtheilsfreier Mann einen Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussagen zu unterdrücken vermochte.

Die Briefe Webers, durch welche Markmann kompromittirt sein sollte, waren unzweideutig nachgeahmt, verfälscht, die Sachverständigen sprachen sich so entschieden für diese Fälschung aus, daß auch darüber kein Zweifel mehr bestehen konnte, und obgleich Herr von Walter die Geschworenen für den Markmannschen Prozeß auf das Sorgfältigste ausgewählt hatte, obgleich er glaubte, eines günstigen Erfolges sicher zu sein, so wurde doch Markmann einstimmig für nichtschuldig erklärt, ja, der Staatsanwalt hatte der Oeffentlichkeit gegenüber nicht den Muth, das künstlich zusammengefügte Gebäude seiner Anklage aufrecht zu erhalten, er trug selbst auf Nichtschuldig an.

Unter dem Jubel des Volks von Warburg wurde Markmann frei gesprochen, der Freiheit wieder gegeben.

Auch Schubert verließ sein Gefängniß und kehrte in

die eigene jämmerliche Wohnung zurück, in der seine Gattin gestorben war. Frau Schubert war während der Zeit seiner Gefangenschaft begraben worden, aber Röschen und der Bruder wohnten noch in der elenden Hütte.

Als Schubert in das enge Kämmerchen trat, traf er daselbst seinen Freund Markmann. Schweigend umarmten sich die beiden Freunde, sie vermochten ihren Gefühlen keine Sprache zu verleihen und erst nach langer Zeit vermochten sie sich zu fassen, sie hatten ja Beide so Vieles, so Furchtbares in der Zeit ihrer Trennung erlebt.

Noch an demselben Tage verließ Schubert mit seinen beiden Kindern Warburg um nach Turin zurückzukehren. Markmann, der stets bereitwillige Freund, hatte ihn mit den Mitteln versehen, um mit seinen Kindern die Reise machen zu können, und er begleitete Schubert nach der Eisenbahn.

„Lebe wohl, Freund," sagte er, „lebe wohl. Auch ich würde Dir folgen, aber ich halte es für meine Pflicht, für eine heilige theure Pflicht jedes Volksmannes, noch zurückzubleiben, das Vaterland nicht zu verlassen, bis zum letzten Augenblicke. Auch Du wirst einst zurückkehren, Schubert, denn, wie furchtbar auch jetzt das Unglück unserm Vaterlande zu drohen scheint, die Zeit der Vergeltung kommt, sie wird, sie muß kommen!"

Zweifelnd schüttelte Schubert das Haupt, aber Markmann fuhr fort, indem er noch einmal dem Freunde die Hand drückte:

„Zweifle nicht an der Zukunft, weil die Gegenwart Dich hart drückt. Glaubst Du, daß ein Volk, wie das

deutsche, lange das Joch der Sklavenkette zu tragen vermag? Glaubst Du, daß es in ohnmächtigem Grimme sich selbst verzehren werde? Nein wahrlich, Schubert. ich habe ein besseres Zutrauen zu unserm Vaterlande, und noch einmal rufe ich Dir beim Abschiede zu: Auch Du wirst zu uns zurückkehren, denn die Zeit der Vergeltung ist nahe! —"

Druck von E. Lauter u. Co. in Berlin, Klosterstr. 64.

Streckfuß, Adolf,

Das Volks-Archiv eine Sammlung geschichtlicher Erzählungen aus der neuesten Zeit, Biographien berühmter Freiheits-Kämpfer u.s.w

Bd.: Erster Band

Berlin 1850